UNIVERSITY OF MICHIGAN

LC 65.5 S

Harvard College
Library

FROM THE BEQUEST OF
SAMUEL SNAPLEIGH
CLASS OF 1795
LIBRARIAN OF HARVARD COLLEGE
1795-1806

Digitized by Google

# Italiänischer Novellenschatz.

---

## Erster Theil.

Digitized by Google

Ahead.

Digitized by Google

# Italiänischer Novellenschatz.

Ausgewählt und übersetzt

von

Heinrich
Adelbert Keller.

Erster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1851.

Digitized by Google

Ital 6585.8

1861, Nov. 15.
6 vol. in 3. $2.25
Shaw Fund.

Digitized by Google

# Vorwort.

Der Plan dieſes Werkes iſt, eine chronologiſche Reihe von charakteriſtiſchen Proben der italiäniſchen Erzählungskunſt, eine Geſchichte der italiäniſchen Novelliſtik in Beiſpielen zu geben.

Die hundertundfunfzig Novellen, welche hier überſetzt ſind, habe ich aus etwa viertehalbhundert Erzählern oder anonymen Erzählungsſammlungen ausgewählt.

Ausgeſchloſſen von meiner Aufgabe blieb der größte italiäniſche Erzähler Giovanni Boccaccio. Die Bibliothek der Claſſiker des Auslandes, deren Theil mein Novellenſchatz zu werden beſtimmt iſt, hat eine ausgezeichnete Überſetzung der ſämmtlichen Novellen Boccaccio's bereits gegeben. Wem es um Erkenntniß litterar-hiſtoriſcher Entwickelung zu thun iſt, der möge die Leſung des Decameron nach meiner Auswahl aus den ſogenannten hundert alten Novellen, vor denen des Franco Sacchetti einreihen.

Digitized by Google

Die Auswahl der einzelnen Stücke zu begründen, werde ich nicht nöthig haben. Eine schwierige Klippe in diesem Felde bilden die oft unsaubern Stoffe der italiänischen Erzählungen. Wer diesen Zweig der Litteratur genauer kennt, wird sehen, daß ich die anstößigen Stücke möglichst habe beiseit liegen lassen. Manchen bin ich vielleicht diesfalls zu ängstlich gewesen, andern aber wol zu frei. Ganz umgehen konnte ich dergleichen nicht, da die litterar-historische Charakteristik mein Hauptaugenmerk bleiben mußte. Zu Abkürzungen oder Abschwächungen einzelner Stellen konnte ich mich aus demselben Grunde nicht entschließen: es schien mir dies der historischen Treue zuwiderzulaufen, auch hätte dieses Verfahren dann meine Verantwortlichkeit für das Stehengebliebene vergrößert. Immerhin ist der Novellenschatz kein Buch für Jünglinge und Mädchen, sondern für Männer, und es gilt davon was Boccaccio über sein Decameron an Maghinardo von Cavalcanti schreibt: Sane, quod inclitas mulieres tuas domesticas nugas meas legere permiseris, non laudo; quin imo quaero per fidem tuam, ne feceris. Übrigens besteht auch hier das sittlich Verwerflichste nicht in einzelnen Ausdrücken und Schilderungen derber Sinnlichkeit, sondern mehr in den oft ganz verkehrten sophistischen Theorien,

Digitized by Google

welche über die Moralität aufgestellt werden und gegen die nicht immer die poetische Gerechtigkeit geübt wird. Befriedigung gewährt daneben die Betrachtung, wie die sinnlichen und anstößigen Dinge häufig wechseln mit Beispielen sittlicher Reinheit, Festigkeit und Größe, hingebender Treue und Beständigkeit, die wie weiße Lilien hervorragen aus üppig blühenden und betäubend duftenden Gewächsen.

Was ich hier dem Drucke übergebe ist nur ein Theil dessen, was ursprünglich meine Absicht war. Ich wollte, nachdem ich alle mir zugänglichen italiänischen Novellen von frühester Zeit bis auf unsere Tage durchgearbeitet, eine möglichst umfassende Übersicht geben über das ganze von mir durchwanderte Gebiet mit Rücksicht auf die persönlichen Verhältnisse der Erzähler, den Inhalt der Novellen, die Abstammung und die Verzweigungen der Stoffe und die Bibliographie der Ausgaben und Sammlungen. Wie ich theils selbst, theils durch äußere nicht zu beseitigende Hemmnisse veranlaßt worden bin, von diesem meinen Plane abzusehen und einen druckfertigen ausführlichen litterarischen Apparat zu dem Novellenbuche zurückzuhalten, gehört nicht hierher. Doch darf ich die Hoffnung aussprechen, daß es mir später noch gelingen werde, Stimmung und Gelegenheit zur ab-

Digitized by Google

ſchließenden Wiederaufnahme und zur Veröffentlichung meiner Studien über die Geſchichte der italiäniſchen Novelle zu gewinnen.

Tübingen, 9. Mai 1850.

A. Keller.

# Inhalt des ersten Theils.


**I. Aus den Hundert alten Novellen.**

| | Seite |
|---|---|
| 1. Von der reichen Botschaft, welche der Priester Johann an den Kaiser Friederich absandte | 1 |
| 2. Von einem griechischen Weisen, der gefangen war | 3 |
| 3. Der Erzähler Azzolino's | 6 |
| 4. Polo Traversaro | 7 |
| 5. Guglielmo von Bergdam, der vermessene Provenzale | 8 |
| 6. Trost der Witwe | 10 |
| 7. Die Liebe Karl's von Anjou | 11 |
| 8. Vom König Meliadus und dem Ritter ohne Furcht | 14 |
| 9. Das Herz des Buhlers | 15 |
| 10. Der Gang nach dem Ziegelofen | 17 |
| 11. Tristano und Isotta | 19 |
| 12. Eine schöne Liebesgeschichte | 23 |
| 13. Der Hauptmann von Norcia | 26 |

**II. Novellen von Franco Sacchetti.**

| | |
|---|---|
| 14. Lob und Tadel | 49 |
| 15. Der Müller und der Abt | 52 |
| 16. Die drei Gebote des Vaters | 57 |
| 17. Piero Brandani | 63 |
| 18. Das Vermächtniß | 68 |
| 19. Gonnella's Heimkehr | 70 |
| 20. Die Casentiner Gesandten | 71 |
| 21. Der Bauer und der Sperber | 76 |

**III. Aus dem Pecorone des Ser Giovanni Fiorentino.**

| | |
|---|---|
| 22. Galgano's Entsagung | 81 |
| 23. Die Kunst zu lieben | 85 |
| 24. Die Freundin des Cardinals | 97 |
| 25. Wie ein Hahnrei durch Schläge getröstet wird | 106 |


Digitized by Google

Seite

26. Der Kaufmann von Venedig ..... 111
27. Der listige Freier ..... 135
28. Hauskreuz ..... 142
29. Pariser Theologen in Rom ..... 146
30. Römische Rache ..... 153
31. Ein Deutscher in Italien ..... 157
32. Von den Guelfen und Ghibellinen ..... 164
33. Männerlist ..... 167
34. Spanisch-deutscher Krieg ..... 179
35. Dionigia ..... 197
36. Die Vergiftung ..... 205
37. Bärenjagd ..... 213

**IV. Luigi Pulci.**

38. Zwei Stücklein aus Siena ..... 218

**V. Gentile Sermini.**

39. Ser Pace ..... 227

**VI. Niccolò Macchiavelli.**

40. Belfagor ..... 240

**VII. Bernardo Ilicino.**

41. Sienischer Edelmuth ..... 253

**VIII. Masuccio aus Salerno.**

42. Der unschuldige Mörder ..... 275
43. Veronica ..... 287
44. Der Barkenführer ..... 296

**IX. Novelle eines Ungenannten.**

45. Der dicke Tischler ..... 301

# I. Aus den Hundert alten Novellen.

## Um 1300.

---

## 1. Von der reichen Botschaft, welche der Priester Johann an den Kaiser Friederich absandte.

(Nov. 2.)

Der Priester Johann, ein sehr edler Herrscher in Indien, sandte eine reiche und edle Botschaft an den edeln und mächtigen Kaiser Friederich, welcher wahrhaft ein Spiegel der Welt war in Reden und Sitten und ein großer Freund von schöner Rede, und sich bemühete, weise Antworten zu geben. Der Zweck und die Absicht bei jener Botschaft bestand nur in zwei Dingen: er wollte nämlich genau prüfen, ob der Kaiser wirklich weise sei in Reden und Handlungen. Er schickte ihm durch besagte Gesandte drei sehr edle Steine und sprach zu ihnen: Gebt sie dem Kaiser und richtet ihm aus von mir, er möge euch sagen, was das Beste ist in der Welt! Bewahret seine Worte und Entscheid, beobachtet seinen Hof und dessen Gebräuche und erzählt mir, was ihr findet, ohne Fehl.

Sie gingen zu dem Kaiser, zu welchem sie von ihrem Herrn geschickt wurden: sie begrüßten ihn, wie es sich geziemte, im Namen Seiner Majestät und schenkten ihm aus Auftrag ihres obenbezeichneten Gebieters die obengenannten Steine. Er nahm sie und fragte sie nicht nach ihren Eigenschaften: er ließ sie aufheben und lobte sie sehr wegen ihrer großen Schönheit. Die Gesandten

brachten ihre Fragen vor und beobachteten die Sitten und den Hof. Darauf, nach wenigen Tagen, begehrten sie Urlaub. Da ertheilte ihnen der Kaiser die Antwort und sprach: Richtet mir an euren Gebieter aus, das Beste auf dieser Welt sei das Maß.

Die Boten gingen, meldeten es und erzählten, was sie gesehen und gehört hatten, wobei sie des Kaisers Hof sehr lobten, als welcher durch die schönsten Sitten geschmückt sei, ebenso das Betragen seiner Ritter. Der Priester Johann, als er vernahm, was seine Botschafter berichteten, lobte den Kaiser und sagte, er sei sehr weise im Worte, aber nicht in der That, alldieweil er nicht nach der Eigenschaft so theurer Steine sich erkundigt habe. Er schickte die Gesandten zurück und bot ihm an, wenn es ihm gefalle, ihn zum Seneschalk seines Hofes zu machen. Er ließ ihm seine Reichthümer und die verschiedenen Stämme seiner Unterthanen erzählen und die Beschaffenheit seines Landes. Nach einiger Zeit dachte der Priester Johann, die Steine, welche er dem Kaiser geschenkt, haben ihre Kraft verloren, da sie vom Kaiser nicht erkannt worden seien, nahm also seinen werthvollsten Steinkenner und schickte ihn heimlich an den Hof des Kaisers mit dem Auftrage: Strenge deinen Verstand aufs äußerste an, daß du mir diese Steine wiederbringst! Um keinen Preis soll mir's fehlen.

Der Steinkenner machte sich auf den Weg mit vielen Steinen von großer Schönheit und fing an, am Hofe seine Steine zu fassen. Die Barone und Ritter kamen, seine Arbeit zu sehen. Der Mann war sehr klug: wenn er einen sah, der am Hofe angestellt war, so verkaufte er nichts an ihn, sondern gab zum Geschenk; auch theilte er viele Ringe aus; bis endlich sein Lob vor des Kaisers Ohren gelangte. Dieser schickte nach ihm und er zeigte ihm seine Steine. Er lobte sie, aber nicht wegen ihrer großen Kraft. Der Fremde fragte daher, ob er denn kostbarere Steine habe. Darauf ließ der Kaiser die drei

kostbaren Steine kommen, welche jener zu sehen wünschte. Nun freute sich der Steinkenner, nahm einen in die Hand und sprach: Dieser Stein, gnädiger Herr, ist die beste Stadt werth, die ihr besitzet.

Dann nahm er den andern und sprach: Dieser, gnädiger Herr, ist die beste Provinz werth, die ihr besitzt.

Und dann nahm er den dritten und sprach: Gnädiger Herr, dieser ist mehr werth als das ganze Reich.

Damit schloß er die obenbesagten Steine in seine Faust. Die Kraft eines derselben machte ihn unsichtbar, sodaß sie ihn nicht mehr bemerkten. Er stieg die Treppen hinab, kehrte zu seinem Herrn zurück und überreichte ihm die Steine mit großer Freude.

---

## 2. Von einem griechischen Weisen, der gefangen war.

(Nov. 3.)

In Griechenland war ein Herr, welcher Königskrone trug und hatte ein großes Königreich. Er war geheißen Philipp und hielt wegen irgend eines Vergehens einen griechischen Weisen im Gefängniß. Dieser besaß so große Wissenschaft, daß sein Verstand bis über die Sterne reichte. Es begab sich eines Tages, daß dem Herrn aus Spanien ein edles Schlachtroß geschenkt ward von großer Stärke und schönem Ansehen. Da verlangte der Herr nach seinem Marschalk, um die Güte des Rosses zu erfahren; es ward ihm aber gesagt, er habe in seinem Gefängniß den unübertrefflichen Meister, der in alle Dinge Einsicht habe. Er ließ das Roß auf das Feld führen und den Griechen aus dem Gefängniß holen und sprach zu ihm: Meister, beschaue dieses Roß! denn es ist mir gemeldet worden, daß du dich sehr darauf verstehest.

Der Grieche beschaute das Roß und sprach: Gnädiger Herr, das Pferd sieht zwar gut aus, aber ich sage euch so viel, daß das Pferd mit Eselsmilch aufgezogen ist.

Der König schickte nach Spanien, um zu erfahren, wie es aufgezogen worden sei, und sie fanden, daß die Stute gestorben war und das Fohlen mit Eselsmilch hatte aufgezogen werden müssen. Der König verwunderte sich darob sehr und verordnete, daß man ihm täglich auf Kosten des Hofes ein halbes Brot reiche. Eines Tages begab es sich, daß der König seine Edelsteine sammelte; er sandte nach jenem griechischen Gefangenen und sprach: Meister, du hast große Wissenschaft und ich glaube, du verstehst dich auf alle Dinge. Sage mir, wenn du dich auf die Steine verstehst, welchen hältst du für den werthvollsten?

Der Grieche beschaute sie und sprach: Gnädiger Herr, welchen habt denn ihr am liebsten?

Der König nahm einen sehr schönen Stein aus den andern hervor und sagte: Meister, dieser scheint mir der schönste und werthvollste.

Der Grieche nahm ihn, schloß ihn in seine Faust, drückte ihn fest, hielt ihn alsdann an die Ohren und sagte darauf: Gnädiger Herr, hier ist ein Wurm.

Der König schickte nach Meistern, ließ den Stein in Stücke brechen und sie fanden darin wirklich einen Wurm. Da lobte er den Griechen wegen seines wunderbaren Geistes und setzte fest, daß ihm des Tages ein ganzes Brot gegeben werde auf Kosten seines Hofes. Sodann nach geraumer Zeit kam es dem König in den Sinn, er sei nicht rechtmäßiger König. Er schickte nach dem Griechen, nahm ihn an einen geheimen Ort und fing an also mit ihm zu sprechen: Meister, ich traue dir große Wissenschaft zu und es hat sich klärlich gezeigt in den Dingen, um die ich dich befragt habe. Du sollst mir nun sagen, weß Sohn ich bin.

Der Grieche antwortete: Gnädiger Herr, welche Frage legt ihr mir vor? Ihr wißt wol, daß ihr der Sohn des und des Vaters ſeid.

Der König aber antwortete: Antworte mir nicht ſchmeichleriſch! Sage mir ohne Scheu die Wahrheit, und wenn du mir ſie nicht ſagſt, ſo laſſe ich dich eines ſchlimmen Todes ſterben.

Darauf antwortete denn der Grieche: Gnädiger Herr, ich ſage euch, ihr ſeid der Sohn eines Bäckers.

Und der König ſagte: Ich will es von meiner Mutter erfahren.

Er ſandte zu der Mutter und zwang ſie mit grauſamen Drohungen zum Geſtändniß, bis die Mutter die Wahrheit bekannte. Darauf ſchloß ſich der König mit dem Griechen in ein Gemach ein und ſagte: Lieber Meiſter, ich habe große Proben deiner Weisheit geſehen. Ich bitte dich, daß du mir ſageſt, wie du dieſe Dinge weißt.

Da antwortete der Grieche: Gnädiger Herr, ich will es euch ſagen. Daß das Pferd mit Eſelsmilch aufgezogen ſei, erkannte ich durch mein eigenes natürliches Gefühl, denn ich ſah, daß es die Ohren auf eine Art geſenkt hielt, welche der Natur des Pferdes nicht eigen iſt. Den Wurm in dem Stein erkannte ich daran, daß die Steine von Natur kalt ſind, dieſen aber fand ich warm. Warm kann er von Natur nicht ſein, außer durch ein Thier, welches Leben in ſich hat.

Und wie erkannteſt du, daß ich eines Bäckers Sohn ſei?

Der Grieche antwortete: Gnädiger Herr, als ich euch über das Pferd etwas ſo wunderbares ſagte, beſtimmtet ihr mir zum Lohn ein halbes Brot des Tages, und dann, als ich euch über den Stein weiſſagte, beſtimmtet ihr mir ein ganzes Brot. Seht, da merkte ich, weſſen Sohn ihr ſeid. Denn wenn ihr ein Königsſohn wäret, ſo hättet ihr es noch für ein kleines Geſchenk erachten müſſen,

wenn ihr mir eine edle Stadt verliehen hättet; eurer Geburt nach aber kam es euch genug vor, mich mit Brot zu belohnen, wie euer Vater that.

Da erkannte der König seinen niedrigen Geiz, befreite ihn aus der Gefangenschaft und beschenkte ihn sehr reich.

---

## 3. Der Erzähler Azzolino's.

(Nov. 30.)

Herr Azzolino*) hatte einen Erzähler, welcher ihn in den langen Winternächten unterhalten mußte. Eines Abends nun hatte der Erzähler großes Verlangen zu schlafen, Azzolino aber bat ihn, ihm etwas vorzuplaudern. Da begann der Erzähler eine Geschichte von einem Bauer, welcher seine hundert Gulden**) im Beutel hatte. Der ging auf einen Markt, um Schafe zu kaufen, und bekam zwei um einen Gulden. Als er mit seinen Schafen heimkehrte, war ein Fluß, über den er gekommen war, unterdessen durch einen heftigen Regen stark angeschwollen. Da stand er am Ufer und schaute hinüber, bis er einen armen Fischer erblickte mit einem ganz unglaublich kleinen Nachen, sodaß niemand hineinging, als der Bauer und ein einziges Schaf auf einmal. Der Bauer fing also an, mit einem Schafe überzusetzen und fing an zu rudern. Der Fluß war breit. Er rudert und kommt hinüber.

Der Erzähler hielt inne und sprach nichts mehr.

Nun was machst du? fragte Herr Azzolino. Fahr fort!

---

*) Ezzelin da Romano, gestorben 1260.

**) Bisanti. Maßmann's Eraclius, S. 362. Nach der Crusca ist 1 Bisante = 1 Fiorino.

Der Erzähler antwortete: Gnädiger Herr, laßt erst die Schafe hinüberkommen und dann wollen wir die Geschichte weiter erzählen.

Die Schafe wären aber in einem ganzen Jahre nicht hinübergekommen. Und so konnte er gut in Ruhe schlafen.

---

## 4. Polo Traversaro.

(Nov. 41.)

Messer Polo Traversaro war aus der Romagna und war der vornehmste Mann in der ganzen Romagna, und er beherrschte sie fast ganz in gutem Frieden. Er hatte drei sehr lustige Ritter, und sie meinten, in der ganzen Romagna sei niemand, der mit ihnen zu vieren sitzen könne. Wo sie daher Hof hielten, hatten sie eine Bank zu dreien, und mehr gingen darauf nicht hin, erkühnte sich auch keiner, darauf zu sitzen, aus Furcht vor ihrem Muthwillen. Und obwol Messer Polo ihr Herr war und sie in andern Dingen ihm gehorchten, so pflegte er doch an diesem lustigen Orte sich nicht niederzusetzen, wenn sie auch bekannten, daß er der beste Mann der Romagna sei und der am nächsten Anspruch hätte auf den vierten Platz, mehr als irgend ein anderer. Was thaten die drei Ritter, als sie gewahrten, daß Messer Polo ihnen zu viel nachfolge? Sie machten das Thor eines ihrer Paläste enger, daß er nicht hereinkonnte. Der Mann war sehr wohlbeleibt: da er nicht hineinkonnte, zog er sich aus und trat im Hemde ein. Als sie das hörten, gingen sie zu Bette und ließen sich zudecken, als wären sie krank. Messere Polo glaubte sie bei Tische zu finden und fand sie im Bette. Da sprach er ihnen zu, fragte sie nach ihrem Gebresten, gab

ihnen guten Rath, nahm Abschied und ging von dannen. Da sagten die Ritter: Das ist kein Spaß.

Sie gingen auf die Besitzung des einen, wo ein schönes Schlößchen war mit Gräben und einer Zugbrücke; dort nahmen sie sich vor, den Winter zuzubringen. Eines Tages kam Messer Polo dahin mit stattlicher Gesellschaft, und als sie hineinwollten, zogen jene die Brücke auf. Er mochte sagen so viel er wollte, sie kamen nicht hinein. Sie kehrten zurück. Als der Winter vorüber war, kamen die Ritter in die Stadt. Messer Polo stand bei ihrer Rückkehr nicht auf und sie blieben denn auch stehen und einer von ihnen sagte: Zum Henker, Messer, ist das eure Höflichkeit? Wenn Fremde in die Stadt kommen, erweist ihr ihnen keine Ehre?

Messer Polo antwortete: Verzeiht mir, Messere, ich erhebe mich nicht, hat sich ja die Brücke für mich erhoben.

Nun erhoben die Ritter darüber großen Jubel. — Einer von ihnen starb, da sägten die andern sein Drittel von der Bank ab, auf der sie saßen; denn da der dritte gestorben war, fanden sie in der ganzen Romagna keinen Ritter, der verdient hätte, an seiner Stelle zu sitzen.

---

## 5. Guglielmo von Bergdam, der vermessene Provenzale.

(Nov. 42.)

Guglielmo von Bergdam*) war ein edler Ritter in der Provenze zur Zeit des Grafen Raimondo Berlinghieri. Eines Tages begab es sich, daß die Ritter sich berühmten,

*) Lieder Guillem's von Berguedan, herausgegeben von A. Keller (Mitau 1849).

und Guglielmo prahlte, es ſei kein Edelmann in der Provenze, den er nicht aus dem Sattel gehoben und bei deſſen Frau er nicht geſchlafen hätte. Und das ſagte er vor den Ohren des Grafen. Da verſetzte der Graf: Und mich auch? Wie?

Guglielmo ſagte: Euch, Herr? Ich will es euch ſagen.

Ließ ſein Streitroß kommen, geſattelt und wohlgegürtet, ſchnallte die Sporen an und ſetzte den Fuß in den Bügel. Dann beſann er ſich eine Weile, ſagte zum Grafen und ſprach: Euch, Herr, begreife ich nicht mit und nehme euch nicht aus.

Damit ſtieg er zu Pferde, gab ihm die Sporen und ritt von dannen. Der Graf war ſehr erzürnt, daß er nicht zu Hofe kam. Eines Tages kamen Frauen zu einem vornehmen Gaſtmahl zuſammen: ſie ſchickten nach Guglielmo von Bergdam aus; die Gräfin war auch dabei; und ſie ſprachen: Nun ſag' uns, Guglielmo, warum haſt du die provenzaliſchen Frauen ſo beſchimpft? Das ſollſt du ſchwer büßen.

Jede hatte ein Meſſer unter dem Kleide. Die Sprecherin fuhr fort: Sieh, Guglielmo, wegen deiner Vermeſſenheit mußt du ſterben.

Guglielmo hub an und ſprach, als er ſah, daß er ſo in die Falle gerathen war: Nur um eines bitte ich euch, ihr Frauen, thut mir's zu Liebe und gewährt es!

Die Frauen antworteten: Bitte, nur nicht um deine Freilaſſung.

Da hub Guglielmo an und ſprach: Gnädige Frauen, ich bitte mir aus, daß diejenige von euch, die am wenigſten keuſch iſt, mir den erſten Streich verſetze.

Da ſah eine die andere an; aber keine wollte angreifen, und ſo kam er für diesmal durch.

---

## 6. Troſt der Witwe.

(Nov. 56.)

Der Kaiſer Friederich*) ließ eines Tages einen vornehmen Edelmann wegen irgend einer Miſſethat aufhängen, und um die gerechte Strafe in ein helles Licht zu ſtellen, ließ er ihn von einem vornehmen Ritter bewachen mit Androhung ſchwerer Buße, wenn er ihn abnehmen ließe. Als aber der Wächter etwas nachläßig war, wurde der Gehenkte weggetragen. Als jener das merkte, ging er mit ſich zu Rathe, aus Furcht, er möchte den Kopf verlieren. Es war Nacht, und indem er ſo nachſann, fiel es ihm ein, in eine Abtei zu gehen, die nahe dabei lag, um zu erfahren, ob er jemand finden könne, der kürzlich geſtorben wäre, damit er dieſen an die Stelle des entwendeten an den Galgen hinge. In der Abtei angelangt, fand er daſelbſt eine Frau, jammernd mit zerrauften Haaren und aufgelöſten Kleidern. Sie klagte ſehr, war ganz troſtlos und weinte um ihren theuren Gatten, der deſſelbigen Tages geſtorben war. Der Ritter redete ſie freundlich an und fragte: Edle Frau, was iſt das für ein Treiben?

Die Frau antwortete: Ich liebte ihn ſo ſehr, daß ich nie mehr Troſt empfangen will; ſondern in Klagen will ich meine Tage beſchließen.

Da ſagte der Ritter zu ihr: Liebe Frau, wo iſt euer Witz? Wollt ihr hier vor Schmerz umkommen? Durch Jammer und Thränen könnt ihr den Todten doch nicht wieder ins Leben rufen. Welche Thorheit iſt es darum, euch ſo zu geberden! Macht es vielmehr ſo: nehmt mich zum Mann! Ich bin unverheirathet. Und rettet mir dadurch mein Leben, denn ich bin in Gefahr und weiß

*) J. Grimm's Gedichte des Mittelalters auf Friedrich I. den Staufer, S. 13.

nicht, wo ich mich verbergen ſoll. Ich habe nämlich auf Befehl meines Herrn einen Ritter bewacht, der gehenkt war, und die Leute ſeiner Familie haben mir ihn entwendet. Zeigt mir Rettung, wenn's euch möglich iſt, ſo will ich euer Gatte werden und euch in Ehren halten.

Sobald die Frau ſolches hörte, verliebte ſie ſich in dieſen Ritter und ſprach: Ich will thun, was du mir gebieteſt; ſo groß iſt die Liebe, die ich zu dir trage. Nehmen wir dieſen meinen Gatten aus dem Grabe, bringen ihn hin und hängen ihn an die Stelle des entwendeten!

Damit hemmte ſie ihre Klage, half den Gatten aus der Gruft ziehen und half gleichfalls den Todten aufhängen. Der Ritter aber ſagte: Liebe Frau, jener hatte einen Zahn weniger im Munde, und ich fürchte, wenn man wiederkäme, um ihn zu beſichtigen, ſo möchte ich davon Schande erleben.

Als ſie das hörte, brach ſie ihm einen Zahn aus dem Munde, und wenn noch etwas anderes erfoderlich geweſen wäre, ſo hätte ſie es auch gethan. Als der Ritter ſah, wie ſie mit ihrem Gatten umgegangen war, ſagte er: Liebe Frau, da ihr euch ſo wenig aufrichtig um den bekümmert habt, den ihr ſo ſehr zu lieben ſchienet, ſo würdet ihr euch noch viel weniger um mich redlich bekümmern.

Damit ließ er ſie und ging ſeinen Geſchäften nach; ſie aber hatte die Schmach und Schande.

---

## 7. Die Liebe Karl's von Anjou.

(Nov. 60.)

Karl der edle König von Sicilien und Jeruſalem verliebte ſich, als er noch Graf von Anjou war, in eine ſchöne Gräfin von Teti, welche ebenſo den Grafen von

Universa*) liebte. Zu jener Zeit hatte der König von Frankreich bei Todesstrafe verboten zu turnieren. Der Graf von Anjou aber wollte versuchen, welcher von beiden mit den Waffen mehr vermöge, er oder der Graf von Universa, traf demnach seine Vorkehrungen und drang mit den inständigsten Bitten in Messer Alardo de' Valleri, eröffnete ihm seine Liebe und daß er sich vorgenommen, in offenem Kampfe sich mit dem Grafen von Universa zu versuchen, er bat ihn also um die Liebe, ihm eine Erlaubniß vom Könige zu erflehen, daß er nur ein einziges Turnier halten dürfe mit seiner Genehmigung. Jener fragte, wie. Der Graf von Anjou unterwies ihn folgendermaßen. Der König ist fast zum Kopfhänger geworden und aus großem Wohlwollen gegen euch hoffte er euch dahin zu bringen, daß ihr geistliche Kleider nehmt, um euren Umgang zu behalten. Wenn er euch nun darum ersucht, so bittet euch als Gnade aus, daß er euch ein einziges Turnier bestehen läßt. Dann wollet ihr thun nach seinem Gefallen.

Und Messer Alardo antwortete: Sage mir doch, Graf, soll ich die Genossenschaft der Ritter meiden um eines einzigen Turniers willen?

Der Graf antwortete: Ich verspreche euch auf mein Wort, ich will euch davon wieder losmachen.

Und das that er auch, wie ich euch nachher erzählen will. Messer Alardo ging zum König von Frankreich und sprach: Herr, als ich die Waffen nahm am Tage eurer Krönung, trugen die besten Ritter von der Welt Waffen; nunmehr will ich euch zu Liebe die Welt ganz verlassen und das geistliche Kleid nehmen. Geruhet dafür mir nur eine königliche Gnade zu erweisen, daß ich nämlich ein Turnier halten darf, bei welchem die edeln Ritter Waffen führen, damit ich meine Waffen feierlich niederlege, wie ich sie genommen.

*) Vielleicht ist Antwerpen gemeint. Statt Karl von Anjou liest der Druck Benedetti's Carlo Magno.

Der König gewährte es. Es wurde ein Turnier veranstaltet. Auf der einen Seite stand der Graf von Universa und auf der andern der Graf von Anjou. Die Königin mit Gräfinnen, Damen und Fräulein von edler Abkunft standen unter den Lauben, auch die Gräfin von Teti war dabei. An demselbigen Tage war die Blüte der Ritter der Welt auf beiden Seiten unter Waffen. Nach vielem Turnieren ließ der Graf von Anjou und der von Universa den Kampfplatz leeren und traten einander entgegen auf gewaltigen Schlachtrossen, mit dicken Speeren in der Hand. Nun begab es sich, daß mitten auf dem Kampfplatz das Schlachtroß des Grafen von Universa mit diesem über den Haufen fiel, weshalb die Frauen aus den Lauben herabkamen und ihn hold in den Armen wegtrugen. Auch die Gräfin von Teti war darunter. Der Graf von Anjou jammerte heftig und sprach: Weh mir, warum ist nicht mit mir das Pferd gestürzt, wie mit dem Grafen von Universa, daß die Gräfin mir so nahe gekommen wäre, wie ihm!

Als das Turnier vorüber war, ging der Graf von Anjou zur Königin und bat sie um die Gnade, aus Liebe für die edeln Ritter Frankreichs mit dem König zu schmollen und bei der Versöhnung ihn um eine Vergünstigung anzugehen, dafür nämlich, daß es dem Könige gefällig sein möge, daß die jungen Ritter Frankreichs nicht einen so edeln Genossen vermissen dürfen, wie den Messere Araldo von Valleri. Die Königin ging darauf ein. Sie schmollte mit dem König und bei der Versöhnung bat sie ihn um das, was sie wollte. Der König versprach ihr das Geschenk. Messer Araldo wurde sonach seines Versprechens entbunden und blieb bei den andern edeln Rittern unter Turnier und Waffenwerk und der Ruf geht durch die ganze Welt von seiner großen Güte und andern wunderbaren Vorzügen.

## 8. Vom König Meliadus und dem Ritter ohne Furcht.

(Nov. 60.)

Der gute König Meliadus und der Ritter ohne Furcht waren einander Todfeinde im Feld. Als eines Tages dieser Ritter ohne Furcht nach irrender Ritter Weise unkenntlich umherzog, fand er seine Knechte, die ihn sehr liebten, aber nicht kannten, und sprachen zu ihm: Herr Ritter, auf Ritterwort, wer ist ein besserer Ritter, der gute Ritter ohne Furcht oder der gute König Meliadus?

Und der Ritter antwortete: Ihr Knechte, so wahr mir Gott helfe, der König Meliadus ist der beste Ritter, der auf einem Sattel sitzt.

Die Knechte aber, welche dem König Meliadus übel wollten aus Liebe für ihren Herrn und ihn haßten auf den Tod, fielen verrätherisch und unschicklich über ihn her, legten ihn gewaffnet, wie er war, quer über einen Klepper und riefen insgemein, sie führen ihn zum Galgen. Während sie so ihres Wegs zogen, fanden sie den König Meliadus, welcher gleichfalls nach irrender Ritter Weise zu einem Turnier zog und sein Wappen verdeckt hielt. Der fragte die Knechte: Warum führt ihr diesen Ritter zum Galgen? und wer ist es, den ihr so schmachvoll entehret?

Sie antworteten: Gnädiger Herr, er hat den Tod wohl verdient, und wenn ihr es wüßtet, wie wir, so würdet ihr ihn viel eher, als wir, so führen. Fragt ihn selbst um seine Missethat!

Der König Meliadus trat vor und sprach: Ritter, was hast du denen zu Leid gethan, die dich so garstig dahinführen?

Der Ritter antwortete: Nichts weiter und keine andere Missethat habe ich gethan, als daß ich der Wahrheit die Ehre gegeben habe.

Wie so? fragte der König. Das kann nicht sein. Erzählt mir doch euer Vergehen!

Und er antwortete: Gerne, Herr! Ich zog so meines Weges nach irrender Ritter Weise, fand diese Knechte und ward von ihnen auf Ritterwort befragt, wer der bessere Ritter sei, der gute König Meliadus oder der Ritter ohne Furcht. Um bei der Wahrheit zu bleiben, sagte ich, der König Meliadus sei der bessere, und ich sagte das blos, um die Wahrheit zu sagen, obgleich der König Meliadus im Felde mein Todfeind ist und ich ihn tödtlich hasse; aber ich wollte nicht lügen. Eine andere Missethat habe ich nicht begangen, und um deswillen allein beschimpfen sie mich.

Da begann der König Meliadus die Knechte zu schlagen, befreite ihn und ließ ihn losbinden und schenkte ihm ein reiches Roß mit verhüllter Decke, bat ihn auch, sie erst in seiner Wohnung aufzudecken. So schieden sie und jeder ging seines Weges, der König Meliadus und die Knechte. Der Ritter ohne Furcht kam am Abend zu der Wohnung, nahm die Decke vom Sattel und fand das Wappen des Königs Meliadus, der ihn so schön befreit und beschenkt hatte und doch war er sein Todfeind.

---

## 9. Das Herz des Buhlers.

(Nov. 62.)

Der Berg Arimini ist in Burgund und dort lebt ein Herr Namens Messer Roberto und es ist eine große Grafschaft. Die alte Gräfin und ihre Kammerfrauen hatten einen einfältigen Thürhüter, der war sehr groß von Gestalt und hieß Baligante. Eine der Kammer-

frauen fing an bei ihm zu ſchlafen; dann offenbarte ſie es einer andern, ſodaß es weiter ging bis zur Gräfin. Als die Gräfin hörte, daß er ſehr groß gemeſſen war, ſchlief ſie auch bei ihm. Der Herr ſpähte es aus. Er ließ ihn ermorden und ließ aus dem Herzen einen Kuchen machen und brachte ihn der Gräfin und ihren Kammerfrauen und ſie aßen ihn. Nach dem Eſſen kam der Herr, um den Hof zu machen, und fragte, wie die Torte geweſen ſei. Alle antworteten: Gut.

Da antwortete der Herr: Da iſt kein Wunder, daß Baligante euch lebend gefallen hat, wenn er euch noch als todt gefällt.

Als die Gräfin und die Kammerfrauen dies merkten, ſchämten ſie ſich und ſahen wol, daß ſie ihre Ehre für dieſe Welt verloren hatten. Darum wurden ſie Nonnen und machten ein Kloſter, welches das Kloſter der Nonnen von Berg Nimino hieß. Das Haus nahm zu und ward ſehr reich. Und dies erzählt man als wahre Geſchichte. Dort iſt die Sitte, wenn ein Edelmann vorbeikam mit vielem Geräth, den luden ſie ein und erwieſen ihm die größte Ehre. Und die Äbtiſſin und die Schweſtern kamen ihm entgegen und die, die ihm am beſten gefiel, die wartete ihm auf und begleitete ihn zu Tiſch und zu Bett. Am Morgen ſtand ſie auf, ſuchte ihm Waſſer und Zwehle, und wenn er gewaſchen war, bot ſie ihm eine leere Nadel und einen Seidenfaden. Nun mußte er, wenn er ſich losmachen wollte, den Faden in das Öhr ſtecken, und wenn ihm das drei mal hintereinander mislang, nahmen ihm die Frauen alle ſeine Habe und gaben ihm nichts zurück; wenn er aber den Faden drei mal in die Nadel brachte, ſo gaben ſie ihm nicht nur ſein Geräth zurück, ſondern ſchenkten ihm auch noch ſchöne Kleinode.

# 10. Der Gang nach dem Ziegelofen.

(Nov. 68.)

Ein reicher Edelmann hatte einen einzigen Sohn, und als er herangewachsen war, schickte er ihn in den Dienst eines Königs, damit er daselbst Artigkeit und edle Sitten lerne. Weil er sich nun bei dem König sehr beliebt machte, faßten einige Neid gegen ihn und bestachen einen der vornehmsten Ritter des königlichen Hofes durch Geld und gute Worte, daß er auf folgende Weise den Untergang des Jünglings anstiftete. Eines Tages berief dieser besagte Ritter diesen Knaben heimlich zu sich und sagte ihm, was er ihm nun mittheilen werde, thue er wegen der großen Liebe, die er zu ihm trage; und darauf sagte er zu ihm: Mein liebster Sohn, unser Herr der König liebt dich mehr als alle seine Diener; aber er hat sich geäußert, daß du ihm durch den Athem deines Mundes gar sehr beschwerlich fallest. Sei daher um Gottes willen klug und wenn du ihm den Trank reichst, halt Mund und Nase so mit der Hand zu und wende dein Gesicht auf die Seite, daß dein Hauch den König nicht belästige!

Als der Jüngling dies einige Zeit that und der König deshalb sehr ärgerlich war, berief er den Ritter, der jenem diese Anweisung gegeben hatte, und befahl ihm, wenn er den Grund davon wisse, ihm selbigen ungesäumt zu sagen. Dieser gehorchte dem König, kehrte aber die Sache ganz um, denn er sagte, jener Knabe könne den Hauch aus dem Munde des Königs nicht mehr ertragen. Deshalb beschied der König auf das Anstiften jenes Barons einen Ziegelbrenner und befahl ihm, den ersten Boten, den er an ihn absende, in den glühenden Ofen zu werfen; und wenn er es nicht thue oder diese Sache irgend jemand offenbare, drohte er ihm eidlich, er werde ihm den Kopf

abhauen. Der Ziegelbrenner verſprach ihm alles willig zu vollbringen, ſteckte einen großen Ofen an und wartete ängſtlich, bis der komme, der dieſe Strafe verdient habe. Am folgenden Morgen wurde der unſchuldige Knabe von dem König zu dem Ziegelbrenner geſchickt, mit dem Auftrag, ihm zu ſagen, er ſolle ausführen, was der König ihm befohlen habe. Er ritt hin und war ſchon nahe bei dem Ofen, als er zur Meſſe läuten hörte. Er ſtieg daher vom Pferd, band es am Kreuzgang der Kirche an und hörte andächtig die Meſſe. Darauf ging er nach dem Ofen und ſagte zu dem Ziegelbrenner, was ihm der König befohlen hatte. Der Ziegelbrenner aber gab ihm zur Antwort, er habe ſchon alles gethan. Der Hauptanſtifter jener Bosheit nämlich war, um die Sache zu beſchleunigen, hingegangen und hatte den Ziegelbrenner gefragt, ob er die Sache ausgeführt habe. Dieſer ſagte ihm, er habe den Befehl des Königs noch nicht vollzogen, werde es aber alsbald thun. Daher packte er dieſen und warf ihn unverzüglich in den brennenden Ofen. Der Jüngling kehrte daher zum König zurück und meldete, es ſei geſchehen, was er befohlen habe. Darüber verwunderte ſich der König und forſchte ſorgfältig nach, um zu erfahren, wie die Sache gegangen ſei. Und als er den wahren Hergang entdeckt, hieb er alle die Neider, welche den unſchuldigen Jungen betrogen hatten, in Stücke und ſagte dem vorbemeldten Jüngling alles, wie es ſich zugetragen hatte. Darauf machte er ihn zum Ritter und ſchickte ihn mit vielen Reichthümern zurück in ſein Land.

# 11. Triſtano und Iſotta.

(Nov. 99.)

Als Triſtano von klein Britannien zurückgekehrt und bei Madonna Iſotta war, erzählte er ihr, was ihm daſelbſt begegnet und wie er ſie aus der Knechtſchaft befreit habe, und das ganze Abenteuer des Schmerzenthals und mit Membruto dem ſchwarzen, welchen er getödtet. Und Madonna Iſotta begann darüber heftig zu weinen aus Mitleid und wegen der Gefahren, die er dort beſtanden. Und darauf erzählte er ihr, wie ſein Schwager Ghedino gekommen ſei und wie ſie ſich mit ganzer Liebe lieben, und Triſtano brachte es ſo weit, daß Ghedino mit Frau Iſotta mehrmals ſprach und weit öfter, als ihm dienlich war, denn er verliebte ſich in ſie und ſie deuchte ihm ſo ſchön, daß er zu ſterben wähnte. Als er nun allmälig Eſſen, Trinken und Schlafen verloren hatte und ſolche Pein und Mühſal litt, daß er geradezu den Tod erwartete, gedachte er einen Brief an Frau Iſotta zu ſenden, um ihr kund zu thun, wie er aus Liebe zu ihr dahinſterbe, und es möge ihr gefallen, ihm einen Troſt zu ſenden. Die Königin erhielt den Brief, las ihn und ſah, daß, wenn ſie ihm nicht einen guten Troſt ſende, er ſterben müſſe. Und da ſie ſah, daß Triſtano ihn mit ganzer Liebe liebte, und alle Tage klagte über ſein Uebelbefinden und unabläſſig ſagte, es ſei ſehr ſchade um ihn, ſo gedachte deshalb die Königin, ihn zu tröſten, bis er geheilt ſei, und ſobald er geheilt wäre, wollte ſie ihn hinwegſchicken aus dem Königreich Kornwall und ihm ſeine große Thorheit vorhalten. Sie ſchickte ihm daher einen Brief mit kräftigem Troſte und Ghedino ging der Geneſung entgegen. Triſtano kam auch oft zu ihm, um ihn zu tröſten, und als er eines Tages hinging, fiel dem Triſtano der Brief in die Hand, welchen Ghedino

an Frau Isotta geschickt hatte, und der, den sie ihm zugesandt hatte, um ihn zu trösten; und als er es gelesen hatte, fühlte er sich so unglücklich, daß er ganz rasend wurde, und ging gerades Wegs zu Frau Isotta, und als er sie sah, fing er an, heftig zu weinen und zu sprechen: Ich bin sehr betrübt, daß ihr mich mit Ghedino vertauscht habt; und da ihr mich gegen ihn vertauscht habt, will ich nicht mehr leben.

Sie wollte sich entschuldigen; er aber sprach: Frau, es hilft euch keine Ausrede, denn seht hier den Brief von eurer Hand!

Dann begann er die jämmerlichste Klage von der Welt zu erheben und sagte, er wolle nicht mehr leben, und schied von ihr wie ein Rasender, ging in den Stall, nahm das erste Pferd, das er fand, stieg darauf und jagte durch die Straßen der Stadt wie einer, der die Besinnung verloren hat, und so ritt er weiter, bis er an eine Quelle kam. Dort steigt er vom Pferde und beginnt die größte Wehklage, die je einer von sich gegeben, wobei er die Stunde verfluchte, in der er geboren worden, und wollte sich selbst ums Leben bringen. Unterdessen kam dahin ein Fräulein, welche Palamides entsendet hatte, um zu erkunden, ob Tristano in Kornwall sich befinde. Sie sah Tristano, welcher so großen Schmerz äußerte, sich das Gesicht mit den Händen zerschlug und viel von seiner Liebe sprach. Als das Fräulein dies sah, faßte sie großes Mitleid, sodaß sie weinte und sprach: Herr Ritter, Gott sei mit euch!

Tristano aber hörte sie nicht, so voll war er von Gedanken. Sie grüßte ihn mehrmals wieder, um ihn aus seinem Schmerz zu reißen, und faßte ihn bei der Hand. Er erhob das Haupt und sagte: Weh mir, Fräulein, warum habt ihr mich in meinem Nachsinnen gestört? Kaum halte ich mich, euch übel mitzuspielen. Wißt, wenn ihr ebenso ein Mann wäret, wie ihr ein Weib seid, so hätte ich euch getödtet!

Sie entgegnete: Ach Herr Triſtano, der ihr der beſte Ritter von der Welt ſeid und der luſtigſte und der weiſeſte, wie ſeid ihr ſo ſehr in Verzweifelung gerathen? Das iſt kein ritterlicher Verſtand.

Da ihr ein Weib ſeid, geht von hinnen!

Das werde ich gewiß nicht thun, bis ihr getröſtet ſeid.

Fräulein, ſagte darauf Triſtano, und wer ſeid denn ihr?

Mein Herr, ich bin eine Botin des Palamides, welcher mich in dieſes Land geſchickt hat, um zu erfahren, ob ihr in Kornwall ſeid.

Darauf ſprach er: Nun ſo kehret um und ſagt dem Palamides, das iſt dem beſten Ritter der Welt, daß ich meinen Namen verändert habe und daß ich nunmehr der unglückliche Ritter heiße, und daß es ihm gefallen möge, hierherzukommen, um meinen kläglichen Tod zu ſehen.

Ei wie, edler Herr? antwortete weinend das Fräulein, ſoll das die Kunde ſein, die ich von euch in das Königreich Logres mitnehme? Gewiß, ich will ſo lange bei euch bleiben, bis ihr getröſtet ſeid.

Und ſo ließ ſie nicht ab mit Bitten, aber es half ſie nichts. Triſtano ging in voller Wuth hinweg und herbergte die Nacht unter einem Baume in großem Schmerz. Er hörte nicht auf zu weinen und an die Königin Iſotta zu denken und an das Unrecht, das ſie ihm mit Ghedino zugefügt, und darauf ſprach er: Es kann nicht ſein, daß Frau Iſotta ſich vergangen hat.

Darum ſchmerzte es ihn heftig, daß er von ihr gegangen war, und er fürchtete ſehr, die Königin möchte ſich übel befinden. Am Morgen darauf ging er an die friſcheſten und anmuthigſten Bäume von der Welt und erinnerte ſich, wie er daſelbſt die Königin Iſotta erlöſt hatte, als Palamides ſie von hinnen führte, wie anderswo erzählt wird. Sodann begann er ſein heftiges Wehklagen von vorn und ſagte, daß er hinfort keine Waffen mehr tragen wolle alle Zeit ſeines Lebens, und ſo zog er ſie aus ohne Verzug und warf ein Stück hierhin, das an-

dere dorthin. Und darauf fing er an zu weinen und die Hände zu ringen und sich ins Angesicht zu schlagen und zu rufen: O ich Unglücklicher, ich Elender, ich Schmerzenreicher!

Der jungfräuliche Abgesandte ging immer hinter ihm her. Sie hatte großes Mitleid mit ihm und wußte wohl aus dem Jammer Tristano's, woher dieser Schmerz rührte. Deshalb sprach sie darauf zu ihm: Nun weiß ich euren Groll und euren Schmerz und woher er kommt. Ich werde euch bei eurem Zorn Rath schaffen, wenn es euch gefällt, aus dem Grunde, weil es auf der Welt kein Fräulein gibt, der es mehr zu Herzen ginge als mir. Ihr habt eure Waffen weggeworfen und es ist nahe zu drei Tage, daß ihr nichts gegessen habt. Auf diese Weise werdet ihr von Sinnen kommen und die ganze Ritterschaft beschimpfen. Und wenn die Ritter von eurem Ende hören werden und wie elend und schmählich dasselbe gewesen, so werden sie es sich zur großen Schande anrechnen. Auf der andern Seite wird es der Königin allzu wehe thun, wenn sie von eurem kläglichen Tode hört. Ich sage euch, mein Herr, es begegnet oftmals, daß das nicht wahr ist, was der Mensch sagt. Und ich weiß ganz gewiß, daß Frau Isotta euch von ganzem Herzen liebt und stirbt vor Liebe, die sie zu euch trägt. Darum ist es um euch sehr schade und um sie. Noch könnt ihr lang bei ihr sein nach Herzenslust zu eurer und zu ihrer Freude, Wonne und Ergetzen.

Tristano faßte alle diese Worte auf, erkannte, daß sie die Wahrheit sagte, und sprach: Fräulein, ich bitte euch, so sehr ich kann und wenn euch etwas an mir gelegen ist, daß ihr nach Tintoille geht zur Königin Isotta und daß ihr nicht ablaßt, bis es euch gelingt, mit ihr zu sprechen. Grüßt sie von mir und bittet sie, eine rechtschaffene Frau zu sein; der Wechsel, den sie mit mir vorgenommen, habe mir den Tod gebracht und sie solle mir nicht zürnen.

Und als er diese Worte gesprochen hatte, stieß er einen heftigen Schrei aus und ein plötzliches Stöhnen. Zugleich verkehrte sich ihm das Gehirn und er wurde verrückt! Alsbald lief er von dannen in seiner Raserei durch den Wald, schreiend und lärmend und seine Kleider zerreißend, und er war so von Sinnen, daß er weder sich, noch andere kannte. Und so ging er drei Tage umher, ohne zu essen oder zu trinken, von einem Wald in den andern, vorwärts und rückwärts, dahin und dorthin, wie ihn der Zufall führte, beging allerlei Tollheiten und richtete viel Unheil an. Und wenn er einen Brunnen fand, so hielt er stille und begann erstaunlich zu weinen, sprach aber nichts und erwähnte niemand. Bei dieser Lebensweise war er ganz mager und blaß geworden und sah aus wie ein Thier, so war er behaart, und aß nichts als Kräuter und Waldfrüchte, sodaß viele Ritter, welche ausgingen, ihn zu suchen, ihn nicht fanden, und die, so ihn fanden, ihn nicht erkannten. So bringt die Liebe um den Verstand und um die Ehre.

---

## 12. Eine schöne Liebesgeschichte.

(Nov. 99 nach der Ausgabe von Venedig, 1571.)

Ein junger Mann von Florenz war in Liebeslust entbrannt zu einem artigen Jungfräulein. Sie aber liebte nicht ihn, sondern liebte aus der Maßen einen andern Jüngling, welcher sie zwar auch liebte, doch nicht so heftig wie jener, welcher offenbar alles andere über ihr vergaß und sich wie wahnsinnig in seiner Begier verzehrte, zumal an Tagen, wo er sie nicht zu sehen bekam. Das that einem seiner Gesellen leid und er veranstaltete, daß er ihn wegführte zu einem sehr schönen Landgut, das er

besaß, und dort verweilten sie in Ruhe vierzehn Tage. Inzwischen überwarf sich das Mädchen mit ihrer Mutter, schickte ihre Magd aus und ließ sie mit dem sprechen, welcher sie liebte, daß sie mit ihm davongehen wolle. Dieser war sehr froh. Die Magd sprach: Sie will, ihr sollt zu Pferd an das Haus kommen, wenn es schon ganz Nacht ist. Sie wird thun, als ginge sie in den Keller hinunter. Dann müßt ihr an der Hausthüre bereit sein, und sie springt euch hinten aufs Pferd. Sie ist leicht und kann gut reiten.

Er antwortete: Gut, es ist mir recht.

Als sie es so verabredet hatten, ließ er große Vorbereitungen treffen auf einem Landhause, das ihm gehörte. Und es waren daselbst seine Genossen zu Pferd und er hieß sie am Thore warten, damit man es nicht schließe. Dann machte er sich mit einem schönen Roß auf den Weg und ritt an das Haus. Sie hatte aber noch nicht kommen können, weil die Mutter sie zu sehr bewachte. Darum ging jener weiter und zu seinen Gesellen zurück. Der andere aber, der sich um sie verzehrte, fand auf dem Lande keine Ruhe. Er stieg zu Pferd und sein Geselle konnte mit allen Bitten ihn nicht zurückhalten, noch vermochte er ihn seine Begleitung anzunehmen. Als es Abend ward, gelangte er an die Stadtmauer; alle Thore waren schon zu, aber er eilte so lange umher, bis er auf das Thor traf, wo jene standen. Er ritt hinein und nahm seinen Weg nach dem Hause der Liebsten, nicht in der Absicht, sie zu besuchen oder auch nur ihren Anblick zu genießen, sondern allein um die Straße wiederzusehen. Er stellte sich dem Hause gegenüber auf, als der andere kaum vorübergeritten war; da öffnete das Mädchen die Thür, rief ihm mit heller Stimme und hieß ihn, das Pferd heranrücken. Dieser war nicht lässig und that was sie wollte, sie aber sprang ihm geschickt hinten aufs Pferd und so ritten sie von dannen. Als sie an das Thor kamen, ließen die

Gesellen des andern sie unangefochten hindurch, denn sie erkannten sie nicht, denn wäre es der gewesen, den sie erwarteten, so hätte er gehalten. Die beiden ritten wol zehn Meilen, bis sie an eine sehr schöne Wiese kamen, die von sehr hohen Tannen umgeben war. Sie stiegen ab und banden das Roß fest und er hub an sie zu küssen. Nun erkannte sie ihn, merkte das Unglück und fing an bitterlich zu weinen. Dieser aber versuchte unter Thränen sie zu trösten und ihr solche Ehre zu erweisen, daß sie ihre Thränen trocknete und anfing ihm hold zu werden, da sie sah, daß das Glück sich für ihn entschieden hatte, und sie umärmte ihn. Der andere ritt unterdeß mehrmals hin und her, bis er die Ältern des Mädchens gewaltigen Lärm machen hörte und durch die Magd vernahm, daß die Jungfrau schon fort sei. Er war bestürzt, kehrte zu seinen Gesellen zurück und sagte es ihnen. Sie aber antworteten: Wir sahen ihn wol sie vorüberführen, aber wir erkannten sie nicht, und es ist schon so lang, daß sie schon weit auf dieser Straße gekommen sein können.

Sie setzten ihnen sogleich nach und ritten fort, bis sie sie in ihrer Umarmung schlafend fanden. Sie betrachteten sie im Scheine des Mondes, der indessen aufgegangen war, aber es that ihnen leid, sie zu stören, und sie sagten: Wir wollen warten, bis sie aufwachen, und dann thun, was uns obliegt.

Sie warteten so lang, bis sie auch der Schlaf überfiel und alle hinsanken. Die andern wachten inmittels auf und sahen, was geschehen war. Sie verwunderten sich und der Jüngling sprach: Diese Leute sind so artig gegen uns gewesen, daß wir sie ums Himmels willen nicht beleidigen dürfen.

Er stieg daher zu Pferd und sie warf sich auf ein anderes von den besten, die daselbst standen, und so ritten sie von dannen. Die Schläfer erwachten und waren sehr erzürnt, daß sie die Verfolgung nicht fortsetzen konnten.

---

## 13. Der Hauptmann von Norcia.

(Novelle di varj autori con note. Milano, 1804. S. 29.)

Da ich mich bei der großen Sterblichkeit im Jahre des Herrn 1430 Geschäfte halber in Florenz aufhielt, und gerade im Monat Juli wie gewöhnlich die größte Hitze herrschte, kam ich eines Tages auch einmal an die Loggia der Buondelmonti in Gesellschaft eines Venezianers Piero und mit Giovannozzo Pitti*). Wir sprachen von Tagesangelegenheiten und besonders von der Pest, als einige gute Freunde zu uns traten, worunter Lioncino di Messer Guccio de' Nobili. Dieser unterbrach unsere Unterhaltung und sagte mit ganz heiterer Miene: Lassen wir die Todten bei den Todten und die Ärzte bei den Kranken! Wir gesunde aber wollen nach Freude trachten und lustig sein; sonst könnte es mit unserer Gesundheit auch nicht mehr zu lang dauern. Ich mache mich anheischig, wenn ihr mit mir kommen wollt, euch für den Rest des Tages Lust und Unterhaltung zu bereiten.

Alle antworteten ihm, er möge einen Weg nach seinem Belieben einschlagen, wir werden ihm alle nachfolgen und gehorchen; und so wandte er sich denn zwischen Giovannozzo Pitti und Piero dem Venezianer nach der alten Brücke**) zu. Wir gingen hinüber und er geleitete uns unter manchfaltigen anmuthigen Gesprächen nach dem pittischen Garten, woselbst sogleich von Giovannozzo Pitti unter einer Jasminlaube, in deren Mitte ein feiner frischer Wasserstrahl aufschoß, ein Tisch bestellt wurde, voll von Früchten, wie man sie in dieser Zeit brauchte, nebst zwei Kühlgefäßen voll der besten weißen und rothen Weine. Als wir uns dort einige Zeit aufgehalten und

*) Später wurde dieser Ritter und wohnte im Garten Boboli.
**) Sie führt noch jetzt diesen Namen.

alle erfrischt hatten, machte Piero der Venezianer mit einem lustigen Anfang unsere Aufmerksamkeit rege und begann die Geschichte von Madonna Lisetta, die ich sonst auch von ihm gehört und dir erzählt habe. Sie war aber um so ergetzlicher, als er alle Bewegungen und Geberden der Frau und des Bauers nachmachte, mit Lachen und Weinen abwechslungsweise und zu gleicher Zeit, sodaß wir die Sache selbst zu sehen und zu hören glaubten. Als er damit fertig war und wir eine gute Weile darüber gelacht hatten, wandte sich Lioncino noch in vollem Lachen zu ihm und sagte: Piero, ich wünsche, daß unser so lange andauernder Streit endlich zur Entscheidung komme und daß du dich überzeugest, daß ich besser erzählen kann als du. Diese wackern Männer, welche deine Geschichte gehört haben, werden so geduldig sein, auch eine von mir zu hören. Geben sie das Urtheil, daß diese ergetzlicher ist als die deine, so werde ich mich fortan den Meister nennen; im entgegengesetzten Falle aber werde ich die Meisterschaft dir zugestehen.

Piero erklärte sich einverstanden, Lioncino strich sich den Bart, trank einen Schluck und fing darauf also an: Ihr kennt, glaube ich, alle den Bianco Alfani oder habt ihr doch oft von ihm gehört. Er scheint auf den ersten Anblick noch jung, mag aber doch über vierzig Jahre auf dem Rücken haben; und wenn man ihm auch sogleich ansieht, daß er listig und boshaft ist, so paßt doch seine List mehr zu seinem scheinbaren Alter als zu seinem wirklichen, wie ihr erfahren könnt, ehe wir heute auseinandergehen. Er war von Jugend auf bis jetzt fast immer Aufseher im Schuldgefängnisse*), wo er die armen Gefangenen auslöste und sich dadurch schon viel Geld erworben hat. Da er aber immer ein lustiger Bruder war und die Frauen gern sah, besonders die jungen, so

*) Le stinche in Florenz genannt, Gefängniß für Schuldner oder für auf Lebenszeit Verurtheilte.

blieb ihm wenig von seinem Erwerb übrig, und was er mit dem wenigen angefangen, das sollt ihr nun hören. Voriges Jahr pflegte er oft auf den Neumarkt zu kommen, und hatte dort des Abends nach dem Essen immer einen Kreis von jungen Leuten um sich, die ihm nachliefen wie die Vögel der Eule, um seine Aufschneidereien und Geschichten zu hören, an welchen sie großes Gefallen fanden. Als wir nun eines Abends auch einmal auf unserm Bänkchen*) saßen, Herr Antonio der Hofnarr, Herr Niccolò Tinucci**) und ich, war jener Bianco nahe bei uns mit seiner Zuhörerschaft, wie gewöhnlich. Wir hörten ihre Gespräche mit an und fanden allmälig Vergnügen an seiner Einfalt und an dem, was jene Jungen zu ihm sagten. Wir hatten ihm so eine Weile zugehört, als Herr Niccolò zu uns sagte: Ich will euch einen Spaß machen. Voriges Jahr war hier ein gewisser Giovanni di Santi von Norcia***) Executor, mit dem dieser Strohkopf früher einmal, ich weiß nicht in welcher Angelegenheit, in Norcia war und deswegen so vertraut mit ihm wurde, daß ich, der ich genau mit jenem bekannt bin und ihn in Geschäften einiger Freunde oft besuchte, ihn fast immer, wenn ich hinkam, bei ihm antraf, und Giovanni hatte seine größte Lust an ihm und ließ ihn den Wahnsinnigen spielen, wie ihr diesen Abend es ihn habt ausführen sehen. Einstmals hatte ihn Giovanni mit irgend einem unbedeutenden Geschäft beauftragt, denn er verwandte ihn zu dergleichen kleinen Dingen, und sagte: Geh, mein Bianco, und komm gleich wieder mit der Antwort, und sei versichert, ich will dich noch einmal für alle die Mühe entschädigen, die ich dir mache, und zwar mit etwas anderm als mit Zetteln oder sonstigen Lumpereien.

---

*) Bei der Loggia de' Buondelmonti.
**) Ein Improvisator.
***) Giovanni di Santi de' Collattani di Norcia.

Wenn ihr mich auch entschädigt, antwortete er, ich kenne vielleicht die Norciner nicht recht.

Kenne wen du willst! sagte Giovanni. Ich habe, da ich so zu Hause bin, überlegt, nicht zu ruhen, bis ich dich zum Hauptmann von Norcia gemacht habe.

Hört einmal, das wäre etwas. Und dazu wollte ich den Amtsstab nicht schlechter führen als ihr den eurigen.

Gut, das wollen wir bald sehen.

Nur vorwärts! sagte Bianco und ging sehr heiter weg, wohin man ihn gewiesen hatte.

Als er weg war, brach der Executor in ein Gelächter aus und sagte zu mir: Was dünkt euch, Herr? Der Mensch glaubt sicher, er werde unser Hauptmann, und ich weiß nicht, ob man ihn nur als Anführer der Häscher haben wollte. Aber wißt ihr was? Wenn ich ihn in dieser Hoffnung bestärke, so macht das mir Spaß und er besorgt mir doch meine kleinen Geschäftchen pünktlicher.

Was sagt aber ihr dazu, daß sich diesem verrückten Menschen die Sache so fest in den Kopf gesetzt hatte, daß ich ihn später nie dort traf, ohne daß er auf das Kapitel kam und darüber genossen und geneckt wurde von allen Leuten im Hause bis auf die Häscher hinab, ohne daß er es je merkte. Ja, zuletzt als Giovanni wegging und ich ihn bis an das Bad von Ripoli begleitete, kam er auch daher und erinnerte ihn beim Abschied sehr eindringlich daran. Der Freund sagte zu ihm: Sei gutes Muths! Ich werde dir mein Versprechen halten.

Und so zählte er darauf so gewiß wie auf den Tod nach den Worten, die er mir, als wir zusammen zurückkehrten, unterwegs mittheilte.

Als ich Herrn Niccolò angehört hatte, fing ich an zu lachen und sagte: Mit diesem Menschen ließe sich ein herrlicher Spaß anrichten, wenn es wahr ist, was ihr da gesagt habt. Wenn wir ihm einen Brief schicken, als käme er von diesem Giovanni di Santi, und worin er ihn in der Sache bestärkt, so steigern wir ihn noch

mehr in seiner Narrheit und kriegen hier des Abends tausend neue Dinge von ihm zu hören.

Ganz gewiß, sagte Herr Niccolò.

Hand ans Werk! rief Herr Antonio. Der Brief ist meine Sache, denn die norcische Mundart habe ich wol besser weg als sonst einer von euch. Ihr übernehmt dann die Sorge der Zusendung, Herr! Morgen früh sollt ihr ihn fertig haben.

Er hielt Wort, denn am andern Morgen brachte er einen Brief, den jedermann für von einem Norciner verfaßt erkannt hätte. Darin stand denn wirklich, ein Verwandter von ihm sei durchs Loos zum Wahlmann des Hauptmanns bestellt worden und er hoffe gewiß, seine Wahl durchzusetzen; er solle aber noch nicht davon sprechen. Herr Niccolò ließ ihn von einem befreundeten Notar abschreiben und übersandte ihn durch einen vertrauten Eilboten, der eben vom Land kam und ganz mit Staub überdeckt war, sodaß man ihm wol ansah, daß er von weiter her kam. Er ging in die Straße dell' Orto hinter San Piero dem Größern, wo jener wohnte, fragte nach dem Hause und es wurde ihm gezeigt. Er fand den Bianco an der Thür, machte ihm seine Reverenz und gab ihm den Brief. Als er ihn gelesen hatte, nahm er ganz beglückt den Boten bei der Hand und führte ihn, er mochte wollen oder nicht, zum Abendessen. Als Bianco ihn nach Giovanni fragte, antwortete er ihm, wie er von dem Herrn unterwiesen war. Nachdem sie gegessen hatten, sagte der Bote, er wolle des andern Morgens bei guter Zeit aufbrechen, und er könne ihm eine Antwort mitgeben, wenn er wolle. Bianco antwortete, gab sie dem Boten und dieser brachte sie dem Herrn Niccolò, welcher uns besuchte und sie uns vorlas, und wir entnahmen daraus, daß jener der festen Hoffnung lebe. Ueberdies, als wir desselbigen Tages nach dem Schuldgefängnisse gingen, fanden wir, daß er bald zu diesem Gefangenen, bald zu jenem, oder auch zu den

dabeistehenden bei jeder Gelegenheit sagte: Ich komme doch noch einmal hinweg aus diesem Spitzbubennest. Wahrlich es wird nicht ein Monat umgehen, so wird man sehen, ob ich etwas oder nichts gelte.

Außerdem machte er noch tausend andere Thorheiten, die uns in unsern Gedanken bestärkten, weshalb wir denn die Sache weiter ausspinnen zu können glaubten. Wir schrieben von neuem einen Brief gleichfalls im Namen des besagten Giovanni und überschickten ihn durch denselben Boten einige Tage später. Bianco wurde darin benachrichtigt, daß er gewählt sei und daß er ihm in einigen Tagen die Wahlurkunde zusenden werde. Er solle aber die Sache vollkommen in der Stille halten, bis die Urkunde erfolge. Auf diesen Brief erhielten wir alsbald Antwort, und in einer Weise, daß wir uns vornahmen, die Mystification auf die Spitze zu treiben. Darum verfertigte nach einigen Tagen Herr Niccolò eine Wahlurkunde nach seinem Geschmack. Diese wurde sofort mit einem großen Siegel, das wir von Ciave borgten, gesiegelt und dann in Begleitung eines Briefs, gleichfalls im Namen des besagten Giovanni, ihm durch den nämlichen Laufboten übersandt mit der Weisung, er solle sich am vierundzwanzigsten Juli in Pergola, drei Meilen von Norcia, einfinden und nur für Fahnen und Rüstung und einiges Tafelweißzeug sorgen; auf alles übrige wolle er selbst bedacht sein; vor Allem aber solle er nicht vergessen einen passenden Ritter mitzubringen. Als der Bote zu ihm kam, zeigte er sich ganz heiter. Der Bote zog seinen Hut ab, überreichte den Brief und sprach: Wohl bekomme es euch, gnädiger Herr!

Bianco las den Brief und war über den Anblick der Wahlurkunde so entzückt, daß er sich nicht zu fassen wußte. Er nahm den Boten mit nach Hause und schenkte ihm vierzig Groschen, wobei er ihm noch mehr zu geben versprach, sobald er in Norcia wäre. Sodann schrieb er ihm die Antwort und konnte es kaum erwarten, bis er

auf den Neumarkt kam. Sobald er zu Abend gegessen hatte, ging er dahin, machte sich zu einer Gesellschaft, welche in unserer Nähe war, und unterbrach ihre Unterhaltung mit den Worten: Nun, glaubt ihr jetzt, daß man den Bianco kennt, oder meint ihr, er gelte nichts?

Man drehte sich nach ihm um und fragte ihn: Wie? Was gibt es Neues, Bianco? Was bedeuten diese Reden?

Er antwortete, seine Wahlurkunde in der Hand haltend: Wenn dieser Brief nicht lügt, so werde ich bald sehen, ob ich nicht einen Herrscherstab so gut führen werde als ihr da.

Endlich sagte er ihnen, wie er zum Hauptmann von Norcia erwählt sei, und begann großzusprechen, sie aber ihn zu ärgern, daß es ein wahres Fest war. Nachdem er eine Weile bei ihnen geblieben, sahen wir ihn auf uns zukommen, und er sagte, zu Herrn Niccolò gewendet: Unser Giovanni ist doch ein Ehrenmann, denn er hat, was er mir in eurem Beisein versprochen, vollständig und ohne allzu lang warten zu lassen mir erwirkt.

Er hielt das Papier in der Hand und sagte: Da haben wir die Geschichte.

Welche Geschichte? fragte Herr Niccolò.

Nun, sagte Bianco, die Wahl zur Hauptmannschaft von Norcia.

Auf Ehre?

Auf meine Ehre. Und wenn ihr mir nicht glaubt, so lest selbst.

Herr Niccolò las und sagte dann: Es ist so. Er hat Recht. Jetzt sorge nur für eines, Bianco, daß du dem auch Ehre machst, der dir solche Ehre erweist.

Und dabei ermunterten ihn alle, nur recht anständig hinzukommen. Sodann nach vielen andern Gesprächen trennten wir uns; er ging nach Hause, wir aber machten unserer Freude Luft, denn wir hatten uns kaum enthalten können zu lachen. Am folgenden Morgen nun ging

unſer Bianco mit ſeiner Urkunde in der Hand (denn ohne dieſelbe, meinte er, würde man ihm nicht glauben) in ganz Florenz umher und rief ſein neues Amt aus, auf das er nicht hätte gehen ſollen. So ging es mehre Tage fort, und ob er gleich die Urkunde hatte, ſo war doch die Zahl derer, die ihm nicht glaubten, größer, als die der andern. Als man aber ſah, daß er die Fahnen machen ließ und Pferde kaufte, gab es doch viele, welche anfingen, ihm Glauben zu ſchenken, ſo ſehr ſie ſich auch über die Sache wunderten. Nun begab es ſich, als er das baare Geld, das er hatte, ausgegeben und er noch mehr brauchte, daß er in Verlegenheit zu kommen ſchien. Da fiel ihm aber ein, daß Herr Martino, damals Notar der Reformationen, ihn ſchon mehrmals mit dem Geſuch angegangen hatte, ihm ein Stück Landes zu verkaufen, welches er hinter der Kirche des heiligen Marcus beſaß und womit der Notar eine ihm zugehörige Kapelle in der genannten Kirche beſchenken wollte. Bianco hatte bisher nie eingewilligt, nun aber dachte er, dieſes Mittel könne ihm die nöthige Hilfe verſchaffen. Er ſuchte daher ſogleich den beſagten Herrn Martino auf und ſagte zu ihm alſo: Ihr habt von mir mein Stück Land bei Sanct-Marcus kaufen wollen. Ich mochte mir nicht die Mühe geben, den Kauf abzuſchließen, da wir gerade unſere böſe Zeit hatten, und deswegen habe ich bis jetzt meine Zuſtimmung nicht gegeben. Nun aber kommt mir etwas dazwiſchen.

Dabei erzählte er ihm alles und ſagte: Wollt ihr, ſo ſetzt ihr ſelber den Preis feſt! Denn ich will nun lieber, ſo ungern ich daran gehe, mein Eigenthum verkaufen und dem Ehre machen, der mich ſo zu Ehren bringt. Wenn ich wieder zurückkomme, ſo habe ich ohnedem Geld im Ueberfluß und ich kaufe mir von meinen Zinſen Güter, die mehr werth ſind als dieſes Stück.

Als Herr Martino ſolches hörte, wünſchte er ihm Glück und ſagte: Man ſieht dir wol an, Bianco, daß

du aus dem Hause der Alfani stammst und daß dein Sinn dem deiner Vorältern gleicht. Du thust sehr wohl daran, dich ehrenhaft auszustatten, um dort anständig aufzutreten. Und damit dir nichts fehle, bin ich zufrieden, deinen Willen zu erfüllen, und mache du nur selbst den Anschlag!

Kurz sie wurden ohne große Schwierigkeit, da Herr Martino ein gescheiter und rechtschaffener Mann war, auf einen ganz billigen Kaufpreis Handels einig. Es ward noch an demselben Tag eine Anweisung aufgesetzt auf die Bank des Esau Martellini, wo er ihm das Geld auszahlen ließ, und sobald Bianco dieses hatte, brachte er alles, was ihm noch fehlte, in Ordnung. Als nun die Zeit zum Aufzug herannahte, nahm er einen Richter, einen Ritter und einen Notar, die er nach Angabe der Wahlacte mitzubringen hatte, ingleichem Diener und Edelknaben. Einige Tage vor der Abreise ging er durch ganz Florenz mit seiner Dienerschaft hinter sich her, nahm Abschied von allen seinen Freunden und Bekannten und versprach allen, er wolle sich so brav halten, daß dieses Amt nicht das letzte sein werde. Als nun der Tag der Abreise endlich gekommen war, schritten die Häscher zu Fuß vorauf, dann kam er selbst mit seiner übrigen Dienerschaft, im Ganzen acht Berittene, und so schlug er den Weg gegen Arezzo ein. Dort angelangt besuchte er den Hauptmann und den Schultheißen. Das gleiche that er zu Castiglione, zu Tortona und zu Perugia bei den Florentinern, die sich daselbst befanden. Als diese ihn so stattlich aufziehen sahen und hörten, wo er hinwolle, wunderten sie sich sehr, zumal, da sie ihn kannten. Doch wurde ihm von allen aus Rücksicht auf seine Vaterstadt viel Ehre erwiesen. Er schied von Perugia und ritt nach Pergola, wo er gerade am vierundzwanzigsten, wie man ihm geschrieben hatte, ankam und vom Wirthe freudig und gefällig aufgenommen wurde, wie es so Wirthssitte ist. Bianco stieg ab und brachte seine

Geräthschaften in Ordnung, und da ihn der Wirth so gut ausgestattet sah, sagte er zu ihm: Edler Herr, wenn es erlaubt ist, zu fragen, wohin geht ihr als Regent?

Wie? Wohin ich gehe? entgegnete Bianco. Ich bin der Hauptmann von Norcia.

Der Wirth war ganz betroffen, besann sich ein wenig und sagte dann: Habt ihr mich zum Narren? Der Hauptmann hat sein Amt angetreten vor noch nicht vierzehn Tagen; es ist ein wackerer Römer.

Geh mir, guter Freund! Geh! sagte Bianco. Du willst wol sagen der Schultheiß, denn der Hauptmann bin ich; und wenn du doch darüber im Zweifel bist, so lies hier!

Damit zog er die Wahlurkunde aus dem Busen und gab sie ihm in die Hand. Der Wirth, welcher etwas lesen konnte, verstand den Inhalt, kam fast auf den Gedanken, er habe geirrt, zuckte die Achseln und sagte: Gewiß ich bin diesen Abend nicht recht bei Sinnen.

Er brach das Gespräch ab, so gut er konnte, und ordnete das Nachtessen an. Bianco aber wandte sich an seine Beamte und sagte: Unser Wirth ist kein großer Gedächtnißkünstler, da er den Schultheiß und den Hauptmann untereinander mengt.

Sobald sie aber angefangen hatten zu speisen, und der Wirth dachte, es sei nun alles im Gang, überließ er die Bedienung der Gäste einem Neffen und seinen Dienern, bestieg eine Stute und ritt wirklich nach Norcia. Dort suchte er einen Gevatter auf und sagte: Gevatter, diesen Abend ist mir der seltsamste Fall von der Welt begegnet.

Und er erzählte ihm alles. Sein Gevatter aber hub an zu lachen und sagte zu ihm: Ich weiß nicht, wer von uns schwanger ist, aber das weiß ich, daß du ein dummes Vieh bist. Weißt du nicht, daß der Hauptmann am achten dies eingezogen ist? Der Schultheiß

aber hat vor noch nicht drei Monaten sein Amt angetreten. Entweder führt dich dein Gast am Narrenseil oder ist er selbst ein Narr.

Wie Teufels aber, sagte der Wirth, er hat mir ja die Wahlurkunde gezeigt!

Unter solchem Hinundwiderreden kam er auf den Marktplatz, wo das Gespräch fortgesetzt wurde. Sie gesellten sich zu noch einigen andern Städtern, von welchen die einen darüber Possen rissen, die andern sich verwunderten. Indeß foderten ihn einige auf, den Stadtvorstehern die Sache anzuzeigen, und so ging er, von ein paar andern begleitet, dahin. Als diese den Vorfall vernommen hatten und sich nicht vorstellen konnten, was das bedeute, beschlossen sie, ihren Geheimschreiber zu ihm zu schicken, um zu hören, was an der Sache sei. Der Schreiber machte sich mit dem Wirthe auf den Weg, sprach mit ihm verschiedenes über diese Angelegenheit und so gelangten sie endlich an die Herberge, als es schon ziemlich spät war. Bei ihrer Ankunft ließ der Wirth zwei Fackeln anzünden und meldete dem Bianco, daß der Rathsschreiber von Norcia gekommen sei, ihn zu besuchen. Bianco hatte nichts vom Weggehen des Wirths gehört und glaubte sicher, jener komme, um ihm als dem Hauptmann aufzuwarten. Er ging ihm daher entgegen, sie zogen voreinander die Hüte und nahmen sich bei der Hand. Da wandte sich Bianco zu dem Wirthe und sagte lachend: Nun, was sagst du, Wirth? Jetzt siehst du, wie genau du dir gemerkt hast, wie lange es ist, seit der Hauptmann seinen Einzug gehalten.

Der Wirth antwortete: Ihr habt Recht; aber ihr werdet bald in noch größern Zweifel gerathen als ich.

Als der Rathsschreiber dies hörte, wäre er gern in Lachen ausgebrochen. Er war aber besonnen genug, an sich zu halten, wandte sich zu ihm und begann also zu sprechen: Edler Herr, meine Gebieter haben von eurer Ankunft gehört, und wie ihr erklärt, ihr wollet als

Hauptmann von Norcia euren Einzug halten. Darob sind sie über die Maßen verwundert, sintemal und alldieweilen am achten laufenden Monats der Hauptmann von Norcia sein Amt angetreten hat. Sie schicken mich derohalb zu euch, um zu erfahren, was dies bedeute und welche Ursache euch zu solchen Äußerungen bewegt.

Als Bianco diese Worte hörte, war er wie vom Donner gerührt und schien eher todt als lebendig. Er konnte kaum die Lippen bewegen und sagen: Habt ihr mehr als einen Hauptmann?

Nein, bei Gott, antwortete der Rathsschreiber. Darauf besann er sich eine Weile, und da es ihm schien, man habe ihn zum besten, und er der Meinung war, es könne dies von keiner andern Seite, als von Norcia ausgehen, verwandelte sich sein Schmerz in Zorn, mit hochrothem Gesicht zog er seine Wahlurkunde aus dem Busen und sprach mit giftigem Tone: Wahrlich, wahrlich, wenn dies mir nicht lügt, so werde ich Hauptmann von Norcia werden; und wenn mir Unbild widerfährt, so gehöre ich einem Lande an, das mich nicht hilflos lassen wird.

Er gerieth vollends ganz in Wuth und rief: Meint ihr etwa, ihr habt es mit einem rohen Bergvolk zu thun? Ihr werdet sehen, daß die Bürger von Florenz aus einem andern Stoff gemacht sind als die Bergvölker. Wir haben dem Herzog von Mailand den Eigensinn vertrieben und ganz andern Leuten, die um ein gutes Stück gewaltiger aussehen als die Norciner. Glaubt nur nicht, wenn ihr mich habt hierher kommen lassen, und ihr nachher das Amt einem andern gegeben habt, ich werde das so hinnehmen! Oder wenn ich nicht zur Zeit gekommen wäre, was zum Teufel hätten sie gemacht!

Außerdem sprach er noch tausend andere Thorheiten, welche zu erzählen viel zu weitläufig wäre. Am Ende sagte er zum Rathsschreiber, welcher die Urkunde zu sehen begehrte: Geht, geht! Morgen früh komme ich zu euren

Herren und dann will ich's ihnen zeigen und wir wollen sehen, was sie dagegen vorzubringen Lust haben.

Als der Rathsschreiber ihn so sprechen hörte, hielt er den Mann für eine ganz neue Art von Wahnsinnigen und nahm, ohne sich mit ihm auf viele Weiterungen einzulassen, von ihm Abschied. Der Wirth begleitete ihn und so kehrte er nach der Stadt zurück und berichtete dem Rath, wie die Sache abgelaufen sei. Sie wunderten sich, wußten sich aber gar nicht vorzustellen, was das sein solle, und sprachen: Der nächste Morgen wird es lehren und uns Aufschluß verschaffen über die Absichten dieses Menschen.

Bianco blieb mit seinen Beamten zurück, sie prüften hin und her die Wahlurkunde und die Worte, die sie gehört hatten, wußten sich aber die Sache nicht anders zu erklären, als daß die Norciner vom Papst oder von irgend einem andern Fürsten gezwungen worden seien, nachdem sie ihm die Wahlurkunde bereits übersandt hatten, die Wahl auf einen andern zu lenken. Am Ende, als es schon sehr spät war, gingen alle schlafen. Bianco aber konnte die ganze Nacht über kein Auge zuthun, vielmehr dachte er unaufhörlich über die Sache nach, und konnte kaum erwarten, bis es Tag wurde, um zu erfahren, ob er Hauptmann sei oder nicht, und der Tag war nicht so bald erschienen, als er schon aufstand, mit seinem Gefolge zu Pferde saß und in die Stadt ritt. Die Neuigkeit hatte sich schon allenthalben verbreitet und alles lief auf den Straßen umher, um den neuen Hauptmann zu sehen, welcher aus Beschämung nicht wußte, wohin die Augen wenden, und mit gesenktem Haupt einherzog, als wäre ihm sein Weib ins Feuer gefallen. Am Hause der Stadtvorsteher angelangt, stieg er ab, trat hinein und ließ ihnen melden, er sei angekommen. Sie traten sogleich im Rathssaal zusammen, ließen ihn hereinrufen und luden ihn ein, sich neben ihnen niederzulassen. So blieb er eine Weile, dann erhob er sich

und fing gemäß der unterwegs mit seinem Richter gepflogenen Verabredung also zu sprechen an: Ihr Herren, es sind etwa drei Monate, daß Giovanni di Santo, welcher voriges Jahr unser Executor war, mir schrieb, er wolle mich zu eurem Hauptmann erwählen lassen, bald darauf wieder, er habe meine Wahl bereits durchgesetzt, und endlich schickte er mir die Wahlurkunde, welche ich hier habe. Vom Wunsche beseelt, eurem Rathe gefällig zu sein und Ehre zu gewinnen, wie stets meine Vorfahren solche zu besitzen gepflogen, entschloß ich mich herzukommen und euch zu dienen; ich habe mich deshalb auf die meinem Amte der mir überschickten Wahlurkunde zufolge zukommende Weise ausgestattet, und bin hierher gereist mit dem Gefolge, das ihr hier seht, und nicht ohne große Unkosten, denn ich habe über zweihundert Goldgulden dafür ausgegeben. Gestern Abend nun hörte ich zuerst vom Wirthe und dann von eurem Schreiber, daß ihr schon vor vierzehn Tagen das Amt einem andern gegeben habt, worüber ich verwundert und betrübt bin, so sehr unter solchen Umständen zu erwarten ist, denn das ist doch wol nicht die Treue, die einer Gemeinde wie die eurige ansteht, noch hat solches die Liebe verdient, welche beständig zwischen den Florentinern und euch stattgefunden. Auch sollt ihr nicht glauben, euren Hohn über einen der geringsten ausgeschüttet zu haben, denn das Haus der Alfani gehört, ohne den andern zu nahe zu treten, zu den größten und ältesten unserer Stadt, darum werdet ihr euch solcher an mir verübten Unbild sammt der Schande und dem Schaden nicht berühmen. Wolltet ihr jedoch Vorkehrung treffen, daß meiner Ehre kein Eintrag geschähe und ich meine Ausgaben nicht verlöre, so wollte ich in Absicht auf das bereits Geschehene mich beruhigen. Laßt es euch darum genehm sein, auf eure und auf meine Ehre Bedacht zu haben!

Nachdem er dies gesprochen, behändigte er dem Vor-

sitzer die Wahlurkunde und sagte: Dies ist es, was mich so zu sprechen veranlaßt.

Der Vorstand, als er sah, daß Bianco ausgeredet hatte, sagte zu ihm: Edler Herr, seid so gefällig, eine Weile draußen zu warten! Wir wollen uns hier unter uns berathen und euch alsdann antworten.

Bianco zog sich in einen Vorsaal des Rathszimmers zurück und sagte dort zu seinem Richter: Ich wünschte nur, ihr hättet mich gehört; denn ich versichere euch, ich habe es ihnen auf eine Art gesagt, daß ich unmöglich glauben kann, sie werden nicht so oder anders auf ihre Ehre und damit zugleich auf die meinige bedacht sein. Ich habe recht wohl bemerkt, daß sie ihr Unrecht einsehen, und es war keiner unter ihnen, der vor Scham wagte, mir ins Gesicht zu blicken.

Die Vorsteher gingen zu Rathe und ließen die Wahlurkunde vorlesen, bemerkten aber, daß sie nicht von der Hand ihres Rathsschreibers und durchaus gegen die bei der Wahl ihres Hauptmanns herkömmliche Form angefertigt war, insofern einmal mehr Besoldung und mehr Dienerschaft und ein Richter in Anspruch genommen wurde, den der Hauptmann nicht mitzubringen hatte; auch war die Urkunde nicht mit ihrem Siegel gesiegelt, und so ergab sich denn alsbald, daß man mit dem Manne blos einen Scherz gespielt habe. Nachdem sie daher eine Weile darüber gelacht hatten, ließen sie ihn wieder hereinrufen, und sobald er sich niedergesetzt hatte, begann einer von ihnen im Auftrage der andern also: Edler Herr, der Rath fühlt sich durch das von euch gehörte Anbringen und durch die Einsicht dieser von euch vorgelegten Urkunde zur Verwunderung und zum Bedauern mit euch bewogen. Wir wundern uns, denn wir können uns nicht vorstellen, wie man euch einen solchen gewaltigen Spuk gespielt hat und daß ihr in so langer Zeit nicht darauf gekommen seid, denn weder seid ihr jemals zu diesem Amte erwählt worden, noch ist diese Wahlurkunde hier

ausgefertigt, noch mit unſerm Siegel verſehen, noch iſt ſie auch nur in der Form der Urkunden gehalten, wie ſie bei Erwählung zu einem ſolchen Amte gewöhnlich ſind. Wir haben Bedauern mit euch, da wir aus den von euch gehörten Worten und aus eurem Anblick euch für einen wackern Mann halten zu müſſen glauben; eben darum bedauern wir auch die Kränkung eurer Ehre und den großen Schaden, in den ihr, wie wir ſehen, euch durch die Sache verſetzt habt. Wir wünſchten in der Lage zu ſein, euch in dieſer doppelten Hinſicht genügen zu können, ſowohl in Betracht eurer Perſon als aus Rückſicht auf eure Vaterſtadt, für die wir wie für jeden ihrer Bürger beſondere Wohlgeneigtheit hegen. Aber alle Ämter, welche wir zu vergeben haben, ſind gegenwärtig beſetzt, auch nicht eine Stelle iſt dermalen frei. Wir ſehen daher keine Möglichkeit, euch in irgend einer Weiſe unterſtützen zu können. Das einzige, was wir für euch haben, iſt daß wir unſern Schmerz über dieſen Vorfall mit dem eurigen vereinen. Schließlich aber müſſen wir euch auffodern, um eurer eigenen Ehre willen zurückzukehren, ſo ſchnell ihr könnt; denn je länger ihr hier euch aufhaltet, deſto mehr müßte eure Schande wachſen.

Hiermit ſchloß er. Bianco aber, als er dieſe ſeinen Erwartungen ſo ſehr entgegengeſetzte Antwort gehört hatte, war vom Schmerz ganz überwältigt und konnte einige Zeit keine Sylbe vorbringen. Endlich aber ſagte er mit Thränen in den Augen: Ihr Herren, das alles kann mir niemand anders angethan haben, als der Verräther Giovanni di Santo, der mir auf ſolche Art die Dienſte gelohnt hat, die ich ihm in Florenz erwieſen. Ich habe hier ſeine eigenhändigen Briefe. Habt wenigſtens die Güte, nach ihm zu ſenden und mir von ihm Entſchädigung für meine Verluſte zu verſchaffen, denn für die Schmach, die er mir angethan, will ich ſchon ſelbſt Genugthuung erhalten, wenn Gott mir und meinen Brüdern das Leben ſchenkt, geh es wie es wolle!

Wenn es wahr ist, daß er die Schuld trägt, antworteten die Rathsherren, so werden wir ihn veranlassen, dir deinen Schaden zu ersetzen, und überdies wollen wir ihn für sein Vergehen so bestrafen, daß dir wenig Rache mehr übrig bleiben wird.

Wirklich schickten sie nach ihm, und er kam gleich darauf, denn er stand bei den andern Leuten auf dem Platze, um zu sehen, wer denn der neue Hauptmann sei. Als er aber beim Eintreten in den Rathssaal den Bianco sah, war er sehr verwundert. Einer der Herren erzählte ihm mit strengen Worten im Namen der andern die Veranlassung, aus der man nach ihm geschickt, und fragte ihn, welch ein Grund oder Anmaßung ihn bewege, den wackern Mann in Schande und Schmach zu bringen, und noch dazu die Obrigkeit mit ins Spiel zu mischen. Als Giovanni dieses hörte, verwunderte er sich noch mehr und sagte: Gnädige Herren, allerdings, als ich Executor von Florenz war, erwies mir der hier anwesende Bianco viele Dienste, sodaß ich ihm versprach, ihm nach meinem Vermögen zu diesem Amte zu verhelfen, und in der That halte ich mich ihm so sehr verpflichtet, und seine Verdienste sind der Art, daß ich, wenn das Loos die Wahl auf einen gelenkt hätte, von dem ich hätte glauben dürfen, er werde mir gefällig sein, so hätte ich es auch gern gethan. Aber von dem weitern Verlauf habe ich nie das Mindeste gehört, und wenn ihr findet, daß ich je etwas davon gehört habe, so laßt mir den Kopf abschlagen!

Als Bianco dies hörte, zog er die Briefe aus dem Busen und sagte: Da seht, ihr Herren, mit welcher Stirn der Mann leugnet! Laßt ihn diese Briefe lesen und erforscht, ob sie von seiner Hand sind!

Die Rathsherren ließen die Briefe lesen, Giovanni aber erklärte, sie seien nicht von seiner Hand. Darum wurde er nach vielem Hinundherreden zwischen ihm, dem Rathe und Bianco entlassen. Die Rathsherren wollten

Bianco einigermaßen bezeugen, daß es ihnen leid um ihn thue, und verordneten, daß der Wirth von der Gemeinde zufriedengestellt werde und ihm nichts abnehme. So machte sich denn Bianco in einer Stimmung, die sich jeder von euch leicht vorstellen kann, nach der Herberge auf den Weg; Giovanni begleitete ihn, und in der ganzen Stadt wies man ihn mit Fingern und eines zeigte ihn dem andern wie ein Wunderthier. Giovanni war mit ihm sehr betrübt über den Vorfall und fügte bei, daß in Betracht dessen, was geschehen sei, er nun keine Möglichkeit voraussehe, ihm erhalten zu können, was er ihm versprochen habe. Im Wirthshaus angelangt beschloß Bianco, da es noch früh am Tage war, sogleich abzureisen; er nahm von Giovanni Abschied und schlug den Rückweg gegen Perugia ein. Er ritt ganz allein voraus; der Richter aber, welcher aus dem Gebiet von Perugia war, der Ritter und der Notar fingen an miteinander zu sprechen und sagten: Der hat uns mitgenommen und uns um unsere Plätze gebracht. Wenn er der Narr im Spiele gewesen ist, sollen wir auch darunter leiden?

Sie verabredeten unter sich, was sie zu thun haben, und ließen, ohne viel Worte mit ihm zu machen, sobald sie in Perugia waren, auf seine Pferde, sein Felleisen und seine sämmtliche Habseligkeit Beschlag legen. Als Bianco dies sah, überhäufte er sie mit Bitten, aber umsonst. Endlich aber, als er sah, daß es schlecht aussehe und daß er ihnen nachgeben müsse, verkaufte er dort drei Rosse, welche ihm gehörten, und die Rüstung, ja seine Kleider vom Leibe, obgleich er nur die Hälfte oder noch weniger von dem, was sie ihn gekostet hatten, daraus löste; denn da er genöthigt war, die Sachen loszuschlagen, wurde er übers Ohr gehauen und er gab sie dem nächsten besten hin. So blieb ihm von allem, was er mitgebracht hatte, nur noch die Fahne mit seinem Wappen übrig; er nahm sie von der Lanze, wickelte

ſie in ein ärmliches zerlumptes Tuch und machte ſich mit dieſer Laſt auf dem Rücken zu Fuß nach Arezzo auf den Weg und ging ſofort von Arezzo in das Caſentiniſche nach Ortignano, wo er einige Verwandte hatte. Er ſchämte ſich nach Florenz zurückzukehren und blieb deshalb dort viele Wochen im Schmerz über ſein Misgeſchick und ohne zu wiſſen noch ſich vorſtellen zu können, wer ihm das angethan habe. Da ihn jedoch der Wunſch, dieſen aufzufinden, unaufhörlich ſtachelte, beſchloß er endlich, nach Florenz heimzugehen, und er that es auch. Wie er zu Hauſe anlangte, wunderten ſich ſeine Brüder, die ihn ſo zu Fuß und unſcheinbar ausgerüſtet ſahen, und fragten ihn, was das bedeute. Er erzählte ihnen alles ausführlich und ſchloß mit den Worten: Meine Brüder, ihr müßt mir beiſtehen, mich zu rächen.

Sie waren ebenſo geſinnt wie er und ſchwuren alle dem den Tod, der ihnen dieſen Schimpf angethan. Bianco hielt ſich einige Tage zu Hauſe oder doch in der Nähe, bis er wagte, ſich in der Stadt zu zeigen. Als er ſich jedoch bald gezwungen ſah, auszugehen, ſchritt er ganz verdutzt und mit geſenkten Augen durch die Straßen. Und wenn ihn ſeine Freunde oder Bekannte aufzogen und fragten, ob er ſein Amt ſo bald ſchon abgewälzt habe, antwortete er mit ſchamglühendem Geſicht, er habe es aus guten Gründen nicht angetreten, ſei vielmehr im Caſentiniſchen geweſen bei ſeinen Verwandten. Dann that er, als habe er viel zu thun, und brach die Unterredung ſo ſchnell als möglich ab. Durch die Leute aber, die von Norcia und von Perugia kamen, hörte man allmälig, welchen Ausgang die Sache genommen hatte, ſodaß in kurzem die ganze Stadt davon voll war und ihn jedermann zum Erbarmen quälte, wie ihr alle ſehen und hören könnt. Wer es ihm aber am ärgſten machte, das waren ein paar Handwerksleute, denen er ſchuldig war, und welche gehofft hatten, von ſeinem Dienſteinkommen bezahlt zu werden. Nun aber

fingen sie an, ihn zu drängen, und verlangten nun durchaus ihre Befriedigung. In der Verlegenheit, was zu beginnen sei, da er sein Stück Land an Herrn Martino verkauft hatte, veräußerte er an ihn auch zwei kleine Häuser, die er in der Straße San Gallo besaß und welche ihm derselbe Herr Martino eigentlich nur aus Gefälligkeit und Mitleid für ihn abnahm, wobei er ihn ermahnte, nachdem ihm Bianco die ganze Angelegenheit mitgetheilt hatte, nicht mehr davon zu sprechen, noch weitere Nachforschungen anzustellen, da er, jemehr er die Sache berühre, um so mehr sich lächerlich mache; er suchte ihn auch in der Ansicht zu bestärken, die Täuschung könne von nirgend anders herkommen, als von dem Schuldgefängniß, und das war denn auch die allgemeinste Ansicht von der Sache. Sobald er nun das Geld erhalten hatte, befolgte er den Rath des Herrn Martino und befriedigte, ohne weiter nachzuforschen, seine Schuldner, und da er nicht fürder Hoffnung haben konnte, irgendwo als Regent unterzukommen, hängte er die ihm übriggebliebene Fahne in San Marco über dem Grabe seines Vaters auf, der wenige Jahre zuvor gestorben war. Dann kehrte er in das Gefängniß zu seinem frühern Berufe zurück. War er schon früher gegen die Gefangenen streng gewesen, so wurde er nun, da er sich von ihnen gekränkt glaubte und nicht näher wußte von wem, vollends unerbittlich, und machte sichs zur Aufgabe, um den rechten nicht zu verfehlen, allen miteinander so viel Unlust als möglich zu bereiten. Die Gefangenen rathschlagten daher oftmals miteinander und wußten nicht, wie der Sache abzuhelfen sei, bis Lodovico da Marradi, ein, wie ihr wißt, sehr verschlagener Mann, endlich zu ihnen sagte: Da wir ihn auf keine Weise milder gegen uns machen können, und da er doch darauf bleibt, wir seien die, die ihn nach Norcia geschickt haben, ohne sich durch irgend eine bisher geschehene oder noch zu geschehende Entschuldigung von dieser Ansicht abbringen zu

laſſen, da er im Gegentheil es täglich ſich feſter in den Kopf ſetzt und es uns büßen läßt, und da uns einmal unſer Unſtern an dieſen böſen Ort geführt hat, wo wir ſeiner ſchlimmen Laune ausgeſetzt ſind, ohne uns dagegen wehren zu können, ſo wollen wir wenigſtens eines thun, um in ſolcher Erniedrigung einigermaßen die Süßigkeit der Rache zu ſchmecken, die nach meiner Anſicht ſonſt alle Süßigkeiten von der Welt übertrifft. Wir wollen den Mann beim Weinzoll anzeigen, weil er, da er als Hauptmann nach Norcia ging, die Taxe nicht bezahlt hat. Das wird zur Folge haben, daß die Zollbeamten, um einen Spaß mit ihm zu haben, nach ihm ſenden und ihn aufziehen, worüber er ſich halb zu Tod ärgert, und dann haben wir ihn doch, ſo lang er dort iſt, nicht auf dem Hals. Und wenn er auch darauf kommt, daß wir es geweſen ſind, ſchlimmer, als er es uns jetzt macht, kann er es uns doch nicht machen; und am Ende wer guten Krieg führt, kriegt guten Frieden.

Alle waren damit einverſtanden, Lodovico ſetzte eine Klage auf und ſie ſchickten dieſelbe durch einen Freund auf das Zollamt. Sobald die Beamten die Sache erfuhren, ſchickten ſie mit großem Gelächter nach ihm aus. Sobald er kam, nahm einer im Namen aller das Wort und ſagte: Bianco, man hat uns zur Anzeige gebracht, daß du als Hauptmann von Norcia von hier weggegangen ſeiſt, ohne die Taxe zu bezahlen. Du mußt ſie alſo bezahlen und biſt zur Strafe den doppelten Betrag zu erlegen ſchuldig.

Als er dies hörte, fing er an heftig zu weinen und ſprach: Liebe Herren, habt Erbarmen mit mir!

Dann erzählte er ihnen den ganzen Hergang. Die Beamten ſtellten ſich, als glauben ſie ihm nicht, und zerrten ihn eine gute Weile herum; endlich gaben ſie ihm die Weiſung, er ſolle ein andermal wiederkommen. So gelang dem Lodovico ſein Plan vortrefflich, denn ſo oft die Beamten unter ſich über die Geſchäfte uneins waren

und sahen, daß sie nicht gleich sich verständigen konnten, sagte einer oder der andere: Da wir hierüber nicht einig werden, wollen wir nach Bianco senden und zusehen, ob wir über seine Angelegenheit uns nicht einigen können. Sie ließen ihn kommen, behielten ihn eine Weile bei sich, machten sich Spaß mit ihm, so lange sie Lust hatten, und ließen dann die Sache unentschieden. So dauerte es lange Zeit, daß man ihn immer bei der ersten Steuererhebung holen ließ, und auch später manchmal, wenn es ihnen einfiel, sodaß ihm die Sache kein geringes Geschäft und Leidwesen machte, und überdies kostete es ihn einige Gulden, denn er brachte dem einen der Beamten Granaten, dem andern Kugeln, oder Spindeln, oder Spiegel, wie er glaubte, daß es ihnen angenehm sei. Die Gefangenen, welche mit einem Zollboten verabredet hatten, daß sie Tag für Tag erführen, wie die Sachen stehen, konnten nicht satt werden, Lodovico für den von ihm ertheilten Rath zu danken, da er ihnen so viel Vergnügen und Trost verschaffte, daß sie daneben alles andere geduldig ertrugen. Ich schweige davon, wie wir von dem Notar, den er mitnahm, alles pünktlich erfahren, und von dem Vergnügen, das uns die Geschichte oftmals bereitete, sowie von manchem Schabernack, den ihm die Gefangenen sonst noch anthaten, weshalb er immer mit ihnen im Streit lebte und somit arm, bettelhaft, wunderlich und launisch wurde.

Als Lioncino diese seine Erzählung beendigt hatte, wandte er sich lachend zu Piero dem Venezianer und sagte: Nun wohlan, was willst du anfangen, Piero? Willst du nachgeben oder wie sonst auf deinem Kopf beharren? Gefällt dir meine Geschichte nicht besser als die deinige? Urtheile selbst, ohne die andern zu behelligen!

Nein nein, sagte Piero, darum handelt es sich nicht; denn so schön und unterhaltend auch deine Novelle gewesen ist, so behauptet doch die meinige vor ihr weit den Vorzug, weil ich die Reden der in meiner Geschichte

auftretenden Personen anders gehalten und wiedergegeben habe als du die der deinigen. Sodann enthält meine Novelle lauter Dinge, die auf einen Punkt abzielen, von dem man nie ohne Lachen spricht und der durchaus aller Hörer Ohren ergetzt; nicht also bei der deinigen. Indeß haben wir uns dem Urtheil dieser wackern und verständigen Männer unterworfen und ich will demselben auf keine Weise ausweichen.

Lioncino wandte sich darauf zu uns und sagte: Ich wundere mich nicht über Piero, daß er hierin nicht mit mir einverstanden ist, denn es wäre dies ganz gegen seine Gewohnheit; aber in Betracht eurer Klugheit fürchte ich nicht, daß mir Unrecht geschehen könnte. Und um euch nicht durch Weitschweifigkeit zu belästigen, will ich nicht die vielen unterhaltenden Partien meiner Novelle hervorheben, sondern spreche nur die Ansicht aus, daß, da ihr den Bianco kennt, und doch gewiß gehört habt, daß das wirklich sich begeben, was ich euch erzählt habe, daß euch dies weit mehr Spaß machen mußte als etwas in seiner Geschichte. Habt daher die Güte und urtheilt nach eurem Gewissen!

Es waren unter uns verschiedene Ansichten; die einen versicherten, die Novelle Piero's sei schöner, die andern, die Lioncino's, und da wir uns zu keiner bestimmten Entscheidung vereinigen konnten, versprachen wir Giovannozzo, es solle dies nicht das letzte mal sein, daß wir uns hier zusammenfinden, und es wurde beschlossen, das nächste mal, wenn wir wiederkommen, sollen noch zwei Geschichten erzählt und dann erst unser Urtheil gesprochen werden. Die Krankheit nahm aber zu, Lioncino unterlag ihr auch, und wir wurden so davon erschreckt, daß die Gesellschaft nach allen Seiten zerstob. So blieb das Urtheil ungesprochen und ich berufe mich daher auf das deinige und das des geneigten Lesers.

# II. Novellen von Franco Sacchetti.

1335.

## 14. Lob und Tadel.*)

(Nov. 3.)

Der alte König Eduard von England war ein Fürst von großem Ruhm und vieler Tapferkeit und dabei so verständig, als man aus folgender Geschichte zum Theil erkennen kann. Es lebte nämlich zu seinen Zeiten im Enzathal in der Grafschaft Florenz ein Siebmacher mit Namen Parcittadino. Diesem kam es in den Sinn, die Siebmacherei an den Nagel zu hängen und Hofmann zu werden, in welchem Gewerbe er auch bald hübsche Erfahrung gewann. Während er sich so in den höfischen Künsten versuchte, entstand in ihm ein lebhafter Wunsch, den besagten König Eduard zu besuchen, und dies nicht ohne Grund, sondern weil er gar viel Rühmens von seiner Großmuth und Milde, insonderheit gegen seines Gleichen, vernommen hatte. In solchen Gedanken machte er sich eines Tages auf den Weg und ruhte nicht eher, bis er England und die Stadt London erreichte, wo der König sich aufhielt. Er betrat den königlichen Palast, wo der besagte König wohnte, schritt durch Thüren und Thore und gelangte in den Saal, wo der König meistentheils Hof zu halten pflegte, und fand ihn mit seinem Haushofmeister ins Schachspiel vertieft. Parcittadino näherte sich dem König, kniete nieder und grüßte ihn ehrfurchtsvoll; der König nahm aber noch nicht mehr Rücksicht auf ihn, als bei seinem ersten Eintreten, ja er

*) Simrock's Quellen des Shakspeare, IV, 245.

schien ihn nicht zu bemerken, und Parcittadino verblieb eine geraume Zeit in dieser Stellung. Da er aber sah, der König achte nicht auf ihn, erhob er sich wieder und begann zu sprechen: Gesegnet sei der Tag und die Stunde, die mich dahin geführt haben, wohin mich immer verlangte, nämlich zu dem Anblick des edelsten, weisesten und tapfersten Königs der gesammten Christenheit; denn nun darf ich mich vor Allen meines Gleichen brüsten, da mir die Ehre zu Theil geworden ist, die Blume aller Könige zu schauen. O welcher Gnade hat das Glück mich gewürdigt! Wenn ich des heutigen Tages zum Sterben käme, so würde ich mit freudigem Herzen den letzten Schritt thun, sintemal ich jene durchlauchtige Krone von Angesicht schaue, die, wie der Magnet das Eisen, mit ihrer Trefflichkeit jedermann an sich zieht und mit dem Wunsche erfüllt, ihrer Glorie ansichtig zu werden.

Kaum hatte Parcittadino seine Rede so weit ausgeführt, als der König sich vom Spiel erhob, den Parcittadino ergriff, ihn zur Erde riß und ihm mit Faustschlägen und Fußtritten so begegnete, daß er ihn garstig zurichtete. Als der König das gethan hatte, kehrte er gleich zu seinem Schachspiel zurück. Ganz bestürzt erhob sich Parcittadino von der Erde; kaum wußte er noch, wo er sich befand, und fast bedäuchte ihn nun, er habe so manchen Schritt vergebens gethan und auch das Lob an den König verschwendet. So stand er ganz unglücklich da und wußte nicht, was er beginnen sollte. Endlich faßte er sich ein Herz und wollte den Versuch machen, ob es ihm vielleicht besser ausschlage, wenn er dem König ganz entgegengesetzte Dinge sage, da ihm das Lob so übel aufgenommen worden war. Er hub also an und sprach: Verwünscht sei der Tag und die Stunde, die mich an diesen Ort geführt haben! Ich glaubte, ich sei gekommen, einen edeln König zu schauen, wie der Ruf ihn pries, und bin gekommen, einen undankbaren und unerkenntlichen König zu sehen. Ich glaubte, ich sei ge-

kommen, einen tugendhaften König zu sehen, und ich bin gekommen, einen bösen König zu sehen. Ich glaubte, ich sei gekommen, einen weisen und verständigen König zu schauen, und bin zu einem boshaften und verdorbenen gekommen. Ich glaubte, ich sei gekommen, eine heilige und gerechte Krone zu sehen, und bin zu einem gekommen, der Gutes mit Bösem vergilt, denn das beweist der Augenschein, da er mich Armseligen, der ihn ehrte und lobpreiste, so zugerichtet hat, daß ich nicht weiß, ob ich je wieder ein Sieb werde machen können, wenn ich einst zu meinem alten Handwerk sollte zurückkehren müssen.

Bei diesen Worten erhob sich der König zum zweiten mal und noch heftiger als zuvor, trat an die Thüre und rief einen seiner Hofdiener. Als Parcittadino dies sah, kann man sich denken, welcher Schreck ihn ergriff; er schien eine zitternde Leiche und zweifelte nicht, der König werde ihn umbringen lassen; denn als er sah, daß der König jenen Hofdiener herbeirief, bildete er sich ein, er rufe einem Schergen, der ihn ans Kreuz schlagen solle. Als aber der von dem König gerufene Baron kam, sprach der König zu ihm: Geh hin und gib diesem Mann das und das meiner Staatskleider und bezahle ihn damit für die Wahrheit, die er mir gesagt hat, denn für seine Lügen habe ich ihn schon selber ausbezahlt.

Der Baron ging eilends und brachte Parcittadino eines der schönsten königlichen Kleider mit so großen Knöpfen voll Perlen und Edelsteinen, daß es, die empfangenen Fußtritte und Faustschläge ungerechnet, wol dreihundert Gulden oder mehr werth war. Parcittadino argwöhnte anfangs, das Kleid möchte eine Schlange oder ein Basilisk sein und ihn beißen, und griff nur vorsichtig zu. Bald aber faßte er Muth, zog es an und stellte sich darin dem Könige vor.

Gnädigster König, sagte er, wenn ihr mich für meine Lügen immer so bezahlen wollt, werde ich selten die Wahrheit sprechen.

Er lernte den König aus dem, was er gehört hatte, kennen, und der König hatte mehr Freude an ihm. Nachdem er geblieben war, so lang ihm gefiel, nahm er Urlaub und verabschiedete sich vom König. Er reiste nach der Lombardei zurück, wo er die Höfe aller Herren besuchte und diese Geschichte erzählte, welche ihm hier mehr als noch ein mal dreihundert Gulden einbrachte, womit er nach Toscana zurückkehrte und in Linari seine armen in saurer Arbeit ganz verkommenen Verwandten vom Siebmachergewerbe in seinem Staatskleide besuchte. Diese machten große Augen, Parcittadino aber sprach zu ihnen:

Am Boden keicht' ich unter Schläg' und Tritten,
Eh' ich in England dieses Kleid erstritten.

Er that Vielen von ihnen Gutes; dann nahm er Abschied und ging seinem Glücke nach. Das war doch eine so schöne Geschichte, wie sie nur je einem Könige begegnen konnte. Und wie Viele sind, die, wenn sie gelobt worden wären wie dieser König, nicht die Backen aufgebläht hätten vor Stolz? Er aber, obwol er wußte, daß er jene Lobsprüche verdiente, wollte zeigen, daß es nicht wahr sei, übte aber am Ende solche Klugheit. Viele Unwissende, wenn Schmeichler sie ins Gesicht loben, werden es glauben; er aber, der ein tüchtiger Mann war, wollte das Gegentheil beweisen.

---

## 15. Der Müller und der Abt.*)

(Nov. 4.)

Messer Bernabò, Herr von Mailand, dem ein Müller mit artigen Reden hinausgab, schenkte demselben ein sehr großes Lehen. Dieser Herr war zu seiner Zeit gefürchteter als irgend ein anderer Fürst; und obgleich er grau-

*) Bei Simrock a. a. O., IV, 249.

ſam war, ſo beſaß er doch dabei einen guten Theil Gerechtigkeit. Unter vielen andern Abenteuern begegnete es ihm auch eines Tages, daß er einen reichen Abt, welcher die Nachläſſigkeit begangen hatte, zwei dem genannten Herrn gehörige Doggen nicht recht zu halten, ſodaß dieſe räudig geworden waren, zu einer Geldbuße von vier Gulden*) verurtheilte. Darüber fing der Abt an um Gnade zu flehen. Der genannte Herr aber, als er hörte, daß er um Gnade flehe, ſagte zu ihm: Wenn du mich über vier Dinge ins Klare ſetzeſt, ſo will ich dir ganz und gar vergeben. Es ſind folgende: du ſollſt mir ſagen, wie weit es iſt von hier bis zum Himmel; wie viel Waſſer im Meer iſt; was in der Hölle geſchieht und wie viel meine Perſon werth iſt.

Als der Abt dies hörte, fing er an zu ſeufzen, und es ſchien ihm, als ſei er nun ſchlimmer daran als zuvor. Um indeß Zeit zu gewinnen und den Zorn des Herrn ſich abkühlen zu laſſen, ſagte er, er möge ihm gnädigſt eine Friſt verſtatten, um ſo hohe Dinge zu beantworten. Der Herr gab ihm den ganzen folgenden Tag Bedenkzeit, und begierig, den Ausgang der Geſchichte zu hören, verlieh er ihm ſicheres Geleit zur Rückkehr. Gedankenvoll und ſehr tiefſinnig kehrte der Abt zu ſeiner Abtei zurück und keichte wie ein Pferd, wenn es ſcheu wird. Daſelbſt angelangt, begegnete er einem ſeiner Müller. Als der ihn ſo niedergeſchlagen ſah, fragte er: Was iſt euch, Herr, daß ihr ſo keicht?

Der Abt antwortete: Ich habe wol Urſache, denn der Fürſt hat ſtark im Sinn, mich dem Teufel in den Rachen zu jagen, wenn ich ihn nicht über vier Dinge ins Klare ſetze, die ſelbſt Salomo und Ariſtoteles zu hoch geweſen wären.

Der Müller ſagt: Und was ſind das für Dinge?

Der Abt ſagte es ihm. Darauf ſagte der Müller nach einigem Nachſinnen zum Abte: Wenn es euch recht iſt, ſo will ich euch wol aus dieſer Verlegenheit helfen.

---

*) Simrock: 4000 Speciesthalern.

Wollte Gott, sprach der Abt.

Gott und alle Heiligen, sprach der Müller, werden es, denke ich, schon wollen.

Da begann der Abt, der nicht wußte, wie ihm geschah, und sprach: Wenn du das ausrichtest, so nimm dir von mir, was du willst; denn nichts in der Welt kannst du von mir fordern, das ich dir nicht gäbe, wenn es irgend möglich ist.

Der Müller versetzte: Dies will ich eurem Belieben überlassen.

Wie willst du es aber anfangen? fragte der Abt.

Da antwortete der Müller: Ich will mir euren Rock und Mantel anziehen, mir den Bart scheeren und morgen früh bei guter Zeit vor ihn treten und sagen, ich sei der Abt. Alsdann will ich ihm die vier Dinge auf solche Art auseinandersetzen, daß ich denke, er soll zufrieden sein.

Der Abt konnte die Zeit nicht erwarten, bis er den Müller an seine Stelle geschoben. Und so geschah es. Der Müller verwandelte sich in einen Abt und machte sich am Morgen bei guter Zeit auf den Weg. Als er an dem Thore anlangte, wo der Herr innen wohnte, klopfte er an und sagte, der und der Abt wolle dem Herrn auf gewisse Dinge antworten, die er ihm aufgegeben. Der Herr, begierig zu hören, was der Abt sagen könne, und verwundert, daß er so bald wieder da war, ließ ihn zu sich rufen. Der Müller trat vor ihn, stellte sich ein wenig in den Schatten, machte seine Verbeugung, hielt die Hand öfters vor das Gesicht, um nicht erkannt zu werden, und als der Herr ihn nun fragte, ob er ihm über die vier Dinge Bescheid sagen könne, die er ihm aufgegeben, antwortete er: Ja, Herr! Ihr fragtet mich, wie weit es von hier bis zum Himmel ist. Nachdem ich nun Alles wohl ermessen, so ist es von hier bis da oben sechsunddreißig Millionen achthundertvierundfunfzig Tausend zweiundsiebzig und eine halbe Meile und zweiundzwanzig Schritte.

Der Herr sprach: Du hast es sehr genau angesehen. Aber wie beweisest du das?

Laßt es ausmessen, antwortete er; und wenn dem nicht so ist, so hängt mich an den Galgen! Zum Andern fragtet ihr mich, wie viel Wasser das Meer enthält. Dies ist mir sehr sauer geworden, herauszubringen, denn es steht nicht fest und kommt immer neues hinzu. Aber ich habe doch ermittelt, daß im Meere fünfundzwanzig Tausend neunhundertundzweiundachtzig Millionen Fuder, sieben Eimer, zwölf Imi, zwei Maß sind.

Da sprach der Herr: Wie weist du das?

Er antwortete: Ich habe es nach bestem Vermögen untersucht. Wenn ihr es nicht glaubt, so laßt Eimer holen und es nachmessen. Befindet ihr es anders, so laßt mich viertheilen! Drittens fragtet ihr mich, was sie in der Hölle machen. In der Hölle köpfen, viertheilen, zwicken und hängen sie nicht mehr und nicht minder, als ihr hier auf der Erde thut.

Welchen Beweis hast du dafür?

Er antwortete: Ich habe einmal einen gesprochen, der da gewesen war, und von dem hatte der Florentiner Dante, was er über die Dinge in der Hölle geschrieben. Aber jetzt ist er todt. Wenn ihr es also nicht glauben wollt, so schickt hin und laßt nachsehen. Viertens endlich fragtet ihr mich, wie viel ihr werth seid. Und ich sage: neunundzwanzig Silberlinge.

Als Messer Bernabò dies hörte, wandte er sich voll Wuth zu ihm und sagte: Daß dich der Donner und das Wetter! Bin ich nicht mehr werth als ein Topf?

Der Müller gab nicht ohne große Furcht zur Antwort: Gnädiger Herr, vernehmt den Grund! Ihr wißt, daß unser Herr Jesus Christus um dreißig Silberlinge verkauft wurde; ich rechne, daß ihr einen Silberling weniger werth seid als er.

Als der Herr dies hörte, ward es ihm auf einmal deutlich, daß dies nicht der Abt sei. Er sah ihm starr

ins Gesicht, und fest überzeugt, daß dies ein Mann von viel höhern Einsichten sei als der Abt, sprach er dreist: Du bist nicht der Abt.

Man kann sich den Schrecken denken, welchen der Müller hatte. Er warf sich mit gefalteten Händen vor ihm auf die Kniee, bat um Gnade und gestand dem Herrn, daß er der Müller des Abtes sei und wie und warum er in dieser Vermummung vor seine Herrlichkeit gekommen und in welcher Weise er das geistliche Kleid angezogen habe, und Alles dies mehr, um ihm einen Spaß zu machen, als aus böser Absicht. Als Messer Bernabò dies vernahm, sprach er: Wohlan denn, da er dich zum Abt gemacht hat und du mehr werth bist als er, so wahr Gott lebt, will ich dich bestätigen. Du sollst also hinfort der Abt sein und er der Müller. Auch sollst du alle Einkünfte des Klosters haben und er die der Mühle.

Und so mußte es gehalten werden, so lange er lebte, daß der Abt Müller war und der Müller Abt. Es ist eine sehr misliche Sache und große Gefahr darin, sich gegenüber von großen Herren zu schützen, wie dieser Müller that, und die Keckheit zu haben, welche er hatte. Aber es geht mit diesen hohen Herren wie mit dem Meer: man geht unter großen Gefahren hin, aber bei großer Gefahr ist auch der Gewinn groß. Und es ist ein großer Vortheil, wenn auf der See Windstille herrscht; ebenso auch bei einem großen Herrn; aber beim einen wie beim andern ist es eine Hauptsache, auf seiner Hut zu sein, denn das Schicksal wendet sich schnell. Einige haben berichtet, diese oder eine ähnliche Geschichte sei dem Papst *** begegnet, welcher einem Abte zur Buße eines begangenen Fehls die Aufgabe gestellt habe, die vier obengenannten Fragen zu beantworten, und noch eine drüber, nämlich welches das merkwürdigste Ereigniß sei, das ihm im Leben begegnet wäre. Der Abt bat um Frist, kehrte nach der Abtei zurück, versammelte hier alle Mönche und Laienbrüder bis auf den Koch und den Gärtner, erzählte ihnen,

welche Fragen er dem Papſt beantworten ſollte, und bat ſie um Rath und Beiſtand. Da ſtanden ſie Alle wie unſinnig da und wußten nicht, was ſie antworten ſollten. Als aber der Gärtner ſah, daß ſie Alle verſtummten, hub er an: Herr Abt, da dieſe hier alle kein Wort hervorbringen, ſo will ich der ſein, der redet und handelt. Ich hoffe euch aus dieſer Verlegenheit zu helfen. Gebt mir aber eure Kleider, daß ich als Abt vor ihm erſcheinen kann, und laßt dieſe Mönche mir folgen!

So geſchah es. Und als er vor den Papſt kam, ſagte er, der Himmel ſei dreißig Schrei hoch. Vom Waſſer des Meeres ſagte er: Laßt die Mündungen der Ströme erſt verſtopfen, die hineinfallen! Dann wird es zu ermeſſen ſein.

Den Werth ſeiner Perſon ſchätzte er auf achtundzwanzig Silberlinge, denn er rechne ihn zwei Silberlinge geringer an als Chriſtus, deſſen Statthalter er ſei. Das merkwürdigſte Ereigniß ſeines Lebens, ſagte er, ſei geweſen, als er aus einem Gärtner zum Abt geworden. Und in dieſer Würde ward er beſtätigt. Es mag nun geſchehen ſein wie es will, mit dieſem und jenem oder mit beiden, jedenfalls wurde aus dem Abt ein Müller oder ein Gärtner.

---

## 16. Die drei Gebote des Vaters.*)

(Nov. 16.)

Jetzt will ich von einer erzählen, die ſich verheirathete, als wäre ſie noch Jungfrau, der Bräutigam ſah aber den Beweis des Gegentheils, ehe er noch bei ihr lag, und ſchickte ſie nach Hauſe zurück, ohne je mit ihr zu thun zu haben. In Siena lebte vor Zeiten ein reicher Bürger, der einen einzigen etwa zwanzigjährigen Sohn hatte,

*) Simrock's Bibliothek der Novellen, IV, 255. Vgl. Strapparola, I, 1. V. Schmidt's Märchenſaal, I, 70. 291.

welchem er, als er zu sterben kam, unter andern Vorschriften die drei folgenden gab: erstens, nie mit jemanden so viel zu verkehren, daß er diesem zum Überdruß werde; zweitens, wenn er eine Waare oder sonst etwas gekauft habe, woran er einen Gewinn machen könne, so solle er diesen hinnehmen und auch noch Andern daran Gewinn übrig lassen; drittens, wenn er ein Weib nehme, so solle er eins aus der nächsten Nachbarschaft wählen, und wenn dies nicht sein könne, lieber eins aus seinem eigenen Lande als aus andern entlegenen. Der Sohn erhielt diese drei Vorschriften als Verlassenschaft und der Vater starb. Lange Zeit hatte dieser Jüngling mit einem aus dem Hause der Forteguerri verkehrt, welcher stets ein Verschwender gewesen war und jetzt einige mannbare Töchter hatte. Seine Verwandten stellten ihn täglich wegen seines Aufwandes zur Rede, es half aber nichts. Nun geschah es, daß jener Forteguerra eines Tages für den Jüngling und einige andere ein schönes Gastmahl bereiten ließ, als seine Verwandten ihn deshalb vernahmen und sprachen: Was thust du, Unglücklicher? Willst du dem aufs Gerathewohl noch zugeben, der ein so großes Vermögen geerbt hat, hast so viel Aufwand gemacht und machst immer noch und hast mannbare Töchter?

Sie sprachen so lange, bis jener wie verzweifelt nach Hause ging, alle Speisen, die in der Küche bereitet wurden, wieder abbestellte, dann eine Zwiebel nahm, sie auf die schon gedeckte Tafel legte und den Befehl hinterließ, wenn der bewußte junge Mann zu Tische komme, so solle man ihm sagen, er möge die Zwiebel essen, denn anders sei nichts da und Forteguerra speise nicht daheim. Als die Essensstunde kam, begab sich der Jüngling nach dem Hause, wohin er geladen war, und als er in den Saal trat, fragte er die Gattin seines Freundes nach ihm. Die Frau antwortete, er sei nicht zu Hause und speise nicht daheim. Er habe aber hinterlassen, wenn er komme, so solle er jene Zwiebel essen, denn anders sei nichts da.

Bei diesem Gerichte gedachte der Jüngling des ersten Gebotes seines Vaters und wie übel er dasselbe befolgt habe. Er nahm die Zwiebel, kehrte nach Hause, umwickelte sie mit einem Bindfaden und hängte sie an die Decke des Saales, in welchem er zu speisen pflegte. Nicht lange darauf kaufte er ein Reitpferd für funfzig Gulden und einige Monate nachher konnte er es für neunzig verkaufen, wollte es aber nicht lassen, sondern sagte, er wolle hundert dafür haben. Darauf beharrte er; eines Nachts aber ward das Pferd von Schmerzen überfallen und starb daran. Als der Jüngling dies bedachte, erkannte er, daß er das zweite Gebot des Vaters übel befolgt habe, schnitt dem Pferde den Schwanz ab und hängte ihn an die Decke neben die Zwiebel. Als er sich hierauf verheirathen wollte, fügte es der Zufall, daß er weder in der Nachbarschaft noch in ganz Siena ein Mädchen finden konnte, das ihm gefiel; weshalb er in mehrern Ländern zu suchen begann und zuletzt nach Pisa gelangte, wo er einem Notar begegnete, der früher in Siena Geschäfte gehabt hatte und seines Vaters Freund gewesen war. Daher kannte ihn dieser Notar, nahm ihn sehr freundlich auf und fragte ihn, was er in Pisa für Geschäfte habe. Der Jüngling antwortete, er suche sich ein schönes Mädchen zur Braut, denn in ganz Siena könne er keine finden, die ihm gefalle.

Wenn dies ist, sagte der Notar, so hat dich Gott hierher gesandt, und du sollst hier wohl bedient werden, denn ich habe hier ein Mädchen aus dem Hause der Lanfranchi unter den Händen, das Schönste, was man je sehen konnte, und hätte wohl Lust, sie zu der deinigen zu machen.

Dem Jüngling gefiel es und er konnte kaum die Zeit erwarten, bis er sie zu sehen bekäme. Dies gelang ihm denn, und als er sie gesehen hatte, machte er den Handel richtig und verabredete die Zeit, wann er sie nach Siena führen solle. Dieser Notar war von den Lanfranchi be-

stochen und das Mädchen unehrbar; denn da sie mit einigen jungen Pisanern zu thun gehabt, hatte sie nachher nicht mehr Gelegenheit gefunden, sich zu verheirathen, und darum gedachte dieser Notar, ihre Verwandte von dieser Last zu befreien und sie dem Siener anzuhängen. Er traf also Abrede mit ihrer Kammerfrau, welche vielleicht die Kupplerin gespielt hatte. Es war ein Weibchen aus ihrer Nachbarschaft, genannt Monna Bartolomea, und die junge Braut pflegte mit ihr bald hier bald da ihrem Vergnügen nachzugehen. Als nun Alles in Ordnung und auch für die Begleitung gesorgt war, unter welcher sich auch einige der Jünglinge befanden, welche sie oft in Liebe erkannt hatte, machten sie sich mit der Braut und dem Bräutigam auf den Weg nach Siena, und man sandte Boten voraus, um Alles für sie in Bereitschaft zu setzen. Als sie auf der Reise waren, zeigte sich einer der Jünglinge, die sich in ihrem Gefolge befanden, so traurig, als ob er zum Galgen ginge, denn er bedachte, wie sie nun nach einem fremden Ort verheirathet werde, und er ohne sie nach Pisa zurückkehren müsse. Und er trieb es mit seinem nachdenklichen Wesen und seinen Seufzern so weit, daß der Bräutigam ihres Einverständnisses gewahr wurde; denn das Sprichwort hat nicht Unrecht, welches sagt, daß die Liebe und der Husten nicht zu verbergen sind. Kaum hatte er dies bemerkt, als er argen Verdacht schöpfte und nicht eher ruhte, als bis er völlig erkannt hatte, wer das Mädchen sei und wie der Notar ihn verrathen und betrogen habe. Als sie daher nach Staggia gelangten, bediente sich der Bräutigam folgender List. Er äußerte, er wolle zu guter Zeit zu Nacht speisen, weil er am Morgen vor Tagesanbruch nach Siena eilen wolle, um die nöthigen Vorbereitungen zu treffen. Dies sagte er so, daß der verliebte junge Mann es hören konnte. Die Kammern, in welchen sie schliefen, waren fast alle nur mit Bretern verschlagen und lagen nebeneinander. In der einen schlief

der Bräutigam, in der andern die Braut mit der Kammerfrau, und in der dritten zwei junge Männer, von welchen der eine feine Ohren genug gehabt hatte, um die Äußerung des Sieners aufzufangen. Am Morgen nun erhob er sich etwa eine Stunde vor Tagesanbruch, um, wie er zu verstehen gegeben hatte, nach Siena zu eilen. Er ging hinunter, setzte sich zu Pferde und ritt etwa vier Büchsenschüsse weit gegen Siena, worauf er die Zügel wandte und in langsamem Schritte nach Staggia zurückritt. Er näherte sich leise der Herberge, band sein Pferd an einem Thürringe fest und ging hinauf nach dem Saale. Hier trat er an die Thüre der Kammer, worin die Braut schlief, lauschte leise und überzeugte sich, daß sie den Jüngling bei sich habe; worauf er die schlechtverriegelte Thüre erbrach und hineintrat. Dann ging er sacht zu der Bettsponde, suchte nach einem der Kleidungsstücke dessen, der darin schlief, und fand zufällig dessen Beinkleider. Die in dem Bette bemerkten ihn nicht, oder stellten sich aus Furcht, als schliefen sie. Er aber nahm die Beinkleider, verließ die Kammer, eilte die Stiege hinab, setzte sich mit den besagten Beinkleidern zu Pferde und eilte nach Siena. Als er nun nach Hause kam, hängte er sie an die Decke neben die Zwiebel und den Pferdeschwanz. Am andern Morgen erhob sich zu Staggia die Braut mit ihrem Liebhaber. Der Jüngling aber, der seine Beinkleider nicht fand, setzte sich ohne dieselben mit der übrigen Gesellschaft zu Pferde und ging nach Siena. Sie erreichten das Haus, wo die Hochzeit sein sollte, und stiegen ab. Als sie sich nun zu einem Gabelfrühstück unter die drei aufgehängten Dinge setzten, wurde der Jüngling gefragt, was diese Dinge bedeuten. Er antwortete: Ich will es euch sagen, und bitte alle, mir zuzuhören. Es ist nicht lange her, daß mein Vater starb und mir drei Gebote hinterließ. Das erste lautete so und so, und deshalb nahm ich diese Zwiebel und hängte sie hier auf; zweitens befahl er mir so und so, und auch

hierin gehorchte ich ihm nicht; und als das Pferd starb, schnitt ich ihm den Schwanz ab und befestigte ihn hier oben; zum Dritten befahl er mir, so nahe als möglich in der Nachbarschaft zu heirathen. Ich aber nahm mir kein Weib aus der Nähe, sondern ging bis nach Pisa und nahm dieses Mädchen, weil ich glaubte, sie sei, wie alle sein sollen, die sich als Jungfrauen verheirathen. Unterwegs aber lag dieser junge Mann, welcher hier sitzt, in der Herberge bei ihr. Ich kam leise zu ihnen, fand seine Beinkleider, nahm sie mit mir und befestigte sie hier an der Decke, und wenn ihr mir nicht glaubt, so sucht bei ihm danach, denn er trägt keine.

Und so befand es sich.

Nach Tische also, fuhr er fort, nehmt ihr dieses gute Mädchen und begebt euch wieder nach der Heimat, denn ich will sie nicht wieder sehen, geschweige denn bei ihr liegen. Dem Notar, der mir den guten Rath gab, die Heirath stiftete und den Vertrag niederschrieb, mögt ihr sagen, er möge einen Spinnrocken mit dem Pergament bekleiden.

Und so geschah es. Sie zogen mit dem Mädchen ab, still und beschämt, oder, wie man zu sagen pflegt, mit lahmem Fuß und den Finger im Auge. Die Braut aber verschaffte sich mit der Zeit noch viele Männer, der Bräutigam andere Frauen. In diesen drei Thorheiten handelte dieser junge Mann den Geboten seines Vaters zuwider, die alle sehr nützlich sind, obgleich viele Leute sie nicht beobachten. In dem letzten Punkte aber, dem wichtigsten, kann man nicht irren, wenn man Verwandtschaften in der Nähe schließt; und doch thun wir alle das Gegentheil. Und nicht allein bei den Ehen, sondern auch wenn wir Pferde zu kaufen haben, wollen wir nichts von den Nachbarn, bei welchen uns alles voll Fehler erscheint, kaufen dagegen die der Deutschen, welche nach Rom gehen, in wahrer Wuth

auf. Und so geht es uns oftmals in beiden Fällen gerade wie in der Geschichte, die ihr gehört habt, ja noch schlimmer.

---

## 17. Piero Brandani.

(Nov. 17.)

In der Stadt Florenz lebte vor Zeiten ein gewisser Piero Brandani, der seine ganze Zeit mit Processiren hinbrachte. Er hatte einen Sohn von etwa achtzehn Jahren, und da er nun eines Morgens auch wieder auf das Rathhaus gehen mußte, um einen Rechtshandel zu vertreten, so gab er seinem Sohne gewisse Papiere und hieß ihn damit vorausgehen und ihn bei der Abtei von Florenz erwarten. Der Sohn gehorchte dem Vater, ging an den bezeichneten Ort und erwartete daselbst mit den Papieren den Vater. Es war im Monat Mai, und während der Junge so wartete, fing es an, sehr heftig zu regnen. Da kam eine Bäuerin oder Hökin mit einem Korb voll Kirschen auf dem Kopfe vorüber und der Korb fiel ihr herunter, die Kirschen waren über die ganze Straße verstreut, und die Gosse dieser Straße war wie immer, so oft es regnet, zu einem kleinen Bache angeschwollen. Der junge Mensch machte begierig, wie solche Leute sind, mit noch andern sich die Verwirrung zu Nutz und beeilte sich, die besagten Kirschen aufzulesen, ja sie liefen bis in den Bach hinein hinter denselben her. Als nun aber die Kirschen verzehrt waren und der junge Bursche sich auf seinen vorigen Standpunkt zurückbegab, fand er, daß er die Papiere nicht mehr unter dem Arm hatte, denn sie waren ihm in das Wasser gefallen, und von demselben in den Arno geschwemmt worden, ohne daß er es bemerkt hatte. Er lief auf und ab, fragte da,

fragte dort, es war alles umsonst, denn die Papiere schwammen bereits Pisa zu. Der junge Mensch war darüber sehr betrübt und dachte darauf, sich aus dem Staub zu machen aus Furcht vor seinem Vater. Er lief auch am ersten Tag bis Prato, wo die meisten Entwichenen oder Flüchtlinge von Florenz die erste Rast halten. Er ging in eine Herberge, wo nach Sonnenuntergang auch einige Kaufleute ankamen, nicht um die Nacht daselbst zuzubringen, sondern mit der Absicht, ihren Weg noch weiter gegen Ponte Agliana fortzusetzen. Die Kaufleute sahen, daß der junge Mensch so niedergeschlagen war, und fragten ihn, was er habe und woher er sei. Er antwortete auf ihre Frage und sie schlugen ihm vor, sich an sie anzuschließen und bei ihnen zu bleiben. Der Knabe konnte es kaum erwarten, bis es weiterging, sie machten sich endlich auf und kamen um zwei Uhr der Nacht nach Ponte Agliana. Sie klopften an eine Herberge und der Wirth, welcher schon schlafen gegangen war, kam an das Fenster und fragte: Wer da?

Mach uns auf! Wir wollen Quartier.

Der Wirth aber sagte scheltend: Wißt ihr denn nicht, daß es hier in der Gegend von Straßenräubern wimmelt? Es wundert mich sehr, daß ihr durchgekommen seid.

Der Wirth hatte auch wirklich Recht, da eine große Schar Verbannter das Land heimsuchte. Die Reisenden baten aber doch so lange, bis ihnen der Wirth öffnete. Als sie drinnen waren und ihre Pferde versorgt hatten, sagten sie, sie wollen zu Nacht essen. Der Wirth aber sagte: Ich habe keinen Bissen Brot im Hause.

Die Kaufleute antworteten: Nun, was ist da zu thun?

Ich weiß kein anderes Mittel, versetzte der Wirth, als daß euer Bursche da irgend einen zerrissenen Kittel anzieht, in dem er recht wie ein Lump aussieht; er soll dort die Anhöhe hinuntergehen; drunten wird er eine Kirche finden, und alsdann soll er dem Ser Cione rufen, dem Pfarrer von dort, und ihm von mir ausrichten,

er möge mir neunzehn Brote leihen. Ich sage dies darum, weil diese Böſewichter, wenn ſie einen ſo ſchlechtgekleideten Jungen finden, nichts mit ihm anfangen werden.

Er zeigte dem Burſchen den Weg, welcher ungern ging, weil es Nacht war und man nicht gut ſah. Voll Furcht, wie man ſich denken kann, ging er hinweg, irrte da- und dorthin und konnte die Kirche durchaus nicht finden, bis er endlich in ein Gebüſch kam, aus welchem er etwas hervorſchimmern ſah, was wie eine Mauer ausſah. In der Meinung, es ſei die Kirche, nahm er ſich vor, darauf loszugehen. Er kam auf eine große Tenne, die er für den Kirchplatz hielt. In Wahrheit aber ſtand er an dem Hauſe eines Landmannes. Er ging darauf zu und fing an, an die Thüre zu klopfen. Der Landmann hörte ihn und rief: Wer iſt da?

Der Knabe antwortete: Macht mir auf, Ser Cione, der Wirth (er nannte den Namen) von Ponte Agliana ſchickt mich her, ihr möchtet ihm neunzehn Brote leihen.

Was Brote! rief der Bauer, Gaudieb, der du biſt und der du für die Spitzbuben Kundſchaft einziehen willſt! Wenn ich hinauskomme, ſo will ich dich packen und nach Piſtoja ſchicken, daß ſie dich aufhängen.

Als der junge Menſch dieſe Worte hörte, wußte er nicht, was er anfangen ſollte, und indem er ſo außer ſich nach einem Wege ſich umſah, welcher ihn an einen beſſern Hafen führen könnte, hörte er ganz nahe am Saum des Waldes einen Wolf heulen. Er ſchaute umher und ſah auf dem Platz eine Tonne aufrecht ſtehen, welcher oben der Boden eingeſchlagen war. Er lief ſtracks darauf zu, ſtieg hinein und wartete mit großer Beſorgniß, was das Schickſal über ihn beſchloſſen habe. Unterdeſſen kam wirklich der Wolf heran; er war vielleicht aus Alter räudig, lehnte ſich an das Faß und fing an, ſich daran zu reiben. Während er ſo juckte, erhob er den Schwanz und dieſer kam gerade in das Spundloch hinein. Der Knabe fühlte ſich innerhalb des Faſſes von dem Schwanze

berührt und kam in heftige Angst. Sobald er aber sah, was es war, packte er in seiner großen Noth den Schwanz und nahm sich vor, so lang seine Kräfte ausreichen, ihn nicht mehr loszulassen, bis er ihn ganz innen hätte. Der Wolf, als er sich am Schwanze gepackt fühlte, fing an zu ziehen; der Knabe hielt fest und zog gleichfalls. So zogen beide, bis die Tonne umfiel und zu rollen begann. Der Knabe hielt immer fester und der Wolf zog, und je mehr er zog, desto mehr Schläge versetzte ihm das Faß auf den Rücken. Dieses Wälzen dauerte wol zwei Stunden, und das Faß versetzte dem Wolf so heftige Schläge, daß er am Ende ums Leben kam. Der Jüngling war dabei freilich auch halb zerstoßen worden; doch kam ihm sein gutes Glück so weit zu statten, daß, je fester er den Schwanz hielt, desto mehr er selbst geschützt und der Wolf in Nachtheil versetzt war. Als jener den Wolf getödtet hatte, wagte er doch die ganze Nacht nicht, aus dem Fasse hervorzukriechen noch den Schwanz loszulassen. Gegen Morgen stand der Landmann auf, bei welchem der Knabe an die Thüre geklopft hatte, und sah, als er zur Arbeit auf den Acker ging, am Fuße eines Absturzes das Faß liegen. Da dachte er und sprach bei sich selbst: Diese Teufel, die des Nachts umgehen, richten auch nichts als Unheil an. Weil sie nun nichts anders oben auf der Tenne gefunden als mein Faß, haben sie es mir bis dort hinuntergerollt.

Er schritt näher hinzu und sah neben dem Fasse den Wolf liegen, welcher noch nicht todt schien. Da fing er an zu schreien: Ein Wolf! Ein Wolf! Ein Wolf!

Die Leute aus dem Dorfe kamen auf den Lärm herbeigelaufen und als sie näher rückten, bemerkten sie, daß der Wolf todt war und der junge Mensch in dem Fasse lag. Alles kreuzte und segnete sich und fragte den Knaben: Wer bist du denn? Was soll das heißen?

Mehr todt als lebendig und kaum im Stande, noch Athem zu schöpfen, sagte der Knabe: Erbarmt euch meiner

um Gottes willen und hört mich an, ohne mir etwas zu Leid zu thun!

Die Bauern spitzten die Ohren, um den Hergang eines so unerwarteten Abenteuers zu vernehmen. Er erzählte nun von dem Verlust der Papiere bis zu diesem Punkte alles, was ihm begegnet war. Die Leute hatten großes Mitleid mit ihm und sagten: Junge, du hast großes Unglück gehabt; aber doch wird es dir nicht so übel ausschlagen, wie du glaubst. In Pistoja ist ein Gesetz, daß, wer einen Wolf erlegt und ihn der Gemeinde bringt, bekommt von ihr funfzig Pfund.

Da wurden die erstarrten Lebensgeister dem Jüngling wieder etwas rege, als sie ihm anboten, ihn zu begleiten und ihm den Wolf tragen zu helfen, was er auch annahm. Einige von ihnen trugen mit ihm den Wolf hinweg, und als sie in das Wirthshaus von Ponte Agliana kamen, von wo er ausgegangen war, verwunderte sich der Wirth daselbst, wie nicht anders zu erwarten ist, und sagte, die Kaufleute seien bereits weiter gezogen und er wie sie haben, als er nicht zurückkam, geglaubt, er sei entweder von Wölfen gefressen oder von Räubern gefangen worden. Kurz, der Knabe lieferte endlich den Wolf an die Gemeinde von Pistoja ab und erhielt, nachdem er den ganzen Verlauf erzählt hatte, funfzig Pfund. Von diesen gab er fünf aus zur Bewirthung der Gesellschaft und mit den übrigen fünfundvierzig kehrte er, nachdem er sich von ihnen verabschiedet hatte, zu seinem Vater zurück. Er bat ihn um Verzeihung, erzählte ihm alles, was ihm begegnet war, und gab ihm die fünfundvierzig Pfund. Der Vater als armer Mann war darüber sehr erfreut, verzieh ihm, ließ von dem besagten Gelde von jenen Papieren eine neue Abschrift machen und processirte mit dem Reste lustig drauf los.

Darum muß man über nichts in der Welt verzweifeln, denn gar oft gibt das Glück ebenso wieder wie es nimmt. Wer hätte sich eingebildet, daß die im Wasser

verlorenen Papiere wieder ersetzt werden sollten durch einen Wolf, der seinen Schwanz durch das Spundloch eines Fasses steckte und sich so fangen lassen mußte? Gewiß, dies ist ein Fall und ein Beispiel, welches nicht nur lehrt, daß man nicht verzweifeln darf, sondern daß man, was auch kommen mag, weder trostlos noch verdrießlich werden soll.

---

## 18. Das Vermächtniß.

(Nov. 21.)

Nun will ich auf die Geschichte kommen von den teigen Birnen; es ist dies der letzte Spaß des Basso, denn er fiel vor, während er starb. Als er zu sterben kam, war es eben Sommerzeit und die Sterblichkeit so groß, daß die Frau es nicht wagte, sich dem Manne zu nahen, und der Sohn den Vater vermied, der Bruder den Bruder, indem diese Krankheit, wie jeder weiß, der sie gesehen hat, sich sehr leicht mittheilte. Nun wollte er ein Testament machen, und ließ, da er sich von den Seinigen allen verlassen sah, den Notar niederschreiben, seine Kinder und Erben sollen verpflichtet sein, alle Jahre am St. Jacobstag im Julimonat einen Scheffelkorb teiger Birnen an einem bestimmten von ihm bezeichneten Orte den Fliegen zu geben. Der Notar sagte: Basso, mußt du noch immer Scherz treiben?

Basso sagte: Schreibt, wie ich euch sage; denn in dieser meiner Krankheit haben mich alle Freunde und Verwandte verlassen und nur die Fliegen sind mir treu geblieben. Da ich ihnen nun so verbunden bin, so würde ich nicht hoffen dürfen, bei Gott Gnade zu finden, wenn

ich mich ihnen nicht dankbar erwieſe. Und damit ihr ſeht, daß ich nicht ſcherze, ſondern im Ernſt rede, ſo ſchreibt, wenn dies nicht alle Jahre geſchehe, ſo ſollten meine Kinder enterbt ſein und mein ganzes Eigenthum der und der milden Stiftung zufallen.

Zuletzt ſah ſich der Notar genöthigt, zu ſchreiben, wie er es haben wollte. So war Baſſo billig gegen dieſe kleinen Thierchen. Bald darauf, als er in die letzten Kämpfe kam und nicht mehr viel Bewußtſein hatte, kam eine Nachbarin zu ihm, wie es die Weiber machen. Sie hieß Frau Gut.

Baſſo, ſagte ſie, Gott ſchenke dir Geſundheit! Ich bin deine Nachbarin Frau Gut.

Er blickte mit großer Beſchwerde nach ihr um und ſagte, daß ſie es kaum hören konnte: Jetzt, da ich ſterbe, laß ich mirs gefallen; denn ich habe achtzig Jahre gelebt und habe keine Frau gut gefunden.

Über dieſe Äußerung konnte keiner der Umſtehenden das Lachen halten, und während dieſes Gelächters, gleich darauf, ſtarb er. Um ſeinen Tod habe ich der Schreiber und viele andere Mitlebende getrauert, denn Baſſo war eine Hauptſache für jeden, der nach Ferrara kam. Und war das nicht eine große Billigkeit gegen die Fliegen? Außerdem, daß es ein herber Tadel war für ſeine ganze Familie. So gibt es Viele, die in dergleichen Fällen diejenigen verlaſſen, um deren Leben ſie tauſend Tode wagen ſollten. Das iſt unſere Liebe, daß nicht allein die Kinder ihr Leben nicht für ihre Ältern einſetzen, ſondern viele ihren Tod wünſchen, um freier zu ſein.

## 19. Gonnella's Heimkehr.*)

(Nov. 27.)

Gonnella, ein ergötzlicher Spaßmacher oder Hofmann, wie man es heißen will, gab dem Markgrafen von Ferrara nicht minder hinaus als Bartolino**). Der Markgraf Obizzo befahl eines Tages dem Hofnarren, entweder weil er eine Kleinigkeit gegen ihn verbrochen hatte, oder weil er sich einen Spaß mit ihm zu machen gedachte, mit ausdrücklichen Worten, er solle sich auf seinem Grund und Boden nicht mehr betreffen lassen, widrigenfalls ihm das Haupt abgeschlagen werde. Kaum hatte dies Gonnella vernommen, so begab er sich nach Bologna, miethete sich einen Rollwagen, füllte denselben mit bolognesischer Erde an und nachdem er mit dem Wagenführer über den Preis einig geworden war, bestieg er denselben und kehrte auf diesem Rollwagen zurück vor den Markgrafen Obizzo. Als dieser den Gonnella in solcher Weise zurückkehren sah, wunderte er sich und sprach: Gonnella, habe ich dir nicht verboten, meinen Grund und Boden wieder zu betreten, und nun wagst du es auf einem Rollwagen vor mir zu erscheinen? Was soll das heißen? Verachtest du meine Gebote?

Zugleich befahl er seiner Dienerschaft, ihn zu verhaften. Aber Gonnella sprach: Mein Gebieter, hört mich um Gottes willen an und laßt mir Recht widerfahren! Wenn ihr findet, daß ich im Unrecht bin, sollt ihr mich an den Galgen hängen lassen.

Der Markgraf war neugierig zu hören, was er sagen werde, denn er erwartete wol, daß wieder ein frischer Witz komme. Er rief also seinen Dienern zu: Verziehet eine Weile und laßt ihn reden!

---

*) Simrock's Bibliothek der Novellen, IV, 262.

**) Von dem Nov. 26 die Rede war.

Da begann Gonnella und ſprach: Herr, ihr befahlt mir, euren Grund und Boden nicht mehr zu betreten, weshalb ich mich eilends nach Bologna begab und dieſen Wagen mit bologneſiſchem Grund und Boden füllen ließ. Dieſen betrat und betrete ich noch jetzt und nicht den euren, noch den von Ferrara.

Als der Markgraf dies hörte, nahm er dieſen Grund mit großer Ergötzung für giltig an und ſprach: Gonnella, du biſt eine ſinntäuſchende Nachtjacke*), ſo bunt und ſchillernd von Farbe, daß mir weder Liſt noch Kunſt gegen deine Bosheit aushilft. Bleibe, wo es dir beliebt, denn ich laſſe dir den Sieg.

Und durch dieſe ſpaßhafte Liſt gewann er die Erlaubniß, in Ferrara zu bleiben, ſchickte den Rollwagen nach Bologna zurück und galt beim Markgrafen nur noch mehr als zuvor.

---

## 20. Die Caſentiner Geſandten.

(Nov. 31.)

Als der Biſchof Guido über Arezzo herrſchte, erwählten die Gemeinen der Caſentiner Landſchaft zwei Geſandte, um ſie an ihn abzufertigen und ihn wegen gewiſſer Dinge anzugehen. Man theilte ihnen ihren Auftrag und was ſie ihm auseinanderzuſetzen haben ausführlich mit und gab ihnen eines Abends ſpät Befehl, des andern Morgens ihre Reiſe anzutreten. Sie kehrten alſo Abends nach Hauſe, packten eilends zuſammen und machten ſich in der Frühe auf nach ihrem Beſtimmungsort. Als ſie einige Meilen gewandert waren, ſagte einer zum andern:

---

*) Gonnella.

Erinnerst du dich noch des Auftrages, den man uns gegeben hat?

Der andere erwiderte, er habe sich ihn nicht gemerkt.

Ei, ich habe mich auf dich verlassen, sagte jener.

Und ich mich auf dich, entgegnete der andere.

Das haben wir gut gemacht, riefen beide und stierten einander an. Was ist da zu thun?

Der eine sagte: Nun sieh, wir sind bald in der Herberge, wo wir unser Frühstück halten. Dort wollen wir uns einmal recht zusammennehmen und so muß es uns nothwendig wieder einfallen.

Der andere sprach: Du hast Recht.

So ritten sie träumend weiter und kamen um die dritte Stunde in die Herberge, wo sie frühstücken wollten. Wie sie aber hin und her dachten, ehe es zum Essen ging, so konnten sie sich doch durchaus nicht auf die Sache besinnen. Als sie bei Tisch saßen, wurde ihnen ein sehr feiner Wein aufgewartet. Die Gesandten, welchen der Wein viel besser schmeckte als das Nachdenken über ihren Auftrag, fingen an, der Flasche zuzusprechen, tranken und tranken, füllten die Gläser und leerten sie wieder, und als das Essen vorüber war, war so wenig davon die Rede, daß sie sich ihrer Botschaft erinnerten, daß sie vielmehr gar nicht mehr wußten, wo sie waren, und sich schlafen legten. Nachdem sie ein Stück weggeschlafen hatten, erwachten sie ganz verdutzt, und einer sprach zum andern: Ist dir jetzt unsere Angelegenheit eingefallen?

Der andere sagte: Ich weiß von nichts; mir ist nur so viel klar, daß der Wein des Wirthes der beste Wein ist, den ich je getrunken habe. Seit dem Frühstück bin ich überhaupt nicht wieder zur Besinnung gekommen, als eben jetzt, und jetzt weiß ich kaum, wo ich bin.

Jener erwiderte: Gerade das Nämliche sage ich dir auch. Aber was sollen wir denn sagen? was sollen wir anfangen?

Sein Gefährte entgegnete ihm kurz: Wir wollen heute hier bleiben und auch hier übernachten, denn guter Rath kommt, wie du weißt, über Nacht. Es kann nicht fehlen, daß uns die Sache bis dahin einfällt.

Sie waren hierüber einig und blieben den ganzen Tag daselbst und guckten noch wiederholte Male in das Glas. Bei dem Abendessen wurden gleichfalls die Gläser mehr in Anspruch genommen als das Holzwerk, und nach beendigtem Mahle waren sie so weit, daß einer kaum den andern kannte. Sie gingen zu Bett und schnarchten die ganze Nacht wie Schweine. Als sie am Morgen aufstanden, sagte der eine: Was fangen wir nun an?

Der andere antwortete: Der Himmel muß sich wider uns verschworen haben; denn da mir diese Nacht keine Sylbe von dem ganzen Auftrage eingefallen ist, so glaube ich auch nicht, daß er mir je wieder ins Gedächtniß kommt.

Meiner Treu, versetzte jener, mit uns sieht es nicht zum besten aus. Ich weiß gar nicht, was das heißen soll, ob es dieser Wein oder etwas anderes ist. Ich habe mein Leben lang noch nie so fest geschlafen, ohne mich wieder ermuntern zu können, wie heute Nacht in diesem Wirthshause. Was zum Teufel soll das heißen?

Laß uns zu Pferde steigen, sagte der andere, und in Gottes Namen weiterreiten. Vielleicht fällt es uns unterwegs ein.

So setzten sie denn ihre Reise fort und sagten unterwegs oft zu einander: Ist es dir eingefallen?

Der andere: Mir nicht.

Mir auch nicht, sagte der erste.

Auf diese Art kamen sie in Arezzo an und gingen in das Wirthshaus, wo sie sich oft abseits in eine Kammer begaben, die Backen auf die Hände gestützt, aber niemals sich auf die Sache besinnen konnten. Da sagte einer zuletzt, fast verzweifelnd: Gehen wir geradezu hin! Gott möge uns beistehen!

Der andere aber sagte: Wie sollen wir denn aber mit ihm reden, wenn wir nicht wissen was?

Der erstere aber antwortete: Auf diesem Punkte kann die Sache nun doch einmal nicht bleiben.

So ließen sie es denn auf das Gerathewohl ankommen und gingen zum Bischof, und als sie vor ihm standen, machten sie eine tiefe Verbeugung und blieben dabei stehen, ohne es zu etwas Anderm zu bringen. Der Bischof war ein wackerer ansehnlicher Herr, erhob sich und ging auf sie zu, nahm sie bei der Hand und sagte: Seid willkommen, meine Kinder! Was bringt ihr Neues?

Einer schaute den andern an: Sprich du!

Sprich du!

Aber keiner von beiden redete ein Wort. Am Ende aber sagte der eine: Herr Bischof, wir sind abgesandt an Euer Gnaden von euren ergebenen Dienern in der Casentiner Landschaft; aber die, welche uns abschickten, sind ebenso unbeholfen als wir, die Abgesandten, und sie übermachten uns unsern Auftrag spät Abends in großer Hast. Was nun schuld sein mag, entweder wußten sie es uns nicht recht zu sagen, oder waren wir zu ungeschickt, es zu verstehen. Wir bitten euch demnach inständig, ihr möget euch diese Gemeinen und ihre Mitglieder empfohlen sein lassen, die aber mögen meuchlings umkommen, die uns hierher gesandt haben, und wir selber, daß wir hergekommen sind!

Der verständige Bischof legte ihnen die Hand auf die Schulter und sagte: Geht in Frieden wieder heim und sagt meinen lieben Kindern im Casentino, ich sei immer darauf bedacht, für ihr Bestes alles zu thun, was in meinen Kräften stehe. Damit sie sich aber hinfort nicht mehr in die Unkosten einer Gesandtschaft versetzen, mögen sie, so oft sie etwas von mir wollen, an mich schreiben und ich will ihnen meine Antwort brieflich zukommen lassen.

Darauf nahmen sie Abschied und gingen. Unterwegs sagte einer zum andern: Hüten wir uns, daß es uns nicht auf dem Rückweg ebenso ergeht, wie auf dem Herweg!

Der andere aber sagte: Ach, was haben wir denn im Gedächtniß zu behalten?

Nun, sprach jener, wir müssen doch darauf bedacht sein, wie wir ausrichten wollen, was wir hier auseinandergesetzt haben und was wir zur Antwort erhalten. Denn wenn unsere Mitbürger im Casentino jemals erführen, daß wir ihren Auftrag so vergessen haben und daß wir wie Gehirnlose wieder vor sie treten, so würden sie uns nimmermehr als Botschafter aussenden, ja uns gar kein Amt mehr anvertrauen.

Der andere, der ein wenig schlauer war, sagte: Überlaß diese Sorge nur mir! Ich werde ihnen sagen, wir haben uns unserer Sendung gegen den Bischof entledigt und er habe sich gnädig darin und in allen Stücken erboten, immerdar ihr Wohl zu fördern, und um seine Liebe noch mehr zu bethätigen, habe er gesagt, zu Ersparung von Kosten sollen sie, so oft sie etwas von ihm brauchen, es mit gehöriger Ruhe und Bequemlichkeit in einem einfachen Briefe schreiben und die Gesandtschaften unterwegen lassen.

Das hast du gut ausgesonnen, sagte der andere. Wir wollen schneller reiten, damit wir bei guter Zeit wieder zu dem Wein kommen, weißt du!

So spornten sie ihre Pferde und kamen in das Gasthaus, und als ein Knecht herauskam, um ihnen den Steigbügel zu halten, fragten sie nicht nach dem Wirthe, noch ob er zu essen habe, sondern ihr erstes Wort war, daß sie sich nach jenem Weine von neulich erkundigten. Der Knecht sagte: Der ist besser als je.

Da stärkten sie sich hier denn auch das zweite mal nicht weniger als zuvor, und wichen nicht eher von der Stelle, als bis unter redlichem Beistand anderer Zech-

brüder der Wein auf die Neige und der Boden des Fasses zum Vorschein gekommen war. Voll Kummer darüber zogen sie von hinnen und gelangten zu denen, die sie abgeschickt hatten. Die Lügen, die sie ersonnen hatten, behielten sie viel besser im Gedächtniß, als vorher die Wahrheit. Sie sagten, sie haben vor dem Bischof eine so schöne Standrede gehalten, und thaten, als wäre der eine ein Cicero, der andere ein Quinctilian gewesen. Dadurch ernteten sie großes Lob ein und wurden auch späterhin mit andern Ämtern betraut, denn sie waren mehrmals Rechnungsrevisoren oder Güterverwalter.

Wie oft geschieht es doch in der Welt, und nicht nur bei erbärmlichen Geschöpfen wie diese waren, sondern bei weit größern als sie, daß solche ohne weiteres als Botschafter verwendet werden, während sie doch mit den Ereignissen so wenig vertraut sind, als der Sultan mit Frankreich. Dann versichern sie mündlich und schriftlich, sie haben Tag und Nacht nicht geruht, sondern immer mit größtem Eifer den Geschäften obgelegen, und alles ist ihr Machwerk, was sie gut heißen und wobei sie anwesend sind, während sie doch oft nicht mehr Bewußtsein dazu bringen als ein Klotz. Dafür werden sie aber von ihren Absendern gepriesen und mit den größten Ämtern und andern Belohnungen überhäuft, weil sie von der Wahrheit abgehen, zumal in Fällen, wo sie sehen, daß ihnen ein Vortheil daraus erwächst, wenn man ihnen Glauben schenkt.

---

## 21. Der Bauer und der Sperber.

(Nov. 195.)

Es fällt mir ein französischer Bauer ein, dessen List ich doch erzählen muß, die er gegen einen Thürsteher des Königs Philipp von Valois übte, weil er aus Habsucht

ihm nehmen wollte, was doch der König ihm befohlen hatte zu geben. Als dieſer König an der Regierung war und zu Paris wohnte, beſaß er einen Sperber, welcher an Schönheit und Vortrefflichkeit alle übertraf, die je an ſeinem Hofe waren; er hatte Schellen von Gold oder Silber und alle mit Schmelz überzogen, auf welchen die Lilien des königlichen Wappens ſtanden. Einſt kam ihm die Luſt, wie er häufig zu thun pflegte, ſpazieren zu gehen, und als ſie mit dieſem und mit andern Vögeln und Hunden an einen Ort kamen, wo eine Menge von Rebhühnern ſich befand, ließ der Falkner des Königs den Sperber, den er in der Hand hielt, auf ein Rebhuhn los und der Sperber packte es. Man ging weiter und ließ ihn auf ein anderes los; das faßte er aber nicht, was nun daran Schuld ſein mochte, ſei es, daß den Sperber Feigheit anwandelte oder was ſonſt; und während er ſonſt ſo zahm war, daß er immer, wenn er nichts fing, vom Fluge auf die Fauſt zurückkehrte, that er nun gerade das Gegentheil, er flog in die Höhe und ſo weit weg, daß ſie ihn ganz aus dem Geſicht verloren. Als der König dies ſah, ſchickte er ungefähr acht ſeiner Knappen nebſt dem Falkner aus, um den Sperber zu verfolgen, bis ſie ihn wiederfänden. So gingen ſie da und dorthin und zogen acht Tage umher, ohne eine Spur von ihm aufzufinden, kehrten alſo nach Paris zurück und meldeten es dem Könige. Darob ward der König ſehr betrübt, obwol es ein mannhafter König war, und beklagte den ganzen Tag den Verluſt ſeines edeln Sperbers. Es dauerte eine geraume Zeit und niemand zeigte ſich, der den Sperber gefangen hätte; da ließ er öffentlich bekannt machen, wer ihm den beſagten Sperber finge und wiederbrächte, würde von ihm zweihundert Franken bekommen, wer ihn aber nicht wiederbrächte, käme an den Galgen. Die Nachricht und das Gerede darüber ging durch das Land und es dauerte einen ganzen Monat, da kam der Sperber in die Grafſchaft N. Dort faß er

auf einem Baume und der obengenannte Landmann, der gerade unter demselben seine Feldarbeit trieb, hörte die Glöckchen. Er trat wie zum Scherz näher, hielt seine rauhe schwielige Hand hin und auf eine sonst gar nicht gewöhnliche Lockung kam ihm der Sperber auf die Hand. Der Bauer wußte sich schon über den Klauen, die ihn packten, gar nicht zu helfen; als er aber vollends die Schellen mit dem königlichen Wahrzeichen sah, von welchen er durch seine zwei erwachsenen Töchter gehört hatte, war der unerfahrene Mensch vollends ganz außer sich. Er nahm indeß die Wurfriemen, ließ seine Hacke liegen, ging nach seinem Hause, schnitt ein Seil vom Saumsattel eines Esels, knüpfte es an die Wurfriemen und band es an eine Stange. Wenn er aber überlegte, wer er war und wie er genöthigt sei, den Vogel nach Paris vor den König zu bringen, so wurde es ihm ganz schwach. Da es nun so weit war, kam ein Thürsteher des Königs in Geschäften zufällig an seinem Hause vorüber, hörte die Schellen und sagte: Du hast den Sperber des Königs gefangen.

Er antwortete: Ja, ich glaube.

Da verlangte ihn jener und sprach: Du würdest ihn verderben, wenn du ihn hintrügest. Gib ihn mir!

Der Bauer antwortete: Das ist ganz richtig, was ihr sagt; aber seid so gut und entreißt mir nicht, was mir das Glück verliehen hat! Ich will ihn tragen, so gut ich kann.

Der andere bemühte sich mit Bitten und Drohungen, um ihn von dem Bauer zu bekommen; aber es half nichts. Endlich sagte er: Nun sieh, wenn du mir den Vogel nicht gibst, so thu mir wenigstens einen Gefallen! Ich stehe genau mit dem König, ich werde dir nützlich sein, in was ich kann; versprich mir aber, daß du mir die Hälfte gibst von dem, was dir der König geben wird.

Der Landmann sagte: Ich bin's zufrieden.

Und so versprach ers. Der Hofdiener ging nach Paris.

Der Bauer fand einen ganz zerrissenen Handschuh von Tuch, schickte an einen in einem benachbarten Orte, welcher sich mit dergleichen Vögeln abgab, der lieh ihm einen Hut, und als der Sperber gefüttert und verkappt war, nahm er den Weg unter die Füße, und kam endlich sehr müde, wegen der ungewohnten Last und weil ihm die Edelmannstracht höchst beschwerlich war, in Paris und bei dem König an. Als dieser ihn sah, war er sehr erfreut, seinen Sperber wiedergefunden zu haben, und lachte laut, als er bemerkte, wie seltsam ihn der Bauer in der Hand hielt. Da sprach der König: Verlange, was du begehrst.

Der Bauer antwortete: Herr König, dieser Sperber ist mir auf die Hand gesessen, mit Gottes Hülfe habe ich ihn euch hergebracht, so gut ich konnte; das Geschenk, das ich dafür von euch verlange, ist, daß ihr mir funfzig Prügel oder Peitschenhiebe geben laßt.

Der König verwunderte sich und fragte ihn um den Grund dieser Bitte. Der Bauer sagte nun, wie ein gewisser Thürsteher von seinem Gefolge ihm das Versprechen abgedrungen habe.

Er verlangte, ich solle ihm die Hälfte geben von dem was eure heilige Krone mir schenke. Laßt also ihm fünfundzwanzig geben und die andern fünfundzwanzig mir! Ich bin zwar ein armer Mann und hätte es wol nöthig für meine zwei heirathsfähigen Töchter, etwas anderes von Euer Gnaden zu erhalten; aber dennoch will ich zufriedener weggehen, wenn ich bekomme, was ich verlange, um den andern das empfangen zu sehen, was er verdient, und wenn ich auch die gleiche Strafe dulden muß, als wenn ihr mir von eurem Gold und eurem Silber gäbet.

Der König war weise und verstand die Rede des ungebildeten Bauers, dachte daher ihn nach Gerechtigkeit zufriedenzustellen und sagte zu seinen Leuten: Ruft mir den Thürsteher herbei!

Er wurde sogleich gerufen, kam vor den König und

dieſer fragte ihn: Biſt du dort geweſen, wo dieſer Mann den Sperber gefangen hat?

Er antwortete: Ouy, Herr König!

Der König fragte weiter: Warum haſt du ihn nicht überbracht?

Jener verſetzte: Der Bauer ließ es nicht zu.

Der König ſprach: Dein Geiz iſt ſo weit gegangen, daß du von ihm die Hälfte des Geſchenkes begehrteſt, das er bekommen würde.

Als der Bauer dies hörte, ſagte er: So war es, gnädiger Herr!

Und ich, ſagte der König, ſchenke dieſem Bauern funfzig Peitſchenſtreiche auf den bloßen Leib, von welchen du nach dem Vertrage fünfundzwanzig bekommen ſollſt.

Er befahl einem ſeiner Gerichtsdiener, ihn ſogleich entkleiden zu laſſen und zur Ausführung zu ſchreiten, und ſo geſchah es. Der König ließ ihn nun in Gegenwart des Bauern vor ſich kommen und ſprach zu dieſem: Ich habe dir die Hälfte des Geſchenkes gegeben und dir deine Verpflichtung abgenommen, die du durch dein Verſprechen gegen dieſen Schurken hatteſt. Den Reſt gebe ich dir allein.

Da wandte er ſich zu einem ſeiner Kämmerer und ſprach: Geh, laß dieſem Manne zweihundert Franken geben, daß er ſeine Töchter verheirathen kann. Und in Zukunft komm nur zu mir, wenn dir etwas fehlt, ich will immer deiner Noth abhelfen.

So ſchied der Bauer glücklich von dannen. Der Meiſter Thürſteher aber nahm ſich von den Peitſchenhieben eine Warnung, um nicht mehr ſeinem eigenen Vortheil ſtatt dem ſeines Königs nachzugehen. — Groß war die Gerechtigkeit und Klugheit dieſes Königs; aber nicht minder bemerkenswerth iſt, wie aus dem Munde eines Bauern, der beſſer eine edle Seele heißen könnte, eine ſo würdige Bitte kam, um die Habgier des Mannes zu ſtrafen, der auch nie mehr wie früher in Gunſt bei König Philipp kam.

# III. Aus dem Pecorone des Ser Giovanni Fiorentino.

1378.

---

## 22. Galgano's Entsagung.

(I, 1.)

In Siena war ein Jüngling, mit Namen Galgano, reich und von edlem Geschlechte, geschickt und durchaus in Allem erfahren, mannhaft, rüstig, hochherzig, höflich und leutselig gegen jedermann. Dieser Galgano liebte eine Edelfrau aus Siena mit Namen Madonna Minoccia, die Gattin eines edeln Ritters, welcher Messere Stricca hieß. Darum trug besagter Galgano beständig an den Kleidern und sonst das Wahrzeichen seiner ebengenannten Geliebten, und machte ihr zu Liebe oftmals Turniere und Waffenspiele mit und veranstaltete kostbare Gastmähler. Bei alledem wollte ihn aber Madonna Minoccia niemals erhören, und Galgano wußte gar nicht mehr, was er noch thun und sagen sollte, als er sah, welche Grausamkeit in der Brust dieser seiner Gebieterin waltete, die er viel lieber hatte als sich selbst. Immer bei Festen und Hochzeiten war er hinter ihr her und hielt den Tag für verloren, an dem er sie nicht zu sehen bekommen. Oftmals schickte er an sie durch Mittelspersonen Geschenke und Botschaften, aber niemals wollte die Frau etwas in Empfang nehmen noch anhören, sondern war jedes mal härter als zuvor. So war der besagte Liebende lange Zeit von der heftigsten Liebe und Treue gequält, die er für diese Frau hegte, und oftmals beklagte er sich gegen Amor und sprach: Ach, mein Gebieter, wie magst du es

ertragen, daß ich liebe und nicht geliebt werde? Siehst du nicht, daß dies deinen Geboten zuwiderläuft?

So wollte er oft und viel im Gedenken an die Grausamkeit jener Frau sich der Verzweiflung hingeben. Aber doch beschloß er, sittsamlich das Joch so fortzutragen, bis es Amorn einmal gefiele, ihn Gnade finden zu lassen, und gab die Hoffnung nicht auf. Er ließ sich angelegen sein, in Reden und Handlungen ihr gefällig zu sein; sie aber ward nur um so unbeweglicher. Einstmals war Messere Stricca und seine schöne Gemahlin auf einem ihrer Güter bei Siena; der besagte Galgano kam auch vorüber mit einem Sperber auf der Faust und that, als ginge er auf die Vögeljagd, er wollte aber nur die Frau sehen. So kam er denn an dem Hause vorbei, wo sie war, und als Messer Stricca ihn sah und sogleich erkannte, ging er ihm entgegen und nahm ihn freundschaftlich bei der Hand mit der Bitte, gefälligst mit ihm und seiner Gemahlin zu speisen. Galgano dankte ihm dafür auf das Verbindlichste, bat aber ihn für entschuldigt zu achten.

Denn, sagte er, ich muß nothwendig irgendwohin gehen.

Darauf sagte Messer Stricca: So nehmt wenigstens einen Trunk an!

Der Jüngling aber antwortete: Schönen Dank! Bleibt mit Gott! Ich habe Eile.

Als Messer Stricca seinen Entschluß sah, ließ er ihn hinziehen und ging wieder ins Haus. Galgano aber, als er von Messer Stricca hinweg war, sprach bei sich selbst: Ach, ich Unglücklicher, warum habe ich nicht angenommen? So hätte ich sie wenigstens gesehen, die mir theurer ist als die ganze Welt.

Während er diesen Gedanken nachhing, steigt eine Elster auf. Darum ließ er den Sperber los, die Elster flog in den Garten Messer Stricca's und der Sperber packte sie in die Klauen. Als Messer Stricca und seine Frau diesen Sperber hörten, liefen sie an das Gartenfenster, und als die Frau die Geschicklichkeit bemerkte,

womit der Sperber die Elster faßte, fragte sie, da sie es nicht wußte, wem der Sperber gehöre.

Messer Stricca antwortete: Dieser Sperber hat ein gutes Vorbild an seinem Herrn, denn er gehört dem trefflichsten und vollkommensten Jüngling in ganz Siena.

Die Frau fragte, wer dies sei.

Der Vogel gehört Galgano, erwiderte ihr Gatte, welcher eben vorübergegangen ist. Ich bat ihn, bei uns zu speisen, er nahm es aber nicht an. Fürwahr, es ist der anmuthigste und rechtschaffenste Jüngling, den ich je gesehen habe.

Sie gingen vom Fenster weg und begaben sich zu Tische. Galgano lockte seinen Sperber zu sich und entfernte sich ebenfalls. Die Frau aber merkte jene Worte und behielt sie im Sinne. Als daher einige Tage darauf Messer Stricca von der Gemeinde von Siena als Gesandter nach Perugia ging und seine Frau allein zu Hause ließ, schickte sie, sobald sie erfahren, daß ihr Mann weggeritten sei, eine Vertraute an Galgano und bat ihn, er möge gefälligst zu ihr kommen, sie wolle mit ihm reden. Als ihm die Botschaft ausgerichtet war, antwortete Galgano, er komme sehr gerne. Als nun Galgano hörte, daß Messer Stricca nach Perugia gegangen sei, machte er sich am Abend zu passender Stunde auf den Weg und ging in das Haus der Frau, die er weit mehr als seine Augen liebte. Als er vor die Frau trat, grüßte er sie ehrerbietig, die Frau aber nahm ihn mit großer Freude bei der Hand, umarmte ihn und sprach: Sei mir hundert mal willkommen, mein Galgano!

Und ohne weitere Worte gaben sie sich mehrmals den Friedenskuß. Die Frau ließ sodann Zuckerwerk und Wein kommen, und nachdem sie miteinander gegessen und getrunken hatten, nahm ihn die Frau bei der Hand und sprach: Mein Galgano, es ist Zeit schlafen zu gehen. Gehen wir daher zu Bette!

Galgano antwortete und sprach: Madonna, ganz nach eurem Gefallen.

dann im Frühling reisen wir zusammen. Du kannst inzwischen eine andere Wissenschaft lernen, so verlierst du deine Zeit nicht.

Bucciuolo war damit zufrieden und versprach ihn abzuwarten. Die Zeit nicht zu verlieren ging also Bucciuolo zu seinem Meister und sprach: Ich habe mich entschlossen, auf meinen Gesellen und Vetter da zu warten, und bitte euch, mich unterdessen irgend eine andere schöne Wissenschaft zu lehren.

Der Meister versetzte, er sei es zufrieden, und sprach: Suche dir eine Wissenschaft aus, welche du willst, und ich will sie dich gern lehren.

Da sprach Bucciuolo: Lieber Meister, ich möchte gern lernen, wie man sich verliebt und wie man sich dabei zu verhalten hat.

Der Meister entgegnete lächelnd: Das gefällt mir nicht übel. Du hättest nicht leicht eine Wissenschaft wählen können, womit ich zufriedener gewesen wäre. Begib dich also nächsten Sonntag Morgen in die Kirche der Minoritenbrüder, wenn alle Frauen dort versammelt sind, und gib wohl Acht, ob eine ist, die dir wohlgefällt; und findest du eine, so folge ihr von weitem, bis du siehst, wo sie wohnt, und dann komm wieder zu mir! Und dies soll die erste Aufgabe sein, die du zu lernen hast.

Bucciuolo ging und am folgenden Sonntag Morgen fand er sich nach der Anweisung seines Meisters in der Minoritenkirche ein, um die Frauen zu mustern, welche sich zahlreich genug versammelt hatten. Unter ihnen sah er eine, die ihm sehr gefiel, denn sie war gar schön und reizend. Als sie daher die Kirche verließ, folgte ihr Bucciuolo und sah und merkte sich das Haus, wo sie wohnte, woraus die Dame abnahm, daß dieser Student im Begriffe sei, sich in sie zu verlieben. Bucciuolo ging zu seinem Meister zurück und sprach: Ich habe gethan, was ihr mir sagtet, und eine gefunden, die mir sehr gefällt.

Darüber hatte der Meister eine große Freude und lachte heimlich des Bucciuolo wegen der Kunst, die er lernen wollte. Dann sprach er zu ihm: Jetzt mußt du suchen, zwei oder drei mal täglich anständig an ihrem Fenster vorüberzugehen. Nur halte die Augen bei dir und laß niemand merken, daß du nach ihr hinblickst! Weide dich jedoch so lange an ihrem Anschauen, bis sie deine Neigung gewahrt, und dann komm wieder zu mir. Das soll deine zweite Aufgabe sein.

Hierauf verließ Bucciuolo seinen Meister und begann mit kluger Vorsicht an dem Hause seiner Dame vorüberzugehen, bis sie deutlich erkannte, daß es um ihretwillen geschehe. Da fing sie an, auch nach ihm zu blicken, sodaß Bucciuolo anfing, sich bescheiden vor ihr zu verneigen, was sie mehrmals erwiderte, woraus Bucciuolo schloß, daß die Frau ihn liebe. Er berichtete daher seinem Meister alles, worauf dieser antwortete und sprach: Recht schön; ich bin mit dir zufrieden; bis jetzt hast du dich in Allem wohlgehalten. Nun mußt du Mittel suchen, ihr eines jener Weiber zuzuschicken, die in Bologna mit Spitzen, Börsen und dergleichen hausiren. Laß ihr sagen, du stehest ganz zu ihren Diensten; es sei niemand auf der Welt, den du mehr liebest als sie; du seiest gern bereit, alles für sie zu thun, was ihr gefalle. Dann wirst du hören, was sie dir antworten läßt! Und je nachdem du dann von ihr Bescheid erhältst, so komm wieder hierher und erzähle es mir, und ich werde dir sagen, was du weiter zu thun hast.

Bucciuolo begab sich schnell hinweg und machte eine Hausirerin ausfindig, die zu diesem Behuf ganz tauglich war.

Ihr könnt mir einen außerordentlichen Dienst leisten, sprach er zu ihr, für den ich euch gut bezahlen will, daß ihr mit mir zufrieden sein sollt.

Die Krämerin antwortete: Ich will thun, was ihr von mir fordert, denn ich lebe nur von dem, was ich mir verdiene.

Darauf gab ihr Bucciuolo zwei Gulden mit der Erklärung: Nun so bitte ich euch, daß ihr mir heute einmal in die Straße Mascarella geht, wo eine junge Frau Namens Madonna Giovanna wohnt, und die ich über alles in der Welt liebe. Empfehlt mich ihr und sagt ihr, ich sei bereit, alles für sie zu thun, was ihr angenehm sein könnte. Das könnt ihr dann in allerlei süße Worte einwickeln, wie sie euch gewiß einfallen. Darum bitte ich euch so sehr ich weiß und kann.

Die Alte sagte: Laßt mich nur machen! Ich will schon den rechten Zeitpunkt finden.

Geht, antwortete Bucciuolo; ich erwarte euch hier.

Die Alte setzte sich gleich mit einem Korb voll Waaren in Bewegung und ging damit zu der Frau, die sie unter der Thüre sitzen fand, begrüßte sie und sprach sodann: Madonna, ist euch vielleicht etwas unter diesen meinen Waaren gefällig? Nehmt keck heraus, was euch gefällt.

Dabei setzte sie sich zu ihr und begann, ihr Schleier, Börsen, Schnüre, Spiegel und anderes dergleichen vorzuzeigen. Nachdem sie vielerlei gesehen hatte, gefiel ihr unter Allem besonders eine Börse und sie sagte: Wenn ich Geld hätte, würde ich gern diese Börse kaufen.

Die Verkäuferin entgegnete: Madonna, darauf braucht ihr durchaus keine Rücksicht zu nehmen. Wählt, was euch von meinem Krame irgend gefällt! Es ist mir alles schon bezahlt.

Die Frau wunderte sich über diese Worte und über die besondere Freundlichkeit der Alten und fragte sie: Was wollt ihr damit sagen, gute Frau? Was bedeuten diese Worte?

Die Alte sprach darauf ganz weinerlich: Das will ich euch wohl sagen. Ein Jüngling Namens Bucciuolo hat mich hergeschickt. Er liebt euch und ist euch mit ganzer Seele ergeben. Es ist nichts auf der Welt, das er nicht für euch thun würde, wenn es in seiner Macht stünde, und er läßt euch sagen, daß ihm Gott keine

größere Gnade erzeigen könnte, als wenn er ihm ein Gebot von euch zukommen ließe. In der That, mir kommt es vor, als ob er sich ganz verzehrte vor lauter Begierde, mit euch zu sprechen; und doch habe ich vielleicht nie einen rechtschaffenern jungen Mann gesehen als ihn.

Als die Frau diese Worte hörte, wurde sie ganz roth im Gesicht und sagte zu der Alten gewendet: Wenn mich nicht die Rücksicht auf meine Ehre davon abhielte, so wollte ich euch übel genug zurichten. Schämst du dich nicht, du garstige Alte, einer ehrbaren Frau solche Botschaft zu hinterbringen? Gott möge dich dafür strafen!

Bei diesen Worten nahm die junge Frau das Querholz der Thüre zur Hand und wollte sie damit schlagen.

Wenn du je wieder hierher kommst, rief sie, so werde ich dich so bedienen, daß nicht mehr viel von dir zu sehen ist.

Das Mütterchen nahm also behende ihren Kram zusammen, ging ihrer Wege und hatte große Angst, sie möchte jene Stange verschmecken, hielt sich auch nicht für sicher, als bis sie wieder bei Bucciuolo angelangt war. Als Bucciuolo sie vor sich sah, fragte er sie, was sie bringe und wie seine Sache stehe.

Schlecht steht sie, antwortete die Alte; in meinem Leben bin ich nicht so erschrocken. Kurzum sie will nichts von dir hören noch sehen. Und hätte ich mich nicht schnell aus dem Staube gemacht, so hätte ich wahrscheinlich eine Thürstange zu verspüren gekriegt, die sie in der Hand hatte. Was mich betrifft, so habe ich keine Lust mehr zu ihr zurück und rathe auch dir, dich nicht mehr mit diesen Dingen zu befassen.

Bucciuolo blieb ganz trostlos zurück; dann begab er sich schnell zu seinem Meister und erzählte ihm, was ihm begegnet sei. Der Meister tröstete ihn und sprach: Beruhige dich, Bucciuolo! Kein Baum fällt auf den ersten Streich. Geh heut Abend noch einmal vorbei und gib Acht, was sie dir für ein Gesicht macht und ob sie auf-

ließ mit einem Worte auch den kleinſten Winkel des Hauſes nicht undurchforſcht, ohne daß er doch Bucciuolo finden konnte. Seine Frau ging ihm dabei immer mit dem Licht in der Hand zur Seite und ſagte oft: Lieber Meiſter, ſchlagt ein Kreuz, denn gewiß hat euch der Feind Gottes verſucht und euch eine Sache vorgeſpiegelt, die nimmermehr geſchehen kann; denn wenn nur ein Haar an meinem Leibe nach ſo etwas verlangte, ſo brächte ich mich ſelber um. Darum bitte ich euch um Gottes willen, laßt euch nicht bethören!

Wie nun der Meiſter Bucciuolo nicht fand und die Frau fortwährend ſo reden hörte, maß er ihr faſt Glauben bei, blies bald darauf ſeine Kerze aus und ging wieder nach der Schule. Die Frau riegelte ſodann geſchwind die Thüre, zog Bucciuolo unter der Wäſche hervor, fachte ein helles Feuer an, bei dem ſie dann einen großen fetten Kapaun verſpeiſten und mehre Sorten Wein tranken. Während ſie ſo eine vortreffliche Abendmahlzeit hielten, ſagte die Frau wiederholt: Siehſt du, dieſer mein Mann hat ſich nicht träumen laſſen, wo du ſeiſt.

Nach vielen Scherzen und Kurzweilen nahm ihn die Frau bei der Hand und führte ihn in die Kammer, wo ſie miteinander zu Bett gingen und ſich in jener Nacht das Vergnügen verſchafften, welches beide Theile wünſchten, und einander wiederholt geſegneten. Und da die erſehnte Nacht vorüber war und der Morgen anbrach, ſtand Bucciuolo auf und ſagte: Madonna, ich muß nun von euch ſcheiden. Habt ihr mir noch irgend etwas zu gebieten?

O ja, ſagte ſie, daß du dieſen Abend wiederkommſt.

Bucciuolo ſagte: Das ſoll geſchehen.

Hierauf nahm er Abſchied, ging hinaus und kehrte zur Schule zurück, wo er zu dem Meiſter ſagte: Ich habe euch etwas zu erzählen, worüber ihr genug lachen werdet.

Wie ſo? antwortete der Lehrer.

Geſtern Abend, ſagte Bucciuolo, als ich bei ihr im

Hause war, siehe da kommt der Mann, sucht das ganze Haus durch und weiß mich doch nicht zu finden. Sie hatte mich unter einem Berg von Wäsche versteckt, die noch getrocknet werden sollte, und kurzum sie wußte so klug zu sprechen, daß er endlich hinwegging; sodaß wir nachher einen dicken Kapaun verzehrten und feine Weine tranken mit der größten Heiterkeit und Wonne, die ihr euch nur denken könnt, und so blieben wir munter und machten uns gute Zeit bis zum Morgen. Da ich nun die ganze Nacht wenig geschlafen habe, will ich mich jetzt zur Ruhe legen, denn ich habe ihr versprochen, diesen Abend wieder zu ihr zu kommen.

Der Meister sagte: Wenn du hingehst, so künde es mir doch an!

Bucciuolo antwortete: Herzlich gern.

Darauf verließ er ihn. Der Meister aber war ganz von Zorn entbrannt, daß er sich vor Schmerz nicht zu fassen wußte und den ganzen Tag nicht im Stande war, eine Vorlesung zu halten, so sehr war sein Herz in Anspruch genommen. Immer dachte er daran, wie er ihn am nächsten Abend erreichen werde, und borgte sich einen Panzer und eine Pickelhaube. Als es an der Zeit war, begab sich der sorglose Bucciuolo zu seinem Lehrer und sagte: Jetzt gehe ich.

Der Meister sprach: Geh nur und komm morgen früh wieder und erzähle mir, wie es dir ergangen ist!

Bucciuolo antwortete: Das will ich thun.

Dann machte er sich ungesäumt auf den Weg nach dem Hause der Frau. Der Meister aber legte alsbald seine Waffen an, folgte dem Bucciuolo fast auf dem Fuße und gedachte ihn noch unter der Thüre zu erwischen. Die Frau aber hatte ihren Liebhaber erwartet, ließ ihn ein und verschloß die Thüre wieder. Der Meister kam im Augenblick darauf und begann zu pochen und einen gewaltigen Lärm zu machen. Die Frau löschte schnell das Licht aus, schob den Bucciuolo hinter sich, schloß

die Thüre auf und umarmte ihren Gemahl, während sie mit dem andern Arm den Bucciuolo hinausschob, ohne daß ihr Mann es merkte. Dann fing sie an zu schreien: Herbei, herbei, der Meister ist toll geworden!

Dabei hielt sie ihn fest umschlungen. Die Nachbarn liefen auf den Lärm herbei und da sie den Meister so bewaffnet sahen und die Frau rufen hörten: „Haltet ihn, denn er ist übergeschnappt vom vielen Studiren!" glaubten sie es und waren der Überzeugung, daß er von Sinnen sei. Sie fingen daher an und sprachen: Ei, Meister, was soll das bedeuten? Geht zu Bette, um auszuruhen, und strengt euch nicht weiter an!

Der Meister sagte: Wie soll ich zur Ruhe kommen, wenn das schlechte Weib einen Mann im Hause hat, den ich selbst hereinschleichen sah?

Da rief die Frau: Ich unglückliches Weib! Fragt alle diese Nachbarn, ob sie mir den geringsten Fehltritt nachsagen können!

Da antworteten Männer und Frauen aus einem Munde: Meister, habt doch nicht solche Gedanken! Es ward ja nie eine bessere Frau geboren als diese, von reinern Sitten und unbefleckterm Ruf.

Was? rief der Meister. Wenn ich nun selbst einen hereinschleichen sah und weiß, daß er hier ist?

Unterdessen kamen zwei Brüder der Frau. Da fing sie gleich an zu weinen und sprach: Liebe Brüder, seht her, mein Mann da ist übergeschnappt und will mich ums Leben bringen, weil er behauptet, ich habe einen Mann im Hause. Ihr wißt doch wol, daß ich nicht der Art bin, daß man mir derlei schuldgeben kann.

Die Brüder sprachen: Wir wundern uns sehr, wie ihr unsere Schwester hier ein schlechtes Weib nennen dürft. Was bringt euch denn heute so plötzlich gegen sie auf, da sie doch schon so lange mit euch zusammenlebt?

Der Meister erwiderte: Ich sage euch, es ist einer hier im Hause und ich habe ihn selbst gesehen.

Wohlan, antworteten die Brüder, laßt uns ihn suchen! Und finden wir ihn, so wollen wir so bei ihr aufräumen und sie dergestalt bestrafen, daß ihr zufrieden sein sollt.

Einer der beiden rief die Schwester beiseit und sprach: Sage mir die Wahrheit, hast du einen im Hause?

Die Frau erwiderte: Weh mir, was sagst du? Der Heiland bewahr mich davor und gebe mir eher den Tod, ehe ich auch nur mit einem Härchen mich so etwas gelüsten lasse. Weh, soll ich jetzt begehen, was nie eine beging aus unserm Hause? Schämst du dich nicht, mich nur danach zu fragen?

Den Bruder beruhigte dies sehr und sie begannen nun zugleich mit dem Meister Haussuchung zu halten. Der Meister stürzte plötzlich auf jene Wäsche los und durchbohrte sie, als fechte er mit Bucciuolo, denn er glaubte, da sei er verborgen.

Hab ichs euch nicht gesagt, rief die Frau, daß der Meister übergeschnappt ist? Die Waschleinwand zu verderben, die ihm nichts zu leid gethan hat!

Da sahen die Brüder, daß der Meister von Sinnen sei; und nachdem sie alles genau durchsucht und nichts gefunden hatten, sagte der eine: Er ist verrückt.

Und der andere sprach: Meister, in der That, lieber Meister, ihr habt sehr Unrecht, unsere Schwester als ein schlechtes Weib hinzustellen.

Darüber gerieth der Meister in die äußerste Wuth, weil er wußte, was er gesehen hatte, und begann sich mit höchst leidenschaftlichen Worten gegen sie auszulassen, wobei er immer das bloße Schwert in der Hand hielt. Da nahmen die Brüder jeder einen derben Stock in die Hand und prügelten den Meister so reichlich durch, bis sie ihm die beiden Stöcke auf dem Rücken zerbrochen hatten. Dann knebelten sie ihn als einen Verrückten, der, wie sie sagten, vom allzu vielen Studiren übergeschnappt sei, und hielten ihn die ganze Nacht gebunden, während sie sich mit ihrer Schwester zur Ruhe begaben.

Am Morgen ließen sie einen Arzt rufen; der verordnete, ihm an der Feuerseite ein Bett zu machen, und befahl, man solle ihn mit niemand reden lassen, ihm auch auf nichts antworten und ihn so lange fasten lassen, bis er wieder bei Verstand wäre; was denn auch pünktlich vollzogen wurde. Das Gerücht verbreitete sich durch Bologna, der Meister sei ein Narr geworden; jedermann bedauerte ihn deshalb und einer sagte zum andern: Gewiß, ich habe es schon gestern bemerkt, denn er war nicht im Stande, unsere Vorlesung zu halten.

Ein anderer sagte: Ich sah es ganz, wie er ein anderer Mensch wurde.

Und also erklärten ihn allesammt für einen Verrückten und verabredeten, ihr miteinander zu besuchen. Bucciuolo wußte von alledem nichts und kam zur Schule, um dem Meister auch seine neuesten Erlebnisse mitzutheilen. Dort angelangt, erfuhr er denn, daß der Meister verrückt geworden sei. Bucciuolo erstaunte und betrübte sich darob gar sehr und begleitete die andern nach dem Hause des Meisters. Da begann er aber sich über die Maßen zu verwundern, ja er sank fast in Ohnmacht, als er erkannte, wie es um die Sache beschaffen sei. Damit aber niemand etwas merke, ging er mit den andern hinein. Im Saale angelangt, sah er den Meister ganz erschöpft und gefesselt am Feuer im Bett liegen. Die Studenten drückten den Meister alle ihr Beileid aus und erklärten ihm, wie sehr sie sein Unglück bedauern. Als aber die Reihe an Bucciuolo kam, sagte er zu ihm: Lieber Meister, ihr thut mir leid wie mein Vater, und wenn ich euch in irgend etwas gefällig sein kann, so gebietet über mich, wie über einen Sohn!

Der Meister antwortete und sprach: Bucciuolo, Bucciuolo, lauf mit Gott von dannen! Du hast auf meine Kosten studirt.

Die Frau fügte hinzu: Achtet nicht auf seine Worte, denn er faselt und weiß selber nicht was er spricht.

Bucciuolo aber ging hinweg, ſuchte Pietro Paolo auf und ſagte: Lieber Bruder, gehab dich wohl! Ich habe nun ſo viel gelernt, daß mir der Appetit vergangen iſt.

Darauf reiſte er ab und kam glücklich nach Rom.

---

## 24. Die Freundin des Cardinals.

(3, 1.)

In Val di Peſa, im Gebiete von Florenz, lebte einſt ein Prieſter mit Namen Don Placido, welcher wegen einer Beſchwerde nach Avignon zu gehen beſchloß. Er machte ſich daher auf und ging nach Piſa, ſtieg dort zu Schiff und fuhr nach Nizza in der Provence, wo er landete und in der Herberge eines gewiſſen Bartolomeo von Siena abſtieg. Als der beſagte Prieſter ſchon im Bette war, kam ein wackerer Knecht deſſelbigen Wirthes zu ihm an das Bette und ſprach zu ihm: Meſſere, es ſind hier ein Paar Ordensbrüder in der Herberge, von welchen der eine ſehr krank iſt, und da in dieſer Gegend die Seuche gehauſt hat, iſt großer Mangel an Geiſtlichen. Darum bitte ich euch, ihr möget zu ihm kommen und nachſehen, wie es bei ihm ſteht.

Der Prieſter antwortete: Sehr gerne.

Er zog ſich eilends an und kam in das Zimmer, wo die beiden Brüder waren.

Meſſere, ſagte der eine, ich empfehle euch dieſen meinen Gefährten und Vater.

Darum ſetzte ſich der Prieſter an das Bette und fing an des kranken Bruders Beichte zu hören, ihn an ſein Seelenheil zu mahnen und ihm dringend einzuſchärfen, daß er ſich mit unſerm Herrn Gott ausſöhne. Der gute Bruder wollte davon nichts hören, vielmehr ſtarb er kurz

darauf wie ein Verzweifelter. Der jüngere überlebende Bruder fing, als er den andern todt sah, laut zu wehklagen an. Der Priester tröstete ihn und bat ihn, sich zu beruhigen, da wir ja alle einmal sterben müssen. Nach kurzem Verweilen nahm er Abschied von dem Bruder, um in sein Zimmer zurückzukehren; aber der Bruder sprach zu ihm: Messere, ich bitte euch um Gottes willen, mich nicht zu verlassen, und Mittel und Wege zu finden, wie wir diesen Todten bestatten. Erweist ihm doch alle Ehre, die ihr könnt!

Dann zog er einen Beutel von seiner Seite, worin sich etwa dreißig Gulden Geld befanden, und fuhr fort: Da nehmt dies zur Bestreitung der Auslagen und zahlt, was es kostet!

Der Priester nahm den Beutel, ließ Diener und Knecht des Wirthes rufen, gab jedem ein Trinkgeld und schickte sie dann aus, um alles Erforderliche für die Beerdigung zu besorgen. Am Morgen war denn auch schon Alles so ehrenvoll als möglich bereit, um den Bruder beizusetzen. Nachdem der Priester Alles bezahlt hatte, kehrte er zu dem andern jüngern Bruder zurück, sprach ihm Trost zu und gab ihm den Beutel mit dem übrigen Gelde wieder. Unter Thränen fragte der Bruder den Priester, wohin er gehe. Der Priester antwortete: Ich gehe nach Avignon.

Der Bruder sprach: Da würde ich gerne mit euch gehen.

Ich bin gerne bereit, versetzte der Priester, euch Gesellschaft zu leisten, denn für jeden von uns ist es besser, in Gesellschaft zu reisen als allein.

Nun schlug der Bruder wieder die Augen auf und sein ganzes Gesicht erheiterte sich. Der Priester sah ihn fest an und er meinte, nie schönere Augen als diese gesehen zu haben. Um euch aufzuklären, muß ich nämlich sagen, daß dieser Bruder ein Weib war und zwar eine Edelfrau aus Viterbo, wie ihr gleich hören werdet. Der

Priester war indeß der Ansicht, es sei ein Mann, und wunderte sich sehr über die schönen Augen und das feine Gesicht. Sobald sie übereingekommen waren, miteinander zu reisen, gab der Bruder dem Priester funfzig Gulden mit den Worten: Macht ihr den Zahlmeister und befriedigt den Wirth nach seinem Begehren.

Der Priester nahm das Geld, bezahlte den Wirth, darauf stiegen sie zu Pferd und schlugen die Straße nach Avignon ein. Um nicht erkannt zu werden, hatte sich der Bruder möglichst versteckt in sein Scapulier, drückte den Hut ins Gesicht, sprach wenig und ritt immer hintendrein. Der Priester meinte, er thue das aus Betrübniß und Schmerz über den Tod des andern Bruders, fing also an, Liedchen herzusagen und Späße zu machen, um ihm die Grillen zu vertreiben; der Bruder aber blieb mäuschenstille und hängte nachdenklich den Kopf. Am Abend kamen sie an eine Burg, welche Grassa heißt; dort stiegen sie ab in der Herberge einer Witwe, welche eine vor wenigen Tagen ebenfalls zur Witwe gewordene sehr schöne und anmuthige Tochter hatte. Sobald sie abgestiegen waren, faßte die Wirthstochter den Bruder ins Auge und fand Gefallen an seinen feinen schönen Zügen. Ja sie verliebte sich wirklich in ihn und konnte nicht satt werden, ihn anzusehen. Der Bruder sprach zu dem Priester: Laßt euch eine Schlafkammer geben mit zwei Betten.

Es wurde sogleich besorgt. Der Wirthin Töchterlein kochte am Abend selbst, erwies ihnen große Ehre, scherzte fortwährend mit dem Bruder und bot ihm am Abend mehrerlei Wein an. Der Priester merkte die Sache, that aber, als sehe er nichts, und sprach bei sich selbst: Mich wunderts nicht, daß das Weibchen in ihn vernarrt ist, denn ich habe wol lange Zeit kein so schönes Gesicht gesehen.

Als sie zu Nacht gegessen hatten, machte der Priester einen Ausgang, um die beiden nicht zu stören. Er dachte,

der Bruder sei der Sohn irgend eines reichen Mannes, der nach Avignon gehe, um eine Pfründe zu erlangen, denn es schien ihm, er habe viel Geld. Als es Schlafenszeit war, kam der Priester wieder heim und sagte: Messere, wollen wir zur Ruhe gehen?

Ja, antwortete der Bruder, wenn es euch recht ist.

Kaum waren sie in ihrer Schlafkammer, so schickte die Wirthstochter dem Bruder durch einen Burschen eine Schachtel mit Zuckerwerk und einen sehr feinen Wein. Da sagte der Priester lächelnd: Ihr habt gewiß heute früh Sanct Julians Paternoster gebetet, denn wir könnten keine bessere Herberge, keine schönere und gefälligere Wirthin finden.

So fing er an mit dem Bruder zu scherzen. Der Bruder lachte darüber, sie sprachen einander zu und tranken von dem Weine.

Gewiß, sagte der Priester, ich will nie dieses Weges gehen, ohne in dieser Herberge einzusprechen; freilich sollte ich dann auch immer euch bei mir haben, denn diese Ehre gilt euch, nicht mir.

Der Bruder sagte lachend: Fürwahr, das junge Weib ist recht hübsch.

Der Priester antwortete: Wenn wir sie nur heute Nacht zwischen uns beiden liegen hätten!

Weh, versetzte der Bruder, was sagt ihr?

Der Priester aber sagte: Es kommt auf den Versuch an.

Die Tochter der Wirthin hatte sich versteckt, um zu erfahren, welches Bett der Bruder wähle, und hörte und sah somit zum Theil ihre Unterhaltung mit an. Die Sittsamkeit des Bruders nahm sie noch mehr für ihn ein und sie konnte kaum erwarten, bis er zu Bette ging. Der Bruder aber wußte davon nichts und nachdem sie noch lange gesprochen hatten, legte sich der Priester in eines der Betten und der Bruder in das andere. Als nun die Frau sah und hörte, daß beide eingeschlafen waren, zündete sie ein Licht an, trat ganz leise an das

Bette und fing an sich auszukleiden, um sich ihm an die Seite zu legen. Der Bruder hörte es, sah plötzlich auf und erkannte den Besuch. Er löschte daher alsbald das Licht, faßte nach den Kleidern, um nicht entdeckt zu werden, und legte sich neben den Priester außen an sein Bette. Die Wirthstochter schämte sich und schlich leise von dannen. Der Priester merkte nichts von Allem und hörte nichts. Nach dem ersten Schlafe aber wollte er sich umdrehen und kam so an den Arm des Mädchens. Er wunderte sich sehr darüber, griff nach ihrer Brust und erkannte daran, daß es ein Weib war. Er meinte, es sei die Wirthstochter und sagte bei sich selbst: Diese meint wahrscheinlich, sie liege bei dem Bruder und hat sich in mein Bett verirrt. Nun wahrhaftig, ich will dir schon geben, was du suchst.

Alsbald drehte er sich nach ihr um und gab ihr zwei brave Küsse. Der Herr Bruder rührte sich nicht und ließ sichs gefallen. Daher schlief der Priester, auf seiner bisherigen Meinung verharrend, wieder ein; als aber der Morgen kam, wachte der Priester auf und rief ihr und sprach: Wehe, steh auf, es ist nächstens Tag: daß deine Mutter es nicht merkt!

Der Bruder ersah aus diesen Worten, wie es stehe und daß der Priester sie noch nicht kenne. Sie saß daher im Bette auf, fing an laut aufzulachen, kleidete sich dann allmälig an, zog das Scapulier über sich und machte das Haar zurecht. Der Priester sah zu und bemerkte, daß es der Bruder sei. Da kreuzte und segnete er sich, ja er kam fast von Sinnen, als er sie ihren Kopfputz machen sah, denn sie war anzuschauen wie die Sonne, so blond waren ihre Locken. Nun kleideten sie sich an, ließen ihre Pferde satteln, riefen sodann die Wirthin und machten die Zeche, worauf der Priester ihre Schuldigkeit bezahlte. Die Tochter des Wirthes sagte zu dem Priester: Messere, euer Begleiter da ist doch gar zu widerspänstig und wild.

Madonna, antwortete der Prieſter, ihr kennt ihn nicht; vielmehr habe ich nie einen zahmern und freundlichern Begleiter gehabt; aber er verſteht ſich noch nicht recht aufs Durchkommen.

Die junge Frau ſagte: Das ſcheint ſo.

Und ſo nahmen ſie Abſchied und gingen ihres Weges. Der Bruder ritt immer voraus und ſo oft er ſich umdrehte, ſah er den Prieſter zurück. Dieſer dachte unaufhörlich über das gehabte Abenteuer nach, das ihm ganz ſeltſam vorkam. Der Bruder erwartete ihn daher und ſprach: Geſtern, Meſſere, war das Nachdenklichſein an mir, heute ſcheint die Reihe an euch gekommen zu ſein. Ich mag aber nicht, daß ihr noch weiter euch den Kopf zerbrecht, und um euch aus dem Zweifel zu ziehen, will ich euch erzählen, wer ich bin und wohin ich gehe. In Wahrheit bin ich ein Weib, wie ihr wißt, heiße Petruccia und bin die Tochter Vannicello's von Viterbo. Nach dem Tode meiner Ältern blieb ich unter der Pflege meiner beiden Brüder. Nun begab es ſich, daß ſich Papſt Urban, wie ihr wißt, auf ſeiner Durchreiſe in Viterbo aufhielt. Dabei geſchah es zufällig, daß ein Cardinal, den ihr bald ſehen werdet, durch Gottes gnädige Fügung in unſer Haus kam, wo er mich ſah, ſich in mich verliebte und nicht nachließ, bis er mich hatte. Und als der Hof von hier nach der Provence überſiedelte, nahm mich der beſagte Cardinal mit, behielt mich fortwährend bei ſich, erwies mir immer die größte Ehre und hatte mich lieber als ſich ſelbſt. Als nun der Papſt nach Ponte di Sorga ging, begleitete ihn dieſer mein Gebieter und ließ mich in Avignon zurück mit zwei Kammerfrauen und einem Stallmeiſter. Einer meiner Brüder aber kam auf dem Rückwege von Sanct Jakob nach Avignon und ſuchte mich dort auf. Als ich eines Samstag Morgens in der Kirche von Sanct Aſiderius die Meſſe hörte, kam mein Bruder auch hin und hatte einen ſeiner liebſten Kameraden bei ſich. Unſere Blicke begegneten ſich und er hatte mich

erkannt. Plötzlich packte er mich und ſchleppte mich an die Rhone auf das Schiff, das er zur Weiterreiſe gemiethet hatte. Sobald wir uns eingeſchifft hatten, wurde kein Augenblick verſäumt und es ging weiter nach Arles, nach Marſeille, dann nach Nizza, von Nizza nach Genua, weiter nach Livorno und von dort nach Corneto. Oftmals hätte er mich ins Meer geſtürzt, wäre nicht ſein Begleiter hemmend ihm entgegengetreten; denn unterwegs auf dem Schiffe faßte der eine Neigung zu mir und verlangte mich von meinem Bruder zur Frau: dieſer willigte ein und ich war zufrieden, ihn zum Manne zu bekommen. Wir gingen ſodann nach Viterbo, wo er mich unter heiteren Feſten heirathete und dann in ſein Haus einführte. Das Schickſal ließ ihn aber nur etwa noch einen Monat am Leben, worauf er ſtarb. Gewiß wäre ich nicht weggegangen, wäre nicht ſein Tod vorangegangen. Als er nun todt war, kehrte ich in meiner Brüder Haus zurück und blieb daſelbſt unter großen Mühſalen und Quälereien; denn ich hatte zwei Schwägerinnen im Hauſe, ich mußte ihre Magd abgeben, ob jeder Kleinigkeit rückten ſie mir vor, ich ſei ein ſchlechtes Weib, und ſo hatte ich beſtändig zu leiden. Es begab ſich nun eines Tages, daß ich einen Eilboten vorbeikommen ſah, der nach Avignon ging. Ich gab ihm einen Brief mit an den Prälaten, worin ich ihm erzählte, auf welche Weiſe ich weggekommen war und daß ich zurückzukehren wünſche, er ſolle eine vertraute Perſon nach mir ſenden. Er ſchickte mir auf dies jenen in Nizza verſtorbenen Bruder, einen ganz wackern Mann, und verſprach ihm, wenn er mich nach Avignon führe, das erſte Bisthum, das in ſeiner Heimat aufgehe, ſolle ihm zu Theil werden. Der Bruder kam nach Viterbo und fand Gelegenheit mich in der Kirche der Auguſtiner zu ſprechen; dort zeigte er mir einen Brief von der Hand des Cardinals und andere Zeichen. Wir ſetzten darauf unſere Abreiſe feſt. Als Alles im Reinen war, gingen an einem Feſttag meine Schwägerinnen und ich nebſt

andern Frauen in ein Bad, welches das Bad zur Asinella heißt. Während alle meine Begleiterinnen im Bade saßen, that ich, als ginge ich einen Augenblick hinaus eines Bedürfnisses wegen, lief aber schnell hinweg und einem Walde zu, in welchem der Bruder mich erwartete. Dort zog ich meine Weiberkleider aus und legte diese Mönchskleider an. Wir bestiegen sodann im Augenblick zwei Pferde, welche er bereit gehalten, und waren in fast drei Stunden in Corneto. Dort hatte er einen Schnellsegler bereit, den wir schnell bestiegen, nachdem wir die Pferde zurückgeschickt. Die Matrosen stachen in See und wir hielten nirgend an, bis wir in Nizza in der Provence waren. Das Meer setzte ihm so zu, daß er umkam, wie ihr gesehen habt; und er starb in der That in Verzweiflung darüber, daß er mich nicht zu seinem Herrn zurückbringen konnte. Ihr wißt nun, wer ich bin und wo ich hingehe. Wir wollen uns nun angelegen sein lassen, es uns während dieser Reise wohl sein zu lassen und alle Gedanken von der Welt verscheuchen.

So geschah es denn auch; sie gönnten sich unterwegs alle Freuden bei Tafel und im Bette, sangen und scherzten, machten kleine Tagereisen, machten sich gute Zeit und führten ein frohes Leben. Ja die Liebe zwischen dem Bruder und dem Priester wuchs so sehr, daß es nicht zu beschreiben ist, wie sie sich miteinander hielten. Niemals hat jemand eine so vertrauliche Kameradschaft gesehen. Als sie nun nach Avignon kamen, stiegen sie in einer Herberge ab, welche neben dem Palaste jenes Cardinals lag. Am Abend sprach der Bruder zu dem Priester: Thut, als wäret ihr mein Vetter und in meiner Gesellschaft gekommen! Dann laßt mich nur weiter machen!

So geschah es. Der Bruder schickte in das Haus des Cardinals nach einem seiner Kammerdiener, welcher Rubinetto hieß. Als der Kammerdiener kam und den Bruder erkannte, erfreuten sie sich sehr aneinander. Der

Kammerdiener eilte zum Cardinal mit der Nachricht: Monsignor, die Petruccia ist da!

Darüber war der Cardinal sehr erfreut und sagte: Mach, daß sie hier ist, wenn ich von Hof komme, aber gewiß!

Der Kammerdiener brachte ihr ihre Weiberkleider und der Priester war ihr beim Anziehen derselben behülflich, die ihr denn auch ausnehmend gut standen; und war der Priester zuvor schon in sie verliebt im Mönchskleide, so war er es hundert mal mehr nun in ihrer Frauentracht. Unter vielen Thränen umarmten sie sich hundert mal an jenem Abend, und hernach, als es Zeit war, kam der Kammerdiener, sie in das Gemach des Cardinals abzuholen. Als dieser nach Hause kam, war seine erste Frage, ob die Petruccia da sei, und als er es bestätigen hörte, eilte er in das Zimmer und umarmte und küßte sie hundert mal. Dort sagte sie ihm die ganze Geschichte, wie ihr Bruder sie gewaltsam entführt, und fuhr dann fort: Ich habe einen mir verwandten Priester zu meiner Sicherheit mitgebracht, der mich euch zu Liebe nicht verlassen wollte, so lästig es ihm auch war, mich hierher zu euch zu geleiten.

Der Cardinal schickte am Morgen nach dem Priester, dankte ihm, ließ ihm alle seine Bittschriften genehmigen und erwies ihm jede Gnade, die jener nur wünschen konnte; er schenkte ihm auch eine Kleidung und erwies ihm die größte Ehre, so lange er in Avignon blieb. Die Liebe der Petruccia zu dem Priester war so groß, daß sie bei dem Cardinal von Morgen bis zum Abend sein Lob sang; und der Cardinal wandte ihm solche Gunst zu, daß er einer der Vornehmsten an seinem Hofe wurde. Nachdem nun der Priester vom Hofe erhalten hatte was er wollte, entschloß er sich, nach Hause zu kehren, was der Petruccia sehr hart däuchte; doch gab sie sich darein, als sie sah, wie sehr er es wünschte. Beim Abschied führte sie ihn zu einer Kiste, worin sich

ein Becken voll Gulden befand, und sagte ihm, er solle daraus nehmen so viel er wolle.

Meine Petruccia, antwortete er ihr, es genügt mir, daß ich deine Gunst mitnehme, weiter begehre ich nicht und mag auch von deinem Gelde dir nichts entziehen.

Als so die Petruccia die glühende Liebe des Priesters sah, zog sie einen sehr schönen Ring vom Finger und gab ihm denselben mit den Worten: Nehmt und tragt dies zur Erinnerung an meine Liebe, und gebt es keiner, die nicht schöner ist als ich.

Der Priester antwortete: Das ist so viel als: Behalt ihn immer!

Denn nach meinem Dafürhalten ist nie eine Schönere und Lieblichere als du geboren.

Da fiel ihm die Frau unter vielen Thränen um den Hals und sie schlang die Arme um ihn; sie küßten sich auf den Mund, faßten sich bei der Hand und verabschiedeten sich voneinander. Dann nahm er auch Abschied von dem Cardinal und kehrte in Gottes Namen heim.

---

## 25. Wie ein Hahnrei durch Schläge getröstet wird.

(3, 2.)

In Florenz lebte einst eine sehr schöne Frau, welche Madonna Isabella hieß und an einen sehr reichen Kaufmann Namens Lapo verheirathet war. Sie war die gefeiertste Frau in ganz Florenz, denn es war auch dazumal in der Stadt keine schönere zu finden. Ja ihr Ruf verbreitete sich durch ganz Toscana, so schön, anmuthig und wohlgesittet war sie in jedem Stücke. Als nun ein reicher junger Mann von Perugia Namens Ceccolo von Cola Raspanti von ihrer Schönheit hörte und vernahm,

daß oft ihr zu Liebe Turniere veranstaltet werden, bekam er Lust, sie zu sehen und auch um sie zu tiostieren. Er kaufte also Pferde und Turniergeräthe, kleidete sich anständig und gut, nahm hinreichend Geld zu sich und ging nach Florenz, wo er im Umgang mit den jungen Männern viel Aufwand machte. Kurz, er wollte sie sehen, und sobald er sie sah, war er plötzlich in sie verliebt und sprach bei sich selbst: Sie ist wahrhaftig noch weit schöner als ich glaubte.

Von nun an that er sich um sie um, ging häufig vorüber, machte Musik und Gesang und stellte Essen und Gastmähler an, Alles ihr zu Ehren. Er ging auf Feste und Hochzeiten, und wohin immer die Frau kam, tiostirte, zeigte sich in den Waffen und zu Pferde, kleidete eine Dienerschaft und schenkte Kleider und Rosse hin, Alles ihr zu Liebe. Und so lange sein Vermögen und sein Geld nachhielt, war er gerne gesehen und es wurde ihm Ehre erwiesen. Jeden Tag schickte er nach Hause, um von seinen Besitzungen zu verkaufen und zu verpfänden und den Aufwand durchführen zu können, den er angefangen hatte. Das ging wol eine Weile. Da es aber nicht mehr länger dauern konnte, sah er sich auf dem Punkte, daß er nichts besaß, und doch konnte er nicht von Florenz loskommen, so heftig war seine Liebe zu jener Frau. Als er nun nichts mehr zu leben hatte, beschloß er eines Tages, sich dem Gatten der Frau als Knecht anzutragen. Und wie er sich vorgestellt, so geschah es; es gelang ihm, als Knecht bei Lapo, dem Gemahl jener Madonna Isabella, unterzukommen. Dieser benutzte ihn zu allem Möglichen, er mußte ihn auf dem Land und in Florenz bei allen Gängen begleiten. Lapo hatte auch an ihm einen guten Begleiter und Diener und wendete ihm deshalb große Liebe zu, da er seinen Witz und seine Erfahrung kennen lernte. Und so blieb er eine gute Weile bei diesem Lapo. Dieser Ceccolo war nun fortwährend entflammt von der Liebe zu der Frau,

Klage nicht, antwortete der Mann; ich bin ihm so gut und beſſer als mir ſelber.

Die Frau fragte: Wie kannſt du ihn lieber haben als dich ſelber, wenn du ſagſt, er habe dich ganz zermalmt?

Sie ſtand auf, zündete ein Licht an und unterſuchte ihm Schultern und Arme, welche ganz blau waren von den Schlägen, die er bekommen hatte. Die Frau ſtellte ſich daher an, als wollte ſie aufſchreien.

Sei ſtill, rief ihr Mann, laß mich kein Geſchrei vernehmen! Wenn er mich todtgeſchlagen hätte, ſo ließe ich mirs gefallen nach dem, was er zu mir ſagte.

Gewiß, fügte die Frau bei, wird er nun nicht länger im Hauſe bleiben.

Der Mann aber ſagte: Hüte dich, ſo lieb dir dein Leben iſt, ihm etwas zu ſagen. Ich befehle dir vielmehr, ihn Tag und Nacht in deine Schlafkammer zu laſſen nach ſeinem Belieben, da ich bemerkt habe, daß er mich aufrichtig lieb hat. Fürwahr, er ſoll nicht aus meinem Hauſe kommen, denn ich glaube, es hat nie ein treuerer Diener auf dieſer Welt gelebt.

Am folgenden Morgen ließ Lapo den Ceccolo rufen und ſagte: Ich will, daß du dies als dein Haus betrachteſt. Verlaß dich darauf, hier zu leben und zu ſterben und du magſt in allen Zimmern aus- und eingehen nach deinem Belieben; denn ich hatte nie einen Diener, dem ich mehr zugethan war als dir.

Meſſere, antwortete Ceccolo, in Allem was ich gethan habe oder thun werde, ſoll Liebe und Treue mich leiten.

Lapo verſetzte: Das bin ich verſichert.

Nun blieb Ceccolo lange Zeit im Hauſe, er und die Frau pflagen größter Luſt und Freude zuſammen und Lapo hegte nie den mindeſten Verdacht. Ging er über Feld, ſo befahl er immer dem Ceccolo ſeine Frau. So konnten dieſe lange Zeit alle ihre Wünſche erfüllen, und wenn auch öfters durch eine Stubenfrau Lapo hinter-

bracht wurde, daß jener ihm Schande anthue, so wollte er es doch niemals glauben. Vielmehr sagte er öfters: Wenn ich ihn auf ihr fände, so glaubte ichs nicht.

So genossen Ceccolo und die Frau ihr Glück ihr Leben lang und hatten die Freude und Wonne dieser Welt.

---

## 26. Der Kaufmann von Venedig.

(4, 1.)

Im Hause der Scali in Florenz befand sich ein Kaufmann Namens Bindo, welcher oftmals in Tana und in Alexandrien gewesen war und alle jene großen Reisen gemacht hatte, welche man des Handels wegen zu machen pflegt. Dieser Bindo war ziemlich reich und hatte drei erwachsene Söhne. Als er zu sterben kam, rief er den ältesten und den mittlern zu sich, machte in ihrer Gegenwart sein Testament und setzte sie beide zu Erben seiner ganzen irdischen Habe ein, während er dem jüngsten nichts hinterließ. Sobald das Testament fertig war, kam der jüngste Sohn, Giannetto mit Namen, welcher davon gehört hatte, zu ihm an das Bett und sagte zu ihm: Mein Vater, ich wundere mich sehr über das, was ihr gethan habt, indem ihr meiner in eurem Testamente gar nicht gedachtet.

Der Vater antwortete: Mein Giannetto, ich liebe niemand auf Erden mehr als dich; und darum wünsche ich nicht, daß du nach meinem Tode hier bleibest, vielmehr sollst du, sobald ich gestorben bin, nach Venedig gehen zu einem deiner Taufpathen, dem Herrn Ansaldo, welcher keinen Sohn hat und mir schon mehrmals geschrieben hat, ich solle dich ihm schicken. Ich kann dir sagen, daß er der reichste Kaufmann ist, welcher heutzutage

in der ganzen Christenheit lebt. Darum ist es mein Wille, daß du, sobald ich gestorben bin, zu ihm gehst und ihm diesen Brief bringst; und wenn du es recht anzugreifen weißt, wirst du ein reicher Mann werden.

Da sprach der Sohn: Mein Vater, ich bin bereit zu thun, was ihr mir befehlet.

Darauf gab ihm der Vater seinen Segen und wenige Tage darauf verschied er. Alle seine Söhne erhoben hierüber den heftigsten Jammer und erwiesen dem Leichnam die gebührende Ehre. Wenige Tage später riefen die zwei ältern Brüder den Giannetto zu sich und sagten zu ihm: Du bist unser Bruder; unser Vater hat zwar ein Testament gemacht und uns zwei zu seinen Erben eingesetzt, ohne deiner irgend zu erwähnen. Nichtsdestoweniger bist du gleichfalls unser Bruder und darum sollst du jetzt, so gut als wir, an dem Vorhandenen Theil haben.

Giannetto antwortete: Liebe Brüder, ich danke euch für euer Anerbieten. Aber was mich betrifft, so steht mein Sinn dahin, mein Glück draußen in der Welt zu suchen. Dazu bin ich fest entschlossen und darum sollt ihr das euch zugeschriebene und gesegnete Erbe behalten.

Seine Entschlossenheit erkennend, gaben sie ihm ein Pferd und Geld für seine Reisebedürfnisse. Giannetto nahm von ihnen Abschied und ging weg nach Venedig. Er kam in das Waarenlager des Herrn Ansaldo und übergab ihm den Brief, welchen ihm sein Vater vor seinem Tode eingehändigt hatte. Als Herr Ansaldo diesen Brief las, erkannte er, daß er der Sohn seines geliebten Bindo war, und sobald er mit dem Lesen fertig war, umarmte er ihn und rief: Sei mir willkommen, mein theures Kind, wonach ich so sehr verlangt habe!

Sodann war seine erste Frage nach Bindo, worauf ihm Giannetto antwortete, er sei gestorben. Darüber umarmte und küßte er ihn unter vielen Thränen und sprach: Wol thut mir der Tod Bindo's sehr wehe, da er

mir einen großen Theil deſſen, was ich habe, gewinnen half. Aber ſo groß iſt die Freude, die ich nun an dir habe, daß ſie jenen Schmerz mildert.

Er ließ ihn nach Hauſe führen und befahl ſeinen Geſchäftsleuten, ſeinen Ladendienern und ſeinen ſämmtlichen Untergebenen und Knechten, Giannetto mehr noch zu gehorchen und zu dienen als ihm ſelbſt. Vor Allem überwies er ihm die Schlüſſel zu ſeiner ganzen Baarſchaft und ſagte: Mein Sohn, alles, was hier iſt, kannſt du verwenden. Du magſt dich kleiden und beſchuhen nach deinem Geſchmack und die Leute der Stadt zum Eſſen laden, damit du dich bekannt machſt. Wie du es angreifen willſt, magſt du ſelbſt überlegen; ich werde dich aber um ſo lieber haben, je mehr du weißt dich beliebt zu machen.

Giannetto fing nun an, mit den venezianiſchen Edelleuten umzugehen, ein Haus zu machen, Tafel zu halten, Geſchenke zu geben, ſeine Dienerſchaft reich zu kleiden, gute Pferde zu kaufen und Wettkämpfe und Ritterſpiele zu üben, und in allen Stücken ſich erfahren und geübt, hochherzig und feingeſittet zu erweiſen. Auch verſtand er wohl, wo es am Platze war, Ehre und Höflichkeit zu erweiſen und erzeigte dem Herrn Anſaldo ſtets mehr Ehre als wenn er hundert mal ſein Vater geweſen wäre. Er wußte ſich ſo klug gegen jede Art von Leuten zu ſtellen, daß faſt jedermann in Venedig ihm zugethan war, da man ſeine große Klugheit und Anmuth und ſeine unbegrenzte Höflichkeit ſah. Männer wie Frauen ſchienen in ihn verliebt und Herr Anſaldo ſah ſonſt nichts als ihn, ſo ſehr gefiel ihm ſein Betragen und ſeine Aufführung. Darum wurde denn faſt kein Feſt in Venedig veranſtaltet, wozu Giannetto nicht eingeladen worden wäre; ſo ſehr war er bei Allen beliebt. Da begab es ſich, daß zwei ſeiner liebſten Gefährten nach Aleſſandria gehen wollten mit ihren Waaren auf zwei Schiffen, wie ſie alljährlich zu thun pflegten. Sie ſagten es Giannetto

und fügten hinzu: Du ſollteſt dich mit uns des Meeres erfreuen, um die Welt zu ſehen und zumal jenes Damascus und das Land umher.

Giannetto antwortete: Wahrhaftig, das würde ich ſehr gern thun, wenn mein Vater Herr Anſaldo mir dazu Erlaubniß gäbe.

Jene ſagten: Das wollen wir ſchon machen, daß er ſie dir gibt und er ſoll damit zufrieden ſein.

Sogleich gingen ſie zu Herrn Anſaldo und ſprachen: Wir wollen euch bitten, daß ihr dem Giannetto gefälligſt erlauben möget, mit uns auf das Frühjahr nach Alexandrien zu gehen und daß ihr ihm ein Schiff ausrüſtet, damit er ein wenig die Welt ſehe.

Herr Anſaldo ſagte: Ich bin es zufrieden, wenn es ihm Vergnügen macht.

Jene antworteten: Herr, es iſt ſein Wunſch.

Darum ließ ihm Herr Anſaldo ſogleich ein ſehr ſchönes Schiff ausrüſten und es mit vielen Waaren beladen und mit Flaggen und Waffen hinlänglich verſehen. Und nachdem es fertig war, befahl Herr Anſaldo dem Schiffspatron und der Mannſchaft, alles zu thun, was Giannetto ihnen befehle und was ihnen aufgetragen werde. Denn, ſagte er, ich ſende ihn nicht aus, um Gewinn durch ihn zu machen, ſondern zu ſeinem Vergnügen, damit er die Welt ſehe.

Und als Giannetto zu Schiffe ſtieg, lief ganz Venedig hinter ihm her, um ihn zu ſehen, da ſeit langer Zeit kein ſo ſchönes und ſo wohlausgerüſtetes Schiff von Venedig weggefahren war. Jedermann bedauerte ſein Scheiden. So nahm er und alle ſeine Gefährten Abſchied von Herrn Anſaldo; ſie ſtiegen zu Schiff und zogen die Seegel auf und nahmen ihren Weg nach Alexandria in Gottes Namen und ihrem guten Glück vertrauend. Die drei Gefährten fuhren ſo in ihren drei Schiffen mehrere Tage hin. Da geſchah es eines Morgens vor Tag, daß der beſagte Giannetto einen Meerbuſen mit einem ſehr

schönen Hafen wahrnahm und den Schiffspatron fragte, wie dieser Hafen heiße. Er antwortete ihm: Herr, dieser Ort gehört einer Witwe an, welche schon viele edle Männer zu Grunde gerichtet hat.

Giannetto fragte: Wie das?

Herr, antwortete jener, es ist ein schönes reizendes Weib, welche das Gesetz befolgt, daß jeder, der dorthin kommt, bei ihr schlafen muß, und wenn er mit ihr zu schaffen bekommt, so muß er sie zur Frau nehmen und wird Besitzer des Hafens und des ganzen Landes; bringt er sie aber nicht unter sich, so verliert er alles, was er hat.

Giannetto dachte ein wenig still bei sich nach und sagte sodann: Sieh zu wie du es machst, daß du mich in den Hafen führst!

Der Patron antwortete: Herr, bedenkt, was ihr sagt! Viele sind schon hineingegangen und dadurch auf immer elend geworden.

Giannetto aber sagte: Mische dich nicht in fremde Dinge, sondern thue, was ich dir sage!

So geschah es denn, daß sie plötzlich das Schiff wendeten und in den Hafen einfuhren, ohne daß ihre Gefährten auf den andern Schiffen etwas davon merkten. Am Morgen verbreitete sich nun die Nachricht, wie dieses schöne Schiff in den Hafen gekommen sei, sodaß alles Volk herbeilief, es zu sehen und der Frau sogleich darüber Meldung geschah. Sie schickte daher zu Giannetto, welcher unverzüglich zu ihr ging und sie ehrerbietig begrüßte. Sie nahm ihn bei der Hand, fragte ihn, wer er sei, woher er komme und ob er die Sitte des Landes wisse. Giannetto bejahte es und sagte, er sei gerade aus diesem Grunde gekommen.

So seid mir denn hundert mal willkommen, sagte sie, und erwies ihm den ganzen Tag die größte Ehre und ließ viele Barone, Grafen und Ritter einladen, welche sie unter sich hatte, damit sie ihm Gesellschaft leisteten.

Allen Baronen gefiel das Betragen Giannetto's sehr, sowie auch sein gesittetes, einnehmendes und gesprächiges Wesen, sodaß fast jeder sich in ihn verliebte. Den ganzen Tag wurde am Hofe getanzt und gesungen und geschmaust dem Giannetto zu Ehren, und jedem wäre es recht gewesen, ihn zum Gebieter zu bekommen. Als nun der Abend kam, nahm ihn die Frau bei der Hand, führte ihn in ihr Schlafgemach und sagte: Ich glaube, es ist nun Zeit, zu Bett zu gehen.

Giannetto antwortete: Edle Frau, ich bin zu euren Diensten.

Alsbald kamen zwei Jungfrauen, die eine mit Wein, die andere mit Zuckerbackwerk.

Ich weiß, sagte die Frau, ihr werdet Durst bekommen haben. Darum trinkt!

Giannetto nahm von den Süßigkeiten und trank von dem Wein, welcher, ohne daß jener es wußte, so bereitet war, daß er schlafen machte; er trank davon eine halbe Schaale, denn er schmeckte ihm; darauf zog er sich sogleich aus und legte sich nieder. Kaum aber hatte er das Bett erreicht, so war er schon eingeschlafen. Die Frau legte sich ihm zur Seite nieder, er merkte es aber nicht bis zum Morgen, als schon die Terzie vorüber war. Darum stand die Frau auf, als es Tag wurde und ließ anfangen, das Schiff auszuladen, welches sie voll von verschiedenen kostbaren und trefflichen Waaren fand. Als nun die Terzie vorüber war, gingen die Kammerfrauen der Dame an das Bette Giannetto's, hießen ihn aufstehen und gaben ihm die Weisung seiner Wege zu gehen, denn er habe das Schiff und alles, was darauf sei, verloren. Darüber schämte er sich, denn er meinte, seine Sachen schlecht gemacht zu haben. Die Frau ließ ihm ein Pferd geben und Geld zur Reise und so zog er traurig und betrübt von hinnen und wandte sich nach Venedig; daselbst angelangt mochte er aber aus Scham nicht nach Hause gehen, sondern begab sich in der Nacht

zu einem seiner Kameraden, welcher sich sehr verwunderte und sprach: Wehe, Giannetto! Was ist das?

Dieser erwiderte: Mein Schiff scheiterte eines Nachts an einer Klippe, sodaß alles zerborst und zerschellte und nach allen Seiten hin getrieben wurde. Ich hielt mich an ein Stück Holz, das mich an das Ufer trieb. So bin ich gerettet worden und hierher gekommen.

Giannetto blieb einige Tage in dem Hause dieses seines Freundes, welcher sodann einmal dem Herrn Ansaldo einen Besuch machte, ihn aber sehr niedergeschlagen antraf. Herr Ansaldo sagte: Ich fürchte so sehr für das Leben meines lieben Sohnes, oder daß ihm zur See ein Unglück zugestoßen sei, und ich kann weder Rast noch Ruhe finden, so groß ist die Liebe, die ich zu ihm trage.

Jener Jüngling erwiderte: Ich kann euch von ihm Kunde bringen; er ist auf dem Meere gestrandet und hat all sein Hab und Gut verloren, er selbst aber ist wohlbehalten davongekommen.

Da sprach Herr Ansaldo: Gott sei gelobt! Wenn nur er gerettet ist, so bin ich zufrieden. Der Verlust, den er erlitten hat, soll mich nicht grämen. Aber wo ist er?

Der Jüngling antwortete: Er befindet sich in meinem Hause.

Und alsbald brach Herr Ansaldo auf, um ihn zu sehen. Sobald er ihn erblickte, stürzte er sich in seine Arme und sprach: Mein lieber Sohn, du brauchst dich nicht vor mir zu schämen, denn das kommt ja häufig vor, daß Schiffe im Meere bersten. Darum gräme dich nicht, mein Sohn, denn ich bin zufrieden, daß dir kein Leid widerfahren ist.

Und hiermit führte er ihn nach Hause, indem er nicht müde werden konnte, ihn zu trösten. Die Neuigkeit verbreitete sich bald durch ganz Venedig und jeder nahm Antheil an dem Verluste, welchen Giannetto erlitten hatte. Nun geschah es, daß kurze Zeit darauf seine Gefährten aus Alexandrien zurückkehrten, alle mit reichem Gewinne.

Sowie sie angekommen waren, fragten sie nach Giannetto und erfuhren alles. Deshalb liefen sie sogleich hin, ihn zu umarmen und sagten: Wie bist du von uns gekommen und wohin bist du gegangen? Wir konnten gar nichts mehr von dir erfahren; wir sind jenen ganzen Tag rückwärts gesegelt, konnten aber dich nicht ansichtig werden, noch in Erfahrung bringen, wo du hingekommen seiest. Wir haben uns darüber so sehr betrübt, daß wir den ganzen Weg nicht wieder froh werden mochten, denn wir glaubten, du seiest gestorben.

Giannetto antwortete: Einem Meerbusen gegenüber erhob sich ein heftiger widriger Wind, welcher mein Schiff in gerader Linie auf eine Klippe trieb, welche nahe am Lande war, sodaß ich mit knapper Noth selbst mein Leben rettete, denn alles ging drunter und drüber.

Dies war der Vorwand, welchen Giannetto gebrauchte, um seinen Fehltritt zu verbergen. Und nun veranstalteten sie zusammen eine große Festlichkeit, dankten Gott, daß wenigstens er davongekommen sei und sprachen: Mit dem nächsten Frühjahr, wenn es Gottes Wille ist, werden wir wieder gewinnen, was du diesmal verloren hast. Darum laß uns jetzt darauf denken, uns eine gute Stunde zu machen und den Trübsinn zu verscheuchen.

Und das ließen sie sich dann auch angelegen sein, und waren fröhlich und guter Dinge nach ihrer frühern Gewohnheit. Giannetto aber dachte an nichts, als wie er zu jener Frau zurückkehren könne, sann hin und her und sprach bei sich selbst: Wahrhaftig ich muß sie zur Frau erhalten oder ich will dabei sterben.

So konnte er denn fast gar nicht heiter werden. Darum sagte Herr Ansaldo mehrmals zu ihm: Scheuche den Trübsinn von dir, denn wir sind ja noch so reich an Hab und Gut, daß wir recht wohl bestehen können.

Lieber Herr, antwortete Giannetto, ich kann mich nicht beruhigen, wenn ich nicht diesen Weg noch einmal mache.

Als nun Anſaldo ſeinen Willen erkannte, und die Zeit gekommen war, befrachtete er ein anderes Schiff mit noch mehr Waaren als das erſte und von noch höherm Werthe, ſodaß er den größten Theil von dem, was er auf der Welt beſaß, ihm anvertraute. Als ſeine Gefährten ihre Schiffe auch mit dem Nöthigen ausgeſtattet hatten, gingen ſie mit Giannetto zuſammen in See, ließen die Segel blähen und ſteuerten ihres Weges. Und während mehrerer Tage, da ſie ſchifften, paßte Giannetto beſtändig, ob er nicht den Hafen jener Frau wiederſehe, welcher der Hafen der Frau von Belmonte hieß. Als man nun in einer Nacht an die Mündung jenes Hafens gelangt war, welcher in einer tiefen Bucht lag, erkannte ihn Giannetto augenblicklich, ließ Segel und Ruder wenden und ſchlüpfte ſchnell hinein, ehe noch ſeine Gefährten auf den andern Schiffen etwas davon bemerkt hatten. Da nun die Herrin des Landes am Morgen aufgeſtanden war und nach dem Hafen ſchaute, bemerkte ſie die Flagge dieſes Schiffes, erkannte ſie alsbald, rief eine ihrer Zofen und ſprach: Kennſt du dieſe Flagge?

Die Kammerfrau erwiderte: Edle Frau, es ſcheint das Schiff jenes jungen Mannes zu ſein, der vor einem Jahr hier ankam und mit ſeinen Waaren uns einen ſo großen Reichthum hinterließ.

Die Dame ſprach: Gewiß, du ſagſt die Wahrheit. In der That, der muß nicht wenig in mich verliebt ſein, denn ich habe noch nie einen zum zweiten mal hierherkommen ſehen.

Die Kammerfrau verſetzte: Und ich habe noch keinen höflichern und liebenswürdigern Mann geſehen als ihn.

Die Frau ſchickte viele Junker und Knappen nach ihm aus, welche ihn mit großer Feierlichkeit empfingen, und er ſelbſt begegnete ihnen freundlich und heiter. Und ſo kam er hinauf in die Burg und vor das Angeſicht der Frau. Als ſie ihn erblickte, umarmte ſie ihn mit großer Luſt und Freude, und er umarmte ſie wieder mit vieler

Ehrerbietigkeit. So verbrachten sie den ganzen Tag in Lust und Wonne, denn die Frau ließ Barone und Frauen in Menge einladen, welche an den Hof kamen, um dem Giannetto zu Liebe eine Festlichkeit zu veranstalten. Fast allen Baronen that es leid um ihn und sie hätten ihn gern zu ihrem Herrn gehabt, wegen seines einnehmenden höflichen Wesens, und fast alle Frauen waren in ihn verliebt, als sie sahen, wie zierlich er sich beim Tanze bewegte und sein Gesicht immer heiter glänzte, sodaß jeder meinte, er müsse der Sohn irgend eines großen Herrn sein. Als aber die Dame sah, daß es Zeit war schlafen zu gehen, nahm sie Giannetto bei der Hand und sagte: Gehen wir zur Ruhe!

Darauf gingen sie in die Kammer, setzten sich nieder und siehe da kamen zwei Jungfrauen mit Wein und süßem Backwerk; sie tranken und aßen und gingen darauf zu Bette. Sobald er aber im Bette war, schlief er auch ein. Die Frau zog sich aus, legte sich neben ihn nieder und kurz er kam nicht wieder zu sich die ganze Nacht. Als der Morgen kam, stand die Frau auf und befahl sogleich, das Schiff abfrachten zu lassen. Sobald nun die Terzie vorüber war, kam Giannetto wieder zu sich und suchte nach der Frau und fand sie nicht. Er fuhr mit dem Kopf in die Höhe und sah, daß es heller Tag war. Deshalb stand er sogleich auf und fing an, sich sehr zu schämen. Dann gab man ihm wieder ein Pferd und Geld auf die Reise und sagte zu ihm: Geh deiner Wege!

Voll Beschämung zog er von dannen, traurig und niedergeschlagen, ruhte aber nicht eher, bis er nach vielen Tagereisen in Venedig ankam, wo er bei Nacht in das Haus jenes seines Freundes eintrat, welcher bei seinem Anblick sich auf das Äußerste verwunderte und sprach: Weh mir, was ist das?

Giannetto antwortete: Das bin ich Unglücklicher. Verwünscht sei mein Schicksal, das mich jemals in dieses Land kommen ließ!

Darauf erwiderte jener Freund: Du haſt wol Urſache, es zu verwünſchen, denn du haſt den Herrn Anſaldo zu Grunde gerichtet, welcher der größte und reichſte Kaufmann in der Chriſtenheit war, und die Schande iſt noch ſchlimmer als der Schaden.

Giannetto blieb mehrere Tage in dem Hauſe dieſes ſeines Freundes verborgen und wußte nicht, was er thun, noch was er ſagen ſollte; ja er war faſt Willens, nach Florenz zurückzukehren, ohne Herrn Anſaldo ein Wort davon zu ſagen. Am Ende aber entſchloß er ſich doch, zu ihm zu gehen, und ſo that er auch. Als Herr Anſaldo ihn erblickte, ſprang er auf, ſtürzte ihm entgegen, umarmte ihn und rief: Sei mir willkommen, mein Sohn!

Und Giannetto umarmte ihn unter Thränen. Als er alles vernommen hatte, ſagte Herr Anſaldo: Weißt du was, Giannetto? Mache dir darüber nur gar keinen Kummer! Da ich nur dich wieder habe, bin ich zufrieden. Es bleibt uns ja noch ſo viel übrig, daß wir gemächlich leben können. Es iſt nun ſo des Meeres Brauch, dem einen zu geben, dem andern zu nehmen.

Die Nachricht von dieſem Ereigniß verbreitete ſich durch ganz Venedig, jedermann ſprach vom Herrn Anſaldo und beklagte ihn ſehr wegen des Verluſtes, welchen er erlitten; und Herr Anſaldo ſah ſich genöthigt, viele Beſitzungen zu verkaufen, um die Gläubiger zu bezahlen, welche ihm die verlorenen Waaren geliefert hatten. Inzwiſchen kamen Giannetto's Reiſegefährten mit großen Reichthümern von Alexandria zurück, und kaum in Venedig angelangt erfuhren ſie, daß auch Giannetto zurückgekommen ſei, Schiffbruch gelitten und alles verloren habe. Darüber verwunderten ſie ſich und ſprachen: Das iſt der außerordentlichſte Fall, der je erhört wurde.

Darauf gingen ſie zu Herrn Anſaldo und zu Giannetto, begrüßten ſie herzlich und ſagten: Seid unbekümmert, edler Herr! Das nächſte Jahr wollen wir ausziehen und zu eurem Beſten arbeiten, denn wir ſind faſt

schuld an diesem eurem Verluste, da ja wir es waren, die den Giannetto das erste mal verleitet haben mit uns zu kommen. Darum bedenkt euch nicht, und so lange wir noch irgend etwas unser nennen, betrachtet es wie euer Eigenthum.

Herr Ansaldo dankte ihnen und sagte, er habe bis jetzt wol noch so viel, um nicht darben zu müssen. Da nun aber Giannetto vom Morgen bis zum Abend jenen Gedanken nachhing und nie heiter werden wollte, so fragte ihn einst Herr Ansaldo, was er habe, und erhielt zur Antwort: Ich werde nicht eher wieder zufrieden sein, bis ich das wieder erworben, was ich verloren habe.

Da sprach Herr Ansaldo: Mein Sohn, du darfst mir die Reise nicht noch einmal wagen, denn es ist klüger, wir halten mit dem Wenigen, was wir haben, sparsam Haus, als daß du es weiter aufs Spiel setzest.

Giannetto versetzte: Ich bin entschlossen, alles zu thun, was ich vermag, denn ich würde es mir zur größten Schande rechnen, wenn ich die Sache so bewenden lassen sollte.

Als nun Herr Ansaldo seinen Willen erkannte, entschloß er sich, alles zu verkaufen, was er noch auf der Welt besaß, um ihm ein neues Schiff auszurüsten. So that er, und behielt für sich nichts übrig, stattete aber ein sehr schönes Handelsschiff aus. Und weil ihm noch zehntausend Ducaten fehlten, ging er zu einem Juden nach Mestri und borgte sie von ihm unter der vertragsmäßigen Bedingung, daß, wenn er sie nicht zwischen heute und dem nächstkommenden St. Johannistag im Juni zurückgegeben habe, der Jude ihm ein Pfund Fleisch von seinem Leibe nehmen dürfe, von welcher Stelle ihm beliebe. Herr Ansaldo war damit zufrieden, und der Jude ließ eine gerichtliche Urkunde darüber ausstellen mit Zeugen und mit allen nöthigen Förmlichkeiten und Vorsichtsmaßregeln versehen und dann zahlte er ihm zehntausend Goldducaten aus, mit welchem Gelde sofort Ansaldo

das besorgte, was dem Schiffe noch fehlte; und wenn die ersten beiden Fahrzeuge schön waren, so war das dritte noch weit reicher und besser ausgestattet. Die Gefährten rüsteten ebenfalls ihre zwei Schiffe, mit dem Vorsatze, daß das, was sie gewinnen würden, ihrem Giannetto gehören solle. Und da die Zeit zur Abreise gekommen war und die Schiffe segelfertig standen, sagte Herr Ansaldo zu Giannetto: Mein Sohn, du gehst nun und weißt, unter welcher Verpflichtung ich zurückbleibe. Eines aber bitte ich mir von dir aus, daß, wenn es dir ja übelgehen sollte, es dir doch gefallen möge, zu mir zu kommen, auf daß ich dich vor meinem Tode noch einmal schauen und zufrieden aus der Welt gehen kann.

Giannetto erwiderte ihm: Herr Ansaldo, ich will alles thun, womit ich glaube, euch gefällig zu werden.

Herr Ansaldo gab ihm seinen Segen und somit nahmen sie Abschied und machten sich auf ihre Reise. Die beiden Gefährten hatten sorgsam Acht auf Giannetto's Schiff, Giannetto aber ging mit all seinem Dichten und Trachten darauf aus, in der Bucht von Belmonte zu landen. Er beredete daher einen seiner Steuermänner, das Schiff zur Nachtzeit in den Hafen jener Edelfrau zu führen. Danach, als es wieder Tag geworden war und die Gefährten in den andern beiden Schiffen sich umsahen und Giannetto's Fahrzeug nirgend gewahren konnten, sprachen sie untereinander: Gewiß, das ist wieder sein Unglück.

Sie dachten daher, es bleibe ihnen nichts übrig, als ihren Weg fortzusetzen und waren darüber sehr verwundert. Als nun das Schiff in den Hafen eingelaufen war, lief alles aus der Burg herbei, um zu schauen, und als sie merkten, daß Giannetto zurückgekehrt war, wunderten sie sich sehr darüber und sprachen: Das muß der Sohn irgend eines großen Herrn sein, in Betracht daß er jedes Jahr mit so vielen Waaren und so schönem Schiffzeug hier ankommt. Wollte Gott, daß er noch unser Herr würde!

So wurde er besucht von allen Großen, von den Baronen und Rittern des Landes und der Frau ward gemeldet, daß Giannetto wieder in den Hafen gekommen sei. Da trat sie an die Fenster des Pallastes und sah das prächtige Schiff und erkannte die Flaggen, machte darob das Zeichen des heiligen Kreuzes und sprach: Wahrlich es ist ein Wunder, das ist jener Mann wieder, welcher den Reichthum ins Land gebracht hat. Und damit schickte sie nach ihm. Giannetto ging zu ihr; sie begrüßten sich mit vielen Umarmungen und erwiesen sich Ehre, und den ganzen Tag war man darauf bedacht, Fröhlichkeit und Feste zu üben, man veranstaltete Giannetto zu Liebe ein schönes Turnier, woran viele Barone und Ritter desselbigen Tages Theil nahmen. Giannetto wollte auch tiostieren, er that Wunder der Tapferkeit und nahm sich so gut aus in Waffen und zu Pferde, und sein ganzes Wesen gefiel so sehr allen Baronen, daß jeder ihn zum Herrn zu erhalten wünschte. Als es nun am Abend Zeit war, sich zu Bette zu legen, nahm die Frau den Giannetto bei der Hand und sagte: Laß uns schlafen gehen!

Er stand schon am Eingang der Schlafkammer als eine Zofe, welcher es um Giannetto leid that, sich zu seinem Ohr neigte und ihm zuflüsterte: Gib dir den Anschein zu trinken, trink aber nicht diesen Abend!

Giannetto verstand diese Worte, trat in die Schlafkammer und die Frau sagte zu ihm: Ich weiß, daß ihr durstig sein werdet, und wünsche daher, daß ihr trinket, ehe ihr zu Bette geht.

Alsbald kamen zwei Mädchen, schön wie zwei Engel, mit Wein und Zuckerbackwerk nach gewohnter Weise und schenkten ein. Giannetto sagte: Wer könnte sich enthalten zu trinken, wenn er zwei so schöne Jungfräulein sieht?

Darüber lachte die Frau. Giannetto nahm die Schaale und that als ob er trinke, schüttete sie aber in den Busen. Die Frau meinte, er habe getrunken, und sagte bei sich

ſelbſt: Du magſt immerhin noch ein anderes Schiff herbeiführen; denn dieſes haſt du verloren.

Dann ging Giannetto zu Bett, fühlte ſich ganz hell und munter und konnte den Augenblick kaum erwarten, bis die Frau ins Bett käme.

Diesmal habe ich ſie gefangen, ſprach er bei ſich ſelbſt. Heute hat ſie die Zeche ohne den Wirth gemacht.

Und damit die Frau um ſo ſchneller ins Bett käme, that er, als ob er anfinge zu ſchnarchen und zu ſchlafen. Darum ſagte die Frau: Nun iſt es recht.

Sie zog ſich aus und kam an Giannetto's Seite. Dieſer wartete nicht lange, ſondern ſobald die Frau unter die Decke geſchlüpft war, wandte er ſich nach ihr um, umarmte ſie und ſprach: Jetzt habe ich, wonach ich mich ſo lange geſehnt habe.

Damit gab er ihr den Friedenskuß der heiligen Ehe und ſie kam die ganze Nacht nicht mehr aus ſeinen Armen. Darüber war die Frau mehr als vergnügt, ſtand am Morgen vor Tag auf, ließ ausſenden nach allen Baronen und Rittern und vielen andern in der Stadt und ſprach zu ihnen: Giannetto iſt euer Gebieter. Darum denkt darauf, Feſtlichkeiten zu veranſtalten!

Plötzlich verbreitete ſich das Gerücht durch das Land und man rief: Es lebe der Herr! Es lebe der Herr!

Die Glocken wurden geläutet und Inſtrumente geblaſen, um das Feſt zu verkünden. Man ſandte aus nach vielen Baronen und Grafen, welche außerhalb der Burg wohnten, und ließ ihnen ſagen: Kommt, euren Herrn zu ſehen!

Und als Giannetto die Schlafkammer verließ, wurde er zum Ritter geſchlagen und auf einen Thron geſetzt, bekam einen Scepter in die Hand und wurde mit großem Triumph und Gepränge zum Herrſcher ausgerufen. Und nachdem alle Barone und Frauen an den Hof gekommen waren, heirathete er die Edelfrau mit unbeſchreiblicher und unerdenklicher Freude und Luſtbarkeit. Alle Barone

und Herren des Landes kamen zu dem Feste, um sich zu ergötzen, zu turnieren, zu tioſtieren, zu tanzen, zu ſingen und zu ſpielen und alle Kurzweil zu treiben, welche zu ſolchen Feſten gehört. Herr Giannetto theilte in ſeiner Großmuth ſeidene Tücher und andere koſtbare Gegenſtände, welche er mitgebracht hatte, aus und wurde bald ſo mannhaft, daß man ihn fürchtete und Recht und Gerechtigkeit von jedermänniglich geübt wurde. In dieſem Glück und Wohlleben vergaß und vernachläſſigte er aber ganz und gar jenen armen Herrn Anſaldo, welcher ſich dem Juden für zehntauſend Ducaten verpfändet hatte. Als jedoch Herr Giannetto eines Tages mit ſeiner Frau an einem Fenſter des Pallaſtes ſtand, ſah er eine Schar Männer über den Platz ziehen mit brennenden Kerzen in der Hand, welche ſie zum Opfer bringen wollten. Herr Giannetto fragte: Was hat das zu bedeuten?

Die Frau verſetzte: Es iſt ein Haufen Handwerker, welche nach der Kirche des heiligen Johannes zu opfern gehen, weil heute ſein Feſttag iſt.

Da gedachte Herr Giannetto des Herrn Anſaldo, hob ſich vom Fenſter, ſeufzte ſchwer auf und ging mehrmals im Saale auf und ab in Nachdenken über dieſe Sache vertieft. Seine Gemahlin fragte ihn, was er habe.

Weiter nichts, verſetzte Giannetto. Die Frau begann daher in ihn zu dringen und ſagte: Gewiß, ihr habt etwas und wollt es nicht ſagen.

Sie ließ auch nicht nach, bis Herr Giannetto ihr erzählte, wie Herr Anſaldo als Pfand für zehntauſend Ducaten zurückgeblieben ſei.

Und heute, fuhr er fort, läuft die Friſt ab und es ſchmerzt mich ſehr, daß mein Vater um meinetwillen ſterben ſoll; denn wenn er ihm heute das Geld nicht erſtattet, ſo muß er ein Pfund Fleiſch von ſeinem Leibe verlieren.

Die Frau ſagte: Lieber Herr, beſteigt ſchleunigſt ein Pferd und reiſet gerades Wegs zu Lande, ſo werdet ihr

schneller hinkommen als zur See! Nehmt zur Begleitung mit wen ihr wollt, packt hunderttausend Ducaten ein und rastet nicht, bis ihr in Venedig seid! Und wenn er noch am Leben ist, so führt ihn mit euch hierher!

Sofort ließ er plötzlich in die Trompete blasen, stieg zu Pferd mit zwanzig Begleitern, nahm hinlänglich Geld mit und schlug den Weg nach Venedig ein. Unterdessen hatte der Jude, da die Frist verlaufen war, den Herrn Ansaldo festnehmen lassen und wollte ihm ein Pfund Fleisch vom Leibe schneiden. Da bat ihn Herr Ansaldo um die Vergünstigung, daß er seinen Tod noch um einige Tage verschiebe, damit, wenn sein Giannetto komme, er ihn wenigstens noch sehen könne. Der Jude sagte: Ich bin es zufrieden, euch euren Wunsch in Betreff des Aufschubs zu gewähren. Aber wenn er hundert mal käme, so ist es meine Absicht, euch ein Pfund Fleisch aus dem Leibe zu nehmen, wie die Papiere besagen.

Herr Ansaldo versetzte, er sei zufrieden. Da sprach ganz Venedig von dem Falle; aber ein jeder hatte Mitleid und viele Kaufleute vereinigten sich, um die Schuld zu bezahlen, aber der Jude wollte davon nichts wissen, sondern wollte den Mord begehen, um sagen zu können, daß er den größten Kaufmann der Christenheit ums Leben gebracht habe. Indem nun Herr Giannetto eilends heranreiste, zog ihm seine Gemahlin gleich nach, und zwar als Richter verkleidet mit zwei Dienern. In Venedig angelangt begab sich Herr Giannetto in das Haus des Juden, umarmte Herrn Ansaldo mit vieler Freude und sagte darauf dem Juden, er wolle ihm sein Geld geben, ja noch mehr, so viel er verlange. Der Jude aber antwortete, er wolle gar kein Geld, da er es nicht zur rechten Zeit erhalten habe, vielmehr wolle er ihm ein Pfund Fleisch vom Leibe nehmen. Hier erhob sich nun ein großer Streit und jedermann gab dem Juden Unrecht. Da man aber bedachte, daß es in Venedig allenthalben rechtlich zugehe, und daß der Jude seine Ansprüche in

vollgiltiger gesetzlicher Form begründet hatte, so wagte ihm niemand anders als mit Bitten zu widersprechen. Darum begaben sich alle Kaufleute Venedigs dahin, um den Juden zu bitten, er aber bestand nur immer hartnäckiger auf seiner Forderung. Nun erbot sich Herr Giannetto, ihm zwanzigtausend Ducaten zu geben, aber er wollte nicht; dann kam er auf dreißigtausend, und dann auf vierzigtausend und auf funfzigtausend und so stieg er auf bis auf hunderttausend Ducaten. Endlich sprach der Jude: Weißt du was? Wenn du mir mehr Ducaten anböteſt, als diese Stadt werth ist, so würde ich mich doch damit nicht abfinden lassen; vielmehr verlange ich einzig das, was meine Papiere besagen.

Und so standen die Verhandlungen, siehe da kam in Venedig diese Dame an, als Richter gekleidet und stieg in einem Gasthause ab. Der Wirth fragte einen Diener: Wer ist dieser edle Herr?

Der Diener war bereits von der Frau unterrichtet, was er sagen solle, wenn er nach ihr gefragt würde, und antwortete: Es ist ein rechtsgelehrter Edelmann, welcher von Bologna kommt, wo er studirt hat, und nun in seine Heimat geht.

Als der Wirth dies vernahm, that er ihm viele Ehre an, und während der Richter bei Tisch saß, sagte er zu dem Wirthe: Wie ist denn das Regiment hier in eurer Stadt?

Der Wirth antwortete: Nur allzugerecht, edler Herr.

Wie so? fiel der Richter ein.

Das will ich euch sagen, edler Herr, entgegnete der Wirth. Es kam einmal von Florenz ein Jüngling hierher, welcher Giannetto hieß, und ging hier zu einem seiner Taufpathen, Namens Herr Ansaldo, und er betrug sich so artig und gesittet, daß in der ganzen Stadt Männer und Frauen ihm zugethan waren; ja es ist nie ein Fremder bei uns so allgemein beliebt gewesen wie er. Dieser sein Taufpathe nun rüstete ihm drei mal ein Schiff

aus und diese drei Schiffe waren vom größten Werthe, aber jedes mal war er damit unglücklich, sodaß es ihm zuletzt an Geld zur Ausrüstung des Schiffes fehlte. Daher borgte jener Herr Ansaldo zehntausend Ducaten von einem Juden unter der Bedingung, daß wenn er sie ihm nicht bis zum Sanct Johannistag im nächstkünftigen Monat Juni zurückgegeben habe, der besagte Jude ihm ein Pfund Fleisch vom Leibe schneiden dürfe, wo es ihm beliebe. Nun ist zwar glücklicherweise der Jüngling zurückgekehrt, und hat sich erboten, statt der zehntausend Ducaten hunderttausend zu zahlen, aber der arglistige Jude will nicht. Es sind alle rechtschaffenen Leute der Stadt zu ihm gegangen, um ihn mit Bitten zu erweichen, aber es hilft nichts.

Darauf antwortete der Richter: Dieser Handel ist leicht zu schlichten.

Der Wirth versetzte: Wenn ihr euch der Mühe unterziehen wollt, die Sache zu Ende zu führen, sodaß der brave Mann nicht sein Leben einbüßt, so würdet ihr euch die Gunst und die Liebe des wackersten Jünglings erwerben, der je geboren wurde, und zugleich die aller Leute dieser Stadt.

Hiernächst ließ der Richter eine Aufforderung bekannt machen, wer irgend eine Rechtsfrage zu schlichten habe, der solle zu ihm kommen; und so wurde auch Herrn Giannetto gesagt, es sei ein Richter von Bologna angekommen, welcher sich jeden Handel zu schlichten erbiete. Darum sagte Herr Giannetto zu dem Juden: Wir wollen zu diesem Richter gehen!

Meinetwegen, sagte der Jude; es mag kommen wer will, ich habe in jedem Falle das Recht, zu thun, was mein Schein besagt.

Als sie vor den Richter traten und ihm die schuldige Ehrerbietung bezeugten, erkannte der Richter den Herrn Giannetto sogleich, nicht ebenso aber Herr Giannetto den Richter, denn der letztere hatte vermittels gewisser Kräuter

seine Gesichtszüge unkenntlich gemacht. Herr Giannetto und der Jude trugen jeder seine Sache und die Gründe dem Richter vor, dieser nahm den Schein, las ihn und sagte darauf zu dem Juden: Ich wünschte, du nähmest diese hunderttausend Ducaten und gäbest diesen guten Mann los, welcher dir überdies immer dafür verpflichtet sein wird.

Daraus wird nichts, antwortete der Jude.

Aber, sagte der Richter, es wäre dein Bestes.

Der Jude dagegen beharrte darauf, er wolle sich auf nichts von alle dem einlassen. Darauf begaben sie sich insgesammt zu dem Gerichte, das über dergleichen Fälle gesetzt ist, und der Richter verlangte nach Herrn Ansaldo und sagte: Nun laß ihn vortreten!

Als er erschienen war, sagte der Richter: Wohlan, nimm ihm ein Pfund Fleisch, wo du willst und bringe deine Sache zu Ende!

Da hieß ihn der Jude sich nackt ausziehen und nahm ein Rasirmesser in die Hand, welches er zu diesem Zwecke hatte machen lassen. Herr Giannetto aber wandte sich zu dem Richter und sagte: Herr, darum habe ich euch nicht gebeten.

Der Richter antwortete: Sei getrost, er hat das Pfund Fleisch noch nicht herausgeschnitzelt.

Gleichwol trat der Jude auf ihn zu. Da sprach der Richter: Hab wohl Acht, daß du es recht machst! denn wenn du mehr oder weniger als ein Pfund nimmst, so lasse ich dir den Kopf abschlagen. Ferner sage ich dir auch, daß, wenn er dabei nur ein Tröpfchen Blut verliert, du gleichfalls des Todes bist, denn deine Papiere besagen nichts von Blutverlust; auch sprechen sie, daß du ihm ein Pfund Fleisch nehmen darfst und sonst heißt es von nichts mehr und nichts minder. Darum, wenn du klug bist, ergreifst du die Maßregeln, von welchen du glaubst, daß sie zu deinem Besten gereichen.

Und sogleich schickte er nach dem Scharfrichter und

ließ ihn Pflock und Beil mitbringen und sprach: So wie ich nur ein Tröpfchen Blut herausfließen sehe, lasse ich dir den Kopf abschlagen.

Da bekam der Jude Furcht, Herr Giannetto aber fing an sich wieder zu erheitern. Endlich nach vielem Hin- und Herreden begann der Jude: Herr Richter, ihr seid klüger als ich. So laßt mir denn jene hunderttausend Ducaten zahlen und ich bin zufrieden.

Der Richter aber sagte: Ich will, daß du dir ein Pfund Fleisch nimmst, wie dein Schein besagt, denn Geld sollst du nicht einen Pfennig erhalten. Du hättest es nehmen sollen, als ich es dir anbot.

Der Jude stieg herab zu neunzigtausend, dann zu achtzigtausend Ducaten, aber der Richter blieb nur immer fester auf seinem Ausspruch. Da sprach Herr Giannetto zu dem Richter: Geben wir ihm, was er verlangt, wenn er nur Herrn Ansaldo frei läßt!

Der Richter aber versetzte: Ich sage dir, laß mich gewähren!

Darauf begann der Jude: So gebt mir funfzigtausend Ducaten!

Der Richter dagegen antwortete: Ich gebe dir nicht den schlechtesten Stüber, den du je gesehen.

So gebt mir, fuhr der Jude fort, wenigstens meine zehntausend Ducaten! Verflucht sei Luft und Erde!

Der Richter aber erwiderte: Verstehst du mich nicht? Nichts will ich dir geben. Willst du ihm ein Pfund Fleisch nehmen, so nimm es! Wo nicht, so laß ich deine Papiere aufheben und vernichten.

Darob waren alle Anwesenden über die Maßen vergnügt. Jeder verspottete den Juden und sprach: Wer Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.

Als nun der Jude sah, daß er das nicht erreichen konnte, was er wollte, nahm er seine Papiere und zerriß sie voll Ärger, und so ward Herr Ansaldo frei und Herr Giannetto geleitete ihn mit großem Jubel nach Hause.

Darauf nahm er schnell die hunderttausend Ducaten, eilte zu dem Richter und fand diesen in seiner Kammer beschäftigt, sich auf die Reise zu rüsten. Da sagte Herr Giannetto zu ihm: Edler Herr, ihr habt mir den größten Dienst erwiesen, der mir je erzeigt worden ist; darum bitte ich euch, dieses Geld mit euch zu nehmen, das ihr wohl verdient habt.

Der Richter antwortete: Mein lieber Herr Giannetto, ich sage euch großen Dank; aber ich bedarf dessen nicht. Nehmt es mit euch, daß eure Frau euch nicht beschuldige, schlecht gewirthschaftet zu haben.

Herr Giannetto sagte: Die ist meiner Treu so großherzig, feingesittet und rechtschaffen, daß, wenn ich vier mal so viel euch gäbe, sie doch zufrieden wäre; denn sie verlangte, ich solle viel mehr als dies mitnehmen.

Da fuhr der Richter fort: Wie seid ihr denn sonst mit ihr zufrieden?

Herr Giannetto antwortete: Es gibt kein Geschöpf auf der Welt, zu dem ich mehr Wohlwollen trüge als zu ihr, denn sie ist so weise und so schön, wie sie die Natur nur zu schaffen vermochte. Und wenn ihr mir eine Gunst erzeigen wollt, und mit mir kommen, um sie zu sehen, so sollt ihr euch wundern über die Ehre, die sie euch anthun wird, und mögt euch überzeugen, ob sie nicht das ist, was ich sage, oder noch mehr.

Der Richter antwortete: Daß ich mit euch komme, das geht nicht an, denn ich habe andere Geschäfte; aber weil ihr mir sagt, daß es eine so vortreffliche Frau ist, so grüßt sie von mir, wenn ihr sie seht.

Das soll geschehen, sprach Herr Giannetto; aber ich wünschte doch, daß ihr von diesem Gelde nehmet.

Während er so sprach, sah der Richter einen Ring an seinem Finger, weshalb er zu ihm sagte: Gebt mir diesen Ring! Außerdem will ich keinen Heller.

Herr Giannetto antwortete: Ich bin's zufrieden, so ungern ich es auch thue, denn meine Frau hat ihn mir

geschenkt und mir gesagt, ich solle ihn immer tragen um ihrer Liebe willen; und wenn sie ihn nicht mehr an mir sieht, so wird sie glauben, ich habe ihn einem Weibe gegeben, und so wird sie sich über mich erzürnen und meinen, ich habe eine Liebschaft, während ich ihr doch mehr zugethan bin als mir selbst.

Der Richter sagte: Es scheint mir sicher, daß sie euch zärtlich genug liebt, um euch hierin zu glauben; sagt ihr nur, ihr habt den Ring mir geschenkt! Aber vielleicht wolltet ihr ihn einer alten Buhlschaft hier schenken.

Herr Giannetto aber versetzte: Die Liebe und Treue, die ich zu ihr trage, ist so groß, daß es in der Welt keine Frau gibt, mit der ich sie vertauschen möchte, so voll Schönheit ist sie in allen Dingen.

Und damit zog er den Ring vom Finger und gab ihn dem Richter. Sodann umarmten sie sich und verbeugten sich gegeneinander.

Thut mir einen Gefallen, sagte der Richter.

Verlangt, versetzte Herr Giannetto.

Haltet euch hier nicht auf, fuhr der Richter fort. Geht sogleich heim zu dieser eurer Frau!

Es scheint mir eine wahre Ewigkeit, sagte Herr Giannetto, bis ich sie wiedersehe.

So nahmen sie Abschied. Der Richter stieg in eine Barke und ging seines Weges, Herr Giannetto aber gab jenen seinen Gefährten Abendessen und Frühstücke, schenkte ihnen Pferde und Geld und hielt so Feste und machte einen Hof mehrere Tage. Dann aber nahm er Abschied von allen Venezianern, nahm den Herrn Ansaldo mit sich und viele seiner alten Kameraden begleiteten ihn. Fast jedermann, Männer und Frauen, weinten aus Rührung über seinen Abgang, so freundlich hatte er sich während seines Aufenthaltes in Venedig gegen alle betragen. So schied er und kehrte nach Belmonte zurück. Nun begab es sich, daß seine Frau mehrere Tage vor ihm ankam und that als wäre sie im Bade gewesen. Sie nahm

wieder ihre weibliche Kleidung an, ließ große Zubereitungen veranstalten, alle Straßen mit Zendal bedecken und viele Scharen Bewaffneter neu kleiden. Als nun Herr Giannetto und Herr Ansaldo ankamen, gingen ihnen alle Barone und der ganze Hof entgegen und riefen: Es lebe unser Herr! Es lebe unser Herr!

So wie sie ans Land stiegen, eilte die Frau, den Herrn Ansaldo zu umarmen und stellte sich etwas empfindlich gegen Herrn Giannetto, obwol sie ihn mehr liebte als ihr Leben. Es wurde ein großes Fest veranstaltet mit Turnieren, Waffenspiel, Tanz und Gesang, woran alle Barone, Frauen und Fräulein, so daselbst waren, Theil nahmen. Als jedoch Herr Giannetto sah, daß ihm seine Gemahlin kein so freundliches Gesicht machte wie sonst, trat er in sein Gemach, rief sie zu sich und sprach: Was hast du?

Dabei wollte er sie umarmen. Die Frau aber sagte: Du brauchst mir keine solche Liebkosungen zu machen; ich weiß wohl, daß du in Venedig deine alten Buhlschaften wieder aufgesucht hast.

Herr Giannetto begann sich zu entschuldigen; die Frau aber fuhr fort: Wo ist der Ring, den ich dir gab?

Herr Giannetto antwortete: Da haben wirs nun, wie ich mir vorstellte. Ich sagte doch gleich, du werdest Böses dabei denken. Aber ich schwöre dir bei meinem heiligen Glauben und bei meiner Treue zu dir, daß ich den Ring jenem Richter gegeben habe, welcher mich den Proceß gewinnen machte.

Die Frau aber sagte: Und ich schwöre dir bei meinem heiligen Glauben und bei meiner Treue zu dir, daß du ihn einem Weibe gegeben hast; ich weiß es gewiß und doch scheust du dich nicht, so zu schwören.

Herr Giannetto fügte hinzu: Ich flehe zu Gott, mich augenblicklich von dieser Welt zu vernichten, wenn ich dir nicht die Wahrheit sage, ja, daß ich es schon dem Richter gesagt habe, als er mich darum gebeten.

Die Frau sagte: Du hättest ja noch dort bleiben und Herrn Ansaldo allein hierherschicken können, derweil du dich mit deinen Liebschaften ergötztest; denn ich höre, sie haben alle geweint, als du weggingst.

Da hub Herr Giannetto an zu weinen, war in schwerer Noth und sprach: Du thust einen Eid auf etwas, was nicht wahr ist und nicht wahr sein kann.

Als aber die Frau ihn weinen sah, war es ihr, als bekäme sie einen Messerstich in das Herz, stürzte plötzlich in seine Arme und fing an, laut aufzulachen. Sie zeigte ihm den Ring und sagte ihm alles, wie er mit dem Richter gesprochen habe und daß sie der Richter gewesen sei und auf welche Weise er ihr den Ring gegeben. Darüber war Herr Giannetto aufs Äußerste verwundert, und da er dennoch die Wahrheit ihrer Rede erkannte, fing er an, über die Maßen fröhlich zu werden. Er trat aus dem Gemach und erzählte es einigen seiner Barone und Gefährten. Und die Liebe zwischen ihnen beiden wuchs und mehrte sich auch dadurch. Hernach rief Herr Giannetto die Kammerfrau zu sich, welche ihm an jenem Abend die Weisung gegeben hatte, nicht zu trinken und gab sie dem Herrn Ansaldo zur Frau. So blieben sie lange Zeit in Glück und Fröhlichkeit bis an ihr Ende.

---

## 27. Der listige Freier.

(4, 2.)

In der Provence lebte noch vor nicht langer Zeit ein Edelmann, der Besitzer verschiedener Burgen, mit Namen Carsivalo, ein Mann von großem Verstand und Tüchtigkeit und sehr geehrt und geliebt von den andern Herren und Baronen des Landes; denn er stammte ur-

sprünglich aus dem edeln Blute des Hauses Balzo in der Provence. Carsivalo hatte eine Tochter, Namens Lisetta, welche die schönste und edelste Gestalt war, die man dazumal in der ganzen Provence finden konnte. Viele Herren, Grafen und Barone erbaten sich ihre Hand, junge, rüstige und schöne Männer, der besagte Carsivalo aber entgegnete allen mit Nein und keiner von ihnen war ihm recht zum Eidam. Nun war in dem Lande ein Graf, welcher das ganze Venisi*) besaß, worin viele Städte und Burgen liegen; er hieß der Graf Aldobrandino, war über siebzig Jahre alt, hatte weder Frau noch Kinder, war aber so reich, daß sein Reichthum gar keinen Boden hatte. Dieser Graf Aldobrandino, als er von der Schönheit der Tochter Carsivalo's hörte, verliebte sich in sie und hätte sie gerne zur Frau genommen; er schämte sich aber sie zu begehren, da er so alt war und wußte, wie viele wackere junge Leute sie zur Frau begehrt haben, ohne daß sie einem zu Theil geworden wäre. Und doch nagte an ihm beständig der Wunsch, sie zu besitzen, und er wußte doch die Sache nicht anzugreifen. Als er nun eines Tages ein Fest gab, geschah es zufällig, daß Carsivalo als sein Freund und Diener dieses Fest mit seiner Gegenwart beehrte. Der Graf nahm ihn aufs Ehrenvollste auf und schenkte ihm Pferde, Vögel und Hunde und noch viele andere Dinge. Der Graf beschloß nun, ihn im Vertrauen um seine Tochter anzugehen, und that es auch. Als sie eines Tages miteinander allein im Zimmer waren, begann der Graf freundlich folgendermaßen: Mein lieber Carsivalo, ich will dir meine Gesinnung sagen, ohne langen Prolog und Vorrede, denn ich denke, bei dir kann ich Alles sagen. Freilich aus einem Grunde muß ich mich dabei schämen, aber aus keinem andern, wiewol der Lauch unter dem Boden auch dick und alt wird und dennoch den Stengel

*) ? = Venaiscin, Bezirk von Avignon.

in die Höhe streckt und fortwährend grünt. Ich will dir daher nur sagen, wie es mit mir steht. Ich möchte nämlich gerne, wenn es dir gefällig wäre, deine Tochter zur Frau bekommen.

Carsivalo antwortete: Auf mein Wort, lieber Herr, ich gäbe sie euch gerne, aber ich müßte mich gar zu sehr darüber schämen, angesehen daß die, so sie begehrt haben, lauter junge Leute sind von achtzehn bis zwanzig Jahren und ich könnte in Fehde mit ihnen gerathen. Dann wären auch Mutter und Brüder und meine andern Verwandten und Genossen vielleicht nicht damit zufrieden, auch hätte das Mädchen selbst kein Genügen an euch, da sie andere rüstigere als ihr haben könnte.

Lieber Carsivalo, antwortete der Graf, du hast ganz Recht. Du kannst ja aber sagen, sie bekomme dann alles, was ich besitze. Darum wünsche ich, daß wir wegen der Sache miteinander übereinkommen.

Carsivalo sagte: Ich bin damit ganz einverstanden. Wir wollen es heute Nacht überlegen und morgen früh uns unsere Ansichten mittheilen. Dabei wollen wir es belassen.

Der Graf konnte die ganze Nacht nicht schlafen, sondern ersann sich, um seinen Zweck zu erreichen, einen allerliebsten Plan. Am folgenden Morgen rief er Carsivalo zu sich und sprach: Ich habe etwas gefunden, was dich vollständig entschuldigen, ja was dir zu großer Ehre gereichen muß.

Nun wie? fragte Carsivalo.

Laß ein Turnier ausschreiben, fügte der Graf hinzu, daß, wer deine Tochter zur Frau begehrt, an dem und dem Tage kommen soll, und wer Sieger ist, soll sie zur Frau bekommen. Für das Weitere laß mich sorgen! Ich will schon ein Mittel finden zu siegen und jedermann wird dich entschuldigen.

Carsivalo sagte: Es ist mir recht.

Darauf nahm er Abschied und kehrte nach Hause.

Bei gelegener Zeit rief er seine Frau und seine übrigen Verwandte und Freunde und sprach: Es schiene mir nunmehr Zeit, Lisetta zu verheirathen. Aber wie meint ihr nun, daß es anzugehen sei bei den vielen Bewerbern, die wir haben, die alle unsere Nachbarn und Freunde sind? Jeder, dem wir sie nicht geben, wird unser Feind, erzürnt sich und spricht: Bin ich nicht so viel werth als der?

So werden die andern auch sagen, und während wir Freunde zu erwerben glaubten, bekommen wir nichts als Feinde. Darum dünkt mich, wir veranstalten auf den Frühling ein Turnier, und wer darin gewinnt, der soll sie in Gottes Namen haben.

Die Mutter und die andern antworteten, sie seien zufrieden mit dieser Anordnung, und so schritt man denn zur Ausführung. Carsivalo ließ das Turnier ansagen: Wer seine Tochter zur Frau begehre, solle sich einfinden am ersten Tage des Maimonats in der Stadt Marseille zu einem Turnier, und wer Sieger bleibe, solle sie haben. Der Graf Aldobrandino schickte deshalb nach Frankreich und bat den König, ihm den rüstigsten Knappen im Waffenwerk zu schicken. Der König, in Betracht, daß der Graf immer ein Diener der Krone gewesen und auch sein Vetter war, schickte ihm einen seiner Knappen, den er von Kindheit auf erzogen hatte, Namens Ricciardo, welcher aus dem Hause Montalbano, einem von jeher kräftigen edlen Geschlechte, stammte. Dabei befahl er ihm Alles zu thun, was der Graf Aldobrandino ihm befehle. Der Jüngling kam zum Grafen, welcher ihm große Ehre erwies, und ihm dann den Grund, warum er nach ihm geschickt hatte, auseinandersetzte.

Der König hat mir befohlen, sprach Ricciardo, alle eure Befehle zu vollziehen: darum gebietet mir und ich werde rüstig gehorchen.

Der Graf sagte: Wir werden zu Marseille ein Turnier veranstalten, worin ich wünsche, daß du den Sieg

davonträgst. Dann komme ich auf den Kampfplatz und fechte mit dir, und du mußt dich zuletzt von mir besiegen lassen, damit ich als Sieger des ganzen Turniers erscheine.

Ricciardo versetzte, er sei bereit. Der Graf behielt ihn insgeheim bei sich, bis es Zeit war; dann sprach er zu ihm: Nimm die Waffen, die du willst, geh nach Marseille und rüste dich mit Geld und Pferden nach deinem Wohlgefallen wie ein fahrender Ritter aus und mache, daß du stattlich aussiehst.

Ricciardo sagte: Laßt mich nur machen!

Er ging nun gleich in den Stall und sah daselbst unter den andern ein Roß, das schon einige Monate nicht geritten worden war. Er bestieg es sogleich, wählte sich ein passendes Gefolge und ging nach Marseille, wo eine große Zubereitung zum Turnier gemacht war. Schon waren viele kampflustige junge Männer daselbst eingetroffen und jeder schätzte sich glücklich, der den andern an schönem und stattlichem Aufzug zu übertreffen glaubte. Es waren so viele Trompeter und Pfeifer hier beisammen, daß Alles ringsumher von Musik ertönte. Es wurde ein großer Platz ausgesteckt, woselbst das besagte Turnier gehalten werden sollte, mit vielen Balkonen ringsum, wo Herren, Frauen und Fräulein standen, um zuzuschauen. Mit dem festgesetzten ersten Maitage kam auch jenes edle Fräulein, nämlich Lisetta, die unter den andern wie eine Sonne aussah, so vollendet schön und sittsam erschien sie in jeder Weise. So kamen alle, die sie zur Frau wollten, zum Turnier mit vielen Sinnsprüchen und mannichfaltigem Aussehen und versetzten sich untereinander waidliche Schläge. Ricciardo kam gleichfalls auf besagtem Rosse zum Turnier und bahnte sich Platz durch das Gedränge. So dauerte das Turnier einen großen Theil des Tages hindurch und immer siegte besagter Ricciardo in demselben; denn er war gewandter in den Waffen als irgend ein anderer, griff rüstig an

und vertheidigte sich gut und wich gewandt aus, da er in diesem Gewerbe sehr erfahren war. Einer fragte den andern, wer denn das sei; da hieß es, es sei ein eben angekommener Fremder. Kurz, er blieb Sieger auf dem Kampfplatz und alle andern wurden zu Boden geschlagen und zogen ab, der eine dahin, der andere dorthin, denn vor seinen gewaltigen Streichen vermochten sie nicht zu bestehen. Es dauerte aber nicht lange, so trat der Graf Aldobrandino auf den Kampfplatz, ganz bedeckt mit Waffen, stürzte auf Ricciardo los und Ricciardo auf ihn, daß es krachte. Nach vielen Hieben hin und wider, ließ sich Ricciardo der getroffenen Abrede gemäß zu Boden schlagen und that nichts mehr, was ihm freilich schwer fiel, denn er hatte sich bereits in Lisetta verliebt. Aber er mußte den Befehl des Königs vollziehen und folglich auch den Wunsch des Grafen Aldobrandino. Als nun der Graf den Sieg errungen hatte, ritt er durch die Bahn mit dem Schwert in der Hand und sogleich kamen ihm alle seine Schildknappen und Barone entgegen mit großem Jubel. Als er aber den Helm abnahm und man ihn erkannte, wunderte sich Alles über ihn, namentlich aber das Fräulein. So bekam also der Graf auf listige Weise Carsivalo's Tochter zur Frau und führte sie ins Haus und ließ aus diesem Anlaß große Feierlichkeiten und Feste veranstalten. Nach diesem Ereigniß kehrte Ricciardo nach Frankreich zurück und der König fragte ihn, was er gethan habe.

Heilige Majestät, antwortete Ricciardo, ich komme von einem Turnier, zu welchem mich euer Graf böslicher Weise genöthigt hat.

Wie so? fragte der König.

Ich mußte, versetzte Ricciardo, des Grafen Kuppler abgeben.

Dann erzählte er ihm die ganze Geschichte, über welche sich der König baß verwunderte.

Gnädigster Herr, fuhr Ricciardo fort, verwundert euch nicht über das, was mir begegnet ist, sondern viel-

mehr darüber, daß ich es gethan habe; denn ich habe nie etwas gethan, was mir größeres Leid verursacht als dies. Das Fräulein, das Graf Aldobrandino auf so schnöde Weise zu gewinnen wußte, ist nämlich aus der Maßen schön.

Der König dachte eine Weile darüber nach, dann sagte er: Ricciardo, besorge nichts! Dies Turnier kann noch dein Vortheil sein. Doch damit genug für jetzt!

Kurze Zeit darauf geschah es, daß besagter Graf Aldobrandino ohne Erben mit Tod abging; Madonna Lisetta war also Witwe geworden und ihr Vater holte sie wieder in sein Haus, machte aber fast gar nichts mit ihr und schmeichelte ihr nicht wie sonst. Darüber begann das junge Weibchen sich im Stillen sehr zu verwundern und konnte am Ende nicht länger mehr an sich halten, sondern sprach eines Tages zu ihrem Vater folgendermaßen: Mein Vater, ich wundere mich sehr über euch, angesehen, daß ich sonst eines eurer Augen war und ihr mich eurem liebsten Sohne vorzoget; und so oft ihr mich sahet, ging euch das Herz auf, so lang ich noch ein Mädchen war; jetzt aber, ich weiß gar nicht warum, ist es, als ob euer Herz gar nicht mehr meinen Anblick ertragen könne.

Der Vater antwortete ihr also: Du wunderst dich nicht so sehr über mich, als ich mich über dich gewundert habe, denn ich glaubte, du seiest gescheit und merkest, warum und in welcher Absicht ich dich an den Alten verheirathet habe, einzig damit du Kinder bekämest, so hättest du dich zur unumschränkten Gebieterin über seinen Reichthum machen können. Sonst hatte ich keine Absicht.

Mein Vater, antwortete die Tochter, ich habe gethan was ich konnte.

Wie ist es möglich, fügte der Vater bei, daß an seinem Hofe kein Knappe, Ritter oder Knecht sich fand, der dazu geschickt war?

Mein Vater, antwortete die Tochter, seid mir nicht böse darüber! Ich versichere euch, es war kein Ritter,

Und zu dir sagte er, du sollst an die Engelsbrücke gehen.

So gingen sie weiter und machten sich über ihn lustig. Nun begab es sich, als Janni eines Morgens früh aufstand und sich hinter die Thüre versteckte und dort stehen blieb, da sah er einen seiner Knechte, welcher einen großen Krug Öl wegtrug und ein anderer trug ein Stück trockenes Fleisch hinaus. Darum machte sich Janni denn noch früher auf und sah, wie bald die Mägde, bald die Kammerfrau, die einen Korn und Mehl, die andere dies und das trugen. Da sprach er bei sich selbst: So ist es kein Wunder, wenn ich am Ende des Jahres nichts übrig habe.

Dann rief er gleich seinen Diener und sagte: Geh mit Gott und laß dich nicht mehr im Hause von mir blicken!

Dann rief er die Mägde und die Kammerfrau und sagte ihnen das Gleiche und schickte Alle hinweg. Zuletzt versah er sich mit neuen Knechten und Dienern und hatte von nun an mehr ein wachsames Auge über seinen Haushalt, sodaß er am Ende des Jahres einen Überschuß hatte, während er zuvor einen Verlust erlitt. Eines Tages begegnete er seinem Freunde und sagte ihm, was er gefunden habe beim Frühaufstehen.

Ei, sagte darauf Ciucolo, da will ich doch auch versuchen, was Boezio mir gesagt hat.

Am andern Tage ging er daher an die Engelsbrücke, setzte sich hin und wartete. Da kam ein Eselstreiber mit einigen beladenen Maulthieren herbei. Eines der Maulthiere scheute und wollte nicht weiter gehen; da nahm es der Treiber am Halfter, um es über die Brücke zu ziehen; das half aber Alles nichts, denn je mehr er das Thier vorwärts zog, um so mehr stemmte es sich zurück. Da ward der Treiber allmälig ärgerlich und schlug auf das Maulthier los, das sich aber nur um so schlimmer geberdete. Als dem Treiber die Geduld ausging, nahm er den Stock, woran die Waarenballen befestigt waren,

schlug damit unten, auf die Seite, über den Kopf, an die Rippen, und ließ seine Wuth so reichlich aus an jenem Thiere, daß der Stock endlich zerbrach. Da wurde endlich das Thier zahm, ging über die Brücke, der Treiber führte es auch mehrmals hin und her, und als er sah, daß dem Thiere die Narrheit ausgetrieben sei, ging er weiter seinen Geschäften nach. Ciucolo sah, was der Eselstreiber dem Maulthier gethan hatte, und sagte bei sich selbst: Nun weiß ich, was ich zu thun habe.

Kehrte auch alsbald nach Hause unter diesen Gedanken. Als er ankam, begann die Frau zu schreien und zu schelten, und fragte, wo er so lange bleibe. Der Mann ließ sichs gefallen und blieb ruhig; in ihr aber kochte es fortwährend.

Sei ruhig, sagte endlich der Mann, sonst könnte es dir übel bekommen.

Wehe, rief das Weib, solltest du es wagen, Hand an mich zu legen? Du könntest deine Rede noch bereuen.

Sieh zu, daß du mich nicht in die Hitze bringst! Du würdest den Tag beklagen.

Wenn ich glaubte, versetzte das Weib, du habest nur ein Härchen an dir, das so dächte, so würde ich es meinen Brüdern sagen lassen, die schon so mit dir fertig werden würden, daß dir das Lachen verginge. Und du wirst schon sehen, was dir für das, was du mir eben gesagt hast begegnet.

Der Mann sagte: Hast du den Teufel im Leib?

Stund auf, und auf sie los und sie schrie und machte großen Lärm. Dann nahm er einen Stock, lief auf sie los, und schlug drauf und drein, auf Rücken, Arme und Kopf. Als der Stock zerbrochen war, nahm er einen andern und fing von vorne an. Da begann sie zu schreien: Erbarmen, Erbarmen!

Er aber schlug nur um so heftiger zu und rief: Wahrlich, ich muß dich zu Tod schlagen.

Die Frau aber, als sie diesen Entschluß des Mannes sah und sich ganz zerschlagen fühlte, kniete nieder und

rief: Lieber Mann, ſchlag mich nicht mehr! Du wirſt finden, daß ich nicht mehr widerſpenſtig bin.

Um ihr denn die Widerſpenſtigkeit vollends auszutreiben, ließ der Mann ſie mehrmals im Saale auf- und abtrotten und laufen und maß ihr fortwährend mit beiden Händen den Stock auf. In dieſem geſegneten Augenblicke entſchloß ſich die Frau immer alles ihrem Manne zu gefallen zu thun und wurde das ſanfteſte und demüthigſte Weib in ganz Rom. Auf dieſe Weiſe trieb Ciucolo ſeinem Weibe die Widerſpenſtigkeit aus dem Kopfe, und während er früher in fortwährendem Kriege und Unfrieden mit ſeinem Weibe gelebt hatte, lebte er nun ruhig und friedlich mit ihr. Wer alſo ein widerſpenſtiges Weib hat, nehme ein Exempel an Ciucolo, wie er eines am Eſelstreiber nahm.

---

## 29. Pariſer Theologen in Rom.

(6, 1.)

Es iſt noch nicht lange her, ſo waren in Paris zwei ſehr bedeutende tüchtige Männer, Doctoren beider Rechte, deren einer Meſſer Alano, der andere Meſſer Giovanni Piero hieß, und in der That hatte die Chriſtenheit dazumal keine tüchtigeren Männer als ſie aufzuweiſen. Die beiden beneideten einander fortwährend; aber Meſſere Alano behauptete immer die Oberhand, denn er war der größte Redekünſtler von der Welt und hatte mehr Verſtand, als Meſſer Giovanni Piero, welcher faſt ein Ketzer war und oft Verwirrung in unſern Glauben gebracht hätte, wäre nicht eben jener Meſſere Alano geweſen, der ihn aufrecht erhielt und gegen alle ſeine Einwürfe vertheidigte. Meſſere Alano bekam Luſt, nach Rom zu gehen und die dortigen heiligen Reliquien zu beſuchen, auch den Papſt

und ſeinen Hof zu ſehen. Darum machte er ſich von Hauſe weg mit vielen Dienern und guter Ausrüſtung, ging nach Rom und beſuchte den Papſt und ſah ſeinen Hof und wie es mit ihm gehalten ward. Dabei wunderte er ſich ſehr, in Anbetracht daß der römiſche Hof die Grundlage des Glaubens ſein muß und die Stütze des Chriſtenthums, da er ihn doch ſo tadelnswürdig und ſo voll Simonie fand. Darum verließ er Rom und beſchloß, ſich aus der Welt zurückzuziehen und dem Dienſte Gottes zu ergeben. Als er nun von Rom Abſchied genommen und auf der Rückreiſe mit ſeinen Dienern nach San Chirico di Roſena kam, ſprach er zu ihnen: Geht nur voran und nehmt Herberge! Ich will ſchon für mich ſorgen.

Die Diener zogen weiter und gingen nach San Chirico, und als Meſſere Alano ſie weggegangen ſah, verließ er die Straße, wandte ſich nach dem Gebirge und ritt weiter bis zum Abend, wo er einen Schäfer traf. Meſſere Alano ſtieg ab, blieb den Abend bei ihm und ſagte zu ihm am folgenden Morgen: Ich will dir meine Kleider und mein Pferd laſſen: gib du mir deinen Anzug!

Der Schäfer meinte, er treibe Scherz und ſagte: Meſſere, ich habe euch geehrt ſo viel ich konnte: darum macht euch nun nicht über mich luſtig!

Meſſere Alano aber zog ſeine Kleider aus und ließ den Hirten ſich gleichfalls ausziehen; er ließ ihm das Pferd und ſeine ganze Habe und nahm die Kleider, Schuhe und die Feldflaſche des Schäfers und lief fort aufs Gerathewohl. Als ſeine Diener ihn nicht zurückkommen ſahen, ſuchten ſie nach ihm; als ſie ihn aber nicht fanden, dachten ſie, der Weg müſſe unſicher ſein, er ſei wol beraubt und erſchlagen worden. So warteten ſie einige Tage und gingen dann weg und nach Paris zurück. Nachdem Meſſer Alano den Schäfer verlaſſen hatte, traf er am Abend auf eine Abtei in der Maremme. Er bat um ein Brot als Almoſen und der Abt fragte

ihn, ob er in Dienste gehen wolle. Messere Alano sagte: Ja.

Darauf fragte der Abt: Was kannst du arbeiten?

Messere Alano versetzte: Lieber Herr, ich werde schon können, was ihr mich anweiset.

Der Abt dachte, er habe hier einen brauchbaren Mann gefunden, nahm ihn zu sich und schickte ihn zuerst ins Holz. Er versah dieses Geschäft so gut, daß alle Bewohner des Klosters ihm wohlwollten; denn er that gerne, was man ihm auftrug, er schämte sich nicht und machte sich nichts daraus, Beschwerden zu ertragen und alles anzugreifen, was er zu arbeiten hatte. Als der Abt seine Demuth sah, machte er ihn zum Bruder Kellner des Klosters, da er nicht wußte, wer er war, und legte ihm den Namen Don Benedetto bei. Er führte dabei ein strenges Leben, fastete vier Tage der Woche in einem fort, kleidete sich nie aus, brachte immer einen großen Theil der Nacht im Gebete zu und erzürnte sich nie über irgend etwas, was ihm gesagt oder angethan wurde, sondern lobte beständig Christus. Auf diese Weise hatte er beschlossen Gott zu dienen, sodaß der Abt ihm sehr wohlwollte und ihn sehr hoch hielt. Seine Diener waren indessen nach Paris zurückgekommen und meldeten Messere Alano todt, worüber daselbst die größte Wehklage entstand bei allen wackern Leuten, dieweil sie nun den tüchtigsten Doctor auf der Welt verloren hatten. Jener Messer Giovanni Piero aber, als er Messere Alano's Tod erfuhr, war darüber sehr vergnügt und sprach: Nun kann ich ausführen, was ich so lange schon gewünscht habe.

Er machte sich bereit und ging nach Rom und stellte dort im Consistorium einen Satz auf, welcher gar sehr unserm Glauben zuwiderlief und suchte durch seine Spitzfindigkeiten eine Ketzerei in die Kirche Gottes zu bringen. Der Papst hielt darüber eine Versammlung der Cardinäle, worin sie beschlossen, alle tüchtigen Männer in Italien holen zu lassen, damit sie in einem Consistorium erschienen,

welches der Papſt halten wollte, um auf die Streitfrage zu antworten, welche Meſſer Giovanni Piero unſerm Glauben zuwider aufgeſtellt hatte. Alle Biſchöfe und Äbte und die andern hohen Prälaten, welche ſich auf das Kirchenrecht verſtanden, wurden beſchieden, an den Hof zu kommen. Darunter war auch der Abt, bei welchem Meſſer Alano lebte. Als dieſer im Begriffe war, nach Rom abzugehen und Meſſer Alano hörte, was der Zweck ſeiner Reiſe war, bat er den Abt um Erlaubniß mitzugehen.

Was willſt denn du dort thun, ſagte der Abt zu ihm; du kannſt ja nicht einmal leſen. Dort ſind die tüchtigſten Männer von der Welt und man ſpricht von nichts, als von Gelehrſamkeit; da verſtehſt du gar nicht, um was es ſich handelt.

Meſſere, verſetzte Meſſer Alano, ſo ſehe ich doch den Papſt, den ich in meinem Leben noch nie geſehen habe; ich weiß gar nicht, wie er ausſieht.

Als der Abt ſeinen Entſchluß ſah, ſagte er: Meinetwegen ſo komm mit! Aber weißt du denn mit einem Pferde umzugehen?

Meſſer Alano ſagte: Ja wohl, Meſſere!

Als es nun Zeit war, machte ſich der Abt auf den Weg und nahm Meſſer Alano mit ſich. Als ſie in Rom ankamen, war ſchon der Tag beſtimmt, an welchem dieſes Conſiſtorium gehalten werden ſollte, und jedermann konnte hingehen und die Sätze hören, die jener aufſtellte; Meſſer Alano bat den Abt, er möchte ihn doch mit in die Verſammlung nehmen.

Biſt du von Sinnen? ſagte der Abt. Meinſt du, ich könne dich mit dahin führen, wo der Papſt, die Cardinäle und ſo viele angeſehene Männer ſind?

Meſſer Alano ſagte: Ich ſtecke mich unter euren Mantel, daß man mich nicht ſieht, denn ich bin ja klein und unanſehnlich.

Nimm dich in Acht, ſagte der Abt, daß dir nicht

die Pförtner und Stabträger mit ihren Keulen auswischen!

Messer Alano aber sagte: Laßt mich nur machen!

Während nun der Abt in das Consistorium ging, huschte jener unter dem großen Gedränge beim Eingang plötzlich dem Abt unter den Mantel und kam so mit hinein. Der Abt bekam seinen Platz neben den andern Äbten ihrem Range gemäß; Messer Alano aber kauerte sich zwischen seinen Beinen unter dem Mantel des Abtes zusammen, machte sich ein Fensterchen für sein Auge, um hindurch zu gucken und lauschte aufmerksam den aufgestellten Sätzen. Es dauerte nicht lange, so trat Messer Giovanni Piero in die Versammlung, bestieg die Rednerbühne in Gegenwart des Papstes und der Cardinäle und aller andern Anwesenden und brachte seine Streitfrage vor, die er dann mit feinen hinterlistigen Gründen zu beweisen suchte. Messere Alano erkannte ihn gleich, und da er sah, daß niemand aufstand, um ihm zu antworten und zu widersprechen, und daß keiner wagte, seiner Beweisführung entgegenzutreten, steckte er seinen Kopf aus dem Fensterchen des Mantels des Abtes hervor und rief laut: Geh an den Galgen!

Der Abt hob die Hand auf, gab ihm eine tüchtige Ohrfeige und sagte: Still! Gott verdamm' dich! Willst du mich in Schmach bringen?

Die in der Nähe stehenden sahen einander an und fragten: Wo kommt diese Stimme her?

Messer Alano wartete nicht lange, sondern guckte wieder hervor und rief: Sanctissime pater, audiatis me!

Der Abt war in größter Verlegenheit, denn alle schauten auf ihn und riefen: Wen habt ihr da unter euch?

Der Abt sagte, es sei ein verrückter Laienbruder. Darüber fing man ihn an zu schelten und sprach: Wie mögt ihr Verrückte in das Consistorium bringen?

Dann brachten sie die Stabträger herbei, damit sie

ihn prügeln und hinauswerfen ſollten. Meſſer Alano aus Furcht, Schläge zu bekommen, ſtürzte unter dem Mantel des Abtes hervor, ſprang unter die Biſchöfe und fiel dem Papſt zu Füßen. Darüber brach das ganze Conſiſtorium in heftiges Gelächter aus und der Abt war nahe daran weggewieſen zu werden, weil er dieſen Menſchen mit ſich hineingeführt habe. Als nun Meſſer Alano dem Papſte zu Füßen lag, bat er um Erlaubniß, ſeine Meinung über dieſe Sache ausſprechen zu dürfen. Der Papſt gab ſie ihm. Meſſer Alano beſtieg ſofort die Rednerbühne, widerſprach allen von dem andern aufgeſtellten Behauptungen und erörterte dann Punkt für Punkt die ganze Frage mit ſprechenden und natürlichen Gründen. Die ganze Verſammlung war erſtaunt über das feine Latein, in welchem er ſich ausdrückte, und die ſchönen Beweiſe, die er für ſeine Anſicht vorbrachte. Da ſagten alle: Wahrlich da iſt uns der Engel Gottes erſchienen.

Als der Papſt ſeine Beredſamkeit hörte, dankte er Gott. Als nun auf ſolche Art dieſer Meſſer Alano den Meſſer Giovanni Piero aus dem Felde geſchlagen hatte und dieſer ſeine Niederlage anerkennen mußte, ſagte er: Wahrhaftig du biſt der Geiſt des Meſſer Alano oder biſt du ein böſer Geiſt.

Meſſer Alano ſagte: Ich bin Alano, der dich ſonſt ſchon zum Schweigen gebracht hat; aber du biſt in der That ein böſer Geiſt, da du in der Kirche Gottes eine ſolche Ketzerei anſtiften wollteſt.

Meſſere Giovanni Piero antwortete: Hätte ich gedacht, daß du noch am Leben biſt, ſo wäre ich nicht hergekommen.

Der Papſt verlangte zu wiſſen, wer dies ſei, ließ den Abt rufen und befragte ihn, wie er zu dem Menſchen komme.

Heiligſter Vater, ſagte der Abt, er iſt ſeit geraumer Zeit als Laienbruder bei mir; ich glaubte, er verſtehe nicht einmal zu leſen und habe nie einen demüthigeren

Menschen gekannt, als er; er gab sich immer damit ab, Holz zu machen, das Haus zu reinigen, zu betten, der Kranken zu pflegen, das Pferd zu bestellen; im Ganzen schien er mir ein einfältiger Mensch.

Als der Papst das fromme Leben hörte, das er geführt hatte, und seine Tüchtigkeit sah und erfuhr, wer er früher gewesen, wollte er ihn zum Cardinal erheben und ihm die größte Ehre erweisen.

Wärest du nicht gewesen, sagte er zu ihm, so wäre die Kirche Gottes in den größten Irrthum gerathen. Darum verlange ich, daß du am Hofe bleibest.

Messer Alano aber versetzte: Heiligster Vater, meine Absicht ist, in dieser beschaulichen Weise mein Leben zu beschließen und nicht wieder in die Welt zurückzukehren; vielmehr wünsche ich mit meinem Abte wieder in sein Kloster mich zurückzuziehen, das angefangene Leben fortzusetzen und fortwährend Gott zu dienen.

Der Abt fiel auf die Kniee und bat ihn um Verzeihung, dieweil er ihn nicht gekannt habe, hauptsächlich von wegen der Ohrfeige, die er ihm gegeben.

Da braucht es keine Verzeihung, sprach Messer Alano, denn der Vater muß den Sohn züchtigen.

Darauf nahmen sie Abschied vom Papst und den Cardinälen und kehrten beide, der Abt und Messer Alano, in ihr Kloster zurück. Der Abt erwies ihm fortan immer ganz besondere Verehrung, und so lebte er ein heiliges frommes Leben und verfaßte einige schöne Bücher über unsern Glauben. So lang er in dieser Welt lebte, führte er auch diese Lebensweise fort und erntete darum am Ende den wohlverdienten Lohn des ewigen Lebens.

## 30. Römiſche Rache.

(7, 1.)

Vor einiger Zeit lebte zu Rom ein Ritter Namens Meſſer Francesco Orſino von Monte Giordano, welcher eine Gattin hatte, die Madonna Liſabetta hieß, ſchön, keuſch und ſehr wohlgeſittet und die ihm in ſeiner Ehe zwei Söhne geboren. In dieſe Frau nun verliebte ſich ein junger Menſch und ſie in ihn, und da ſie ſich nicht klug und heimlich hielten, bekam Meſſer Francesco mehrmals Wind darüber. Er konnte es nicht glauben, angeſehen, daß jener Jüngling nicht ſchön, noch edel, noch reich war und überdies ſich ganz als ſein Freund und ergebener Diener darſtellte. Nun geſchah es aber, daß einer ſeiner Geſchäftsführer es bemerkte und Meſſer Francesco ſagte, worauf dieſer erwiderte: Laure du ihnen auf, daß du ihn hereinkommen ſiehſt, und dann komm zu mir, denn ich will es ſelber ſehen, ſonſt kann ich's nicht glauben.

Der Geſchäftsmann ſagte: Es ſoll geſchehen.

Da that Meſſer Francesco eines Tages, als ginge er auf eines ſeiner Schlöſſer und ſtieg zu Pferde mit einigen Begleitern. In der folgenden Nacht aber kam er nach Rom zurück und blieb verborgen, bis der Geſchäftsführer zu ihm kam. So ſah Meſſer Francesco jenen Jüngling wirklich in der Kammer mit ſeiner Frau ſcherzen.

Wem gehört dieſes Mäulchen? fragte der Liebhaber und küßte es.

Dir, antwortete ihm die Frau.

Und dieſe räuberiſchen Augen?

Sind dein.

Und dieſe Wangen?

Sind dein.

Und der ſchöne Hals?

Iſt dein.

Und dieser schöne Busen?

Ist dein.

Und so faßte er eins ums andere an und die Frau sagte immer, es gehöre ihm, außer beim Hintertheil sagte sie, das gehöre ihrem Manne, und darüber schlugen sie beide ein schallendes Gelächter auf. Messer Francesco sah und hörte Alles mit an, was diese miteinander trieben.

Gott Lob, dachte er bei sich selbst, daß ich doch auch noch einen Theil für mich habe.

Als er nun Alles zur Genüge gehört und gesehen hatte, entfernte er sich heimlich, kehrte nach seinem Schlosse zurück und blieb dort, so lange es ihm gefiel; dann kam er wieder heim und ließ seiner Frau einen Rock machen aus grobem Tuch, nur der Hintertheil war aus Sammt mit Hermelin gefüttert; er ließ auf seinem Schlosse ein sehr schönes Gastmahl bereiten und lud dazu auch den Jüngling und zwei seiner Brüder und einige seiner Verwandten und Gesellen, sowie einige Vettern der Frau. Messer Francesco veranstaltete auf einen Sonntag Morgen, daß die Frau jenen Rock anziehen, damit durch Rom gehen und nach seinem Gute mit der Gesellschaft zu Tisch kommen sollte. So geschah es auch. Als man nun zur Tafel ging, setzte Messer Francesco seine Frau neben jenen Jüngling, welcher Rinaldo hieß, und dann der Reihe nach ihre Brüder und Gefährten und veranstaltete ihnen an diesem Morgen ein reiches und schönes Mahl. Wer am Morgen die Frau so gekleidet sah, mußte sich wundern, so auch alle Verwandte der Frau und Rinaldo's, und sie dachten: Das läuft auf irgend etwas Besonderes hinaus.

Rinaldo war in der größten Angst. Als das Frühstück vorüber war, sagte Messer Francesco: Nun gebt Acht, ich will euch das Obst geben.

Er stand auf, ließ jedem der am Tische sitzenden einen Stock reichen. Dann trat er in eine Kammer, wo er acht Diener bereit hatte, jeden mit einem Stock

in der Hand, ebenſo viele, als Gäſte an der Tafel ſaßen. Dieſe ließ er heraustreten und ſich um die Tafel herſtellen. Dann ſagte er zu den Gäſten: Wehrt euch!

Und zu den Dienern mit den Stöcken in der Hand ſagte er: Bringt das Obſt!

Darauf warfen ſie den Tiſch um, wie ihnen befohlen war, und fingen an mit ihren Stöcken auf die am Tiſche loszuſchlagen. Das gab eine ſchöne Rauferei mit den Stöcken untereinander, denn als die am Tiſche ſitzenden merkten, daß es mit den Schlägen Ernſt war, wandten ſie ſich hübſch ordentlich um und theilten auch aus, wie man ihnen zutheilte. Kurz, es behielten die aus der Kammer getretenen Diener die Oberhand, ſchlugen die Speiſenden zu Boden und alle kamen im Saale ums Leben. Meſſer Francesco ließ ſodann den Leichnam des jungen Rinaldo wegtragen und mit ausgebreiteten Armen in ſeinem Schlafzimmer ans Kreuz ſchlagen; die andern Leichen wurden bei Nacht in ihre Häuſer getragen. Es entſtand große Trauer in ganz Rom über den Tod ſo vieler wackern Leute, aber niemand wagte den Mund aufzuthun, denn der, der es veranſtaltet hatte, war ein angeſehener Mann in Rom. Meſſer Francesco ließ ſeine Frau nehmen und jede Nacht auf den Leichnam des beſagten Rinaldo binden, ſodaß ſie ihn die ganze Nacht umarmt halten mußte; am Tag ließ er ſie abnehmen und ihr täglich zwei Stücke Brot und einen Becher Waſſer reichen, um ſie ſo hinzuhalten, und ſie lebte auch noch mehrere Tage. Jeden Tag ſchickte ſie zwar zu Meſſer Francesco ihrem Gatten, um ihn um Erbarmen anzuflehen, er wollte aber nie etwas hören. Da ſie nun ſah, daß ſie doch ſterben müſſe und kein Mittel ihrer Errettung übrig ſei, bat ſie ſich die Gnade aus, ihre Kinder noch vor ihrem Tode ſehen zu dürfen. Die zwei Knaben wurden ihr gebracht, ſie nahm ſie in den Arm und ſagte zu ihnen unter vielen Thränen: Meine theuren Söhne, ich laſſe euch mit dem Segen Gottes und dem

meinigen; ihr seid die echten Söhne Messer Francesco's, aus rechtmäßiger Ehe geboren. Mein Name ist zwar wegen des begangenen Fehltritts nicht werth, in ehrenvollem Gedächtniß zu bleiben; aber nur der Groll einer Magd hat mich dahingebracht. Das ist freilich keine hinreichende Entschuldigung, aber dennoch lasse ich Gott und euch, meine Söhne, die Rache für eure schmerzvolle unglückliche Mutter.

Und sie konnte nicht satt werden, sie zu küssen bei der Eile, die ihr zugemuthet wurde. Sie kreuzte und segnete sie und gab sie dann ihrer Wärterin mit den Worten zurück: Nimm sie hin, und dir gebe ich auf bei Gott und deiner Seele, wenn sie groß sind, sie an meinen Tod zu erinnern, besonders den Kleinen.

Der letztere weinte immer und wollte sich von ihrem Halse losmachen. Nachdem sie sie zurückgegeben und wiederholt betheuert hatte, daß sie echte und keine uneheliche Kinder seien, befahl sie ihre Seele Gott und sprach dann kein Wort mehr in diesem Leben. Kurz darauf starb sie. Nun wurden die Leichname abgenommen und weggetragen. Diese Grausamkeit wurde von den einen gebilligt, von andern getadelt. Sobald es Zeit war, rief die Amme den Söhnen den Vorgang ins Gedächtniß; Messer Francesco wurde dadurch verrückt gemacht und lief lange Zeit in der Tollheit umher, in großer Zwietracht mit seinen Söhnen, zumal mit dem jüngeren. Der besagte Messer Francesco lebte und schlief in den Wäldern wie ein Wilder und betrug sich ganz wie ein Verrückter mit tollen Streichen. Dadurch fand man denn die Frau gerächt.

# 31. Ein Deutscher in Italien.

(7, 2.)

In der Stadt Arimino in der Romagna lebte ein mannhafter Herr und Baron mit Namen Messer Galeotto Malatesti, der mannhafteste Ritter, den die Romagna seit langer Zeit gehabt hatte, und der weiseste und klügste Mann, der immer ein reiches und vornehmes Leben führte und seinem Stande Ehre machte. Dieser Messer Galeotto hatte eine Nichte, welche Witwe war, Namens Madonna Gostanza, die Tochter des Messer Malatesta Unghero von Malatesti, gleichfalls eines ehrenfesten und gewandten Ritters. Diese Madonna Gostanza hatte in Arimino um sich einen sehr schönen Hof von Frauen, Fräulein und Knappen und lebte wie eine vornehme Edelfrau, die sie auch war; schon Messer Galeotto zu Liebe wurde ihr die größte Ehre erwiesen. Sie hatte und besaß, was ihr Vater und Gatte hinterlassen hatten, und vielleicht war in der ganzen Romagna, in Toscana und in der Mark keine so reich, wie sie, an den edelsten Juwelen und überhaupt vermöglicher als sie. Kurz, es wurden ihr alle Genüsse zu Theil, die eine Frau ihres Gleichen und die von der Natur so gut bedacht war, sich mit Ehren erlauben konnte: sie war jung, schön, gebildet, reich, von edler Abkunft, sie galt für verständig, war bei jedermann beliebt und Messer Galeotto hoffte durch sie eine reiche und edle Verwandtschaft einzugehen. Nun hatte Messer Galeotto in seinem Solde einen Rottenführer von funfzig Lanzen Namens Ormanno; es war ein Deutscher aus Oberdeutschland aus einem Schlosse, welches Cham heißt; er hatte Brüder und Brudersöhne, welche Ritter und alte Edelleute waren, und so sah er auch aus. Er war höflich, wohlgesittet und von stattlicher Figur, weshalb ihn denn auch Messer Galeotto äußerst lieb hatte. Nun geschah es, daß besagter Ormanno mehrmals am Palaste

der Madonna Gostanza vorüberging, während die Frau am Fenster stand. Da begegneten sich denn ihre Blicke so, daß Ormanno sich heftig in diese Frau verliebte; er wußte es auch anzustellen, daß die Frau es bemerkte und anfing ihn zu lieben. Die Neigung nahm auch dergestalt zu, daß sie sich allmählich gegenseitig reiche Geschenke machten und namentlich die Frau ihm; sie sprachen einander mehrmals und verabredeten, daß besagter Ormanno von ihr erlangen sollte, was die Liebe erheischt. Sie wußten aber das Feuer der glühenden Liebe nicht verborgen zu halten und ihre Angelegenheiten nicht mit Vorsicht zu ordnen, denn die Liebe ist blind und der Feind listig. Da nun Ormanno zu Stunden, welche mit dem Anstand nicht vereinbar waren, im Hause aus- und einging, wurde es oftmals Messer Galeotto gesagt, er glaubte es aber nicht. Als nun durch Führung der göttlichen Allmacht Pabst Urban der sechste von dem ganzen Collegium der Cardinäle in Rom zum Nachfolger des verstorbenen Papstes Gregor's des elften bestellt und im Namen des ganzen Collegiums der italiänischen und auswärtigen Cardinäle allen Herren und Gemeinden der Christenheit verkündet worden war, was maßen sie Urban den sechsten zum Papst erwählt haben, wollte besagter Messer Galeotto als frommergebener Sohn der heiligen Kirche hingehen, um den neuerwählten Papst zu besuchen. Ehe er sich nun auf den Weg machte, schickte er nach Ormanno und sagte zu ihm: Man hat mir gesagt, du stehest im Hause meiner Nichte Gostanza auf vertrautem Fuße; ich glaube es aber nicht; nichtsdestoweniger bitte ich dich indeß, dich so aufzuführen, daß mir nichts der Art mehr zu Ohren komme.

Ormanno sagte: Mein Gebieter, ihr werdet finden, daß dies nicht wahr ist. Wer es euch gesagt hat, ist jemand, der mir übel will und mir in eurer Gunst zu schaden sucht. Aber ich bin bereit, ihm Mann gegen Mann gegenüber zu treten.

So entschuldigte er sich angelegentlich. Messer Galeotto antwortete ihm und sprach: Ormanno, du bist ein gescheidter Mann und hast mich verstanden. Mehr sage ich nicht, als daß ich dir die Obhut über Arimino übertrage, und über alles, was ich habe; du bist Anführer der Truppen, bis ich vom römischen Hofe zurückkomme. Sieh zu, daß ich mich bei meiner Rückkehr nicht über dich zu beklagen habe.

Ormanno sagte: Mein Gebieter, es soll geschehen.

Messer Galeotto machte sich auf zum Besuche des Papstes und setzte, wie gesagt, Ormanno zum Haupt der Wache ein. Ormanno aber war nicht vorsichtig genug in Verfolgung seiner Liebschaft und ging fortan in besagtes Haus ohne Rücksicht und Achtung gegen seinen Herrn. Ja, er hängte vielmehr noch heftiger seiner zügellosen Liebe nach, in der er gefangen war, und die Frau hatte ihn mit einem silbernen Gürtel beschenkt. Nun begab es sich, daß dem Messer Galeotto bei seiner Rückkehr gesagt wurde, wie dieser Ormanno nicht ablasse, in Madonna Gostanza's Haus zu kommen und die meisten Leute in Arimino diese Geschichte wissen. Darum ließ Messer Galeotto die Sache beobachten und trug der Wache heimlich auf, zu lauern, ob es wahr sei. Ormanno, der hiervon nichts gehört hatte, wurde denn gesehen, wie er bei Nacht in das Haus der Frau schlich, und alsbald wurde Messer Galeotto benachrichtigt, welcher sogleich das Haus von einigen Kriegsknechten umstellen ließ, die er zur Wache bei sich hatte. Er gab ihnen den Befehl, bei Todesstrafe den Ormanno nicht herauszulassen. Als diese zur Ausführung schritten, sandte er zu einigen Bürgern und berieth sich mit ihnen über die Sache; der eine gab diesen Rath, der andere einen andern. Als es nun nahe am Tage war und Ormanno aus dem Hause wollte, sah und hörte er die Kriegsknechte, welche um das Haus herstanden. Er kehrte daher zu der Frau zurück und sagte ihr, wie die Sache stehe. Die Frau stand auf,

trat ans Fenster und sagte: Was soll das heißen? Was sind das für Wachen und Neuerungen? Schämt ihr euch nicht, mir Wachen vor die Thüre zu stellen?

Diese Worte waren der Grund zu ihrem Tode. Wäre sie nicht ans Fenster gekommen, so wäre sie für diesmal nicht gestorben. Denn Messer Galeotto hatte für das Innere des Hauses bereits für die Ehre der Frau gesorgt, indem er eine ihrer Kammerfrauen mit der Sache beauftragte. Als ihm nun aber gesagt wurde, sie sei an das Fenster gekommen und habe jene Worte gesprochen, entschloß er sich als ein verständiger, wackerer Mann, und rief einen Fähndrich des Fußvolkes und sagte: Geh in das Haus meiner Nichte! du findest Ormanno und die Gostanza: hau sie mir beide alsbald in Stücke!

Der Fähndrich, Namens Santolino von Faenza, antwortete: Mein Gebieter, ihm will ich das wol anthun, aber nicht ihr. Vergebt mir, ich will meine Hand rein halten vom Blute der Malatesti.

Messer Galeotto sagte: Geh und thu es ihm!

Da ging er alsbald hinweg. Messer Galeotto aber rief sodann einen andern Fähndrich und sagte zu ihm: Geh hin und hau mir die Gostanza, meine Nichte, in Stücke!

Dieser antwortete: Herr, es soll geschehen.

Und er ging nach Madonna Gostanza's Hause. Als nun Santolino an der Kammerthüre pochte, fragte Madonna Gostanza: Was willst du?

Santolino antwortete: Madonna, macht auf! Ich habe euch etwas auszurichten von dem Herrn.

Die Frau ließ ihm aufmachen.

Madonna, fragte Santolino, wo ist Ormanno?

Welcher Ormanno? erwiderte die Frau.

Ohne viel Umstände, versetzte Santolino, der Herr weiß, daß er hier ist, und schickt mich zu ihm, daß ich ihm etwas ausrichte. Darum haltet mich und euch nicht auf! Es könnte sonst schlimmer kommen.

Die Frau sagte: Du weist wohl, daß hier kein Mann zu sein pflegt.

Santolino aber sagte wieder: Wenn ihr mir ihn nicht zeiget, wird es euch reuen.

Als die Frau ihn so sprechen hörte, sagte sie: Dort ist er.

Santolino ging zu ihm und sagte: Ormanno, ich habe bei dir etwas auszurichten von dem Herrn.

Ormanno sprach: Sag an!

Santolino fuhr fort: Laß uns an einen verborgenen Ort gehen, ich will nicht von andern gehört werden.

Da traten sie in ein Kämmerchen und Santolino sprach zu ihm: Ormanno, du mußt sterben; es ist nicht mehr zu ändern.

Ormanno erschrak heftig und sprach sodann: Gibt es kein Mittel, mich vom Tode zu retten?

Santolino antwortete: Nein, es ist alles fest beschlossen.

Da kniete Ormanno nieder vor Santolino, hob die Hände gen Himmel, bückte sich dann, nahm Staub vom Boden auf und steckte ihn in den Mund; darauf drückte er die Hände vor die Augen, um seinen Tod nicht zu sehen, und neigte den Kopf zur Erde. Santolino schwang sodann das Schwert und gleich darauf lag jener todt zu seinen Füßen. — Der andere Fähndrich, welcher hingegangen war, um der Frau das Gleiche zu thun, kam in die Kammer und sagte: Madonna, ich habe euch etwas auszurichten von dem Herrn.

Ganz erschrocken sagte die Frau: Sag an, was du hast!

Er sprach: Laßt alle eure Kammerfrauen hier abtreten!

Die Frau schickte sie aus dem Zimmer; er trat an die Thüre, verschloß sie, riß sein Schwert heraus und sagte: Madonna, ihr müßt sterben.

Die Frau stieß einen heftigen Schrei aus und wollte fliehen.

Madonna, ſagte er, flieht nicht! Es würde euch nichts helfen. Denn der Herr hat nun einmal euren Tod beſchloſſen, und ſo kann euch kein Gott retten.

Die Frau ſagte: Wie? Will der Herr zum Mörder werden an ſeinem eigenen Fleiſch?

Der Kriegsmann antwortete: Wohlan, macht euch fertig!

Und du, fuhr die Frau fort, haſt du den Muth, deine Hände mit dem Blute von Meſſer Malateſta Unghero meinem Vater zu beflecken?

Er antwortete aber: Ich muß thun, was mir befohlen iſt; und darum verzeiht mir, denn ich thue es ungern.

Iſt denn kein Mittel, fragte die Frau, mich vom Tode zu erretten?

Er antwortete: Nein.

Da kniete ſie nieder vor dem Bilde der heiligen Jungfrau und ſprach folgende Worte: Wenn mein erlauchter und mannhafter Vater noch lebte, würde ich nicht ſo im Finſtern ſchmählichen Todes ſterben, darum befehle ich in deine Arme, holdſeligſte Jungfrau Maria, meinen Geiſt und meine Seele und die Seele des wackern Mannes, der um meinetwillen leiden und ſterben muß und bitte dich überdies, Mutter der Gnaden, daß du mich in dieſem finſtern ſchmählichen Tode ſtark und kräftig macheſt, ihn geduldig zu ertragen, auf daß meine Seele, wie einer Märtyrerin, gelangen möge zur Herrlichkeit deines allerheiligſten Sohnes Jeſu Chriſti. Fürwahr, ich habe in dieſer Welt gelebt, ohne wie meines Gleichen mich zu begnügen.

Dann wandte ſie ſich zu dem, der das bloße Schwert über ihrem Haupte ſchwang und ſagte: Da mich meine Eitelkeit nun ſo weit gebracht hat, bitte ich dich, wenigſtens nicht ſo ſehr zu eilen, und ſo viel Mitleid mit mir zu haben, daß ich noch zehnmal die Jungfrau Maria grüßen darf.

Es erbarmte den Mann und er ſprach: Betet denn, aber beeilt euch!

Sie begrüßte nun die Jungfrau Maria mit vielen Thränen, ſchaute aber dabei ganz beſtürzt fortwährend auf die Hand, welche das Schwert hielt. Nachdem ſie ein wenig gebetet hatte, ſagte er: Seid ihr nun fertig?

Die Frau antwortete: Noch nicht.

Der Kriegsmann ſagte: Wie? In dieſer Zeit wäre ich mehr als zwanzigmal fertig geworden.

Darauf ſprach die Frau: Unglückliche Goſtanza, wohin haſt du es gebracht! O blinde Liebe, warum haſt du mich betrogen und ſchickſt mich nun von hinnen in ſo ſchlimmem Rufe? Wäre ich doch vor der Geburt geſtorben!

Da kam es ihm vor, als zaudere ſie doch allzulange; er ſprach: Sagt: Ave Maria!

Da ſprach ſie andächtig: Ave Maria, Ave Maria, Ave Maria!

Da ſchwang er das Schwert, und erſchlug ſie. Mit einem Streiche traf er ſie und ſie ſank todt ihm zu Füßen. — Der Herr ließ die beiden unglücklichen Leichname in einen Sack ſtecken und ins Meer werfen. Sodann ließ er ausſchreiben, wer an Ormanno eine Forderung zu machen habe, ſolle zur Bezahlung kommen. Er ließ auch jedermann befriedigen, dem er etwas ſchuldig geweſen war, hob dann die ganze Schaar auf und ſchickte ſie weg. Über dieſes Verfahren erntete Meſſer Galeotto von einigen Lob, von andern aber Tadel.

## 32. Von den Guelfen und Ghibellinen.

(8, 1.)

In Deutschland waren zwei sehr vertraute Freunde, beide edel und reich, einander auf eine Meile benachbart, und der eine hieß Guelfo, der andere Ghibellino. Als sie eines Tages von der Jagd heimkehrten, geriethen sie in Streit über eine Hündin, und während sie zuvor Freunde und Genossen waren, wurden sie nunmehr Feinde und ließen nicht ab, einander zu befehden; ja, sie kamen so sehr in Zwietracht, daß jeder für sich Einladungen und Gastgebote an ihre Freunde ergehen ließ, um sich zu bekriegen. Das Ärgerniß wuchs so sehr, daß alle Herren und Barone von Deutschland über diese Angelegenheit sich in zwei Parteien trennten, indem es der eine mit Guelfo, der andere mit Ghibellino hielt, was denn alljährlich auf beiden Seiten manchem Manne das Leben kostete. Als nun Ghibellino sich von Guelfo beschimpft sah und meinte, dieser habe mehr Macht als er, empfahl er sich dem Kaiser Friederich dem ersten, welcher dazumal regierte. Da aber Guelfo bemerkte, daß Ghibellino sich unter den kaiserlichen Schutz gestellt hatte, lehnte er seine Sache an Papst Honorius den zweiten, welcher in Zwietracht mit dem Kaiser lebte, empfahl sich ihm und that ihm die ganze Angelegenheit kund. Sobald der Papst vernahm, daß der Kaiser die Partei der Ghibellinen ergriffen habe, nahm er seinerseits sich der Partei der Guelfen an. Daher kam es, daß der päpstliche Stuhl guelfisch, das Kaiserthum ghibellinisch wurde. Im Jahre des Heils ein Tausend zweihundert und funfzehn nun verbreitete sich dieser Same der Zwietracht auch über Italien und zwar auf folgende Weise. Podesta von Florenz war Guido Orlandi, und Podesta von Florenz zu sein war ein großes und schönes Amt; da war nun im Hause der

Buondelmonti ein Ritter Namens Meſſer Buondelmonte, ein ſchöner reicher und mannhafter Herr. Beſagter Meſſer Buondelmonte gelobte einem Mädchen aus dem Hauſe der Amidei eidlich die Ehe, gab ihr die Hand und verſprach ſich mit ihr in aller bei ſolchem Anlaß herkömmlichen Feierlichkeit. Als nun Meſſer Buondelmonte eines Tages am Hauſe der Donati vorüberging, ſah ihn eine Frau, welche Madonna Lapaccia hieß, rief ihn zu ſich und ſagte: Meſſere, ich wundere mich ſehr über euch, wie ihr euch herablaſſen mochtet, eine Frau zu nehmen, die nicht werth wäre, euch die Schuhriemen aufzulöſen. Ich hatte euch eine meiner Töchter aufbehalten; ich wünſche doch, daß ihr ſie ſehet.

Sogleich rief ſie dieſe Tochter, welche die Ciulla*) hieß, ein ſchönes liebenswürdiges Mädchen, wie nur irgend eine in Florenz, und zeigte ſie Meſſer Buondelmonte mit den Worten: Dieſe habe ich für euch aufbehalten.

Als Meſſer Buondelmonte das ſchöne Kind ſah, verliebte er ſich in ſie und ſagte: Madonna, ich bin bereit, zu thun, was ihr begehrt.

Und ehe er wegging, nahm er ſie zur Frau und gab ihr den Ring.

Sobald die Amidei erfuhren, daß Meſſer Buondelmonte eine andere zur Frau genommen und von der ihrigen nichts mehr wolle, traten ſie zuſammen und beriethen ſich mit andern Freunden und Verwandten ſich zu rächen über dem, was ihnen Meſſer Buondelmonte angethan hatte. Bei dieſem Rathe war auch Lambertuccio Amidei, Schiatta Ruberti, Mosca Lamberti und viele andere. Die einen riethen, ihm Prügel zu geben, die andern einen Schlag ins Geſicht, der dies, der andere jenes. Da ſtand Mosca Lamberti auf und ſagte: Was lebt, hat einen Kopf.

---

*) Eigentlich Töchterchen.

Damit wollte er andeuten, daß ein Todter keinen Krieg mehr führt. So wurde denn beschlossen, ihn umzubringen, und das geschah auch. Als nämlich Messer Buondelmonte eines Ostermorgens aus dem Hause Bardi über dem Arno vom Essen zurückkehrte, auf seinem ganz weißen Schimmel reitend und mit einem weißen Rock angethan, er ritt gerade unten an der alten Brücke, dort wo die Marsbildseule stand, welche die Florentiner zur heidnischen Zeit anbeteten, und wo jetzt die Fische verkauft werden, da fiel eine Schaar über ihn her, rissen ihn vom Pferde und brachten ihn um. Da entstand ein großer Lärm in ganz Florenz über den Tod dieses Herrn Buondelmonte. Um dieses Mordes willen theilten sich die edeln Häuser und Familien von Florenz; die einen hieltens mit den Buondelmonti, welche sich zu Häuptern der guelfischen Partei machten, die andern aber mit den Amidei, welche sich an die Spitze der ghibellinischen Partei stellten. Auf der guelfischen Seite standen die Buondelmonti, Nerli, Jacopi, Dati, Rossi, Bardi, Frescobaldi, Mozzi, Pulci, Gherardini, Foraboschi, Bagnesi, Guidalotti, Sacchetti, Manieri, die von Quona, die Luccardesi, Chiaramontieri, Cavalcanti, Compiombesi, Giandonati, Scali, Gianfigliazzi, Importuni, Bostichi, Tornaquinci, Vecchietti, Tosinghi, Arigucci, Agli, Adimari, Bisdomini, Tedaldi, Cerchi, Donati, Arighi und die della Bella. Alle diese Familien nebst anderen nicht adeligen wurden über dem Tode Messer Buondelmonte's guelfisch. Ghibellinisch aber wurden folgende: die Uberti, Amidei, und die Häupter waren die Grafen von Gangalandi, die Ubriachi, Mannelli, Fifanti, Infangati, Malespini, die von Vologuana, Scolari, Guidi, Galli, Capiardi, Lamberti, Soldanieri, Cipriani, Toschi, Amieri, Palermini, Migliorelli, Pigli, wiewol diese zum Theil hernach guelfisch wurden, die Barucci, Catani und Catani von Castiglione, Agolanti, Brunelleschi, die indeß später zu den Guelfen übergingen, die Caponsacchi, Elisei, Abati, Tedaldini,

Giuochi, Galigai. Alle dieſe wurden ghibelliniſch aus Anlaß der Ermordung Meſſer Buondelmonte's; und ſo theilten und trennten ſich alle Herren und Völkerſchaften Italiens, nahmen dieſen böſen Samen in ſich auf und alle Guelfen hielten zur heiligen Kirche, die Ghibellinen aber zum Kaiſer. — So begann alſo mit einem Handel über eine Hündin die guelfiſche und ghibelliniſche Parteiung in Deutſchland, die dann auch in Italien über einem Weibe ausbrach, wie zuvor geſagt iſt.

---

## 33. Männerliſt.

(9, 1.)

In der hochedeln Stadt Venedig lebte einſt ein Doge, der ein hochherziger, weiſer und reicher Mann war, und vorſichtig und klug in allen Stücken, mit Namen Meſſer Valeriano von Meſſer Vannozzo Accettani. An der Hauptkirche zu Sanct Marcus in Venedig war ein Glockenthurm, der ſchönſte und reichſte, den es geben konnte und der Hauptſtolz Venedigs zu jener Zeit. Dieſer Thurm war nun aber auf dem Punkte einzuſtürzen wegen einiger Fehler in der Grundlage. Deshalb ließ der Herr Doge in ganz Italien umher nachforſchen und ausſchreiben: wer es übernehmen wolle, beſagten Thurm auszubeſſern, möge zu ihm kommen, er ſolle Geld bekommen, ſo viel er zu fordern und zu verlangen Luſt habe. Da entſchloß ſich ein wackerer florentiniſcher Meiſter Namens Bindo, welcher zu Florenz wohnte und vernahm, wie es mit dem Thurme ſtehe, das Unternehmen zu wagen, brach alſo mit ſeinem Sohne und ſeiner Frau von Florenz auf und ging nach Venedig. Als er den Thurm ſah, nahm er ſich vor, ihn auszubeſſern, ging zum Herzog und ſprach: Gnädiger Herr, ich komme hierher, um eurem Thurme zu helfen.

Darüber erwies ihm der Doge große Ehre und sagte unter vielem Andern: Lieber Meister, ich bitte euch, beginnt nur eure Arbeit so bald als möglich! Ich will auch zusehen.

Der Meister sagte: Gnädiger Herr, das soll geschehen!

Und sogleich ordnete er die Arbeit an und durch großen Fleiß richtete er in kurzer Zeit den Thurm dergestalt wieder her, daß er schöner war als zuvor. Das machte nun dem Herzog große Freude und man gab dem Meister das Geld, das er verlangte, er machte ihn zum Bürger von Venedig und verlieh ihm ein reiches Einkommen. Ferner sagte er zu ihm: Nun sollt ihr mir einen Palast bauen, welcher eine Kammer enthalte, in die der ganze Schatz und alles Vermögen der Gemeine von Venedig niedergelegt werden kann.

Der Baumeister traf sogleich alle Anstalten, um den besagten Palast zu errichten und machte darein eine Kammer, die schöner und besser gelegen war, als alle andern, in welche der besagte Schatz kommen sollte. Dabei brachte er sehr listig und kunstreich einen Stein an, welcher heraus- und hineinging, in der Absicht, in die Kammer nach seinem Gefallen einzudringen; von diesem Eingang aber wußte kein Mensch, als er. Als nun der Palast fertig war, ließ der Herzog alles kostbare Geräth, damastene Stoffe mit Gold durchwirkt, Tapeten, Bankteppiche, Mäntel und anderes Zeug und Gold und Silber in Menge in die Kammer bringen. Man nannte dies nun die Turpea des Dogen und der Gemeine von Venedig; sie war mit fünf Schlüsseln verschlossen, deren vier die vier ersten Bürger Venedigs hatten, die dazu beauftragt waren und welche die Kämmerlinge des Schatzes von Venedig hießen; den fünften Schlüssel aber hatte der Doge. So konnte also die Schatzkammer nicht geöffnet werden und es mußten alle fünf dazu zusammenkommen, welche die Schlüssel in Händen hatten.

Als nun dieser Bindo mit seiner Familie in Venedig lebte und bürgerlich geworden war, fing er an, Aufwand zu machen und wie ein reicher Mann zu leben; und sein Sohn Ricciardo gab sich ungeordneter Verschwendung hin, sodaß es ihnen in Kurzem an Mitteln für ihren übermäßigen Aufwand fehlte. Da rief der Vater einst bei Nacht seinem Sohne, nahm eine kleine Leiter und ein geeignetes Hebeisen, und ein wenig Mörtel mit und so gingen sie an das Loch, welches der Baumeister so kunstvoll in der Kammer angebracht hatte. Er legte die Leiter an, hob den Stein heraus, schlüpfte in die Kammer und zog einen schönen goldenen Becher hervor, der in einem Schranke stand, ging dann heraus und setzte den Stein wieder an seine gehörige Stelle. Zu Hause angelangt zerschlugen sie den Becher und schickten ihn stückweise zum Verkauf in einige lombardische Städte. Auf diese Weise führten sie das ungeordnete Leben fort, das sie angefangen hatten. — Nun begab es sich, daß ein Cardinal nach Venedig zu dem Herzog kam, dem man besondere Ehre erzeigen wollte, und so mußte man die Kammer öffnen, wegen des darin befindlichen Geräthes, Silberzeugs, Tapeten und anderer Dinge. Als man sie nun aufmachte und die besagten Gegenstände herausnahm, vermißte man den Becher. Darüber entstand nun unter den Verwaltern der größte Lärm, sie gingen zu dem Dogen und sagten ihm, daß man den Becher nicht mehr sehe. Der Doge verwunderte sich und sagte: Das müßt ihr untereinander ausmachen.

Und nach langem Hin- und Herreden befahl er ihnen, von der Sache nichts zu sagen, noch etwas deshalb vorzunehmen, bis der erwartete Cardinal wieder abgereist sei. Und so geschah's auch. Der Cardinal kam und es wurde ihm große Ehre erwiesen; als er aber fort war, sandte der Doge nach den vier Kämmerlingen und verlangte nun zu wissen, wo der Becher hingekommen sei. Er befahl ihnen, nicht eher aus dem Palaste zu gehen, bis

der Becher wiedergefunden sei, und sprach: Ihr habt es allein zu verantworten.

Die vier Männer traten zusammen und besannen sich, wußten sich aber auf keine Weise zu erklären, wie der Becher weggekommen sei.

Überlegen wir, sagte einer von ihnen, ob man in die Kammer auch auf anderm Wege gelangen kann, als durch die Thüre.

Sie schauten umher, erblickten aber nirgends eine Öffnung. Sie wollten listiger zu Werke gehen und ließen die Kammer mit dürrem Stroh füllen, zündeten es an und verschlossen Thüre und Fenster, damit der Rauch nicht hinauskönne. Als nun das Stroh brannte, entstand ein so gewaltiger Rauch, daß er durchschwitzte und sich Bahn machte durch jene Öffnung. So merkten sie denn, von welcher Seite der Schaden kam, gingen zum Dogen und sagten ihm, wie die Sache stehe.

Haltet es ganz im Stillen, sagte der Herzog; dann können wir den Dieb über der That ertappen.

Dann ließ er einen Kessel mit Pech in der Kammer unter dem Loche aufstellen und darunter Tag und Nacht ein Feuer unterhalten, sodaß das Pech beständig sott. Als nun das aus dem Becher erlöste Geld zu Ende war, gingen der Meister und der Sohn eines Nachts wieder an die Öffnung, nahmen den Stein heraus und der Meister stieg hinein und fiel in den immer siedenden Pechkessel. Als er nun bis zum Gürtel im Kessel stand und nicht mehr loskommen konnte, hielt er seinen Tod für gewiß. Er faßte daher schnell seinen Entschluß, rief seinen Sohn und sprach: Mein Sohn, ich bin des Todes; darum schneid mir den Kopf ab, damit der Betrug nicht entdeckt werde und nimm den Kopf mit dir und verscharre ihn an einem Orte, wo er nicht gefunden wird! Tröste deine Mutter und suche auf eine vorsichtige Weise davonzukommen! Und wenn dich jemand nach mir fragt, so sage, ich sei nach Florenz gegangen in Geschäften.

Der Sohn fing an zu weinen und jämmerlich zu klagen, ſchlug die Hände zuſammen und rief: Wehe, mein Vater!

Der Vater aber ſagte: Mein Sohn, es iſt beſſer, es ſtirbt einer, als zwei, und darum thu, was ich dir ſage, und eile!

Da ſchnitt der Sohn dem Vater den Kopf ab und trug ihn hinweg, der Rumpf aber blieb im Keſſel und ſott in dem Peche dermaßen, daß er ganz abfiel. Der Sohn kehrte nach Hauſe und beerdigte den Kopf des Vaters, ſo gut er wußte und konnte, und dann ſagte er es der Mutter. Als ſie nun eine große Wehklage erheben wollte, ſchlug der Sohn die Arme übereinander und ſagte: Wenn ihr Lärm macht, ſind wir in Gefahr, ums Leben zu kommen; darum, liebe Mutter, ſeid beſonnen!

Damit brachte er ſie zur Ruhe. — Am folgenden Morgen wurde der Leichnam gefunden und zum Dogen gebracht, welcher ſich über dieſe Sache außerordentlich verwunderte; und da er ſich nicht denken konnte, wer es ſei, ſprach er: Weil hier offenbar zwei im Spiele ſind, wollen wir, nachdem wir den einen gepackt haben, nun auch den andern packen.

Einer der vier Verwalter ſprach: Ich habe die Art und Weiſe gefunden, nämlich folgende. Es iſt nicht möglich, daß er nicht Weib oder Kinder oder ſonſtige Verwandte im Lande habe; laſſen wir nun den Körper durch die ganze Stadt ſchleppen und ſchicken Wachen mit, daß ſie beobachten, ob jemand weint oder jammert; und wenn es ſich findet, ſoll man dieſen verhaften und verhören. Auf dieſe Weiſe werden wir wol den Mitſchuldigen finden.

So wurde es beſchloſſen und ſie ließen den Körper in der ganzen Stadt umherſchleifen und Wachen hinterdrein. Als ſie nun an ſein Haus kamen, trat die Frau ans Fenſter, und als ſie den Leichnam ihres Gatten ſo

mißhandeln sah, stieß sie einen heftigen Schrei aus. Da sagte der Sohn: Wehe, meine Mutter, was macht ihr?

Er war aber schnell besonnen, ergriff ein Messer, schnitt sich in die Hand und brachte sich eine große Wunde bei. So wie die Wachen das Geschrei vernahmen, das die Frau aufschlug, liefen sie in das Haus und fragten die Frau, was sie habe.

Der Sohn antwortete: Ich habe mit diesem Messer geschnitten und mich in der Hand verletzt. Deswegen hat meine Mutter einen Schrei ausgestoßen, in Besorgniß, ich habe mir mehr wehe gethan, als in der That der Fall ist. Als die Wachen die Hand bluten sahen und die Wunde und was sich begeben hatte, glaubten sie es ihm und zogen im ganzen Bezirk umher, ohne jemand zu finden, der sich auch nur erzürnt gezeigt hätte. Sie kehrten also unverrichteter Dinge zum Dogen zurück und faßten nun den Entschluß, den Leichnam auf dem Markte aufzuhängen und gleichfalls im Verborgenen Wachen dazuzustellen, um Tag und Nacht zuzusehen, ob jemand komme, um den Todten zu bejammern oder zu beweinen. Es verbreitete sich das Gerücht in der Stadt, der Leichnam sei auf dem Platze aufgehängt, und viel Volks ging hin, darnach zu sehen. Als nun die Frau sagen hörte, daß ihr Mann auf dem Platze aufgehangen sei, sagte sie oftmals zu ihrem Sohne, es sei dies für sie die größte Schmach, ihren Vater auf diese Weise aufgehängt zu sehen. Der Sohn antwortete: Liebe Mutter, seid um Gottes willen ruhig! Das Vorschreiten mit dem Leichname geschieht einzig und allein, um mich zu erwischen. Habt nur eine Weile Geduld! Dieses Mißgeschick wird auch vorübergehen.

Die Mutter aber konnte es nicht aushalten und sagte mehrmals: Wäre ich ein Mann, wie ich ein Weib bin, so müßte ich ihn nicht jetzt erst abnehmen; und wenn du ihn nicht wegnimmst, so gehe ich einmal bei Nacht selbst hin.

Als der Jüngling den festen Entschluß seiner Mutter sah, besann er sich, wie er den Leichnam losmachen könne. Er kaufte also zwölf schwarze Mönchskutten, ging eines Abends in den Hafen, nahm zwölf Lastträger mit und führte sie durch eine Hinterthüre seines Hauses in eine kleine Stube, wo er ihnen zu essen und zu trinken gab, so viel sie Lust hatten. Und als er sie in gehörige Weinlaune versetzt hatte, zog er ihnen die Mäntel an mit Larven vor dem Gesicht und gab jedem eine brennende Fackel in die Hand, wodurch sie ein Aussehen bekamen, wie Teufel aus der Hölle, so sehr waren sie durch diese Masken entstellt. Er selbst stieg auf ein Pferd*), ganz in Schwarz gehüllt, und die Pferdedecke war voll Haken und an jedem Haken war eine brennende Kerze befestigt; vor das Gesicht hatte er eine abenteuerliche Maske befestigt; so stellte er sich an ihre Spitze und sagte zu ihnen: Thut, was ihr mich werdet thun sehen.

So begaben sie sich nach dem Platze, auf welchem der Leichnam aufgehangen war, und rannten auf dem Platze hin und her; es war Mitternacht vorüber und die tiefste Finsterniß. Als nun die Wachen diese seltsame Erscheinung sahen, fürchteten sie sich und meinten, es seien böse Gespenster aus der Hölle und der auf dem Pferde mit der gräulichen Gestalt sei der alte Lucifer selber. Als sie ihn daher auf den Galgen zukommen sahen, liefen sie in großer Angst davon. Er nahm den Leichnam, legte ihn über den Sattelbogen und jagte der Gesellschaft voraus seinem Hause zu. Dort gab er ihnen Geld, zog ihnen die Kutten aus und schickte sie weg, verscharrte auch den Leichnam, so heimlich er konnte. Am Morgen wurde dem Herzog berichtet, der Leichnam

*) In Venedig? Das Mährchen hat offenbar vielfach durch die Abstreifung des ursprünglichen ägyptischen Costüms verloren. Vgl. über die Quelle und sonstigen Bearbeitungen meinen roman des sept sages, S. CXCIII. Büheler's Diocletian S. 55 der Einleitung.

sei abgenommen. Der Doge sandte nach den Wachen und wollte wissen, wo der Leichnam hingekommen sei.

Gnädiger Herr, sagten die Wächter, ich versichere euch, heute Nacht, es war Mitternacht vorüber, da kam eine große Schaar von Teufeln und unter ihnen sahen wir deutlich den alten Lucifer, der wahrscheinlich diesen Leichnam gefressen hat. Wir sind deshalb geflohen, als wir eine solche Heeresmacht dem Körper zu Liebe ankommen sahen.

Der Doge sah klar, daß hier eine Bosheit dahinterstecke, und wurde nur um so begieriger zu erfahren und zu erkunden, wer es sei. Er hielt daher einen geheimen Rath, worin beschlossen wurde, es dürfe zwanzig Tage in Venedig kein frisches Fleisch verkauft werden. Es geschah und jedermann wunderte sich über diese Bestimmung. Dann ließ er ein sehr schönes Milchkalb schlachten und aushauen zu einem Gulden das Pfund und sagte zu dem Verkäufer, er solle Acht haben auf alle, die davon nehmen, denn er dachte bei sich so: Gemeiniglich sind die Diebe gelüstig; so wird sich denn auch dieser nicht enthalten können zu holen und die Ausgabe von einem Gulden für das Pfund nicht anschlagen.

Er ließ also bekannt machen, wer Fleisch wolle, solle auf den großen Platz kommen. Alle Kaufleute und Edelleute kamen um des Milchkalbs willen; da man aber hörte, daß er einen Gulden für das Pfund begehre, nahm niemand davon. Die Sage verbreitete sich durch die Stadt und kam auch der Mutter des Jünglings, welcher Ricciardo hieß, zu Ohren. Da sprach sie zu ihrem Sohne: Es gelüstet mich nach einem Stückchen von diesem Kalbfleisch.

Ricciardo antwortete: Liebe Mutter, eilt nicht so, laßt erst andere den Anfang machen! Dann will ich euren Wunsch erfüllen und euch davon verschaffen. Aber ich möchte nicht der erste sein, der davon nimmt.

Die Mutter indeß, die eine unbesonnene Frau war,

beunruhigte ihn fortwährend mit ihren Wünschen, und aus Besorgniß, sie möchte am Ende einen andern hinschicken und kaufen lassen, bestellte der Sohn eine Torte und verschaffte sich eine Flasche mit Opium gemischten Wein, um einzuschläfern; nun nahm er einige Brode, die Torte und den Wein, und als es Nacht war, machte er sich einen Bart und eine Kapuze und ging an den Ort, wo das Kalbfleisch verkauft wurde. Noch war das Kalb ganz unangegriffen, und als er gepocht hatte, sagte einer der Wächter: Wer bist du?

Ricciardo entgegnete: Könnt ihr mir wol sagen, wo ein gewisser Glück wohnt?

Einer von ihnen fragte weiter: Was für ein Glück?

Ricciardo antwortete: Seinen Geschlechtsnamen weiß ich nicht; Gott verdamm mich, daß ich mit ihm zu thun haben soll.

Wer schickt dich denn? sagte einer von jenen.

Seine Frau, versetzte Ricciardo; sie gab mir die Sachen da, um sie ihm zu überbringen, daß er zu Nacht speise. Aber thut mir doch den Gefallen und hebt mir die Sachen auf, bis ich nach Hause gehe und besser erfahre, wo er ist. Ihr dürft euch nicht wundern, daß ich es nicht weiß; ich bin erst seit kurzem hier.

Da ließ er ihnen die Torte, das Brod und den Wein und that, als ob er wegginge, mit den Worten: Ich komme gleich wieder.

Sie nahmen diese Sachen und einer von ihnen sagte: Schau doch, Glück ist freilich diesen Abend bei uns eingekehrt.

So setzte er die Flasche an den Mund und trank, reichte sie seinem Kameraden und sprach: Zieh! Du hast noch nie bessern getrunken.

Der Kamerad trank und während sie über den Vorfall plauderten, schliefen sie ein. — Ricciardo, der an einer Ritze der Thüre lauschte, trat, sobald er sie schlafen sah, herein, nahm das Kalb, trug es ganz nach Hause

und ſagte zu ſeiner Mutter: Nun ſchneidet euch herunter ſo viel euch gelüſtet!

Nun zerlegte er das Kalb und die Mutter kochte davon eine große Schüſſel voll. — Sobald der Doge erfuhr, daß das Kalb geſtohlen ſei, und auf welche Art man ſich bei dem Diebſtahl benommen habe, wunderte er ſich ſehr und nahm ſich feſt vor, herauszubringen, wer es ſei. Er ließ daher hundert arme Leute kommen, ſchrieb alle namentlich auf und ſprach dann zu ihnen: Geht in alle Häuſer Venedigs und thut als fordertet ihr Almoſen, gebt aber Acht, ob ihr in keinem Hauſe Fleiſch kochen oder eine große Pfanne am Feuer ſehet, und ſeid ſo zudringlich, daß ihr nicht nachlaſſet, bis man euch Fleiſch oder Brühe gebe. Wer von euch mir welches bringt, dem laſſe ich zwanzig Gulden ausbezahlen.

Als nun die hundert Taugenichtſe ſich in der Stadt umher zerſtreuten, um Almoſen zu fordern, verfiel wirklich auch einer von ihnen auf das Haus dieſes Ricciardo's, und als er hinaufkam, ſah er deutlich das Fleiſch, das jene kochten, und erbat ſich um Gottes willen ein Stückchen davon. Die Frau, welche ihre Fülle betrachtete, war unvorſichtig genug, ein Schnitzelchen abzugeben. Der Bettler dankte ihr und ſprach: Ich will Gott für euch bitten.

So eilte er die Treppe hinunter. Ricciardo aber begegnete dem Armen auf der Treppe und als er ſah, daß er von dem Fleiſche in der Hand hielt, ſprach er zu ihm: Komm wieder mit herauf, ich will dir mehr geben.

Der Bettler ſtieg mit ihm hinauf, Ricciardo aber führte ihn in eine Kammer, ſchlug ihn mit einem Beil auf den Kopf, und als er ihn getödtet hatte, warf er ihn in den Abtritt und ſchloß das Haus. Am Abend kamen alle die Bettler zu dem Herzoge zurück, wie ſie verſprochen hatten, und jeder von ihnen ſagte, er habe nichts finden können. Der Doge ließ ſie zählen und

sich namentlich ausweisen; da fand er, daß einer fehle, wunderte sich, merkte aber gleich, woran er war, und sagte: Der ist gewiß umgebracht worden.

Er versammelte den Rath und sprach: Ich muß fürwahr wissen, wer das ist.

Da sprach einer der Räthe: Gnädiger Herr, ihr habt es versucht mit dem Laster der Gefräßigkeit: versucht es auch mit dem Laster der Wollust!

Der Herzog sprach: Wer mehr weiß, thue auch mehr!

Es wurden also fünfundzwanzig Jünglinge der Stadt aufgeboten, die boshaftesten und listigsten, und die, welche der Doge am meisten im Verdacht hatte, und einer darunter war dieser Ricciardo. Als sie nun im Palaste behalten wurden, wunderten sie sich und einer sagte zum andern: Warum behält uns denn der Doge hier?

Sofort ließ der Herzog in einem Saale fünfundzwanzig Betten aufschlagen, wo dann jeder dieser Jünglinge eines für sich hatte. Mitten im Saale aber ließ er ein prächtiges Bette errichten, wo seine Tochter schlief, die das schönste Geschöpf von der Welt war. Und jeden Abend, sobald die Männer schlafen gegangen waren, kamen ihre Kammerfrauen und brachten diese Tochter des Herzogs zu Bette. Der Vater aber hatte ihr eine Schale mit schwarzer Tinte gegeben und gesagt: Wer zu dir ans Bett kommt, dem bestreiche das Gesicht, damit man ihn kennt.

Darüber wunderte sich ein jeder und keiner wagte zu ihr zu gehen, denn er dachte: das ist fürwahr eine ernsthafte Geschichte.

Ricciardo aber gedachte bei sich, einsmals eine Nacht mit ihr zuzubringen, und als Mitternacht vorüber war und er sein Gelüste nicht mehr bändigen konnte, stand er ganz leise auf, ging an das Bette, in welchem sie lag, legte sich ihr zur Seite und fing an sie zu umarmen und zu küssen. Das Mädchen erwachte, tippte sogleich mit dem Finger in die Schale und bestrich Ricciardo's

Gesicht, ohne daß er etwas merkte. Als er nun mit dem fertig war, weshalb er gekommen, und das gewünschte Vergnügen genossen hatte, kehrte er in sein Bett zurück und dachte bei sich: Was soll das heißen? Was für eine List steckt wol darunter?

Nach einer Weile däuchte ihm die Kost schmackhaft, er bekam daher Lust, zu dem Mädchen zurückzukehren, und so that er denn auch. Als er denn bei diesem Engel des Paradieses lag, kam sie zu sich, sie bestrich ihn und rieb es ihm ins Gesicht. Als Ricciardo das merkte, nahm er die Schale, die auf dem Kopfbrette der Bettlade stand, ging damit überall umher und bestrich die andern, die in den Betten lagen, ganz sanft, sodaß keiner es merkte. Dem einen gab er zwei Striche, dem andern sechs, dem dritten zehn und sich selbst vier weitere außer den zweien, die ihm das Kind gemacht hatte. Dann setzte er die Schale wieder an das Kopfende des Bettes, verschaffte ihr unter großem Genusse einige Kurzweil und kehrte darauf in sein Bett zurück. Am Morgen kamen zeitig die Kammerfrauen an das Bett des Mädchens, um sie ankleiden zu helfen, und begleiteten sie darauf zum Herzog, welcher sie fragte, wie es gegangen sei.

Gut, sagte die Tochter, denn ich habe gethan, was ihr mir aufgetragen. Es ist allerdings einer dreimal zu mir gekommen und jedes mal habe ich ihn beschmiert.

Der Doge sandte gleich nach den Männern aus, mit welchen er sich berathen, und sagte: Ich habe den guten Freund erwischt und darum habe ich zu euch geschickt; wir wollen miteinander hingehen und nachsehen.

Sie gingen in den Saal und beschauten bald diesen und jenen, und da sie alle beschmiert sahen, brachen sie in das lauteste Gelächter aus.

Fürwahr, sagten sie, das ist der größte Schlaukopf, den man je gefunden hat.

Nur zu gut merkten sie, daß einer die andern alle beschmiert hatte. Als nun einer wie der andere von

diesen Jünglingen sich beschmiert sah, hatten sie untereinander den größten Jubel und Spaß darüber. Der Doge vernahm sie allesammt, und da er nicht ausforschen konnte, wer es gewesen sei, entschloß er sich dennoch, es herauszubringen. Er versprach also dem, der es gewesen sei, seine Tochter mit einer reichlichen Mitgift zur Ehe, dazu volle Verzeihung, da es nur ein Mann vom größten Verstande sein könne. Als nun Ricciardo den Entschluß des Herzogs sah und vernahm, ging er insgeheim zu ihm und vertraute ihm Alles von Anfang bis zu Ende. Der Herzog umarmte ihn und vergab ihm, und unter großen Feierlichkeiten wurde ihm seine Tochter angetraut. Ricciardo faßte wieder Muth und wurde ein so hochherziger, wackerer und tüchtiger Mann, daß fast die ganze Staatsverwaltung in seine Hand kam. So lebte er noch lange in Frieden und geliebt von der ganzen Bürgerschaft Venedigs.

---

## 34. Spanisch-deutscher Krieg.

(9, 2.)

Saturnina erzählt:

Der König von Aragon hatte eine Tochter, Namens Lena, jung, schön, liebenswürdig, gesittet und verständig, wie die Natur sie nur bilden konnte. Daher glänzte der Ruhm dieses edeln Wesens durch das ganze Land und viele wackere Herren verlangten sie zur Frau, der Vater aber schlug sie allen ab und wollte sie nicht hergeben. Nun hörte der Sohn des Kaisers, Namens Arrighetto, von den Reizen der Jungfrau und verliebte sich in dieselbe, dachte auch an nichts weiter, als wie er sie zur Frau erhalten könne, und machte in Kurzem einen groß-

artigen und edeln Plan. Er hatte bei sich einen Goldschmied, den größten Meister, den man finden konnte, und ließ ihn einen sehr schönen Adler von Gold fertigen in der Größe, daß ein Mensch darin stehen konnte. Als der Adler fertig war, so schön und meisterhaft, daß es kaum zu sagen ist, gab er ihn dem Meister, der ihn gefertigt hatte, und sprach: Geh mit diesem Adler nach Aragon und richte eine Bude auf von deinen Arbeiten auf dem Platz vor dem Schlosse, worin die Tochter des Königs wohnt, bring den Adler täglich heraus auf die Bank und sage, du wollest ihn verkaufen. Ich werde gleichzeitig hinkommen; thue, was ich dir sage, und kümmere dich um sonst nichts.

Der Meister trug seine Arbeit weg, nahm viel Geld zu sich und begab sich nach Aragon, wo er eine Bude dem Palaste gegenüber errichtete, in welchem diese Tochter des Königs wohnte, und fing an, an seinem Meisterstück zu arbeiten. Dann stellte er einige Tage der Woche den Adler aus, und zog die ganze Stadt herbei, um das Werk anzusehen, so wunderbar und schön war es. Eines Tages kam auch die Königstochter, sah den Adler und ließ ihrem Vater sagen, sie wünsche ihn als Zierat zu haben. Der Vater ließ bei dem Meister wegen des Kaufes anfragen; Arrighetto war indeß bereits angekommen und der Meister besprach sich mit ihm, der sich im Verborgenen im Hause des Goldschmieds aufhielt. Arrighetto sprach zu dem Meister: Gib zur Antwort, du mögest ihn nicht verkaufen, allein wenn er ihr gefalle, wollest du ihr gern damit ein Geschenk machen.

Der Goldschmied ging zum König und sprach: Mein Gebieter, ich möchte den Adler nicht verkaufen; aber wenn er euch gefällt, so nehmt ihn, ich mache euch gerne damit ein Geschenk.

Der König sprach: Laßt ihn heraufbringen, wir werden dann bald miteinander eins werden.

Der Meister antwortete: Es soll geschehen.

Dann ging er zu Arrighetto zurück und ſprach zu ihm: Der König will ihn ſehen.

Da kroch Arrighetto ſogleich in den Vogel und nahm einige feine Speiſen mit, welche der Natur aufhelfen konnten, und machte den Vogel innen ſo zurecht, daß man ihn nach Bequemlichkeit öffnen und ſchließen konnte. Dann ließ er ihn vor den König bringen. Als dieſer das ſchöne Stück ſah, übergab er es ſeiner Tochter und der Meiſter ſtellte es ihr in ihrer Kammer neben das Bette des Fräuleins auf. Als er es zurecht gemacht hatte, ſagte er zu ihr: Madonna, deckt das Stück mit nichts zu! Es iſt ein Gold, wenn man es zudeckt, wird es ſchwarz und verliert ſeinen Glanz.

Ferner ſagte er zu ihr: Madonna, ich werde oft hierher kommen, um darnach zu ſehen.

Das Fräulein entgegnete offen, es ſei ihr ganz lieb. So ging der Goldſchmied zum Könige zurück und ſagte, der Vogel gefalle dem Fräulein ſehr.

Und, ſetzte er hinzu, ich will machen, daß er ihr noch mehr gefällt, denn ich arbeite an einer Krone, die der Vogel auf dem Kopfe tragen muß.

Dem König machte dies große Freude, er ließ viel Geld herbringen und ſprach: Meiſter, bezahle dich ſelbſt nach deinem Gutdünken!

Gnädiger Herr, verſetzte der Meiſter, ich bin ſchon bezahlt, da ich eure Huld beſitze.

Und ſo viel auch der König redete, konnte er ihm doch kein Geld aufdrängen, ſondern ſagte: Ich bin ſchon bezahlt.

Als nun bei Nacht die beſagte Lena im Bette lag und ſchlief, ſchlüpfte der beſagte Arrighetto aus dem Vogel, ſchlich leiſe an das Bett, worin die lag, die er mehr als ſich ſelber liebte, und küßte ihr ſanft ihre weiß und rothe Wange. Das Mädchen kam zu ſich, hatte die größte Angſt und fing an zu beten: Salve regina misericordiae!

Und zitternd rief sie einer Kammerfrau, während Arrighetto eilig in den Vogel zurückkehrte. Die Kammerfrau stand auf und sagte: Was wollt ihr?

Ich habe einen gespürt, antwortete sie, hart neben mir, der mir das Gesicht berührte.

Die Kammerfrau durchsuchte das ganze Zimmer und sah und hörte nichts; und da sie nichts fand, kehrte sie in das Bett zurück und sprach: Sie hat sicher geträumt.

Nach einer Weile kam Arrighetto wieder ganz sachte an das Bett, küßte sie sehr zärtlich und sprach leise: Liebe Seele, erschrick nicht!

Das Fräulein erwachte und stieß einen heftigen Schrei aus.

Was hast du? sagten die Kammerfrauen, welche alle aufstanden; es ist nichts als ein Traum.

Arrighetto war wiederum in den Vogel zurückgegangen, sie untersuchten Thüre und Fenster, fanden sie aber verschlossen, und da sie nichts sahen, fingen sie an, sie laut auszuschelten und sprachen: Wenn du dich wieder rührst, so sagen wir es deiner Hofmeisterin. Was sind doch das für Thorheiten, daß du uns nicht willst schlafen lassen! Das ist eine schöne Sitte, in der Nacht zu schreien. Sei so gut und verhalt dich jetzt ruhig! Mache, daß du schläfst, und laß uns auch schlafen!

Da fürchtete sich das Mägdlein und nach einer Weile, als es Arrighetto Zeit schien, kam er wieder aus seinem Vogel hervor, trat leise an das Bett und sagte: Meine Lena, schrei nicht und fürchte dich nicht!

Sie fragte: Wer bist du?

Arrighetto sprach: Ich bin der Sohn des Kaisers.

Sie entgegnete: Wie bist du aber hereingekommen?

Arrighetto antwortete: Verehrungswürdige Dame, das will ich dir sagen. Es ist schon lange Zeit, daß ich mich in dich verliebte, da ich deine Schönheit rühmen hörte, und oft und viel bin ich hergekommen, um dich zu sehen, aber ich fand kein Mittel; da ließ ich den Adler machen

und in dieſem bin ich hergekommen, blos um mit dir reden zu können. Und darum bitte ich dich, daß es dir gefallen möge, Erbarmen mit mir zu haben, dieweil ich kein anderes Gut, als dich, auf dieſer Welt beſitze; und ſieh ich habe mein Leben gewagt um deinetwillen.

Als das Mägdlein die holden Worte hörte, welche Arrighetto zu ihr ſagte, wandte ſie ſich zu ihm, umarmte ihn und ſprach: In Betracht der Gefahr, in die du dich um meinetwillen begeben haſt, wäre es eine große Schändlichkeit von mir, wenn ich es dir nicht vergälte. Darum bin ich einverſtanden, daß du mit mir thueſt nach deinem Willen; zuvor aber möchte ich doch wiſſen, wie du ausſiehſt. Darum kehre an deinen Platz zurück und fürchte dich nicht, denn morgen will ich thun, als wünſchte ich zu ſchlafen, und die Kammerthüre ſchließen. Dann bleibe ich allein und wir können einander ſehen und ausführlicher miteinander reden.

Arrighetto antwortete und ſprach: Madonna, und wenn ich jetzt ſterben ſollte, ſo bin ich doch froh, daß du mich zu deinem Diener angenommen haſt. Doch möge es dir gefallen, mich zum Zeichen deſſelbigen ein einzig mal zu küſſen.

Das Fräulein küßte ihn anmuthig, denn ſie fühlte ſchon im Herzen die Flammen der brennenden Liebe. Darauf kehrte Arrighetto in den Vogel zurück. Am folgenden Tage ſagte das Fräulein, ſie wolle ſchlafen, denn ſie konnte den Augenblick kaum erwarten, wo ſie Arrighetto ſähe. Dann ſchickte ſie die Kammerfrauen hinaus, ſchloß das Gemach und trat zu dem Vogel, aus welchem alsbald Arrighetto hervorkam und ſich vor ihr neigte bis auf den Boden. Als ſie in ihm einen ſo luſtigen und ſchönen Mann erkannte, fiel ſie ihm plötzlich um den Hals und er nahm ſie feſt in ſeine Arme.

Ich bin, ſprach er, der glücklichſte Menſch auf der Welt, denn nun wird mir die Freude zu Theil, die ich ſo lange Zeit ſehnlich gewünſcht habe.

Sodann erzählte er ihr sein ganzes Geschlecht und wer er war, nebst so süßen und holden Worten, daß sie duftigen Veilchen glichen, vermischt mit würzigen Küssen. Ich kann die Liebe nicht aussprechen, die sie einander schenkten; und auf diese Weise blieben sie mehrere Tage und Nächte beisammen. Das Fräulein versorgte ihn unterdessen fortwährend reichlich mit himmlischen Speisen und Weinen. Auch kam der Goldschmied häufig, um nach dem Vogel zu schauen, und fragte zugleich Arrighetto, ob er nichts wolle; er antwortete aber jedesmal: Nein.

Nun sprach Arrighetto einst zu der Dame: Ich wünsche, daß wir zusammen nach Deutschland gehen in unser Haus.

Lieber Arrighetto, antwortete die Frau, ich bin zufrieden mit dem, was dir gefällt.

Arrighetto sprach: Ich will weggehen und mit einem Schiffe wieder zum Schiffe des Königs kommen, das an der Küste steht, und will mich in einer bestimmten Nacht daselbst einfinden. Dann magst du zu deinem Vater sagen, du wollest spazieren gehen um die Küste zu sehen; dann erwartest du mich in dem Schlosse; ich komme in der Nacht dahin, hole dich auf das Schiff und wir reisen hinweg.

Die Frau sprach: So sei es.

Darauf schickte sie zu dem Goldschmied und sprach: Trag diesen Vogel hinweg und mache mir die Krone darauf, sodaß ich sie bei meiner Rückkunft fertig finde.

Der Meister sprach: Wenn der Herr es will, bin ich einverstanden.

Die Frau sprach: Thue, was ich dir sage!

Und der Meister ließ den Vogel in die Bude bringen. — Als es aber Zeit war, ging Arrighetto heraus, nahm Abschied von dem Meister und ging heimlich hinweg in sein Land. Dort gab er Befehl, ein schönes Schiff auszurüsten mit einigen Galeeren, die zur Ver-

theidigung des besagten Schiffes bewaffnet waren, machte sich auf und kam an die Burg des Königs von Aragon, wie verabredet worden war. Inmittelst sagte das Fräulein zu ihrem Vater: Mein Gebieter, ich wünschte in den Hafen zu gehen, um die Küste zu sehen und einige Tage in eurer Burg zu verweilen.

Der Vater war es zufrieden und ließ ihr zur Gesellschaft viele Frauen und Fräulein beigeben, damit sie dort mit ihr spazieren gingen. Das Fräulein begab sich mit ihrem Gefolge auf die Burg und erwartete mit großer Freude Arrighetto, Gott bittend, er möge bald kommen, und schaute den ganzen Tag auf das Meer hinaus, ob sie ihn nicht sehe. In einer Nacht aber, zur bezeichneten Stunde, kam Arrighetto unter der Burg an. Die Frau stieg alsbald hinunter zu ihm und umarmte ihn und ohne Verzug traten sie in das Schiff, spannten die Segel auf und fuhren mit Gottes Hilfe von dannen und Arrighetto brachte sie in seine Heimat. Als man sie aber am Morgen nicht mehr fand, entstand ein großer Lärm und es wurde dem König zu wissen gethan, es seien Seeräuber gekommen an seine Burg und haben seine Tochter entführt. Der König war darüber schmerzlich betrübt, denn er achtete seine Tochter für verloren. Und da er von dem wahren Hergang nichts wußte, schickte er einen seiner Söhne aus, der ein sehr rüstiger junger Mann war, und sprach zu ihm: Ich befehle dir bei Todesstrafe, so wahr dir dein Leben lieb ist, nie wieder zu mir zurückzukommen, ohne daß du erfahren hast, wo sie ist und wer sie entführt hat.

Dieser begab sich auf die See und folgte dem Schiffe und hörte und erfuhr, daß des Kaisers Sohn sie mitgenommen habe. Und sobald er sich dessen versichert hatte, kehrte er zum Vater zurück und sagte ihm, der Sohn des Kaisers sei in eigener Person hergekommen und habe sie gestohlen. Da machte der König große Zurüstungen, um hinzuziehen und ihn in Deutschland selbst zu befehden,

und bot dazu auf den König von Frankreich und den König von England und den König von Navarra und den König von Maiolica und den König von Schottland und den König von Castilien und den König von Portugal nebst vielen andern Herren und Baronen des Abendlandes. Als nun der Kaiser von den Rüstungen hörte, welche jener machte, um ihn zu überfallen, that er ein Gleiches und lud ein und bot auf den König von Ungarn und den König von Böhmen und außerdem viele Markgrafen, Grafen und Herren von Deutschland, sodaß beide Theile ein großes Heer zusammenbrachten, um miteinander zu kämpfen, in der Weise wie ihr sogleich hören werdet. Nun geschah es, als der König von Aragon sein Heer vereinigt hatte, brach er auf und kam nach Deutschland in das Gebiet des Kaisers. Und als der Kaiser von seiner Ankunft hörte, ging er ihm entgegen nach einer Stadt, welche Wien heißt, mit einer großen Menge Volks; und als sie einander auf dem Schlachtfelde gegenüberstanden, hielt der König von Aragon Rath und beschloß, den Kaiser zur Schlacht zu fordern, und so geschah es. Er sandte alsbald durch einen Trompeter einen ganz blutigen Handschuh auf einem Dornbusch ab. Arrighetto als der Oberfeldherr nahm die Schlacht bereitwillig an; und nach den getroffenen Abreden wurde der Tag festgesetzt, an welchem man sich auf dem Schlachtfeld einfinden sollte. In der Nacht zuvor setzte der König von Aragon zwölf Heermeister ein, Männer von großer Tapferkeit und Verstand. Die erste Schaar bestand aus dreitausend guten Kriegern, alle schwarz gekleidet, die meisten machte er zu Rittern mit goldenem Sporn, die hießen Ritter des Todes, und zu ihrem Hauptmann setzte er seinen Sohn, welcher Messer Principale hieß.

Mein Sohn, sprach er zu ihm, heute ist der Tag, die Ehre deiner Schwester wieder zu gewinnen; darum bitte ich dich, wacker und rüstig zu sein. Mach, daß jede Faser von Angst heute in dir ersterbe und gib

eher zu in Stücke gehauen zu werden, als daß du wichest.

Er gab ihm eine Standarte mit goldenem Leuen in blauem Felde mit einem Schwert in der Pfote. — Die zweite Schaar hatte der Herzog von Burgund mit dreitausend Burgunden und Franzosen, alle gut beritten und gewaffnet; als Wappen trug er an jenem Tage goldene Lilien in blauem Felde. Die dritte Schaar führte der Herzog von Lancaster mit dreitausend waffengeübten tapfern Engländern, alle waren mit Panzern und Brustharnischen und glänzenden flachen Helmen versehen und alle vereinigt unter einer Fahne mit drei goldenen Leoparden in rothem Felde. Die vierte Schaar führte der König von Castilien und der König von Schottland mit viertausend Bewaffneten, alle gut zu Roß und gut gewaffnet, und sie trugen zwei große Schlachtfahnen, und auf der einen war ein weißes Schloß gemalt in rothem Felde und auf der andern ein grüner Drache in rothem Felde mit blauem Sparren in der Mitte. Die fünfte Schaar führte und lenkte der König von Maiolica und der König von Navarra nebst zweitausend guten Fechtern und sie trugen als Waffen an jenem Tage zwei Fahnen, auf der einen eine schwarze Wölfin in weißem Felde und auf der andern drei rothe Schachbrette in weißem Feld und ein rother Streif in der Mitte. Die sechste Schaar führte der Graf Novello von Sansogna mit funfzehnhundert Provenzalen und auf seiner Fahne trug er als Wappen im Banner drei rothe Rosen auf weißem Felde. Die siebente und letzte Schaar führte der mannhafte König von Aragon mit vieren seiner Enkel, fünftausend gut bewaffneten und gut gerüsteten Aragonern mit lauter großen Schlachtrossen, die ganz mit Schuppen- und Ringpanzern überzogen waren, und als Feldzeichen trug er an demselbigen Tage einen Engel mit einem Schwert in der Hand; und um diese Schaar her hatte er zweitausend Bogenschützen zu Fuß, und fortwährend waren

die zwölf Heermeister beschäftigt, die Schaaren in Ordnung und Stand zu erhalten nebst so vielen Trompetern und Pfeifern, daß es fürwahr wie ein Donner dröhnte. Auf ähnliche Weise war der Kaiser bedacht, seine Schaaren zu ordnen, machte seinen Sohn Messer Arrighetto von Schwaben an jenem Morgen zum Ritter und Grafen, gab ihm ferner dreitausend Herren und Ritter zum Gefolge, lauter hohe Edelleute und gab ihm zum Feldzeichen eine kaiserliche Fahne, worauf ein schwarzer Adler in goldenem Felde gemalt war, und er trug an demselbigen Tage das Bild eines Fräuleins auf dem Schild mit einer Palme in der Hand, und den Schild hatte ihm diejenige geschenkt, um derenwillen diese Schlacht geschlagen wurde. Und nachdem ihm der Kaiser die Fahne und das Gefolge gegeben hatte, sagte er zu ihm: Mein Sohn, das ist deine Sache: darum sage ich dir weiter nichts.

Die zweite Schaar führte ein Neffe des Königs von Ungarn mit fünftausend Ungarn in der besten Verfassung. Als Wappen trug er auf seinem Banner goldne Lilien in blauem Felde und weiße und rothe Streifen. Die dritte Schaar führte der uralte König von Böhmen mit sechstausend durchaus gut bewaffneten, gut berittenen und kampfmuthigen Rittern und als Abzeichen trug er auf seiner Standarte einen weißen Löwen mit zwei Schwänzen in rothem Felde. Die vierte Schaar führte der Herr von der Lippe, Herzog von Österreich, mit siebentausend sehr in den Waffen geübten und kampfgewohnten Rittern von großer Kühnheit, und als Abzeichen trug er zwei Banner, auf dem einen war ein weißer Adler mit drei Köpfen in rothem Felde mit einigen weißen Punkten, und auf dem andern war ein weißer Berg abgebildet in blauem Felde mit einem Degen in besagtem Berge steckend. Die fünfte Schaar führte der Graf von Savoien und der Graf Wilhelm von Lützelburg mit dreitausend fünfhundert Rittern, lauter mannhaften und rüstigen Leuten ohne alle Furcht, und als Abzeichen trugen sie

zwei Fahnen, auf der einen war abgebildet ein Bär mit ſeinem Felle in gelbem Felde und auf der andern waren weiß und rothe Viertel dargeſtellt. Die ſechſte Schaar führte der Patriarch von Aquileja mit vierzehnhundert Grafen, Freiherren und Rittern mit goldnem Sporn, und zum Abzeichen trug er in ſeiner Fahne eine Biſchofsmütze mitten zwiſchen zwei weißen Biſchofsſtäben in rothem Felde. Die ſiebente und letzte Schaar führte der Kaiſer mit viertauſend erprobten Deutſchen, die in den Waffen geboren ſchienen, und trug als Wappen an jenem Tage die Gundfahne, welche der Engel Karl dem großen gebracht hatte, die Oriflamme, eine Feuerflamme in goldenem Felde. Und wahrlich dieſe letzte Schaar beſtand aus faſt lauter mannhaften und tüchtigen Kriegsleuten; jede Schaar hatte vier Seneſchälle, welche immer um die Schaaren hergingen, damit keiner aus derſelben heraustreten konnte, ſodaß es keinen Unfall oder Überſehen gab. Nun waren die Schaaren auf beiden Seiten geordnet und abgetheilt, die Ebener gingen vorauf, um Bäume und Hecken wegzuräumen und Gräben auszufüllen, und als es Tag wurde, ſah man allmälig auf beiden Seiten die Strahlen der Sonne auf die ſchimmernden Waffen fallen, man bemerkte, wie die Standarten, Fahnen und Banner im Winde flatterten, man hörte das Wiehern der Pferde, den Lärm der Pfeifer und Trompeter auf beiden Seiten, ſodaß es das Anſehen gewann, als ob rings alles blitzte und donnerte. Niemals ſah man noch ein ſo ausgezeichnetes und edles Heer auf einem Felde verſammelt, wie dieſes, noch ſo viele tapfere, kluge und brave Krieger auf beiden Seiten, wie auf dieſem wunderſchönen Felde. Wenn je ein Heer mit Verſtand geführt und geleitet wurde, ſo war es das des tapfern Königs von Aragon, welcher, ſobald es ſo weit Tag wurde, daß ſie einander zu ſehen und zu erkennen vermochten, hinging ſeine Schaaren zu tröſten, im Waffenwerk zu unterweiſen und zu bitten, ſich gut und mannhaft aufzuführen,

denn am heutigen Tage würden sie mit dem Schwert in der Hand den Deutschen den Kaisertitel nehmen und ihn mit Ruhm und Triumph in ihre Heimat bringen, wie das schon zu den Zeiten des guten Königs Karl's des großen geschehen sei; darum bitte er sie, es solle sich jeder als echter Paladin benehmen in Betracht des dauernden ehrenvollen Namens, den sie sich und ihren Nachfolgern an diesem gesegneten und siegreichen Tage verschaffen könnten, an welchem Gott und der selige Herr Sanct Georg ihnen den Sieg verleihen werde.

Darum, fuhr er fort, laßt eure Schwerter einschneiden und macht keine der Feinde zum Gefangenen! Wer todt ist, fängt keine Fehde mehr an. Wer sich einfallen ließe, am heutigen Tage nicht solchen edeln glorreichen Ruhm zu erwerben, der mache sich nur darauf gefaßt zu sterben; denn wir sind in ihrem Lande und haben hier keine Zuflucht. Für uns haben wir nur unsere Schwerter. Wir müssen also nothgedrungen uns tapfer halten.

Sodann befahl er, sobald welche von seinen Leuten sich rückwärts wendeten, um zu fliehen, die sollten zuerst sterben. Alle seine Schaaren konnten kaum den Augenblick erwarten, wo sie handgemein werden sollten, denn sie glaubten auf ihrer Seite stehe das Recht. Ebenso machte es der Kaiser und Messer Arrighetto bei ihren Leuten, sie riefen ihnen ins Gedächtniß, daß das deutsche Blut das edelste und mannhafteste sei auf der Welt.

Nicht ohne Grund, sagten sie, haben wir die heilige kaiserliche Krone erobert, und besitzen sie seit langer Zeit. Darum haltet euch tapfer und muthig und dämpfet den Stolz und die Vermessenheit dieser gallischen Fremdlinge, welche vermöge ihrer Anmaßung in unsere Lande gekommen sind, um uns zu verschlingen. Gedenket unserer Vorfahren, welche immer Meister waren im Waffenwerk und begierig ihrem Vaterlande Ruhm zu erwerben, wie der gute tapfere Kaiser Otto der erste von Sachsen und

der freisinnige Heinrich der erste und der erste Conradin und der zweite und dritte und vierte Kaiser Heinrich und der brave Rothbart Friedrich der erste und der fünfte Heinrich von Schwaben und Otto der vierte von Sachsen und viele andere.

Gleicherweise ging der Patriarch von Aquileja durch die Schaaren, Segen spendend und jedem seine Sünden vergebend mit der Ermunterung, sie sollen alle wacker fechten, dann werden sie den Sieg gewinnen. Nachdem er nun beide Theile mit dem Kreuzabzeichen gesegnet und das Losungswort der Schlacht auf Seiten des Kaisers Sanct Paul, auf Seiten des Königs von Aragon Ritter Sanct Georg gegeben war, rückten sich die beiden ersten Schaaren allmälig näher, legten die Lanzen ein, holten lustig aus, um einander zu treffen und griffen einander furchtlos und mannhaft an; und als die Lanzen gebrochen waren, zogen sie die Schwerter und schlugen so maßlos auf die glänzenden Helme los, daß die Funken gen Himmel sprühten, so ernstlich trafen und schlugen beide Theile aufeinander. Herrn Arrighetto wurde sein Pferd unter dem Leibe getödtet, sodaß er stürzte; doch richtete er sich schnell wieder auf und machte sich mit dem Schwerte Bahn. Viele von den Rittern des Todes standen um ihn her und keiner konnte ihn fassen. Messer Principale eilte durch das Feld und traf zufällig auf ihn und sie erkannten einander. Da rief ihm Messer Principale zu und sprach: Verräther, du bist des Todes.

Messer Arrighetto antwortete: Ich bitte dich bei der Liebe deiner Schwester, daß du mich nicht tödtest.

Messer Principale erwiderte: Verhüte Gott, daß ich auf dich Rücksicht nehme, nachdem du auf mich keine Rücksicht genommen hast.

Er schwang sein Schwert und schlug auf ihn, und wäre nicht die gute und bewährte Rüstung gewesen, die er anhatte, so wäre er sicherlich an diesem Tage gestorben, denn er schnitt ihm den ganzen Schild durch, den er am

Arme hatte. Da kam ihm der Neffe des Königs von Ungarn zu Hilfe mit der ganzen Schaar der Ungarn, er wurde gleich wieder auf ein Pferd gesetzt mit dem Schwert in der Hand und stürzte sich unter sie. Nun begann die andere Seite zu weichen wegen der Übermasse, die auf sie drückte. Der Herzog von Burgund fiel auf sie mit seiner Schaar und dort entstand ein sehr hitziger Kampf und viele Leute kamen um. Aber die Ungarn nahmen die Bogen von der Seite und spannten sie mit solcher Hast, daß die Kerben fast zusammenstießen, und so trafen und tödteten sie bei ihren Angriffen viel Volks, sodaß die Feinde sich genöthigt sahen, zurückzuschreiten. Nun machte sich aber der Herzog von Lancaster auf mit den tapfern und rüstigen englischen Rittern; er kam wie ein losgelassener Löwe unter die Ungarn und schrie: Tod und Verderben!

Die Ungarn flohen vor ihnen wie eine Heerde Schafe. So traf er denn auf den Neffen des Königs von Ungarn, legte die Lanze ein, sprengte ihm in den Rücken und stieß ihn vom Pferde, so lange die Lanze war. Plötzlich waren sie dann auf und über ihn her, und weil er von königlichem Hause war, wollten sie ihn nicht umbringen, sondern nahmen ihn gefangen. Sobald nun die Ungarn ihren Hauptmann gefangen sahen, geriethen alle in Verwirrung. Als der König von Böhmen dies bemerkte, setzte er lustiglich seine Schaar in Bewegung und rief den Feinden entgegen: Fleisch, Fleisch!

Nun gab es ein hartes und herbes Gefecht. So setzten sich auch die andern folgenden Schaaren in Bewegung, die des Königs von Castilien, des Königs von Schottland und des Herzogs von Österreich. Als nun diese Schaaren zusammenstießen, war der Lärm und das Geschrei so groß und das Getöse, das sie mit ihren Schlägen hervorbrachten, daß es war, als ob Luft und Erde erzitterte. Und wie sie durch das Feld liefen, begegneten sie dem König von Schottland und dem Herzog

von Öſterreich, und mit großer Keckheit liefen ſie aufeinander los und als die Lanzen zerbrochen waren, zogen ſie ihre Schwerter. Der Herzog durchbohrte dem König von Schottland den Arm, ſodaß der beſagte König das Schwert nicht mehr führen konnte. Da nahm ihn der Herzog feſt und machte ihn zu ſeinem Gefangenen. Als ſein Volk den Herrn gefangen wegführen ſah, leiſteten ſie Widerſtand, drängten ſich zuſammen, bildeten einen Damm gegen den Herzog und nahmen ihm ſeinen Gefangenen mit Waffengewalt wieder ab. Ganz toll darüber ſtürzte ſich der Herzog mit ſolcher Wuth unter ſie, daß, wer vor ihm fliehen konnte, ſich ſelig zu preiſen hatte. Er ließ ſich von ſeiner Leidenſchaft ſo weit hinreißen, daß er in die fünfte Schaar hinüberſtürzte, wo der König von Navarra und der König von Maiolica ſtanden, welche vorſichtig in die Schlacht liefen. Und während er auf ihn ſtieß, ſenkte der König von Maiolica die Lanze, zielte damit auf ſeine Bruſt und bohrte ſie ihm durch und durch. Daher fiel er auf die Erde und der mannhafte Herzog von Öſterreich war todt. Als die Krieger von dieſer Schaar einen ſo guten Anfang im Siege gemacht hatten, faßten ſie Muth und liefen ganz kühnlich bis zu der Schaar des Grafen und Herzogs von Savoien und des Grafen Wilhelm, und da gab es eine harte und herbe Schlacht und mit Gewalt wurden die Fahnen der beſagten zwei Grafen zu Boden geworfen und faſt erlitten ſie eine Niederlage. Als der Patriarch von Aquileja ſolches ſah, machte er ſich plötzlich auf mit ſeiner Schaar gegen die Wuth des Königs von Maiolica, und er war ſo gut zu Pferde und hatte eine ſo gute Geſellſchaft, daß er gezwungener Weiſe ſich Bahn machte und mit großer Wuth hinlief, wo Meſſer Principale ſtand, welcher ihm eifrig entgegenging und ihn mit einer Lanze ſo traf, daß ein Theil von dem Lanzenſplitter ihm in der Bruſt ſtecken blieb; aber ſeine Gewalt war doch ſo groß, daß er ihn wegtrug, und verwundet wie er war, richtete er bei ſeinen

Feinden großen Schaden an, endlich aber begann in Folge der großen Menge Blutes, die er verloren, ihm das Gesicht zu weichen. Indem er nun durch das Feld rannte, traf er auf Messer Arrighetto, welcher, als er ihn erkannte und so verwundet sah, ausrief: Wehe, lieber Herr, was ist das?

Der Patriarch sprach: Mein Sohn, zieh mir das Eisen aus! Ich bin des Todes.

Und er zog ihm plötzlich das Eisen aus und der Patriarch sprach: Ich sehe fast kein Licht mehr, darum verstopfe und verbinde mir diese Wunde gut und führe mich alsdann dahin, wo die Schlacht am dichtesten ist, denn fürwahr, ehe ich sterbe, sollen durch meine Hand noch manche umkommen, und so geschah es.

Als er verbunden war, küßte er Herrn Arrighetto, gab ihm seinen Segen und sprach: Lieber Sohn, entsetze dich nicht über meinen Tod, sondern nimm ein Beispiel an mir und geh mit Gott! denn das ist keine Zeit, um hinzustehen und Worte zu machen.

Er jagte sodann in die Schlacht, das Schwert in beiden Händen haltend, und wehe dem, der ihm nahe kam, und so hielt er sich noch eine Weile, dann starb er. Als nun Herr Arrighetto die Schaar des Grafen von Sachsen heranrücken sah, brach er mit den Seinigen auf, welche sich wieder erfrischt hatten, und fiel verzweifelt über den Grafen her; er aber, als er ihn so verzweifelt auf ihn zukommen sah, eilte ihm sehr kühn entgegen, Herr Arrighetto setzte ihm die Lanze auf die Brust und stach sie ihm gewaltig ganz durch, und so fiel der mannhafte Graf vom Pferde. Nach kurzem Verweilen starb er und seine Leiche wurde von den Seinen aufgehoben und weggetragen in ihr Lager. Als der König von Aragon den guten Grafen von Sachsen todt sah, konnte er sich des Weinens nicht enthalten. Dann aber nahm er die Lanze in die Hand und rief: Mannschaft, wer mich lieb hat, der folge mir!

Nun brach er auf wie ein Sturm und hieb mit seinem Schwerte durch, was ihm in den Weg trat, und er lief durch das Feld hin wie ein Drache und Alles floh vor ihm. Als der Kaiser dies sah, brach seine Schaar mit ergrimmtem Muthe gegen den König von Aragon auf; die beiden Schaaren begegneten sich und schienen Teufel der Hölle, so groß war der Sturm, den beide Theile erregten, indem sie die ungemessenen Schläge austheilten und empfingen. Der König von Aragon warf den Schild auf den Rücken, faßte das Schwert mit beiden Händen und durchhieb, wer vor ihm sich zeigte, sodaß jedermann vor ihm floh, denn sie konnten seine ungeheuerlichen Schläge nicht aushalten. Viele Freiherren und Grafen fielen durch seine Hände. Das Gemenge war sehr groß, man gab und empfing heftige Schläge, durchschnitt Panzer, Hände, Arme und vergoß Ströme Blutes auf dem ganzen Felde. Der Kaiser aber mit seiner Schaar fügte den Feinden den größten Schaden zu. Nun begab es sich, daß der König von Aragon zufällig an eine Quelle kam, wo Herr Arrighetto den Helm abgenommen hatte und sich erfrischen wollte. Der König von Aragon stieg vom Pferde und als er auf dem Boden stund, erkannte er am Wappen Herrn Arrighetto, und ohne weiter etwas zu sagen, holte er mit dem Schwerte aus und führte auf Herrn Arrighetto einen heftigen Streich über das Gesicht und sprach: Das gebe ich dir zum voraus als Aussteuer für meine Tochter.

Dann stieg er wieder zu Pferde und rief Arrighetto zu: Nimm deine Waffen zu dir! Heute ist der Tag, an dem du durch meine Hand sterben mußt bei diesem Brunnen.

Herr Arrighetto antwortete: Es ist nicht Ritterbrauch, mit einem Manne fechten zu wollen, der so schändlich verwundet ist wie ich.

Der König antwortete: Verbinde dir die Wunde und dann steig zu Pferde, denn ich will sehen, ob du so rüstig bist, als ich gehört habe.

Während sie so miteinander verhandelten, kam der Graf von Lützelburg mit einigen seiner Barone auf den Brunnen zugeritten, um sich zu erfrischen, und als er den König von Aragon und Herrn Arrighetto erkannt und von ihrem Streite gehört hatte, wandte er sich zum König und sagte, er wolle diesen Handel ausmachen, worüber der König und Herr Arrighetto zufrieden waren.

Herr König, sprach der Graf, ich will, daß für heute diesem Kampf ein Ziel gesetzt werde, und bis Herr Arrighetto sich heilen läßt und wieder im Stande ist, fechten zu können, könnt ihr beide im Lager bleiben und dann unter euch den Streit ausfechten, damit nicht so viele wackere Männer sterben um ein Weib, denn meiner Treu ich habe nie eine blutigere Schlacht gesehen als diese.

Der König war es zufrieden und Herr Arrighetto gleichfalls, sie gaben sich die Hand miteinander zu fechten, dann gingen sie hinweg und als sie wieder in die Schlacht kamen, ließ jeder von beiden in die Trompeten stoßen und zum Stillstand blasen. Es kostete aber die größte Mühe, dieses grausame Handgemenge zu trennen. Als nun am Abend beide Theile in ihr Lager zurückgekehrt waren, ließ der König von Aragon alle seine Könige, Grafen und Herren zusammenkommen und sagte ihnen, was er gethan und versprochen habe, und fast alle waren damit einverstanden, nur nicht Messer Principale, welcher sprach: Lieber Herr, ich wünsche selbst mit ihm zu kämpfen, denn ich bin jung, wie er, und suchte heute den ganzen Tag auf dem Schlachtfelde nach ihm umher, konnte ihn aber nicht finden.

Der Vater sprach: Mein Sohn, laß ihn erst heilen, dann magst du thun, wie du begehrst.

Nun begab es sich, daß der Papst von den außerordentlichen Aufgeboten hörte, welche die beiden Fürsten gemacht hatten; da schickte er zwei Cardinäle hin, um sie zu versöhnen. Da diese die Sache in so schlimmem Stande fanden, sprachen sie mehrmals mit dem Kaiser

und mit dem König von Aragon, welcher sehr ungern sich zu diesem Frieden herbeiließ. Doch vermochten es endlich die unabläſſigen Bitten der Herren und die Befehle, welche ihnen die Cardinäle von Seiten des Papſtes unter Androhung des Kirchenbanns zukommen ließen, daß ſie Frieden machten und ſich unſerm Herrgott zu Gefallen vertrugen, worauf unter großen Feſten und Feierlichkeiten beſagter Herr Arrighetto jene Tochter des Königs von Aragon zur Frau nahm und Meſſer Principale nahm die Tochter des Kaiſers, Herrn Arrighetto's Schweſter, zur Frau. Und als ſie einander verziehen und Friede und Verwandtſchaft geſchloſſen hatten durch Vermittelung der beiden Cardinäle, verabſchiedeten ſie ſich mit großer Befriedigung und Feierlichkeit und jeder kehrte in ſein Land zurück mit Beruhigung.

---

## 35. Dionigia.

(10, 1.)

Ein König von Frankreich hatte eine Tochter mit Namen Dionigia, ſchön und reizend, wie nur eine Frau ihrer Zeit, und ihr Vater wollte ſie, als ſie zu vermählen war, wegen ſeines vielen Geldes einem hohen Herrn in Deutſchland geben, welcher ſiebzig Jahre alt war, aber das Mädchen wollte ihn nicht, obgleich ihr Vater ſich anſchickte, ihr ihn wider ihren Willen zu geben. Da dachte das Kind an nichts anderes, als wie ſie Mittel und Wege fände zu fliehen; ſie verkleidete ſich alſo einſt bei Nacht als Pilger, beſchmierte ſich das Geſicht mit Kräutern, welche die Farbe änderten, nahm einige koſtbare Steine, welche ihr ihre Mutter bei ihrem Tode vermacht hatte, und machte ſich auf den Weg nach

der Küste. Sie erreichte auch wirklich das Meer, stieg auf ein Schiff und fuhr hinüber nach der britischen Insel. Aber der König ihr Vater, als er am Morgen die Tochter nicht fand, ließ die ganze Stadt nach ihr durchsuchen und das ganze Reich, und da er sie nicht fand, dachte er, sie habe sich aus Schmerz einen Tod angethan. Nachdem das Kind ans Land gestiegen war, machte sie sich auf nach einer Stadt und gelangte an ein Kloster, das reichste dieser Insel, dessen Priorin war eine Base des Königs des Landes. Bei ihrer Ankunft sagte das Mädchen zu der Priorin, sie möchte gerne Nonne werden. Die Priorin aber fragte sie, wer sie sei, wessen Tochter und woher sie komme. Sie antwortete, sie sei die Tochter eines Bürgers aus dem Königreiche Frankreich, ihr Vater und ihre Mutter sei gestorben und nachdem sie einige Reisen gemacht, wolle sie sich nun dem Dienste Gottes weihen. Als die Priorin ihr mildes und freundliches Wesen bemerkte, kam sie auf den Gedanken, sie als Schülerin und theilweise zur Dienstleistung anzunehmen, und sprach: Liebe Tochter, ich nehme dich gerne an; vorerst aber wird es gut sein, wenn du unsere Regel und Lebensweise versuchst; wenn dir dann das Haus gefällt, so kannst du das Kleid nehmen.

Dionigia war sehr vergnügt, sie trat in das Kloster ein und fing an mit solcher Demuth der Priorin und den andern Schwestern zu dienen, daß alle Bewohnerinnen des Klosters die größte Liebe zu ihr faßten und sich über ihre Schönheit und ihr Betragen wunderten.

Fürwahr, sagten sie, das muß ein hohes Edelfräulein sein.

Nun begab es sich nach kurzer Zeit, daß der König von England, dem noch nicht lange sein Vater gestorben war, in seinem Lande umherreiste und auch an dieses Kloster kam, um seine Base die Priorin zu besuchen, und es wurde ihm von ihr die feierlichste, ehrenvollste Aufnahme veranstaltet. Während er nun dort verweilte,

kam ihm Dionigia zu Geſicht, die denn auch einen ſo tiefen Eindruck auf ſein Gemüth machte, daß es nicht zum ſagen iſt. Er fragte die Priorin, wer ſie ſei; dieſe antwortete ihm mit der Erzählung, wann und wie ſie hergekommen ſei und wie ſie ſich aufführe. Da kam er auf den Gedanken, ſie zur Frau zu nehmen, und theilte dies der Priorin mit, welche aber erwiderte, ſie ſei damit nicht einverſtanden, denn ſie wiſſe ja nicht, wer das Mädchen ſei, und für ihn zieme ſich eine Königs- oder Kaiſerstochter.

Ganz ſicher, entgegnete er, iſt ſie die Tochter eines hohen Herrn, nach ihrem Betragen, ihren Sitten und ihrer Schönheit zu ſchließen.

Das iſt ſie nicht, antwortete die Priorin.

Nun, verſetzte der König, ſo will ich ſie ſo wie ſie iſt, ſei ſie auch wer ſie wolle.

Die Priorin ließ ſie rufen und ſprach zu ihr: Dionigia, unſer Herrgott hat dir ein großes Glück bereitet. Höre, in wie fern! Der König von England begehrt dich zur Frau.

Als ſie das hörte, verfärbte ſie ſich und ſagte, ſie wolle das unter keiner Bedingung, ſondern wolle Nonne bleiben und bitte ſie, ihr nicht mehr von derlei Dingen zu ſprechen. Die Priorin meldete dies dem König, er aber blieb dabei, jedes Hinderniß beſeitigen und ſie unter allen Umſtänden zur Frau nehmen zu wollen. Als die Priorin ihn ſo entſchloſſen ſah, lockte und ſchmeichelte ſie ihr ſo lange, bis ſie einwilligte, und ſo heirathete er ſie in Gegenwart der Priorin, beurlaubte ſich ſodann mit ſeiner Frau von ihr und begab ſich nach London, wo er in ſeinem Palaſte die größte Feierlichkeit veranſtaltete. Er lud alle ſeine Barone ein und als dieſe die große Schönheit ſahen, die ausgezeichnete Sittſamkeit und das feine Benehmen, ſo war keiner unter ihnen, der ſich nicht in ſie verliebt hätte. Aber die Mutter des Königs wollte ſich, da er eine ſolche Frau genommen, nicht bei

der Hochzeit einfinden und zog sich mit großem Ingrimm auf ihre Besitzungen zurück. Dionigia brachte es allmälig durch ihr Betragen dahin, daß der König ihr mehr, als sich selber zugethan war. In kurzer Zeit ward sie schwanger, der König aber ihr Gemahl mußte mit einen starken Heere nach einer Insel übersetzen, welche sich empört hatte. Darum nahm er Abschied von seiner Gemahlin und befahl seinem Vicekönig, für sie zu sorgen und sie in Ehren zu halten als Königin, auch ihm kund zu thun, wie es ihr bei der Geburt ergehe. Damit entfernte er sich von England. Als die Zeit erfüllt war, gebar die Frau zwei Knäblein und der Vicekönig schrieb es seinem Herrn; der Überbringer des Briefes aber kam an das Schloß, wo die Mutter des Königs wohnte, kehrte daselbst ein und gab der Mutter des Königs Nachricht von der Geburt der zwei Knäblein. Dies verdoppelte ihren Grimm und als der Eilbote in der Nacht schlief, vertauschte sie die Briefe, die er bei sich führte, und schrieb, es seien zwei der garstigsten und misgestaltetsten Äffchen zur Welt gekommen, die man je sehen könne. Am folgenden Tage erwies man dem Boten viel Ehre und entließ ihn mit dem Auftrage, er solle bei seiner Rückreise wieder hier einsprechen. Er gab das Versprechen und ritt hinweg. Als er endlich zu dem Heere kam, behändigte er seinem Herrn den falschen Brief. Als der König es las und die Geschichte erfuhr, war er sehr erstaunt, schrieb aber nichts desto weniger an seinen Vicekönig, er solle sie aufziehen und nicht unterlassen, seine Gemahlin bis zu seiner demnächst erfolgenden Rückkehr werth zu halten. Er fertigte denselben Boten mit Briefen ab, war aber doch sehr bekümmert. Der Eilbote nahm die Briefe und machte, wie er versprochen hatte, seine Rückreise wieder über das Schloß, wo die Mutter seines Gebieters wohnte, und ruhte daselbst aus. In der Nacht aber, während er schlief, nahm die Frau die Briefe ihres Sohnes, las sie, und als sie darin

nichts von dem Tode ihrer Schwiegertochter fand, war sie sehr betrübt. Sie schrieb daher statt des echten einen andern Brief des Inhaltes: Angesichts dieses nimmst du meine Frau mit den zwei Kindern und da ich weiß, daß es nicht meine Kinder sind, bringst du sie um sammt ihr.

Diesen Brief steckte sie dem Boten, der noch schlief, in seine Tasche, und am Morgen entließ sie ihn unter vielen Liebesbezeugungen. Der Eilbote wußte von Allem nichts, nahm Abschied und übergab bei seiner Heimkunft dem Vicekönig den Brief. Als dieser ihn gelesen, war er sehr verwundert und fragte den Boten, wer ihm den Brief gegeben habe. Dieser antwortete: Der König selbst. Und er war ganz bestürzt, als er las, was ihr ihm berichtet.

Als der Vicekönig diese Nachricht vernahm, brach er in heftiges Weinen aus und mit Thränen in den Augen begab er sich zu der Königin, zeigte ihr den Brief und sprach: Leset, meine Gebieterin!

Als die Königin diesen Brief gelesen hatte, fing sie an heftig zu weinen und sprach: Ach mein unglückliches Leben, daß ich doch keine gute Stunde haben sollte!

Dann nahm sie ihre Kinder in die Arme und rief: Liebe Kinder, mit welch' herbem Geschick seid ihr doch in die Welt gekommen! Was habt ihr für ein Verbrechen begangen, um dessen willen ihr sterben mußtet?

So schlug sie den größten heftigsten Jammer auf und küßte ihre armen Kinderchen, welche schön waren wie Sterne. Der Vicekönig erhob mit ihr die heftigste Klage und wußte nicht, welchen Entschluß er fassen sollte.

Gnädige Frau, sprach er endlich, zur Königin gekehrt, was wollt ihr thun? Was wollt ihr, daß ich thue? Ihr seht, was mein Gebieter schreibt; nichts desto weniger würde ich nimmermehr wagen, Hand an euch zu legen; darum nehmt heimlich eure Kinder, ich will euch bis an den Hafen begleiten, dort schifft euch ein und Gott sei euer

Führer! Das Geschick wird euch irgendwohin bringen, wo ihr vielleicht glücklicher seid.

Sie war damit einverstanden und in der folgenden Nacht nahm sie heimlich ihre Kinder mit hinweg, begab sich nach dem Hafen, wandte sich zu einem Seemanne und sprach: Nimm mich auf dein Schiff und bring mich nach Genua! Du sollst bezahlt werden.

Der Vicekönig empfahl sie dem Seemanne, gab ihm Geld und nahm unter Thränen Abschied. Das Schiff ging unter Segel und trug in kurzer Zeit die trauernde Frau nach Genua. Dort verkaufte sie einige Kleinodien, die sie bei sich hatte, nahm zwei Ammen und zwei Kammerfrauen an und verfügte sich weiter nach Rom, wo sie ihre zwei Söhne sehr sorgfältig erziehen ließ. Der eine hieß Carlo, der andere Lionetto. Sie lebte in sittsamer Zurückgezogenheit und widmete sich der Erziehung dieser ihrer Söhne, welche an Tugend und Alter wachsend alle, die sie kannten, in Erstaunen setzten. Die Mutter ließ sie von guten Lehrmeistern unterrichten und sie mußten alle schönen Wissenschaften lernen, welche Edelleuten zu wissen ziemt. Als sie heranwuchsen, brachte sie dieselben auch an den päpstlichen Hof, ohne zu sagen, wessen Söhne sie waren. Als der Papst von dem frommen und sittsamen Leben dieser Frau hörte und die Schönheit und das anständige Betragen dieser ihrer Söhne sah, liebte er sie sehr und gab ihnen ein reichliches Einkommen, sodaß sie Diener und Pferde halten und stattlich leben konnten. Nun wollte der Papst einen Kreuzzug anstellen gegen die Sarazenen im heiligen Lande und bot alle Könige und Herren der Christenheit auf, worunter er den König von Frankreich und den König von England namentlich nannte, sie möchten in eigener Person nach Rom kommen, um ihren Rath zu vernehmen in Betreff dieses Zuges. So fanden sich denn die beiden Könige auf Befehl des Papstes in Rom ein. Vorher ist aber noch zu wissen, daß der König von England,

als er von der Wiedereroberung der empörten Insel zurück in London anlangte, den Vicekönig gleich nach seiner Frau und seinen Kindern fragte. Er erhielt zur Antwort, es sei mit ihnen nach dem Inhalt seines Briefes verfahren worden, ja er habe noch weniger gethan, denn während er ihm geschrieben habe, er solle sie umbringen, habe er sie nur weggeschickt, und zum Zeugniß dessen zeigte er ihm die Briefe. Darüber war denn der König sehr erschrocken und wollte wissen, wer etwas solches veranlaßt habe. Als er sich überzeugt hatte, daß seine Mutter daran Schuld sei, ermordete er sie in der Aufregung des Zornes und schickte dann nach vielen Ländern hin um seine Gemahlin zu suchen, und als man ihm meldete, sie habe ihm zwei so schöne Söhne geboren, wollte er umkommen vor Schmerz und es dauerte lange Zeit, bis man wieder mit ihm sprechen konnte; heiter aber wurde er nie wieder, so groß war seine Liebe zu der Frau, die er so elendiglich verloren hatte. Als er nun diesen Befehl vom Papste erhalten hatte, sich nach Rom zu verfügen mit dem König von Frankreich, reiste er ab, begab sich nach Frankreich und setzte dann in Begleitung des Königs von Frankreich seinen Weg nach Rom fort, wo sie vom Papste sehr liebevoll aufgenommen wurden. Während sie nun in Rom umhergingen, wurden sie von der Frau erkannt, der eine als ihr Bruder (denn der Vater war unterweilen gestorben), der andere als ihr Gemahl. Da stellte sie sich dem Papste vor und sprach: Seligster Vater, Eure Heiligkeit weiß, daß ich euch niemals eröffnen mochte, von wem diese meine Söhne abstammen und wer ich bin. Jetzt aber ist die Zeit gekommen, um eines wie das andere zu thun. So soll es denn geschehen und mag daraus erfolgen, was Eurer Heiligkeit gut dünkt. So wisse denn Eure Heiligkeit, daß ich die Tochter des früheren Königs von Frankreich bin und die Schwester dessen, der gegenwärtig in Rom sich aufhält. In meinem kecken Übermuth bin ich, weil

mein Vater mich an einen alten Mann gegen meine Neigung vermählen wollte, davongelaufen und nach England in ein Kloſter gegangen. Als aber der König von England mich erblickte, faßte er Liebe zu mir und nahm mich zur Frau, ohne zu wiſſen, wer ich war. Nach kurzer Zeit gebar ich ihm dieſe zwei Kinder; er aber, der damals aus dem Reiche abweſend war, gab den Befehl, mich mit den armen Knaben umzubringen, die er nicht als die ſeinigen anerkannte. Durch Vermittelung eines ſeiner Beamten gelang es mir jedoch zu entkommen und ich floh hierher, wo ich ſeitdem der Erziehung der unglücklichen Söhne lebte, wie Eure Seligkeit weiß.

Hier ſchwieg ſie. Der Papſt ſprach ihr Muth zu und entließ ſie. Sodann ſchickte er nach den zwei Königen und den Söhnen und ſprach zu dem König von Frankreich alſo: Kennt ihr dieſe Knaben, durchlauchtiger König?

Dieſer erwiderte: Fürwahr nein.

Er fragte ebenſo den andern und erhielt die gleiche Antwort. Da wandte ſich denn der Papſt zu dem König von England und zu dem andern, that ihnen den Stand der Sache kund und ſtellte ſie beiden dem einen als Söhne, dem andern als Neffen vor. Sie nahmen ſie mit der größten möglichen Freude und Heiterkeit auf, und als ſie nach der Mutter fragten, ließ der Papſt ſie kommen. Als ſie eintrat, umarmte ſie aufs Herzlichſte ihren Bruder, ohne ihren Mann zu beachten. Auf die Frage, warum ſie das thue, antwortete ſie: Dazu habe ich wol Grund nach der Grauſamkeit, mit welcher du gegen mich verfahren biſt.

Der König erzählte ihr weinend, wie die Sache gegangen ſei, wer die Schuld trage und welche Rache er dafür genommen. Nun ließ ſich die Frau die Entſchuldigung gefallen und ſie waren höchſt erfreut und verweilten in dieſer Freude in Rom mehrere Tage auf das Heiterſte. Als ſie nun aber der Papſt von dem Befehle

eines Kreuzzuges entbunden, ordneten sie ihre Abreise an. Die Frau sagte zu ihrem Mann: Ich gebe dir diese Jünglinge als deine Söhne und befehle sie dir. Geh hin mit Gott! Ich will hierbleiben zum Heil meiner Seele und mich von der Welt zurückziehen.

Ihr Gemahl antwortete: Er werde nimmermehr von Rom abreisen ohne sie, und so entstand zwischen ihnen ein heftiger Streit. Aber der Papst und der König von Frankreich ihr Bruder baten sie so lange, bis sie mit ihrem Gatten die Rückreise antrat, und so war dieser der glücklichste Herr von der Welt. Sie nahmen Abschied vom Papste, reisten hinweg und begaben sich mit dem König von Frankreich nach Frankreich, wo große Festlichkeiten angestellt wurden, und von dort gingen sie weiter nach England.

---

## 36. Die Vergiftung.

(Tag 23, Nov. 2.)

In der Romagna lebte vor Zeiten ein sehr reicher Edelmann, welcher einen durch Kenntnisse und jeden andern Vorzug geschmückten Sohn besaß. Als dessen Mutter gestorben war, hatte der Vater sich eine andere Frau beigethan und mit ihr einen zweiten Sohn gezeugt, welcher bereits zwölf Jahre alt war, als der ältere Sohn zweiundzwanzig zählte. Die Stiefmutter nun, mehr mit Reizen als mit guten Sitten geschmückt, ließ sich von der Schönheit des Stiefsohnes so sehr blenden, daß sie sich heftig in ihn verliebte. Dieses Weib hüllte zwar diese Liebe in tiefes Schweigen, so lange im Beginne noch ihre Kräfte der Sache gewachsen waren; als aber die fluchwürdige Glut ihr Mark und Leben durchdrang,

sah sie sich genöthigt, der Liebe nachzugeben, sie stellte sich körperlich leidend, um die Wunde des Herzens zu verdecken, und that als wäre sie von einem schleichenden Fieber befallen. Am Ende nun ließ sie, getrieben von ihren feurigen Wünschen, durch eine Dienerin ihren Stiefsohn rufen. Dieser, welcher an alles andere dachte, als an so etwas, trat in ihr Gemach und befragte sie mit freundlicher Miene um die Ursache ihrer Krankheit. Diese Worte kamen der Frau eben recht, sie ward etwas kühner, bedeckte ihr Gesicht aus Schaam mit einem Betttuche, und hub an, indem sie ihre Worte mit einer reichen Masse von Thränen begleitete, also zu sprechen: Die Ursache und der Anfang meines jetzigen Übels und meines so heftigen Schmerzes, aber auch meine Arzenei und Heilung das bist du selber. Diese deine glänzenden Augen sind durch meine Augen bis in die Kammern meines Herzens gedrungen und haben in meinem armen Busen ein solches Feuer entzündet, daß ich es nicht mehr aushalten kann. Habe daher Erbarmen mit einem Weibe, das um deinetwillen umkommt! Laß dich nicht zurückschrecken von dem Verwandtschaftsbande mit deinem Vater, denn du kannst ja derjenige werden, der ihm seine arme Gattin erhält, die ohne deinen Beistand ihr Leben nicht mehr fristen kann, die in dir sein Bild wiedererkennt und in deinen Zügen und mit Recht ihren Gatten liebt. Da wir beide hier allein sind, haben wir alle Sicherheit und Bequemlichkeit, welche du verlangst. Was geschieht, ohne daß es jemand erfährt, ist fast eben so gut, als wenn es nicht geschähe.

Dem wohlgesitteten Jüngling schwindelte es ganz vor Entsetzen, als er dieses empörende Ansinnen vernahm; aber obgleich er diese greuliche Sünde so höchlich verabscheute, daß er gerne ihr aus den Augen gegangen wäre, ohne ihr weiter zu antworten, so schien es ihm doch nach besserer Überlegung nicht gerathen, sie mit einer so plötzlichen abschlägigen Antwort aufzubringen, vielmehr dachte

er, es wäre passender, sie durch einen Aufschub hinzuhalten, um zu versuchen, ihr einen so unreinen und seltsamen Gedanken aus dem Sinne zu schlagen. Darum antwortete er ihr, sie solle nur sorgen gesund zu werden und gutes Muths sein; er verspreche ihr, ihre Liebe aufs beste zu belohnen. Mit diesen Worten beschwichtigte er sie für den Augenblick. Da nun der Jüngling bei sich erwog, daß bei einer so außerordentlichen Noth auch eine ungemeine Abhilfe nöthig sei, so erachtete er es für angemessen, die ganze Sache einem verständigen Greise anzuvertrauen, bei welchem er seine Kindheit nützlich zugebracht hatte, und der noch jetzt ihn durch die Fährnisse der Jugend leitete. Der Meister wußte wohl, was ein rasendes Weib vermag, und glaubte daher, man müsse mit schnellen Schritten dem drohenden Sturme des grausamen Schicksals entfliehen. Doch ehe noch die kluge Überlegung ins Werk gesetzt werden konnte, wußte das ungeduldige junge Weib, welcher ein einziger Tag in Erwartung auf die Erfüllung ihres schändlichen Verlangens so lang währte wie ein Jahr, es dahin zu bringen, daß sie ihrem Mann die Ansicht einredete, es wäre gut, wenn er auf eine ihrer Besitzungen ginge, da sie gehört habe, es gehe dort nicht zu, wie es sollte; auf diese Art trieb sie ihn auf mehrere Tage aus dem Hause. Als der Gatte fort war, belästigte sie stündlich den Jüngling mit der Mahnung, er solle sein Versprechen erfüllen. Dieser aber ergriff bald diese bald jene Entschuldigung und legte es darauf an, ihre Lust so lange mit Worten zu befriedigen, bis er sich durch eine von ihm beabsichtigte lange Reise aus ihrem Bereiche entfernen könnte. Die Frau, welche die starke Hoffnung mehr als gewöhnlich ungeduldig gemacht, und welche an den bedeutungslosen Entschuldigungen gemerkt hatte, daß er, je mehr er versprach, um so mehr sich von der Erfüllung von irgend etwas entfernte, wurde unwillig und verwandelte plötzlich die verbrecherische Liebe in einen noch weit ruchlosern Haß.

Sie berieth ſich mit einem ihrer Sklaven, dem ſie großes Vertrauen ſchenkte, welchen Weg ſie einſchlagen müſſe, um ſich an ihm zu rächen, der ihr ſeine Zuſage nicht halten wollte; und ſie beſchloſſen endlich, dem armen Jüngling mit Gift das Leben zu nehmen. Der bübiſche Sklave zögerte nicht, dieſen grauſamen Vorſatz zur Ausführung zu bringen; ſondern ging alsbald aus dem Hauſe und kehrte erſt Abends ſpät zurück mit einem Getränk in einem Becher; er vermiſchte es in dem Schlafzimmer der Frau mit Wein und ſtellte es in einen Schrank, wo ſich die Eßwaaren befanden, mit der Abſicht, es am folgenden Morgen beim Frühſtück dem unglücklichen jungen Manne vorzuſetzen. Das Schickſal aber wollte es anders und der Sohn jenes böſen Weibes, welcher, wie geſagt, zwölf Jahre alt war, kam am Morgen aus der Schule zurück, verzehrte einen kleinen Imbiß und fühlte darauf Durſt. Da ihm nun jenes Glas mit dem giftigen Gebräu in die Hände fiel, welches aus Fahrläſſigkeit in dem Schrank unverſchloſſen ſtehen geblieben war, trank er es ganz aus und ſank bald darauf wie todt zu Boden. Als das Geſinde dieſen Fall bemerkte, machte man Lärm, die Mutter lief hinzu und man kam gleich auf den Gedanken, der Knabe ſei vergiftet. Die Mutter ging mit dem Diener, welcher das Getränk gekauft hatte, bei Seite, ſie ſprachen heimlich miteinander und berathſchlagten, die Schuld des Verbrechens auf den ältern Sohn zu ſchieben. In Folge deſſen erklärte der Diener öffentlich, er wiſſe gewiß, daß der ältere Sohn es ſei, welcher die Unthat begangen habe, denn er habe ihm vor wenigen Tagen erſt funfzig Thaler verſprochen, wenn er ihn umbringen wolle; da er jedoch hierzu ſich nicht herbeigelaſſen habe, ſo habe jener ihm mit dem Tode gedroht, wofern er irgend jemand davon ſage. Die Frau ließ alsbald Häſcher kommen und kraft der von dem Knechte gemachten Anzeige ihren Stiefſohn ins Gefängniß führen. Darauf ſchickte ſie einen Boten an ihren Gatten, um ihn von dem Vorfall in Kenntniß

zu setzen. Ihr Gemahl kam sogleich herbei und sie ließ ihm von dem Diener das Zeugniß vorsagen, welches er schon früher abgelegt hatte. Sodann fügte sie selbst hinzu, sein Sohn habe dies gethan, weil sie seinem wollüstigen Begehren nicht habe Folge geben wollen und er habe sie überdies auch mit dem Tode bedroht. Der unglückliche Vater beklagte sich heftig, als er sah, wie man den jüngsten Sohn zu Grabe trug, während der andere als Brudermörder der Todesstrafe verfallen sei; und getäuscht von dem heuchlerischen Jammergeschrei seiner Frau entflammte sich sein Zorn immer mehr gegen seinen Sohn. Kaum war die Leichenfeier zu Ende, als der beklagenswerthe Vater vom Grabe hinwegeilte und so wie er war, mit verweintem Gesicht nach dem Rathhause ging, woselbst er mit Thränen und inständigen Bitten auf den Tod seines nunmehr einzigen Sohnes drang, den er einen Blutschänder nannte, weil er das Bett seines Vaters habe beflecken wollen, Brudermörder, weil er seinen Bruder umgebracht, und Todtschläger, weil er seiner Stiefmutter das Leben zu nehmen angedroht. Er hatte mit diesen Klagen die Gemüther des Volkes so sehr zur Entrüstung aufgeregt, daß alle riefen, man müßte ihn, ohne viel Zeit zu verlieren mit Anklage und Vertheidigung, für diese Sünde öffentlich durch Steinigung bestrafen. Die Richter sagten jedoch, sie wollen nach altem Brauche den Spruch erst nach sorgfältigem Verhöre fällen, und wollten nicht zugeben, daß ein so grausames Beispiel aufgestellt und aus Erbitterung statt auf gerechte Beweise hin ein Mensch getödtet werde. Es wurde daher förmlich und gesetzmäßig der Angeklagte vor Gericht beschieden und der Anklageprozeß begonnen. Der Vater sagte, sein älterer Sohn habe den jüngern vergiftet und es liege dafür ein sicherer Beweis vor, da er wenige Tage zuvor versucht habe, ihn durch einen Diener umbringen zu lassen, welchem er funfzig Thaler versprochen habe. Als der Jüngling befragt wurde, leugnete er alles. Nachdem Anklage

und Vertheidigung ſtattgefunden hatte, wollten die Richter doch die Sache nicht auf Vermuthungen und Verdachtsgründe hin abmachen, ſondern verlangten ſichere Beweiſe und beſtimmte Wahrheit. Darum beſchloſſen ſie, der Knecht ſolle ihnen vorgeführt werden, und ſo wurde denn dieſer Galgenvogel herbeigebracht, trat mit dreiſter Stirn vor die Richter und machte dieſelbe Ausſage, die er ſchon dem Vater gemacht, ja er fügte hinzu, er wolle die Wahrheit ſeiner Worte mit dem Jüngling auf der Folter bekräftigen. Da war nun kein Richter dem Jüngling ſo günſtig geſinnt, der nicht geurtheilt hätte, man müſſe erſt den Jüngling auf die Folter ſpannen und alsdann, wenn derſelbe beim Leugnen beharre, auch den Knecht. Da erhob ſich ein in jener Stadt ſehr angeſehener rechtſchaffener Arzt und ſprach alſo: Ich ſchmeichle mir, ſagen zu können, daß ich bis daher unter euch für einen redlichen Mann gegolten habe, und kann nicht zugeben, daß dieſer unſchuldige Jüngling ungerechter Weiſe von euch gefoltert oder getödtet werde. Aber was hilft das, wenn ich allein mich der Behauptung eines Andern widerſetze? Und doch bin ich der, für den ihr mich haltet, und der Andere iſt ein niederträchtiger Schurke, der nicht einen, ſondern tauſend Galgen verdient. Ich weiß, daß mein Gewiſſen mich nicht betrügt, und darum hört den wahren Thatbeſtand der Sache! Dieſer Schurke kam zu mir und wollte ein plötzliches Gift von mir kaufen, wofür er mir einen Preis von funfzig Goldducaten anbot, indem er vorgab, deſſelben für einen Kranken bedürftig zu ſein, welcher Tag und Nacht von einer unheilbaren Waſſerſucht und tauſend andern Schmerzen gepeinigt werde und ſehnlich wünſche, durch die Arzenei des Todes über ſo große Mühſal hinwegzukommen. Da ich ſah, wie verlegen der Spitzbube um Worte war, mit welchen er ſeine liſtigen Vorwände beſchönigen ſollte, ſchöpfte ich Verdacht, er möchte irgend einen böſen Anſchlag im Kopfe haben, und war im Begriff, ihm die Thüre zu

weiſen. Gleich darauf aber fiel mir ein, wenn ich es ihm abſchlage, ſo werde er zu einem andern gehen, der vielleicht minder vorſichtig ſei, als ich, und ihm in ſeinem Begehren willfahre; ich hielt es daher für gerathen, ihm einen Trank zu reichen, und gab ihm auch einen, aber von einer Beſchaffenheit, die ihr ſpäter hören werdet. Da ich überzeugt war, daß man der Sache mit der Zeit nachſpüren werde, wollte ich den Preis, den er mir anbot, nicht ſogleich nehmen, ſondern ſagte zu ihm: Ich fürchte, einige von dieſen Ducaten möchten falſch oder zu leicht ſein; thue ſie daher wieder in dieſes Säckchen und ſiegele es mit deinem Ring! Ein andermal bei gelegenerer Zeit wollen wir alsdann zuſammen nach der Bank gehen und ſie unterſuchen laſſen. Er ließ ſich überliſten und ich brachte ihn dahin, daß er den Sack mit ſeinem Siegel ſchloß. Ich habe ihn ſoeben durch meinen Diener holen laſſen und will es euch zeigen. Er mag es ſehen und ſoll ſein Siegel anerkennen und darauf erklären, auf welche Art er dieſen braven Jüngling beſchuldigen will, ſeinem Bruder Gift gegeben zu haben, wenn er doch ſelbſt es gekauft hat.

Während dieſer wackere Mann ſo ſprach, war der elende Sklave blaß geworden wie eine Leiche; er zitterte und einzelne Tropfen eiskalten Schweißes traten ihm auf die Stirne; er trat bald vorwärts bald zurück, drehte den Kopf bald ſo bald anders und fing an mit kleinlautem Munde einiges unpaſſende Zeug hervorzuſtammeln, ſodaß ihn vernünftiger Weiſe niemand hätte für unſchuldig erklären können. Nichts deſto weniger bekämpfte der vermeſſene Schurke ſeine Furcht mit ſeiner Frechheit, verſcheuchte ſie und ward ſo muthig, daß ihm ſeine alte Verſchlagenheit wiederkam und er mit ſeiner vorigen Geiſtesgegenwart den Arzt der Lüge zieh und alle ſeine Ausſagen leugnete. Der unbeſcholtene Greis aber beſann ſich, um nicht in ſeinen letzten Jahren ſeinen unbefleckten Ruf zu beſudeln, auf Mittel, die Wahrheit in

der Sache ans Licht zu bringen. Er forderte daher einen der Diener der Gerechtigkeit auf, dem Sklaven seinen Ring vom Finger zu ziehen, und als man ihn mit dem Siegel des Säckchens verglich, ergab sich die Übereinstimmung beider. Die Richter erklärten es demnach für einen hinreichenden Beweis, um ihn auf die Folter zu bringen. Man gab ihm mehrere Streiche mit dem Stricke, aber noch immer beharrte er auf seinem Leugnen. Darauf sagte der Arzt zu den Richtern: So wisset denn, daß, als mich dieser Verruchte, wie ich bereits erzählt habe, bewegen wollte, ihm Gift auszuhändigen, ich aber es für einem rechtschaffenen Arzte unziemlich hielt, den Tod eines Menschen zu veranlassen, dieweil ich überzeugt bin, daß die Heilkunde den Menschen vom Himmel geoffenbart worden ist zum Wohl und nicht zum Schaden des Menschengeschlechts, und als ich fürchtete, wie ich euch gleichfalls gesagt habe, er möchte zu einem andern gehen, welcher aus Geldgier ihm das gegeben hätte, was er verlangte, daß ich ihm kein Gift gegeben habe, sondern einen Alrauntrank, welcher so tief in Schlaf senkt, daß, so lange seine Kraft dauert, der, der ihn zu sich genommen hat, wie todt aussieht. Wenn nun jener Knabe den von mir gemischten Trank genommen hat, so lebt er, ruht und schlummert. Sobald die Kraft der Natur den dichten Nebel dieses Schlummers verjagt haben wird, wird auch unsere Sonne so schön wie zuvor ihm leuchten. Ist er aber wirklich todt, so sucht die Ursache anderswo.

Nachdem der Arzt diese Worte gesprochen hatte, schien es Allen das Wichtigste, ohne Verzug nach dem Begräbnißorte des Knaben zu gehen, um sich über den Fall Aufklärung zu verschaffen. Man brachte daher den Diener sowie den andern ältern Sohn in das Gefängniß und Alle gingen nach der Gruft. Dort angelangt, ließ es sich der Vater nicht nehmen, mit eigenen Händen den Stein über dem Grabe wegzuwälzen. Und die Hilfe durfte auch nicht länger ausbleiben, denn die Natur hatte

schon von selbst die düstere Schlaftrunkenheit verjagt, und der Jüngling war zurückgekehrt aus dem Reiche Pluto's. Der Vater umarmte ihn mit der Zärtlichkeit, die ihr euch vorstellen könnt, und da es ihm in der Freude dieses Augenblicks an kräftigen Worten gebrach, hob er ihn schweigend aus der Gruft und stellte ihn so in Trauerkleider gehüllt dem Oberrichter vor. Als der Diener den Knaben am Leben sah, dachte er, weil kein Tod erfolgt sei, werde er Verzeihung erlangen und zugleich um der weitern Folterung zu entgehen, bekannte er alles. Man ergriff deshalb die Frau, führte sie vors Gericht und nach kurzer Folterung bekannte auch sie alles. Das Urtheil fiel dahin aus, daß der Diener, weil er das Verbrechen verübt, wenn auch der Tod nicht daraus erfolgt sei, gehangen werde. Der Frau wurde auf die Bitten ihres Gatten und ihres Sohnes zwar das Leben geschenkt, doch wurde sie auf immer aus der Stadt verbannt. Dem Arzte wurde auf allgemeine Zustimmung das Geld, das er von dem Knechte als Zahlung für den Schlaftrunk erhalten hatte, gelassen. Der Vater aber, welcher in Gefahr gewesen war, seine beiden Söhne zu verlieren, vertauschte sie auf diese Weise gegen ein grundböses Weib und gewann sie wieder lebendig und schuldlos.

---

## 37. Bärenjagd.

(25, 1.)

In der Stadt Ricanati lebte ein Edelmann Namens Democrate, welcher sehr reich und mit seinem Besitz sehr freigebig war; und als der erste in seiner Stadt veranstaltete er alljährlich Lustbarkeiten und Schauspiele, an welchen er sich sehr ergetzte. So beschloß er denn auch

einſt einen Spaß zu veranſtalten, nämlich eine große Jagd von wilden Thieren in der Stadt, und zwar zu Ehren einiger fremden Herren, welche auf Beſuch zu ihm kommen ſollten. Er hatte daher aus verſchiedenen Gegenden mit ſehr bedeutenden Koſten eine große Menge wilder Thiere zuſammengebracht, worunter viele Bären waren; nun blieben aber die Herren, um deren willen hauptſächlich die Jagd angeſtellt werden ſollte, länger, als man erwartet hatte, aus, die Thiere konnten das eingeſchloſſene Leben nicht vertragen und viele ſtarben, und da ſie auf die Straßen geworfen wurden, kamen die armen Leute daher und zogen ihnen die Haut ab, um ſie zu eſſen. So war denn auch eine ſehr große und erſchrecklich anzuſchauende Bärin geſtorben und eine Räuberbande, die vor kurzem in die Stadt gekommen war, gründete auf dieſe Bärin einen Plan, den Democrate liſtig zu berauben und zwar auf folgende Weiſe. Sie nahmen die todte Bärin, trugen ſie in ihre Wohnung und zogen ihr geſchickt die Haut ab, ließen aber Kopf und Füße ganz. Nachdem ſie das Fell gänzlich vom Fleiſche gereinigt hatten, beſtreuten ſie es mit Aſche und legten es in die Sonne, um es zu trocknen; inmittelſt ließen ſie ſichs wohl ſein, indem ſie das Fleiſch verſpeiſten. Als das Fell trocken war, ſteckten ſie nach der bereits unter ihnen getroffenen Verabredung einen der Ihrigen mit Namen Traſileo hinein, nähten es ſorgfältig zuſammen und bedeckten die Naht mit den dicken Borſten, ſodaß man ſie nicht ſehen konnte; an die Stelle, wo der Bärin die Kehle durchſchnitten wurde, kam Traſileo's Kopf zu ſtehen und fand Raum genug um zu athmen und zu ſehen. So mußte man meinen, es ſei eine wirkliche Bärin. Nachher kauften ſie einen Käfig und ſperrten ihn hinein. Als die Sache ſo weit war, erhielten ſie, um ihren Betrug vollzumachen, eine Anzeige von einem gewiſſen Nicanore aus Albano, welcher in genauer Freundſchaft mit jenem Democrate ſtehen ſollte und in ſeinem

Lande ein großer Jäger war. Die Räuber verfertigten nun Briefe, welche angeblich von jenem Freunde herrührten, des Inhaltes, er möge an dem Feste, das er zu veranstalten im Begriffe war, ihn Antheil nehmen lassen. Als nun die Nacht nicht mehr weit entfernt war, brachten die Buschklepper das Käfig mit der falschen Bärin und dem Briefe dem Democrate, welcher die Größe des Thieres lobte, sich über die zu so guter Stunde kommende Freigebigkeit seines Freundes erfreute und befahl den Bärenführern zehn Ducaten auszubezahlen und das Käfig mit der Bärin zu den andern Bären hinauszuschaffen.

Hüte dich, Herr, sagte einer der Räuber, da das Thier von der heftigen Sonnenhitze und dem langen Wege sehr müde ist, es mitten unter die vielen andern zu bringen, die auch, wie ich gehört habe, nicht sehr gesund sind. Laß sie im Hause an einen offenen Ort schaffen, wo die frische Luft zukann, denn derlei Thiere sind an den Aufenthalt in dichten Wäldern und frischen Höhlen gewöhnt.

Democrate überlegte nun, daß ihm viele gestorben waren und schenkte deshalb den Worten des Mannes Beifall. Darum sagte er, sie sollen das Thier selbst unterbringen, wo es ihnen am zweckmäßigsten scheine. Sie stellten daher das Käfig an einen Winkel des Hauses, von wo Trasileo sehen konnte, wohin man die Silbergefäße brachte, die von dem Tische des Herrn abgeräumt wurden und deren er viele sehr kostbare besaß. Dann sagten sie: Wir sind bereit, sofern es nöthig ist, in der Nähe zu bleiben; wir kennen seine Natur und können jetzt, da er müde und erschöpft ist, ihm Speise reichen, sobald es dazu Zeit scheint.

Democrate antwortete: Wir brauchen euch nicht zu bemühen, denn meine Dienerschaft ist in Behandlung solcher Thiere wohlgeübt und weiß jetzt schon, was sie zu thun hat.

Nach diesen Worten nahmen die Räuber Abschied und gingen ein wenig vor die Stadt hinaus, wo sie an einer abgelegenen Stelle etwas abseits der Straße neben einem Kirchlein ein Grabmal sahen. Sie hoben den Deckel auf, der von der Länge der Zeit ganz abgenutzt war, fanden die Gebeine der Todten ganz in Staub gesunken und dachten, das wäre ein passender Platz um das zu verstecken, was sie aus dem Hause des Democrate hervortrügen. Sie erwarteten nun die dunkelste Zeit der Nacht, das heißt die Stunde, in welcher der Schlaf mit seiner ersten Heftigkeit sich der Sterblichen bemeistert, und stellten sich mit ihren Werkzeugen bewaffnet vor Democrate's Hause auf. Trasileo war inmittelst nicht weniger thätig gewesen; denn er hatte, sobald er merkte, daß Alles schlief, den Käfig verlassen, den Pförtner mit einem Messer erstochen, dann die Thüre geöffnet und seine Genossen eingelassen. Sobald die Spitzbuben im Hause des Democrate waren, zeigte ihnen Trasileo eine Vorrathskammer, worin er das Silber hatte niederlegen sehen. Sie öffneten mit ihren Eisenwerkzeugen die Thüre, beluden sich mit dem, was sie tragen konnten und brachten es in das obengenannte Begräbniß und ließen einen von ihnen, während sie zurückkehrten, um das Übrige wegzutragen, zurück, um in der Nähe der Thüre zu beachten, ob im Hause eine Bewegung entstehe; denn sie dachten bei sich, der Anblick jener Bärin würde hinreichen, um die Dienerschaft zu schrecken, wenn einer davon etwa aufwachen sollte. Es stund allerdings auf das Geräusch hin ein Diener des Hauses auf und ging an die Thüre, um zu sehen, ob der Pförtner dort sei. Er sah ihn todt und das wilde Thier im Hause umhergehen. Darum schlich er leise hinweg und erzählte den andern, was er gesehen. Da dauerte es denn nicht lange, so war das Haus voll von Männern mit brennenden Fackeln, sodaß alle Finsterniß floh, und alle ohne Ausnahme brachten Waffen mit; die einen kamen mit Panzern, andere mit Lanzen

und Spießen und viele mit bloßen Schwertern; ja, was noch mehr ist, sie ließen große Jagdhunde kommen und umzingelten allesammt die arme Bärin, sodaß sie sie grausam umbrachten, ohne daß der Mensch darin einen Laut von sich gab. Dennoch hatte er allen, die es sahen, einen solchen Schrecken eingejagt, daß auch den Todten keiner zu berühren wagte. Am Ende als ein Fleischer das Thier schinden wollte, entkleidete er den armen unglücklichen Räuber.

# IV. Luigi Pulci.

1432.

---

## 38. Zwei Stücklein aus Siena.

An Frau Ippolita, Tochter des Herzogs von Mailand und Gemahlin des Herzogs von Calabrien.

Maſuccio, der Ruhm der Stadt Salerno, der Nachahmer unſeres Meſſer Giovanni, hochwohlgeborne Frau Ippolita, hat mir Muth gemacht, euer fürſtlichen Gnaden zu ſchreiben, als ich in dieſen Tagen in ſeinem Novellenbuch viel anmuthige Dinge las. Da ich erfuhr, daß ſelbige von euer Herrlichkeit gnädig aufgenommen und geleſen worden, machte ich es wie die Schiffer, welche ihre Fahrzeuge dahin zu richten pflegen, wo ſie denken, daß ihre Waaren Abſatz finden. Ich möchte nun aber zu der Claſſe derjenigen gerechnet werden, welche ihrem Geſchick und dem ſchwanken Brette nicht zu ſehr vertrauen und für den Anfang nur kleine Unternehmungen machen. So iſt denn meine Abſicht und Wunſch, nur in Kürze eine kleine Novelle von einem Bürger von Siena zu erzählen, die ich vor wenigen Jahren als wahr vernommen habe. Dieſer beging zumeiſt aus reiner Einfalt einen Fehler, ohne dabei an etwas Schlimmes zu denken. Glaube jedoch niemand, daß ich dies aus Haß oder ſonſt in böſer Abſicht ſchreibe, denn ich war immer der Freund jener erlauchten Stadt. Auch hat mich dazu nicht der Umſtand bewogen, daß wir zum Schreiben von ihnen ſind herausgefordert worden, indem ein gewiſſer Siener eine Anzahl Novellen angefertigt hat, in welchen er immer Florentiner einführt, die auf verſchiedene Weiſe von den

Sienern hintergangen worden seien; denn ich meines Theils würde es ihnen, so oft sie mich auch hintergingen, stets aus Freundschaft und Bruderliebe bereitwillig verzeihen, namentlich im Hinblick darauf, wie unser Heiland ja auch denen am Kreuz verziehen hat. Und ich mache darum keinen Anspruch auf den Lorbeerkranz; sondern wenn ich auf irgend eine Weise einer so hochansehnlichen Frau mich gefällig erweisen könnte, indem ich hiervon oder von andern passendern Dingen schreibe, da wir uns doch manchmal in allerlei Gelehrsamkeit und schönen Wissenschaften geübt haben, so wäre dies der wahre und rechte Preis und den wir allein für all unsere Bemühung anstreben.*)

Zur Zeit, da Papst Pius**) zu Corsignano***) war, begab sich zu Siena ein merkwürdiger thörichter Streich. Dieser wahrhaft würdige und mit Recht höchste Oberhirt, der den Namen des hochberühmten Trojaners wohl verdiente, war gekommen, um seinen alten Wohnort wiederzusehen und wiederaufzubauen, der von ihm ewigen Ruhm haben wird. Schon offenbarten sich die prächtigen Paläste und die andern Gebäude, welchen die hohen Mauern nicht gleichkommen konnten, und das Gerücht flog durch die ganze Stadt des Pius. Insonderheit aber wollte Siena vor Selbstgefühl und Verwunderung fast platzen. Ein Einwohner dieser Stadt, der noch am Leben ist und für einen sehr geachteten Kaufmann gilt, war in seinen frü-

*) Den Schluß der Dedication, blos aus persönlichen Lobsprüchen und Complimenten bestehend, übergehe ich.

**) Pius II, früher Äneas Silvius Piccolomini, Papst von 1458—1464.

***) Hartmann Schedel im Liber chronicarum (Augsb. 1497, Bl. 281) sagt: Pius eius nominis secundus papa Eneas cognomento Picolhomineus antea vocatus, natione Ytalus, Senis oriundus, Corsiniani ortus, patre Silvio, matre Victoria.... Is Corsiniani cum per etatem discere potuisset grammaticam didicit; annum vero XVIII agens Senas proficiscitur, ubi a necessariis et cognatis adiutus poetas primo, mox oratores audivit.

heren Jahren ein guter Kamerad und vertrauter Freund des Aneas Piccolomini gewesen, sie hatten einen großen Theil ihrer Kindheit miteinander verlebt und da allerlei Dinge ausgeführt, wie es ihr Alter und der Ort mit sich brachte. Als nun dieser die Wunderdinge von Corsignano und vom Papst hörte, wünschte er, auch einmal hinzugehen und ihn zu besuchen und die alte Freundschaft zu erneuern. Da besann er sich nun hin und her, wie er ihm zuerst etwas Passendes zum Geschenk übersenden könne. Oft dachte er, er sollte ihm nur eine Schildkröte schicken, denn er hatte eine gar schöne. Dann aber ging er auf Anrathen der Magd höher hinauf und er hätte damals alles gegeben um einen Igel oder eine ähnliche Thorheit. Zufällig kam desselbigen Tages Messer Goro nach Siena. Sobald unser Held das erfuhr, fiel ihm wie ein Stein vom Herzen, er meinte, Gott habe ihm den Mann hergesandt, daß er sich bei ihm wegen des Geschenkes Raths erholen und ein Mittel ausfindig machen könne, um sich bei dem Papst wieder in Erinnerung zu bringen, denn er wußte, wie viel dieser bei seiner Heiligkeit galt und vermochte, und er konnte doch nicht so ohne weiteres hintreten und dem Papst die uralten wurmstichigen Geschichten ins Gedächtniß rufen. Er machte ihm daher auf der Stelle einen Besuch, und als sie sich kaum angeredet, rief er ihm entgegen: Nun, was macht denn der fromme Heilige, Messer Äneas? Ists wahr, daß er Papst geworden ist? Wir haben vor Zeiten manchen Schoppen miteinander getrunken. Ich will zu ihm gehen und ihn fragen, ob er auch noch an die Backenstreiche denkt, die ich ihm bei Fontegaia gegeben habe, als ich machte, daß er das Geld fallen ließ.*)

*) Die Reden sind im Siener Volksdialekt, und ich weiß nicht, ob ich immer recht deute; biezo ist wol dem venedischen bezzo gleich? Vielleicht sollten in der Übersetzung die Worte in Berliner Mundart oder einer ähnlichen wiedergegeben werden. Mir ist jedoch keine solche geläufig.

Aber er war damals der zuckersüßeste Junge von der Welt.

Nachdem er noch vieles thörichte Zeug vorgebracht, begehrte er, Messer Goro solle ihm versprechen, auf den Abend mit ihm zu essen, und Messer Goro nahm es an. Darauf ging er hinweg, kehrte nach Hause und hielt mit seinen Freunden Rath, welche Anstalten zu treffen seien, um ihm gebührende Ehre zu erweisen. Sie putzten nun das Haus sehr reich auf; dann stritt man sich über die Speisen, und es war unter ihnen die Rede von Pfauen sammt den Federn, denn sie hatten sagen hören, früher habe man solche in Rom bei Gastmahlen gegeben und noch jetzt sei es in Florenz üblich; aber es war ihnen nur wie ein Traum, auch wußten sie nicht eine andere Zubereitung zu denken, als im Wasser sieden. So wurde denn verabredet, es auszuführen. Da sich aber keine Pfauen vorfanden, gingen sie auf den Campo *), wo andere Sachen der Art verkauft wurden, und handelten zwei wilde Gänse ein, die dort feil waren; denn sie dachten, diese haben doch ziemlich viele Ähnlichkeit mit den Pfauenweibchen wegen gewisser Flügelfedern, und mit diesen können sie Messer Goro leicht hintergehen. Sie schnitten ihnen die Füße und die Schnäbel ab, trugen sie heim und warfen sie sammt allen Federn in den Siedkessel, bereiteten auch mehrere andere Gerichte nach ihrer Weise. Am Abend kam nun Messer Goro und brachte noch einige Hofleute mit. Der Wirth empfing ihn sehr heiter und führte ihn, wie es gebräuchlich ist, durch das aufgeräumte Haus. Dabei begegnete ihm aber vor lauter Gefälligkeit ein kleines Misgeschick. Er hatte nämlich das Wappen des Papstes über die Küchenthüre gehängt

*) Der schönste öffentliche Platz in Siena heißt la piazza del campo, tiefer als die ihn einfassenden Gebäude, mit einem schönen Brunnen von Jacopo della Guercia, der davon den Namen del Fonte hat. Vgl. E. Förster's Handbuch für Reisende in Italien. München 1842, S. 491.

und das des Messer Goro war drinnen im Gußstein. Indem er ihm nun dies zeigen wollte, hielt er die Lampe, die er in der Hand hatte, so hoch, daß er gar geschickt ihm eine ganze Ladung Öl über seinen rothen Mantel herabgoß, was denn einige Störung in die Sache brachte. Er merkte, daß er etwas Unpassendes angerichtet hatte, zog ihm demnach den Mantel eilig ab und ließ ihn eine Weile in seinem saubern Wamms im Saal stehen, während er in ein Zimmer lief, von da er ihm seinen langen Winterüberrock holte, der mit dickem schwarzen Schöpsenpelz gefüttert war und den er ihm sofort überwarf. Messer Goro ließ sich das, in Betracht daß es so ehrlich gemeint war, gutwillig gefallen, obgleich damals Sommer und die Hitze nicht unbeträchtlich war. Unterdessen waren Anstalten zum Händewaschen getroffen worden, man setzte Messer Goro zu oberst an den Tisch und dann die andern Hofleute, die mit ihm gekommen waren, und zu Anfang verspeisten sie viele gute süße Torten. Sodann wurde Messer Goro eine Schüssel vorgesetzt mit den Pfauen ohne Schnabel und einer aufgefordert, sie zu zerschneiden. Da derselbe aber in solchem Geschäft außer Übung gekommen war, mühte er sich eine gute Weile damit ab, die Vögel zu rupfen, und war ungeschickt genug, den Saal und den ganzen Tisch mit Federn anzufüllen und dem Messer Goro und den andern die Augen und den Mund und die Nase und die Ohren. Sie merkten zwar wol das Lächerliche der Sache, schwiegen aber und nahmen, um die Ordnung nicht zu stören, manchmal einen Bissen von den andern Speisen und würgten damit wieder einige Federn hinunter. An diesem Abend wären Sperber und Habichte gut am Platze gewesen. Als nun dieses verwünschte Gericht abgetragen war, kamen viele Braten, freilich mit viel Kümmel. Aber alles wäre noch hingegangen, hätten sie nicht noch zuletzt einen Fehler gemacht, ja in ihrer Thorheit dem Messer Goro und seinen Begleitern am Essen fast einen

garstigen Spuk gespielt. Der Hausherr hatte nämlich mit seinen Räthen verabredet, den Gästen zu Ehren eine Schüssel mit Sulz zu bereiten, und darauf wollten sie, wie das manchmal in Florenz und anderswo Sitte ist, das Wappen des Papstes und dasjenige Messer Goro's mit gewissen Denksprüchen darstellen. Dazu nahmen sie Operment, Bleiweiß, Zinnober, Grünspan und anderes tolles Zeug und so wurde die Platte dem Messer Goro mit großem Prunk und als etwas ganz Besonderes vorgesetzt. Messer Goro und alle seine Begleiter ließen sich auch umsomehr davon belieben, als sie damit den Geschmack der bittern Kümmelbrühen und der andern seltsamen Speisen wegzubringen hofften, in der Voraussetzung, es sei aus Bestandtheilen zusammengesetzt, wie man sie anderwärts, wo es recht zugeht, anwendet, als Safran, Mandelmilch, Sandelholz, Kräutersäften und dergleichen. So fehlte wenig, daß nicht die Nacht darauf einer oder der andere von ihnen ins Gras beißen mußte; namentlich hatte Messer Goro Kopfschmerz und Magenbeschwerden und gab vielleicht alle Federn der wilden Gänse wieder von sich. Nach jenem teuflischen vergifteten Essen kam noch ziemlich vieles Zuckerwerk und damit war die Mahlzeit zu Ende. Der Wirth war dabei dem Messer Goro beständig zur Seite gewesen, lehnte auf seinem Rücken und über den Kopf und wich den ganzen Abend nicht von der Stelle, sodaß er theils wegen dieser Zudringlichkeit, theils wegen des unpassenden langen Überkleides den ganzen Abend vor Hitze fast verschmachtete. Dabei schwatzte der Wirth unaufhörlich nach seiner Weise vom Papst und ließ endlich noch durch seine zwei Knaben eine Schaukel bereiten*), was den Gästen ein erschreck-

*) Pulci führt von diesem Spiel, das er zuerst, vermuthlich sienisch, le bisciaccole nennt, noch „damit man es besser verstehe" folgende Benennungen aus andern italiänischen Städten an, welche wir deutsch nicht wohl wiedergeben können: aus Florenz l'altalena, Pisa anciscocolo, Colle il pendoio, Rom la prendi-

liches Spiel vorkam. Ein guter Theil der Nacht war jetzt vorüber und Messer Goro sammt seinen Begleitern aus mehr als einem Grund der Thorheiten ihres Wirthes müde; deshalb nahmen sie Abschied und gingen nach Hause, wo sie während einer übeln Nacht mehr als einmal veranlaßt waren, das Nachtessen zu bereuen. Der aber, der es veranstaltet hatte, war der Meinung, es sei alles ganz vortrefflich abgelaufen, abgesehen von der großen Lampenspur, welche Messer Goro an seinem Mantel mit fortnahm; und er dachte in seinem Sinn, das Rupfen der gesottenen Gänse sei doch ein stattliches Schauspiel gewesen. In dieser Überzeugung, worin ihn noch die höflichen Reden des Messer Goro bestärkten, verließ er am andern Morgen früh die Stadt, um allerlei Geschäfte ins Reine zu bringen und sodann einige Tage um so ungestörter in Corsignano sein zu können. Da nun das Schicksal sehr scharfsinnig ist und wie mich deucht alle List auffindet, wenn es einmal einen recht zum Narren machen will, begab es sich, daß, als an demselbigen Tag unser schlimmer Vogel nach Siena zurückkehrte, er einen andern noch seltsamern Vogel, als er selber war, auffand. Es ging nämlich ein Landmann ein wenig vor ihm drauß' auf der Straße, welcher einen Grünspecht gefangen hatte und ihn zum Verkauf nach Siena trug. Dieser Vogel trägt außer seinem grünen Kleide am Kopfe noch einige rothe Federn und pflegt mit seinem langen Schnabel gar sehr die Ameisen zu verfolgen, weshalb unsere Poeten fabeln und erzählen, es sei ein alter König von Italien gewesen Namens Picus, der sich in diesen Vogel verwandelt habe. Darum behält er auch noch im Italiä-

---

fendola, Genua lo balsico, Neapel la salimpendola, Mailand lidoca. Gäbe uns jemand eine Beschreibung und Geschichte volksmäßiger Spiele, so wäre das sicher eine dankenswerthe Arbeit. Manches Interessante dafür theilt schon Regis zum Rabelais (II, 98. 115. 452. 582.) mit. Das Wörterbuch der Crusca beschreibt die altalena als Kinderspiel ganz wie unsere Schaukel.

nischen den Namen bei und die Streifen des königlichen Mantels.*) Als unser Siener den Vogel sah, meinte er, es sei ein Papagai, und plötzlich fiel ihm ein, das wäre ein passendes Geschenk, um es dem Papst zu senden, frug demnach den, der ihn trug: Wo trägst du den Papagai da hin?

Der Bauer aber war pfiffiger, als er; er merkte die Dummheit des Mannes und antwortete, wohl wissend, daß die Papagaien sehr geschätzt sind, er bringe ihn einem Freunde zum Geschenk; ließ sich sodann eine Weile bitten und gab ihm endlich das Thier hin kaufsweise um drei Pfund, worauf er nach Hause ging und sehr froh war über sein Tagewerk. Unser Närrlein ging gleichfalls ganz heiter mit seinem Vogel nach Siena, und es war ihm als hätte er ihn gestohlen, ließ sogleich einen Käfig bestellen und das Wappen der Piccolomini drauf malen nebst manchen andern artigen Dingen und sperrte seinen Papagai hinein. So ließ er ihn in seiner Eitelkeit zwei oder drei Tage an der Bude des Malers öffentlich ausstellen, damit es auch jedermann sehe. In der That ganz Siena hatte Zeit genug, es zu betrachten, und es war nur zu verwundern, daß in einer so großen ehrenwerthen Stadt unter einer so zahlreichen Einwohnerschaft auch nicht ein einziger gescheidter war als die andern, und wußte, ob das ein Grünspecht war oder ein Papagai. Endlich schickte er wirklich den Käfig sammt dem gewichtigen Vogel nach Corsignano und er wurde dem Papst im Namen seines Freundes ausdrücklich als Papagai

*) Italiänisch heißt er Picchio. Die Mythe erzählt Ovid in den Metamorphosen B. XIV, Z. 320 ff. Dort heißt es u. a.:

Jener entflieht, doch indem er sich selber bestaunt, daß er schneller
Laufe, denn sonst, entdeckt er am eigenen Leibe Gefieder.
Und ganz zornig darob, daß er plötzlich ein neues Geflügel
Latiums Wälder besuch', anhackt er mit hornigem Schnabel
Waldbäum, Wunden erboßt schlägt er in die ragenden Äste.
Purpurfarbe gewinnt das Gefieder vom Purpurgewande;
Wo die Spange zuvor das Kleid mit Golde geheftet,
Ward nun Flaum, und den Nacken umläuft goldfarben ein Ringel.
Nichts bleibt außer dem Namen zurück vom vorigen Picus.

überreicht. Das Geschenk hätte in keinem passendern Augenblick ankommen können, denn Messer Goro war gerade in diesen Tagen nach Corsignano zurückgekehrt und hatte seiner Heiligkeit dem Papst und dem ganzen Hofe die Geschichte von dem Nachtessen erzählt und von dem Lampenguß und von seiner Bangigkeit in der Nacht darauf. Da er nun diese neue Thorheit sah mit dem in einen Papagai verwandelten Grünspecht, beruhigte er sich um so leichter über seine eigenen Unfälle. Obgleich aber diese Herzenseinfalt dem Papst und allen seinen Hofleuten viel zu lachen gab, so war man doch in Siena der festen Überzeugung, daß es ein Papagai gewesen sei, und in der ganzen Stadt gab man sein Wort darauf und ging Wetten darüber ein. Und so dauerte der Tanz einen Monat oder länger, daß man über diesen Vogel in Corsignano lachte und in Siena stritt, und man könnte noch jetzt täglich Leute dort finden, die darauf beharren, wie namentlich der, der ihn überschickte. Derselbe ging wenige Tage nach Übermachung des Geschenkes hin um den heiligen Vater zu besuchen und ward gnädig aufgenommen, blieb daselbst auch mehrere Tage zu seinem Vergnügen. Sobald er den Papst sah, lief er auf ihn zu wie ein Verrückter, erinnerte ihn an die vielen Schoppen und Backenstreiche und sagte so viel tolles Zeug, daß der Papst immer wieder und von neuem lachte. Endlich empfing er seinen Segen und kehrte nach Siena zurück ganz getröstet über den Papst und über Corsignano und vor allem über seinen Vogel. Und er würde noch heutiges Tages Stein und Bein schwören, es sei ein Papagai gewesen, als hätte er ihn eigenhändig aus seinem Neste an dem Nilufer geholt, woher sie kommen sollen.

# V. Gentile Sermini.

1450.

---

## 39. Ser Pace.

(Nov. 5.)

In der prächtigen Stadt Rom lebte ein Prieſter Namens Ser Pace, welcher als Pfarrer eines Kirchleins mit einer guten Pfründe anſtändig lebte. Er war ein Mann von milder Gemüthsart und höflichen Sitten, war einer guten Tafel nicht gram und lud häufig andere Geiſtliche zum Eſſen zu ſich. Als er einſt eines Burſchen benöthigt war, lief ihm einer aus Colle im Elſathal Namens Maſetto in die Hände, welcher gerade als Knecht Dienſte ſuchte. Sie ſprachen miteinander und kamen überein, daß Maſetto auf Lebenszeit ſich zu ihm verdingte, mit dem Verſprechen, ſo genau als möglich zu erfüllen, was Ser Pace zu ihm ſage; Ser Pace nahm ihn ebenfalls auf Lebenszeit an und ſetzte für ſich fünfundzwanzig Gulden Buße feſt, wenn er ihn fortſchicke, und das Gleiche für Maſetto, wenn er ſeine Entlaſſung begehre. Weil aber Maſetto in einem loſen Alter ſtand, das dem Hausherrn geringere Gewähr leiſtete, übergab er von ſeiner Habe dem Ser Pace zwanzig Ducaten und ein ſilbernes Geſchmeide ſieben Loth ſchwer, einen kleinen Falken darſtellend, alles miteinander in Verſatz. Ser Pace ſicherte die Übereinkunft noch durch die Hand eines öffentlichen Notars; es wurde ein Papier darüber aufgeſetzt und als daſſelbe im Reinen war, wohnte Maſetto mit Ser Pace zuſammen, kam ſeinem Dienſte mit großem Eifer nach und erwarb ſich Ser Pace's Zu-

neigung in hohem Grade. Etwa vierzehn Tage ging der Dienst in Ordnung; nun aber begann Masetto das ins Werk zu setzen, weshalb er eigentlich zu Ser Pace gegangen war. Es war die große Fastenzeit; da sprach Ser Pace zu Masetto: Morgen kommen vier Priester zu mir zum Frühstück. Kaufe zehn Pfund Fische und rüste sie gut zu! Weiche Bohnen ein! Koche aber nicht viele, denn es ist nicht grade eine Speise für Priester. Daß es nur an den Fischen nicht fehlt!

Masetto antwortete: Ganz recht, gestrenger Herr!

Und er sorgte für Alles. Er rechnete, da es fünf Priester waren, legte er elf Bohnen ins Wasser, nämlich zwei für jeden und eine für sich, und am andern Morgen setzte er sie so zum Feuer. Auch bereitete er die Fische köstlich zu, wie ihm Ser Pace anbefohlen hatte. Alles war fertig, die Stunde der Mahlzeit kam und die Geistlichen traten ins Haus. Masetto empfing sie freundlich, reichte ihnen Handwasser, sie setzten sich zu Tisch und nach einem würzigen Salate trug Masetto die Teller auf mit je zwei Bohnen auf einem. Die Geistlichen verwunderten sich über diesen Anblick und sahen einander an. Als aber Ser Pace dies bemerkte, sprach er zu Masetto: Was ist das für eine Ärmlichkeit? Geh, schöpfe mehr heraus! Bist du verrückt? Solche Teller setzt man nicht Priestern vor.

Masetto antwortete: In der Schüssel ist nur noch eine Bohne für mich. Wenn ihr sie wollt, so will ich sie euch bringen.

Was sagst du? sprach Ser Pace, stand auf und wollte es sehen. Er fand es auch wirklich so. Darüber tadelte er ihn sehr und sprach: Sieh zu, daß dir dies nicht wieder begegnet!

Masetto antwortete, er habe es nur aus Gehorsam so gemacht. Er habe ihm ja befohlen, nur wenig zu kochen, deshalb habe er zwei auf jeden Geistlichen und eine auf sich gerechnet.

Genug damit für jetzt, sagte Ser Pace. Gib uns die Fische!

So ging das Frühstück hin. Nachher aber gab er ihm einen heftigen Verweis und sprach: Mache, Masetto, daß dergleichen nicht wieder vorkommt!

Dieser antwortete: Ganz recht, gestrenger Herr!

Ser Pace sagte zu den Priestern: Morgen will ich euch schadlos halten; ich erwarte euch daher alle morgen Vormittag hier zum Frühstück.

Sie nahmens an und Ser Pace gab nun Masetto die erforderliche Weisung, was er für morgen vorzubereiten habe, nämlich Salsinen und frische Fische, außerdem solle er Erbsen einweichen.

Nimm dich in Acht, fügte er hinzu, daß es nicht wieder geht, wie heute morgen! Lege reichlich ins Wasser! Die Priester wollen keine Possen auf dem Teller. Koche vollauf, nicht so ärmlich!

Masetto antwortete: Ganz recht, gestrenger Herr!

Als es nun Zeit war, nahm er einen halben Scheffel Erbsen, den Ser Pace vor wenigen Tagen gekauft hatte, und weichte alle ein. Am Morgen aber setzte er sie in drei großen Töpfen zum Feuer und ließ sie kochen. Alles war im Reinen, als die Priester zum Frühstück kamen, sie saßen zu Tisch, Masetto hatte die Teller für sie zugerüstet und trat nun in den Saal mit solchen Erbssuppen, daß nicht nur Priester, sondern sogar Schweine*) von Castri**) sich über diese Masse geschämt hätten, so viele Erbsen setzte er ihnen vor. Als Ser Pace die Erbsenbescheerung sah, sprach er: Masetto hat uns für gestern Morgen entschädigen wollen.

Und so lachten alle miteinander über diese Kübel***)

---

*) Cigarini finde ich nirgends erklärt.

**) Das alte Delphi.

***) Catinate, ein Wort, das die Crusca nicht aufführt, von catino. Vielleicht erlaubt man mir darum auch das schwäbische Kübel, verwandt mit Kufe.

mit Erbsen. Masetto beschäftigte sich ganz unbefangen weiter damit, die Fische nach dem Geschmack der geistlichen Herren zuzubereiten und die Gläser immer neu zu füllen, daß, wenn er sich ihnen gestern durch seine Armseligkeit verhaßt gemacht hatte, sie sich jetzt für entschädigt halten und seine Freigebigkeit loben mußten.

Eßt nur rüstig drauf los, antwortete Masetto. Es ist genug da um von Allem zu essen, namentlich Erbsen.

Ser Pace sagte: Hast du uns denn noch nicht alle hereingebracht?

Es ist noch so viel übrig, sagte Masetto, daß ich wol zwanzig Trachten, größer als diese, hereinbringen kann.

Nachdem das Essen vorbei war, wollte Ser Pace doch nachsehen und fand drei große Kessel voll Erbsen über dem Feuer. Er rief seine Gesellschafter herbei, zeigte sie ihnen und sprach zu Masetto: Was Teufels hast du gemacht? Diese Erbsen hätten ja für hundert Mann ausgereicht. Hast du denn alle Erbsen gekocht, die da waren?

Masetto erwiderte: Ja, gestrenger Herr!

Dieser aber war darüber erzürnt und schalt ihn heftig aus, Masetto aber vertheidigte sich und sagte: Ich thue, was ihr mir befehlt, und ihr zürnet! Gestern sagtet ihr mir, ich solle wenig Bohnen kochen, ich that es und ihr wart böse; dann sagtet ihr mir, ich solle reichlich Erbsen kochen, ich that es und ihr schmählet mich aus. Das ist sehr unrecht von euch. Ihr wißt, daß eine Strafe darauf gesetzt ist, wenn ich nicht thue, was ihr mir befehlt; ich gebe mir alle Mühe und doch werdet ihr zornig über mich. Ich thue es nur, um nicht fünfundzwanzig Ducaten zahlen zu müssen.

Hiermit hörte die Zwiesprach auf, und wer es mit angehört hätte, der hätte Ser Pace Unrecht und Masetto Recht geben müssen, so gut wußte dieser zu sprechen.

Darüber gerieth denn Ser Pace in Wuth und sagte zu Masetto: Mach, daß du mir heute das Haus räumst!

Nach diesen Worten ging er mit seinen Gesellschaftern aus und schloß die Thüre von außen mit dem Schlüssel, ohne Antwort abzuwarten. Als Masetto seine Worte hörte und sich einschließen sah, rief er mit lauter Stimme nach: Auf welchem Wege soll ich denn das Haus räumen? Ihr habt mich ja eingeschlossen.

Voll Ärger rief Ser Pace: Durch die Fenster meinetwegen.

Ganz recht, gestrenger Herr! sagte Masetto. Die Geistlichen gingen in die Vesper, Masetto aber, in strengem Gehorsam, schickte sich an, seinen Befehl zu vollziehen. Er fing also an, durch die Fenster das Haus zu räumen; er fing von oben an; alles, was im Saale war, Tafeln, Bänke, Tische, Zwehlen, Krüge, Becher, Untersätze, Schüsseln, Schaalen, Bestecke warf er zu den Fenstern hinaus auf den Platz. Dann ging es nach der Küche; Kessel, Pfannen, Röste, Brandeisen, Holzplatten, Teller und was er dort fand, flog aus dem Fenster auf den Platz. Dann im Schlafzimmer das Bett, die Bettlade, Koffer mit Allem was darin war, Kapuzen, Paramente, Tücher, Bücher und was er sonst fand, nichts blieb darin, es mußte durch die Fenster in den Pfarrhof hüpfen. Den Hühnerstall leerte er ganz aus und warf ihn hinab. Auf dem Speicher lag ein großer Berg Korn, den leerte er Sack um Sack zum Fenster hinaus und schüttete dasselbe auf den Durcheinander der andern Sachen. Als nun Ser Pace und seine Gesellschafter aus der Vesper kamen, sagten sie: Wir wollen doch sehen, ob sich Masetto aus dem Fenster gestürzt hat.

Sie gingen hin, und als sie an die Thüre des Platzes oder Hofes, wie man es heißen will, kamen, hörten sie ein lautes Krähen und Durcheinanderfliegen der Hühner, weil Masetto eben wieder einen Sack voll Körner herabgoß. Ser Pace wunderte sich über den Vorfall, öffnete

wüthend das Hofthor, und sah denn hier alle seine Habseligkeiten übereinandergeworfen und zerbrochen. Voll Grimm schrie er auf und rief Masetto zu: Verräther, was machst du?

Masetto, einen andern Sack herabschüttend, antwortete ganz erschöpft: Ich räume aus, wie ihr mir gesagt habt. Ich habe nur noch wenig Korn auszuleeren, dann ziehe ich den Fässern die Zapfen aus und so werde ich bald ganz fertig sein. Macht nur noch einen kleinen Gang um eine Ecke! Wenn ihr wiederkommt, so werdet ihr Alles gethan finden, daß auch nicht ein Härchen mehr übrig bleibt.

Ser Pace spie Feuer und Flammen vor Entrüstung und sagte: Verräther, geh mir aus dem Hause!

Er nahm einen Stock und eilte die Treppe hinauf, um ihn damit zu bedienen. Masetto aber, welcher jung und gewandter war als er, lief ihm davon. Ser Pace folgte ihm nach und jagte ihn zum Hause hinaus. Als Masetto vor der Hausthüre angelangt war, sprach er zu den vier Geistlichen: Ihr seid meine Zeugen, daß er mich zum Hause hinausgejagt hat.

In demselben Augenblick kam zufällig der Ritter des Senators vorbei. Von dem Geschrei aufmerksam gemacht, kam er herzu, hörte den Fall und führte Ser Pace und Masetto gefangen mit sich; die vier Priester folgten. Alle wurden dem Senator vorgeführt und Ser Pace setzte demselben den ganzen Schaden auseinander, welchen ihm Masetto zugefügt hatte.

Gnädiger Herr Senator, sprach Masetto, laßt mir mein Recht werden! Weil aber Ser Pace Priester ist, so laßt ihn Gewähr leisten, daß er Recht gibt und eure Gerichtsbarkeit anerkennt.

So geschah es. Ser Pace unterwarf sich dem Gericht und leistete hinreichende Gewähr. Darauf setzte Masetto seine Angelegenheit auseinander, zeigte den mit Ser Pace eingegangenen schriftlichen Vertrag vor und

erwähnte die Bußen und das Unterpfand. Ser Pace dagegen erzählte, welchen Schaden er genommen habe. Während nun der Herr Senator und einer seiner Gehilfen die Parteien verhörte, hatte die Erbsenbrühe ihren Lauf vollbracht und äußerte ihre Wirksamkeit so gewaltig, daß Ser Pace's Schinkentasche sich ganz mit solcher Suppenbrühe füllte. Als die Kunde von diesem Ereigniß dem Herrn Senator zu Ohren, oder vielmehr zur Nase kam, wurde ihm der Priester verhaßt, er sagte zu seinem Gehilfen, er solle die Leute abfertigen und wegschicken. Dieser hatte die Gründe, die jeder für sich beibrachte, angehört und sprach nun das Urtheil, Ser Pace müsse dem Masetto fünfundzwanzig Gulden Buße zahlen und das ganze Unterpfand, das ihm Masetto gegeben hatte, zurückerstatten. Ser Pace beschwerte sich darüber, Masetto aber vertheidigte sein Recht.

Herr Senator, sprach er, wundert euch nicht, daß diese schurkischen Pfaffen sich diesen Abend so aufführen! Das begegnet ihnen alle Tage bei ihrem schlemmerischen Fressen und Saufen. Alle Tage geht es hoch her bei ihnen und ich hatte die Unlust davon.

Der Herr Senator that nun in der besagten Weise den Spruch, daß Masetto für Alles bezahlt werden müsse. Und somit schied er befriedigt. Ser Pace und seine Genossen aber scheiden sehr unzufrieden, denn sie hatten zum Schaden noch die Schande. Alle gingen mit Ser Pace in sein Haus, um ihm zu helfen, seine Sachen, die Masetto auf den Platz oder in den Pfarrhof geworfen hatte, wieder einzuräumen und aufzustellen. Zu dieser Arbeit nahm er einige Nachbarn in Anspruch und viele unterstützten ihn aus Mitleid. Und als sie von Ser Pace hörten, wie die Sache gegangen war, bemitleideten ihn alle. Unter den Hilfeleistenden war auch ein junger Mann aus Sciano in Ombrone im Gebiete Sienas, Namens Pela. Als er den Schaden sah und Nachricht davon bekam, ergriff ihn Mitleid; er rief Ser

Pace bei Seite und bot sich ihm folgendermaßen zum Dienst an.

Ich habe, sagte er, ihn soeben zum Sanct Peters Thor hinausgehen sehen; aber ich sage euch, da ich gesehen habe, was er hier angestellt hat, habe ich mir vorgenommen, wenn ihr damit einverstanden seid, daß er dieses Geldes nicht froh werden soll. Sagt mir nun genau, wie viel Geld er von euch bekommen hat und in welcher Münze. Dann laßt mich nur machen! Ihr sollt sehen, wer mehr kann, der Colligianer oder der Scialinge. Ich bin besser zu Fuß als er, und werde ihn bald einholen. Macht euch nur keine Sorge! Ich will es euch schon wieder einbringen.

Ser Pace nahm das Anerbieten dankbar an und empfahl ihm allen Eifer. Sie wurden einig und Ser Pace gab ihm Geld zu seinen Auslagen.

Ich darf jetzt nicht länger warten, sagte dieser. Haltet die Sache geheim und laßt mich sorgen!

So schied er in stillem Einverständniß mit ihm. Er eilte Masetto nach und erfuhr von Zeit zu Zeit, daß er ihm nicht mehr weit voraus sei; doch wanderte er zwei Tage, bis er ihn erreichte; es war dies in der Herberge zu Bolsena.*) Sie kehrten dort ein, es waren viele Fremde dort, und so blieben die beiden daselbst über Nacht. Pela war unbekannt, er sprach mit Masetto und den andern ohne Unterschied, gab vor, er sei von Sutri und gehe nach Siena. Schon gestern hatte Pela auf den Namen eines Colella von Sutri an einen gewissen Ventura von Sciano einen Brief geschrieben folgenden Inhaltes:

„Ich habe deinen Brief erhalten, in welchem du mir aufträgst, ich solle durch den Überbringer, deinen Sohn Salvi, dir fünfundvierzig Ducaten schicken, die ich dir noch als Rest für die Thiere, die du an mich verkauft

*) Sermini: Bolsino.

haſt, ſchuldig bin. Vor Allem bitte ich um Entſchuldigung, daß ich nicht im Stande geweſen bin, dir ſie früher zu ſchicken. Jetzt aber habe ich nach Leſung deines Briefes die ganze Summe dem Salvi eingehändigt, nämlich zwanzig venezianiſche Ducaten und fünfundzwanzig römiſche. Darum bitte ich dich, hiermit meine Rechnung zu tilgen. Ferner, da mir Salvi erzählt, daß du deine Tochter verheirathet haſt, ſchicke ich dir ein kleines Geſchmeide für ſie zum Andenken von mir, nämlich einen kleinen Falken mit einem Kettchen von Silber, im Ganzen ſieben und ein Viertel Loth ſchwer. Ich ſehe wohl, daß ich nicht ſo viel thue, als du verdienteſt. Du mußt mir eben verzeihen. Freilich habe ich ſo viel Freundlichkeit von dir genoſſen, als ich dort war, daß ich gar nicht weiß, wann ich dir dafür lohnen kann. Dein Dienſtbereitwilliger" u. ſ. w.

Als der Brief geſchrieben war, faltete er ihn und ſteckte ihn in den Buſen, legte ſich auch den Namen Salvi bei. Am Morgen nun machte er ſich unter irgend einem guten Vorwand an Maſetto und wünſchte ihm guten Morgen. Sobald er bemerkte, daß dieſer ſich zum Weiterreiſen anſchickte, ſagte Pela: Iſt vielleicht unter dieſen Gäſten einer, der nach Acquapendente geht?

Ich, antwortete Maſetto.

So laßt uns miteinander gehen, ſagte Pela; denn ich gehe lieber in Geſellſchaft als allein.

Nachdem der Wirth bezahlt war, machten ſie ſich alſo auf den Weg. Abends langten ſie in Acquapendente an und gingen miteinander in die gleiche Herberge und Wohnung. Am Morgen, als ſie weiter wollten, ſagte Salvi zu Maſetto: Erwarte mich hier! Ich will nur da einen Brief an jemand abgeben.

Maſetto glaubte das und erwartete ihn beim Feuer. Salvi aber ging alsbald zum Schultheißen und klagte den Maſetto an, er habe ihm in der Nacht fünfundvierzig Ducaten und ein ſilbernes Geſchmeide geſtohlen. Weinend flehte er um den Schutz des Beamten und gab an, in

welcher Herberge der Dieb sich befand. Er wußte es auch so geschickt anzubringen, daß der Beamte ihm vollkommen Glauben beimaß und ihm vier Häscher mitgab, um den Dieb zu fassen. So wurde denn Masetto in der Herberge festgenommen, zum Schultheißen geführt, in enge Haft gebracht und mit der Folter verhört. Da er aber nicht gestand, wollte der Schultheiß den Salvi noch weiter vernehmen. Dieser aber sagte, noch immer weinend: Gestrenger Herr, beweisen kann ich's euch nicht, denn zum Stehlen zieht einer keine Zeugen bei; aber ich sage euch die Wahrheit, und wenn es nicht so ist, so laßt mich hängen! Er hat mir fünfundvierzig Ducaten gestohlen, die ich von Colella in Sutri eingezogen hatte, und zwar zwanzig venezianische und fünfundzwanzig römische, den Kaufpreis für das Vieh, das mein Vater an ihn verkauft hat, und überdies ein silbernes Geschmeide, das er meiner Schwester schenkte. Da ist der Brief von Colella.

Damit reichte er ihn dem Beamten hin.

Ich kann nicht lesen, fuhr er fort; schaut zu, was in dem Briefe steht. Und wenn er die Sachen nicht bei sich hat, so will ich das Leben verlieren. Dieser schurkische Masetto hat in Sutri ausgespäht, daß ich das Geld bei mir habe, dann hat er sich an mich gemacht, um mich unterwegs zu bestehlen, und heute Nacht, da wir zusammen schliefen, hat er es ausgeführt. Beweise habe ich sonst nicht, als Gott und die Wahrheit.

Der Beamte glaubte Salvi, ließ Masetto holen, und da man in seinem Busen genau das vorfand, was der Brief besagte, nahm er an, Salvi sei wirklich nach seiner Angabe beraubt worden. So ließ er denn Salvi alle Ducaten und das Geschmeide übergeben. Der Schultheiß litt heftig an Hüftschmerzen, nahm sich der Untersuchung wenig an und gab seinem Notar den Auftrag, er solle dem Missethäter sein Recht werden lassen. Der Notar war Ser Piero von Farnese, der in seiner Schelmerei

auf den Gedanken kam, den beiden das Geld abzunehmen. Darum ließ er Masetto und Salvi gefangen setzen, und da Masetto sich sehr gewehrt hatte, die Beschuldigung sei nicht wahr und der Brief unterschoben, auch sich zum Beweise erbot, sagte er zu Salvi: Ihr müßt beide so lange hier bleiben, bis du Colella von Sutri kommen läßt. Dann will ich es untersuchen. Sobald ich hierüber im Reinen bin, lasse ich dich frei. Wenn es nicht wahr ist, mußt du das Geld wieder hergeben und ich lasse dich hängen als Betrüger.

Salvi kam diese Entscheidung mislich vor. Es wurden ihm drei Tage Frist gegeben, um durch Colella zu erweisen, daß der Brief echt sei. Pela Salvi traute aber diesem als einem listigen Burschen nicht ganz. Daher versuchte er einen Vergleich durch Vermittelung Schiavetto's, des Dieners des Schultheißen, welcher die Gefangenen mit Essen und Trinken zu versehen hatte, und bot ihm Geld an, wenn er ihn entwischen lasse. Ser Piero, der auf nichts anderes wartete, verlangte die ganze Summe und versprach, sie dann loszugeben. Schiavetto aber misfiel das und er verständigte sich daher mit Salvi und Masetto. Mit seiner Hilfe von außen und der eigenen Anstrengung von innen erbrachen sie in der dritten Nacht den Kerker und er führte sie an einen Platz, wo sie über die Mauer steigen konnten. Sobald sie draußen waren, gaben Salvi und Schiavetto vor, nach Siena zu gehen, wiewol sie die entgegengesetzte Richtung im Sinne hatten und sie miteinander in geheimem Einverständniß waren. Salvi stellte sich, als habe er beim Überspringen der Mauer einen Fuß verrenkt und könne nun nicht mehr gehen. Masetto wollte sich aus Angst nicht aufhalten, und Schiavetto sagte zu ihm: Geh nur zu, wir kommen gemach hinterdrein!

Da Schiavetto und Pela zurückblieben, war das Masetto eben recht, denn er gedachte es Pela ebenso zu machen, wie dieser es ihm gemacht hatte. Er eilte daher nach

Radicofani, wo er einen falschen Brief aufsetzte ähnlich dem des Salvi, als schickte einer aus Viterbo das Geld an einen andern in Pisa und dabei das Geschmeide. Sodann stellte er sich dem Schultheiß von Radicofani vor, sagte, er sei von zwei Leuten um fünfundvierzig Ducaten und ein Geschmeide bestohlen worden, und zeigte zugleich den Brief des Viterbers. Der Beamte glaubte ihm und gab ihm vier Häscher, um die Missethäter zu fahen. Mit diesen wartete er zwei Tage am Thore auf die Ankunft Pela's und Schiavetto's. Da sie aber nicht kamen, nahm er traurig Abschied und ging nach Colle. Pela und Schiavetto waren indessen bereits in Rom angekommen und hatten Ser Pace das Geld und das Geschmeide zugestellt. Als Ser Pace die Nachricht gehört und das Geld und das Geschmeide in Empfang genommen hatte, sagte er ihnen freudigen Dank. Er nahm seine fünfundzwanzig römische Ducaten, die zwanzig venezianischen aber und das Geschmeide machte er ihnen zum Geschenk. Die ganze Geschichte kam dem Cardinal von Brancacci zu Ohren, welcher sich darüber erfreute und sie eines Tages dem Papst Gregor XII. in Gegenwart aller andern Herren Cardinäle erzählte und dabei die Frage aufwarf wer für den verschmitztesten zu halten sei, der Colligianer oder der Scialenge. Wir übergehen den Spaß, welchen die Sache erregte, und den heftigen Streit, den sie hervorrief, indem der eine diesem, der andere jenem den Preis der Verschmitztheit zuerkannte. Es dauerte etwa einen Monat und nie kam es zur bestimmten Entscheidung. Unterdessen verließ der Papst mit seinem ganzen Hofe Rom und zog nach Siena und von dort nach längerem Aufenthalte nach Lucca; dann kehrte er wieder nach Siena zurück, später in die Romagna. In der Folge wurde dem Papst Gregor der Gehorsam aufgekündigt und in Pisa Papst Alexander gewählt. Deshalb blieb jene Streitfrage schwebend und es wurde nie ausgesprochen, wer der verschmitzteste sei. Unter den

Hofleuten aber blieb die Redensart sprichwörtlich: Du, bist du ein Colligianer, so bin ich ein Scialenge.

Das soll heißen: Wenn du ein Schurke bist, so bin ich kein Heiliger.

Man bittet nun den geneigten Leser, die Untersuchung zum Spruche zu bringen.

# VI. Niccolò Macchiavelli.

1469.

---

## 40. Belfagor.

Man lieſt in den alten Jahrbüchern der florentiniſchen Geſchichte, was man ſchon aus der Erzählung eines heiligen Mannes weiß, deſſen Leben bei allen ſeinen Zeitgenoſſen hochgeprieſen wurde, daß derſelbe, in ſeine Gebete vertieft, mittelſt ihrer ſchaute, wie unzählige Seelen jener armen Sterblichen, die in Gottes Ungnade umkamen, in der Hölle alle oder meiſtentheils nur darüber klagten, daß ſie einzig und allein durch das Heirathen ſich in ſo großes Unglück geſtürzt haben. Durch dieſen Umſtand wurden nun Minos, Radamanth ſowie die andern Höllenrichter in höchliches Erſtaunen verſetzt, weil ſie ſolchen Verleumdungen des weiblichen Geſchlechts nicht wohl glauben konnten. Da indeſſen die Klagen von Tag zu Tag zunahmen und auch der gehörige Bericht über die ganze Sache dem Pluto erſtattet war, ſo kam es zum Beſchluſſe, den Fall mit ſämmtlichen hölliſchen Fürſten in reifliche Erwägung zu ziehen und nächſtdem die geeignetſten Maßregeln zu ergreifen, um den Betrug aufzudecken und das Wahre an der Sache herauszuſtellen. Pluto berief ſonach eine Rathsverſammlung und ſprach daſelbſt in folgendem Sinne: Wiewol ich, meine Lieben und Getreuen, durch des Himmels Fügung und durch unwiderrufliche Schickſalsbeſtimmung dieſes Reich beherrſche und um deswillen keinem Richterſtuhl des Himmels oder der Erde unterworfen ſein kann, ſo habe ich doch beſchloſſen, weil es geſcheidter iſt, wenn die Gewaltigen ſich den Geſetzen unterwerfen

und der Meinung anderer ihr Recht einräumen, euren Rath einzuholen, wie ich in einer Angelegenheit mich zu verhalten habe, die sonst gar leichtlich zur Unehre unserer Herrschaft ausschlagen dürfte. Es sagen nämlich zwar alle Seelen von Männern, welche in unser Reich kommen, ihre Weiber seien daran schuld. Da uns das aber unmöglich scheint und wir befürchten, wenn wir auf diesen Bericht hin ein Verdammungsurtheil sprächen, möchten wir als allzugrausam verschrieen werden oder, wenn wir es nicht thäten, als allzuläſſig und ungerecht; da ferner die einen Menschen aus Leichtsinn fehlen, die andern aus Unbilligkeit, wir aber diesem beiderseitigen Tadel ausweichen möchten und nicht wissen, wie das anzugehen ist, haben wir euch herbeschieden, damit ihr uns mit eurem guten Rathe beisteht und um zu bewirken, daß dieses Reich auch für die Zukunft fortbestehe mit unangetasteter Ehre wie bisher.

Es schien einem jeden dieser Fürsten der vorliegende Fall ein hochwichtiger und sehr beachtenswerther zu sein. Sie waren auch darin miteinander einverstanden, daß die Wahrheit nothwendigerweise erforscht werden müsse; aber über die Art und Weise der Ausführung theilten sich die Meinungen. Der eine hielt dafür, man solle einen, der andere, man solle mehrere Boten zur Erde empor abfertigen, um unter menschlicher Gestalt persönlich zu ergründen, ob die Sache sich wirklich so verhalte. Viele andere dagegen meinten, man brauche nicht so viele Umstände zu machen; man dürfe nur ein paar Seelen durch verschiedene Marter zum Bekenntniß zwingen. Da nun aber die Mehrzahl für den Vorschlag einer Gesandtschaft stimmte, so ging diese Meinung durch, und da sich keiner fand, der freiwillig das Amt übernommen hätte, so entschloß man sich, die Wahl durch das Loos zu entscheiden. Das Loos traf den Erzteufel Belfagor, der vordem, ehe er aus dem Himmel gefallen, ein Erzengel gewesen war und jetzt zwar sehr widerwillig sich zu der

Botschaft hergab, aber dennoch durch Pluto's Machtspruch gezwungen sich dazu verstehen mußte, den Beschluß der Rathsversammlung zu vollführen, und die Bedingungen einging, welche förmlich berathen worden waren. Diese bestanden darin, daß dem mit dem Auftrage Betrauten hunderttausend Ducaten überwiesen werden sollten; mit diesen mußte er auf die Welt gehen, in menschlicher Gestalt ein Weib nehmen und zehn Jahre mit ihr leben, sodann eines scheinbaren Todes sterben und nach der Hölle zurückkehrend seinen Vorgesetzten nach der gemachten Erfahrung darüber Bericht erstatten, worin eigentlich die Last und die Lust des Ehestandes bestehe. Es wurde überdies erklärt, daß er während der genannten Zeit allen Ungemächlichkeiten und Übeln unterworfen sein solle, mit denen die Menschen zu kämpfen haben, und welche Armuth, Gefangenschaft, Krankheit und so manchen andern schlimmen Umstand, der den Menschen begegnen kann, nach sich ziehen; ausgenommen wenn er sich durch Klugheit oder List davon befreie. Belfagor nahm also die Bestallung und sein Geld in Empfang und kam herauf auf die Welt. Er hatte sich aus seinen Schaaren mit Pferden und Dienerschaft versehen und zog sehr stattlich in Florenz ein. Diese Stadt hatte er vorzugsweise zu seinem Aufenthalt erkoren, weil sie ihm den Wucher, den er mit seinem Gelde zu treiben gesonnen war, ganz besonders zu begünstigen schien. Er ließ sich hier Roderigo von Castilien nennen und miethete ein Haus in der Vorstadt Allerheiligen.*) Damit man seiner wahren Herkunft nicht auf die Spur komme, sagte er aus, er habe vor einiger Zeit Spanien verlassen, sich dann nach Syrien gewendet und in Aleppo sein Vermögen gewonnen; er habe es aber verlassen in der Absicht nach Italien zu gehen, in ein menschlicheres, dem bürgerlichen Leben und seinen Neigungen angemesseneres

*) Die Allerheiligenkirche in Florenz liegt unterhalb des Ponte Carraja am rechten Ufer des Arno.

Land, und dort ein Weib zu nehmen. Roderigo war ein sehr schöner Mann, der in einem Alter von dreißig Jahren zu stehen schien. Er verrieth in wenigen Tagen, daß er im Besitz großer Reichthümer sei, und da er sich außerdem bei mehrfachen Gelegenheiten als einen wahrhaft gebildeten und freigebigen Mann zu erkennen gab, so boten ihm manche edle Bürger, die viele Töchter und wenig Thaler im Besitz hatten, ihre Kinder an. Unter allen diesen erwählte Roderigo ein sehr schönes junges Mädchen Namens Oneſta, die Tochter des Amerigo Donati, der außer ihr noch drei andere Töchter und drei erwachsene Söhne hatte, und ihre Schwestern waren auch fast mannbar. Obgleich er einer sehr edeln Familie angehörte und in Florenz persönlich sehr in Achtung stand, so war er doch im Verhältniß zu seiner zahlreichen Familie und seinem Adel sehr arm. Roderigo richtete seine Hochzeit mit großem Glanz und Aufwand aus und unterließ nichts von allem, was bei derlei Festen nun einmal herkömmlich ist, denn er war durch das Gesetz, das ihm beim Austritt aus der Hölle auferlegt worden war, allen menschlichen Leidenschaften unterworfen. Er begann sehr bald Geschmack zu finden an Ehre und Herrlichkeit der Welt und sich daran zu erfreuen von den Menschen gelobt zu werden, was ihm keinen geringen Aufwand verursachte. Überdies hatte er noch nicht lange Zeit mit seiner Ehegattin Oneſta gelebt, als er sich in dieselbe so außermaßen verliebte, daß er es nicht ertragen konnte, sie traurig oder mismuthig zu sehen. Frau Oneſta hatte neben ihrem Adel und ihrer Schönheit ihrem Roderigo einen Hochmuth zugebracht, wie ihn sogar Lucifer nicht kannte, und Roderigo, der einen wie den andern nun ermessen hatte, erachtete den seiner Frau für den höheren. Er ward aber mit der Zeit noch weit ärger als zuvor, da sie die große Liebe ihres Mannes zu ihr merkte. Und da sie nunmehr dafür hielt, er befinde sich durchaus in ihrer Gewalt, so gebot sie ihm ohne alles Erbarmen oder

Rückſicht und ſcheute ſich nicht, wenn er ihr ja etwas verſagen wollte, ihn mit Schelten und Schimpfen zu verletzen, was dem Roderigo unglaublichen Ärger verurſachte. Deſſen ungeachtet machte der Schwiegervater, die Brüder, die Verwandtſchaft, die Pflicht des Ehebundes und vor allem die große Liebe, die er für ſie fühlte, daß er es mit Geduld hinnahm. Ich will die großen Koſten übergehen, die er zu ihrer Befriedigung in Beziehung auf neue Trachten und neue Moden aufwandte, in welchen unſere Stadt nach alter Gewohnheit beſtändig wechſelt. Er mußte ſich überdies, wollte er in Frieden mit ihr leben, entſchließen, dem Schwiegervater ſeine andern Töchter an den Mann bringen zu helfen, was ihn gewaltige Summen koſtete. Ebenſo mußte er, um mit ſeinem Weibe gut Freund zu bleiben, einen ihrer Brüder mit Tüchern nach dem Orient ſchicken, einen andern mit Seidenzeugen nach dem Weſten und den dritten als Goldſchläger in Florenz unterbringen. Mit dieſen Dingen ging denn allmälig der größte Theil ſeines Vermögens auf. Um die Zeit des Faſchings ſodann und um Sanct Johannis, wenn die ganze Stadt nach alter Gewohnheit voller Feſtlichkeiten iſt, und viele edle und reiche Bürger die koſtbarſten Gaſtereien anſtellen, wollte Frau Oneſta, um nicht andern nachzuſtehen, daß ihr Roderigo mit dergleichen Feſtlichkeiten es allen andern zuvorthue. Das alles ertrug er aus den ſchon angegebenen Gründen leicht und würde es auch, ſo ſchwer es an und für ſich ſein mochte, nimmermehr läſtig gefunden haben, hätte er damit nur auch wirklich ſeine häusliche Ruhe erkauft und ſo viel gewonnen, dem herannahenden Zeitpunkte ſeines gänzlichen Unterganges mit Gemächlichkeit entgegenzuſehen. Aber es widerfuhr ihm das Gegentheil; denn abgeſehen von dem unerſchwinglichen Aufwand ſuchte ſie ihn, ihrem widerwärtigen Weſen entſprechend, mit unzähligen Ungelegenheiten heim, und kein Knecht oder Diener konnte es in ſeinem Hauſe lange, ja nur

Tage oder Wochen, aushalten. Daraus erwuchs denn dem armen Roderigo der empfindlichste Nachtheil, weil er keinen Diener erhalten konnte, der seinem Hauswesen redlich zugethan gewesen wäre, denn nicht allein die menschlichen gingen weg, sondern auch die Teufel, die er in Gestalt von Dienern mitgebracht hatte, wollten lieber in die Hölle zurückkehren und im Feuer verweilen, als auf der Welt unter der Herrschaft dieses Weibes leben. So führte nun Roderigo das ruheloseste und unbehaglichste Leben und hatte es durch seine schlechte Wirthschaft bereits dahin gebracht, daß er mit seinem ganzen beweglichen Besitzthume fertig war und auf die Hoffnung der von Osten und Westen erwarteten Summen zu leben anfing. Noch genoß er guten Credits und borgte auf Wechsel; da er aber auf diese Art nothwendigerweise immer tiefer in Schulden gerieth, machte er sich in kurzer Zeit allen denjenigen verdächtig, die sich auf solcherlei Schliche in Handel und Wandel verstanden. Während nun seine Lage bereits sehr schwankend geworden war, kam plötzlich Nachricht von der Levante und aus dem Westen, einer der Brüder der Frau Onesta habe all das Eigenthum, das ihm Roderigo anvertraut, im Spiel verloren, der andere sei dagegen auf der Rückkehr in einem mit seinen Waaren beladenen Schiffe, ohne versichert zu sein, sammt allem eine Beute der Wellen geworden. Kaum war dies ruchbar geworden, so verbanden sich Roderigo's Gläubiger miteinander in der Besorgniß, er möchte zu Grunde gerichtet sein; da man aber noch nicht darüber ins Reine kommen konnte, weil der Zeitpunkt ihrer Bezahlung noch nicht vorhanden war, so beschlossen sie, ihn sorgfältig bewachen zu lassen, damit er nicht, ehe ihre Berathung einen Erfolg haben könne, sich ihnen durch die Flucht entziehe. Roderigo andererseits sah keine andere Hilfe in seiner Noth und wußte doch, daß er das Gesetz der Hölle nicht überschreiten dürfe, entschloß sich demnach, unter jeder Bedingung zu entfliehen. Er warf

sich daher morgens auf ein rasches Pferd und da er nahe am Thore al Prato*) wohnte, eilte er durch dasselbe hinaus. Kaum daß man sich seiner Entfernung versah, so entstand ein Aufruhr unter den Gläubigern, sie wandten sich an die Obrigkeit und schickten ihm nicht nur Gerichtsboten nach, sondern verfolgten ihn insgesammt persönlich. Roderigo war noch keine Meile weit von der Stadt entfernt, als diese Gefahr wider ihn losbrach. Er erkannte seine üble Lage und nahm sich vor, um desto verborgener zu fliehen, die gebahnte Straße zu verlassen und querfeldein weiter zu eilen, wohin ihn sein gutes Glück führe. Er setzte diesen Vorsatz ins Werk, fand aber bald, daß die vielen das Feld durchschneidenden Gräben ihm dabei hinderlich wurden und daß er zu Pferd nicht weiter komme. Er floh deswegen zu Fuß weiter, ließ sein Roß auf der Straße ledig laufen und sprang von einem Stück Feld zum andern über das mit Weingärten und Röhricht bedeckte Land hin, bis er in der Nähe von Peretola an das Haus des Giovanni Matteo del Bricca kam, des Feldbauers des Giovanni del Bene. Er begegnete dem Giovanni Matteo gerade, als dieser Futter für seine Ochsen heimtrug, stellte sich unter seinen Schutz und versprach ihm, wenn er ihn aus den Händen seiner Feinde rette, welche ihn verfolgen, um ihn im Gefängniß umkommen zu lassen, so wolle er ihn reich machen und vor seinem Scheiden ihm darüber genügende Bürgschaft geben; im entgegengesetzten Falle sei er zufrieden, daß er ihn selbst seinen Gegnern ausliefere. Giovanni Matteo war zwar ein Landmann, aber dennoch ein unternehmender Mensch, und da er der Ansicht war, er könne nicht wohl zu kurz dabei wegkommen, wenn er den Flüchtling rette, so sagte er demselben seine Bitte zu. Er steckte ihn in einen

*) Die Porta al Prato ist das nordwestliche Thor von Florenz, auf welches eine fast gerade Straße von Allerheiligen aus hinführt.

Haufen Dünger, den er vor dem Hause liegen hatte, und bedeckte ihn mit kleinen Rohren und anderm Abgang, den er zum Verbrennen zusammengeworfen hatte. Kaum war man mit Roderigo's Versteckung fertig, als auch schon seine Verfolger herzukamen und durch Drohungen den Giovanni Matteo einzuschüchtern suchten, aber nicht einmal von ihm herausbrachten, daß er ihn gesehen habe. Sie zogen daher weiter und kehrten, nachdem sie ihn zwei Tage umsonst gesucht hatten, ermüdet wieder nach Florenz zurück. Sobald der Lärm vorüber war, holte Giovanni Matteo ihn aus seinem Schlupfwinkel hervor und mahnte ihn an sein gegebenes Wort. Da sprach Roderigo zu ihm: Mein lieber Bruder, ich bin dir zu großem Danke verpflichtet; aber ich will versuchen, dir meine Verbindlichkeit auf jede Weise abzutragen. Und damit du glaubst, daß ich dies im Stande sei, will ich dir sagen, wer ich bin.

Er theilte ihm hier seine persönlichen Verhältnisse und die Bedingungen mit, unter denen er die Hölle verlassen und sich ein Weib genommen hatte. Er eröffnete ihm überdies die Art und Weise, auf die er ihn zu bereichern gedachte, und die eben keine andere war, als daß Giovanni Matteo, sobald er von irgend einem Weibe höre, das besessen sei, nur getrost annehmen dürfe, er sei selber in sie gefahren und er werde nicht eher aus ihr weichen, als bis Giovanni komme und ihn vertreibe; damit habe er denn Gelegenheit, sich von den Verwandten der Besessenen nach Belieben bezahlen zu lassen. Nachdem Roderigo diese Erklärung von sich gegeben hatte, wurde er plötzlich unsichtbar. Es waren aber hierauf kaum einige Tage ins Land gegangen, als sich durch ganz Florenz die Neuigkeit verbreitete, daß eine Tochter des Messer Ambrogio Amedei, die an Buonajuto Tebalducci verheirathet war, vom Teufel besessen sei. Die Ihrigen versäumten nicht, alle jene Hilfsmittel dagegen anzuwenden, die bei solchen Unfällen gebräuchlich sind. Man legte ihr

den Schädel des heiligen Zenobius auf den Kopf und den Mantel des heiligen Johannes Walbert; aber alle dieſe Dinge wurden von Roderigo nur verhöhnt; und um jedermänniglich zu überzeugen, daß die Krankheit des jungen Weibes ein böſer Geiſt und keine phantaſtiſche Einbildung ſei, ſprach er lateiniſch, disputirte über philoſophiſche Fragen und deckte die Sünden vieler Leute auf, wie zum Beiſpiel die eines gewiſſen Kloſterbruders, welcher ſich über vier Jahre ein in einen Mönch verkleidetes Weib in ſeiner Zelle gehalten hatte. Dergleichen Dinge erregten natürlich allgemeine Verwunderung. Herr Ambrogio war unterdeſſen ſehr misvergnügt und hatte faſt alle Hoffnung auf ihre Heilung aufgegeben, als ihn Giovanni Matteo beſuchte und ihm ſeine Tochter zu heilen verſprach, wenn er ihm fünfhundert Gulden geben wolle, um ſich ein Gut in Peretola kaufen zu können. Herr Ambrogio ging auf ſein Anerbieten ein; Giovanni Matteo aber ließ, um die Sache aufzuſtutzen, vorerſt etliche Meſſen leſen, machte allerlei Hocuspocus, und murrte dann dem jungen Weibe die Worte ins Ohr: Roderigo, ich bin hierher gekommen, um dich aufzuſuchen, damit du mir Wort halteſt.

Roderigo antwortete ihm: Ich bin es zufrieden; aber das iſt noch nicht genug, um dich reich zu machen. Sobald ich von hinnen gewichen ſein werde, fahre ich in die Tochter des Königs Karl von Neapel und weiche nicht von ihr ohne dich. Dann kannſt du dir ein tüchtiges Handgeld ganz nach deinen Wünſchen ausbedingen und mußt mich ſpäter in Ruhe laſſen.

Nach dieſen Worten fuhr er aus ihr aus zur Freude und Verwunderung von ganz Florenz. Es währte hierauf gar nicht lange, ſo verbreitete ſich durch ganz Italien das Gerücht von dem Unglück, das über die Tochter des Königs Karl gekommen war. Die Mittel der Geiſtlichen wollten nicht anſchlagen und da der König von Giovanni Matteo reden hörte, ſo ließ er ihn zu ſich von Florenz

entbieten. Matteo kam in Neapel an und heilte sie nach einigen zum Schein angestellten Ceremonien. Aber ehe Roderigo sich davonmachte, sagte er: Du siehst, Giovanni Matteo, ich habe mein Versprechen, dich zu bereichern, vollkommen gehalten und keine Verbindlichkeit weiter gegen dich zu erfüllen und wir sind quitt. Hüte dich daher, mir ferner ins Gehege zu kommen! Denn wie ich dir bisher Gutes erwiesen, würde ich dir in Zukunft nur Böses thun.

Giovanni Matteo kehrte daher als sehr reicher Mann nach Florenz zurück, denn er hatte vom König über funfzigtausend Ducaten empfangen und war nur noch darauf bedacht, diesen Reichthum in Ruhe zu genießen, ohne zu besorgen, Roderigo möchte ihn in seinem friedlichen Genusse zu stören beabsichtigen. Mit einem male aber wurde er aus seiner Ruhe durch die Nachricht aufgeschreckt, daß eine Tochter König Ludwig's des siebenten von Frankreich vom Teufel besessen sei. Diese Kunde brachte Giovanni Matteo's Gemüth ganz außer Fassung, indem er an die Gewalt dieses Königs und an die letzten Worte Roderigo's dachte. Da nun der König kein Heilmittel für seine Tochter fand und von der Heilkraft Giovanni Matteo's hörte, sandte er zuerst einfach einen Laufer an ihn ab, um ihn herzubescheiden; da dieser aber eine Unpäßlichkeit vorschützte, sah sich der König am Ende gezwungen, die Herrschaft um ihn anzugehen, welche dann den Giovanni Matteo zum Gehorsam nöthigte. Dieser ging daher mit großer Bangigkeit nach Paris, und gab zuvörderst dem König die Erklärung ab, er habe zwar einige mal allerdings Besessene geheilt, aber darum habe er noch gar nicht die Kraft und die Macht alle solche Kranke zu heilen; denn es gebe welche von so hinterlistigem Wesen, daß sie weder Drohungen noch Zauber noch geistliche Mittel scheuen; er wolle dessen ungeachtet gern sein möglichstes thun, bitte aber, wenn es ihm nicht gelinge, um Vergebung und Entschuldigung. Der König

versetzte ihm darauf zornig, wenn er seine Tochter nicht heile, so werde er ihn hängen lassen. Giovanni Matteo war hierüber tief betrübt, faßte sich aber doch soweit, daß er die Besessene kommen ließ. Er sprach ihr ins Ohr und empfahl sich demüthig dem Roderigo, erinnerte ihn an die ihm erwiesene Wohlthat und stellte ihm vor, welch ein undankbares Betragen es von ihm wäre, wenn er ihn in solcher Noth im Stiche ließe. Roderigo aber versetzte: Ei du schurkischer Verräther, wie kannst du frech genug sein, mir wieder nahe zu kommen? Meinst du, daß du dich wirst lange zu rühmen haben, durch mich reich geworden zu sein? Ich will es dir und einem jeden zeigen, wie ich nach meinem Belieben auch wieder nehmen kann, was ich gegeben habe. Du sollst nicht wieder von hinnen kommen; ich bringe dich an den Galgen, es koste was es wolle.

Da nun Giovanni Matteo hieraus erkannte, daß er auf die alte Weise dies mal nichts ausrichtete, so gedachte er sein gutes Glück auf eine andere zu versuchen, verfügte, daß man die Besessene wieder von dannen bringe, und sprach dann zum König: Sire, wie ich euch schon gesagt habe, gibt es viele Geister, welche so unbändig sind, daß gar nicht mit ihnen auszukommen ist, und dieser hier ist einer von den schlimmsten. Dessen ungeachtet will ich noch einen letzten Versuch machen, ihn zu vertreiben. Gelingt es mir, so haben wir beide, eure Majestät und ich, unsere Absicht erreicht; wo nicht, so bin ich in eurer Gewalt und muß es euch überlassen zu entscheiden, wie viel Mitleiden ihr glaubt, daß meine Unschuld verdient. Ich ersuche euch nämlich auf dem Platze der Liebfrauenkirche ein hohes Gerüst aufführen zu lassen, das geräumig genug sei für den ganzen Adel und die Geistlichkeit dieser Stadt; dieses Gerüste läßt du mit Seide und Goldstoffen behängen und mitten darauf einen Altar errichten. Am nächsten Sonntag in der Frühe sollst du dann mit der Geistlichkeit und allen deinen Fürsten und Edelleuten in königlicher Pracht, mit glänzenden reichen Gewänden angethan da-

ſelbſt erſcheinen und dort erſt eine feierliche Meſſe anhören, ehe man die Beſeſſene hinführt. Ich wünſche überdies, daß auf der einen Seite des Platzes wenigſtens zwanzig Perſonen aufgeſtellt werden, die mit Trompeten, Hörnern, Trommeln, Sackpfeifen, Schalmeien, Zimbeln und andern geräuſchvollen Inſtrumenten aller Art verſehen ſind und, ſobald ich einen Hut ſchwinge, dieſe Inſtrumente laut ertönen laſſen, indem ſie damit raſchen Schrittes auf das Gerüſte zuziehen. Dieſe Dinge, verbunden mit einigen andern geheimen Mitteln, ſollen, wie ich hoffe, zur Austreibung eben jenes Teufels genügen.

Der König ließ unverzüglich alle Veranſtaltungen treffen, und als der erwartete Sonntagsmorgen kam, und das Gerüſte von den hohen Perſonen und der Platz vom Volke angefüllt war, wurde die Meſſe gefeiert, und ſodann die Beſeſſene auf das Gerüſt geführt, geleitet von zwei Biſchöfen und vielen vornehmen Herren. Als Roderigo die Volksmenge und die großen Zurüſtungen ſah, war er ganz verblüfft und ſprach bei ſich ſelbſt: Was hat ſich nun wol der elende Bauerlümmel mit mir ausgedacht? Glaubt er, mich durch das Gepränge einzuſchüchtern? Weiß er nicht, daß ich die Pracht des Himmels und das Entſetzen der Hölle zu ſchauen gewohnt bin? Ich werde ihn ſchon dafür büßen laſſen.

Dann als Giovanni Matteo an ſeine Seite trat und ihn nochmals bat, auszufahren, ſagte er zu ihm: Ei, da haſt du ja eine herrliche Erfindung gemacht. Was gedenkſt du mit all dem Zeuge anzufangen? Glaubſt du hierdurch meiner Übermacht und dem Zorn des Königs zu entgehen? Du Rüpel! Du Schuft! Du ſollſt mir hängen; du magſt anfangen, was du willſt.

Als Giovanni Matteo ihn nochmals gebeten, aber nur neue Schimpfreden zur Antwort erhalten hatte, glaubte er, nun weiter keine Zeit verlieren zu dürfen. Er machte alſo das verabredete Zeichen mit dem Hute, und alle die, welche beſtellt waren, den Lärm anzurichten,

ließen mit einem Mal ihre Instrumente zum Himmel erklingen und zogen so zu dem Gerüste heran. Bei dem unerwarteten Lärm spitzte Roderigo die Ohren, und da er durchaus nicht wußte, was das war, fragte er voll Staunen und Verwunderung den Giovanni Matteo, was das bedeute. Giovanni Matteo antwortete ihm ganz bestürzt: Weh mir, Freund Roderigo, das ist deine Frau, die dich wieder zu sich holen will.

Es läßt sich kaum denken, welche Veränderung es in Roderigo's Stimmung hervorbrachte, als er von seiner Frau reden hörte. Seine Erschütterung war so groß, daß er, ohne zu erwägen, ob es möglich und denkbar sei, daß sie es sei, und ohne etwas zu erwidern, in Furcht und Grausen entfloh und das Mädchen freigab. Belfagor wollte lieber in die Hölle zurückkehren, um von seinen Thaten Rechenschaft abzulegen, als sich von neuem unter all der Widerwärtigkeit, Unlust und Gefahr dem Joche der Ehe unterwerfen. In die Hölle zurückgekehrt bekräftigte er das Unheil, welches ein Weib in ein Haus bringt; Giovanni Matteo aber, der davon noch mehr zu sagen wußte, als der Teufel, machte sich bald nachher munter und guter Dinge auf den Weg nach Hause.

# VII. Bernardo Ilicino.

1470.

---

## 41. Sieniſcher Edelmuth.

In Siena wurde in den letzten Tagen eine adelige angeſehene und ſehr reichliche Hochzeit gefeiert. Nachdem die Tafeln aufgehoben waren, führte man wegen der ſtrengen Kälte des rauhen Wetters die jungen Frauen und Mädchen an das Feuer, wo unter anmuthigen und ſittſamen Geſprächen über mehrere Gegenſtände die Unterhaltung fortgeſetzt wurde. Am Ende derſelben kamen ſie alle in dem Schluſſe überein, daß nichts Anderes in einer edeln Seele ſo ſchön glänze, als Großmuth, Dankbarkeit und Freigebigkeit. Darüber ſagte eine ſehr würdige ältere Frau, mit freundlichen Blicken: Hochedle Frauen, eure löbliche Meinung, auf welche eure ſittſame Unterhaltung und anmuthiges Geſpräch hinausläuft, ruft mir einen Fall ins Gedächtniß, welcher zwiſchen zwei Jünglingen unſerer Vaterſtadt ſich ereignet hat. Beide waren edel von Geburt, wie ihr, einer aus dem glänzenden und mächtigen Hauſe der Salimbeni, Namens Anſelmo von Miſſer Salimbene, der andere aus der hochſinnigen Familie der Montanini, Namens Carlo von Miſſer Tommaſo. Sie haben ſich gegenſeitig manche Beweiſe edler Großmuth gegeben; und wenn ihr geneigt ſeid, mir darüber euer aufrichtiges Urtheil kund zu thun, ſo will ich gerne euch das Ereigniß erzählen.

Unter einer großen Zahl anderer einheimiſcher Mädchen waren blos drei daſelbſt, welche in Siena Edelfräulein hießen: eine aus der adeligen Familie von Luziano,

Namens Battiſta, die andere aus dem Hauſe der Malavolti, genannt Margarita, die dritte eine der Saracini, welche Bianca hieß. Als dieſe die Rede an ſich gerichtet merkten, übernahm Margarita, die jüngſte unter ihnen, die Antwort und ſprach: Meine hochzuverehrende Mutter, wenn ich dieſe beiden andern ſittſamen Schweſtern für ſo wenig einſichtsvoll und urtheilsfähig hielte, wie ich bei meiner Jugend, Ungeſchicklichkeit und Unerfahrenheit es bin, ſo müßte ich euch bitten, daß ihr euch nicht weiter Mühe gebt, uns etwas zu erzählen, was Prüfung erheiſcht. Da aber jede von ihnen mehrmals die Schule und den Wettkampf der Klugheit durchgemacht und immer reifes Urtheil, klarſte Einſicht und höchſte Wißbegierde nach jeder edeln Handlungsweiſe und Sitte bewährt hat, aus dieſem Grunde wird es mir höchſt erwünſcht ſein, je eher je lieber den von euch zu erzählenden Fall zu vernehmen; worauf ſie dann ihr Urtheil abgeben mögen. Zugleich erkläre ich mich bereit, würdigſte Frau, um nicht als unaufmerkſam oder undankbar gegen euch zu erſcheinen, ebenſo dasjenige auszuſprechen, was ich davon verſtehe.

Nach dieſen Worten bereiteten ſich ſchon die drei hochedlen Fräulein und ebenſo alle Umſtehenden zu hören; die ehrwürdige Matrone aber begann alſo ihre ernſte, würdige und wohlgehaltene Erzählung.

Es ſcheint eine allgemeine Eigenſchaft aller erſchaffenen Dinge zu ſein, daß in ihrem Weſen ſich irgend eine Unvollkommenheit ausfindig machen läßt. Daher ſagt man mit Recht im gemeinen Leben, nur der allerhöchſte Gott ſei fehlerfrei, was man ganz deutlich bemerkt in den edeln und mächtigen Familien, Fürſten und Reichen, worin die Menſchen ſo weit entfernt ſind duldſam zu ſein. Dies erweiſt ſich offenbar in den vorbeſagten Familien, den Salimbeni nämlich und den Montanini. Es fanden ſich einſt bei einer ſehr adeligen Jagd die meiſten jungen Leute beider Familien vereinigt, die Hunde hatten einen

wilden Eber erlegt und man kam in Streit über die brave Haltung der Hunde. Da begab es ſich denn nach vielem Hin- und Herreden, daß einer der Montanini einen jungen Salimbene tödtlich verwundete, aus welchem Todtſchlag denn eine Todfeindſchaft entſtand, in Folge deren nach kurzer Zeit das Haus der Montanini dem gänzlichen Untergang nahe kam. Nach vielen Jahren jedoch hatte ſich die Kränkung verwiſcht und gelindert, im Jahre des Herrn 1395*) war von dem Hauſe der Montanini nur noch Carlo von Miſſer Tommaſo und eine funfzehnjährige Schweſter deſſelben, Namens Angelica, übrig, welche in der That mehr die Geſtalt eines Engels hatte, als ſie einem irdiſchen Weſen glich. Carlo hatte in der Nähe im Strovethal eine ſehr hübſche Beſitzung im Werthe von tauſend Gulden, womit er gar ſparſam ſich und ſeiner Schweſter Unterhalt verſchaffte; denn ein anderes Erbtheil war ihm wegen der vorangegangenen Fehden nicht geblieben. Als nun Carlo auf dieſe Weiſe lebte und mehr in Betragen und Worten, als durch Pracht, wozu ihm die Mittel fehlten, zeigte, daß er ein Edelmann war, begab es ſich, daß Anſelmo, welcher in der Nähe von Carlo's Hauſe wohnte und Angelica oft ſah, in Betracht ihrer Schönheit, ihres reizenden Benehmens und ihres ſittſamen Weſens ſich faſt unvermerkt in ſie verliebte. Weil aber zwiſchen beiden Familien, obgleich ſie ſich nicht mehr befehdeten, doch auch noch kein ausdrücklicher Friede geſchloſſen war, aus dieſem Grunde hielt Anſelmo ſeine Wünſche ſo geheim, daß ſie außer ihm niemanden bekannt waren. Dabei blieb es einige Zeit, ohne daß etwas Neues vorkam, bis endlich ein Bürger aus dem Volke, der einflußreich bei der Regierung war, nach der Beſitzung des beſagten Carlo lüſtern wurde und ihn auffordern ließ, ſie an ihn zu verkaufen; er bot ihm dafür

*) Aus dieſer Angabe ſcheint hervorzugehen, daß Ilicino den Stoff aus der alten Siener Chronik nahm.

Plötzlich aber wandte er sich nach einer andern Seite und sagte: Ha, wie niedrig und engherzig! Muß dich diese Stimmung nicht mit der tiefsten Schaam übergießen, da dir ja bekannt ist, daß es zwei Arten des Edelsinnes und der Großmuth gibt, die eine, jede große und kleine Beleidigung selber zu rächen, die andere aber, durch eigene Großmuth sie gering zu schätzen und völlig zu verzeihen? Du hast die erste vernachlässigt und denkst nun auch nicht daran, die zweite zu üben. Ferner, weißt du nicht, Undankbarer, daß, obwol von deinem Hause Angelica viel Schaden ist zugefügt worden, sie nichts desto weniger, so oft du sie angesehen hast, dir einen friedfertigen Sinn gezeigt und bewiesen hat, daß sie keinen Haß gegen dich hegt? Und da sie die Gesinnung deiner Seele nicht kennt, hat sie immer dir freundlich verstattet, sie anblicken zu dürfen. Ha, kannst du, völlig entartet gegen deine hochedeln Vorfahren, je zugeben, daß etwas, was du so sehr liebst, in solcher äußerster Noth von dir verlassen wird? Wenn man nun je erführe, daß du um tausend Gulden den einzigen Bruder deiner theuren Geliebten habest sterben lassen, würdest du nicht immer und mit Recht eher für einen geizigen Bauer, als für einen milden Edelmann gehalten werden? Und wenn früher empfangene Beleidigungen dich abhielten, würdest du nicht weit eher die Natur eines wilden Thieres oder eines rohen Steines als die deinige bekennen, denn die Seele eines vernünftigen Geschöpfes? Hat doch Carlo Montanini dich niemals beleidigt und die Vernunft gibt nicht zu, daß eine Schuld an einer andern Person gebüßt werde, als an dem Fehlenden selbst. Hat dich nun die Natur zum Edelmann und das Schicksal reich gemacht, so darfst du keinem von den Beiden damit Unrecht thun, daß du dessen vergissest, der deiner Hilfe bedarf.

Nach diesen Worten faßte Anselmo den bestimmten Entschluß, Carlo in seiner Noth beizustehen, holte aus einer Kiste tausend Goldducaten und ging noch spät am

Abend zu dem Kämmerling, welcher die Bußgelder in Empfang nahm.

Hier, sagte er, sind die tausend Golddukaten, welche Carlo Montanini als seine Buße entrichten läßt. Schreibt mir daher einen Schein, damit er losgegeben und in Freiheit gesetzt werde!

Der Kämmerling nahm die tausend Ducaten in Empfang und wollte Anselmo dasjenige herausgeben, um was die Ducaten tausend Gulden überstiegen. Aber Anselmo sagte, er wolle es nicht, und am Ende stellte ihm der Kämmerling den Schein zu, auf welchen Carlo freigelassen werden mußte. Als Anselmo denselben hatte, es war etwa vierundzwanzig Uhr, gab er ihn einem vertrauten Burschen, daß er ihn den Vorstehern bringe und blos sage, sie sollen Carlo freilassen. Er stieg sogleich wieder zu Pferd und ritt hinweg auf sein Landgut zurück. Als Anselmo's Diener an das Gefängniß kam, fragte er nach dem Vorsteher und überreichte ihm den Schein. Als sodann der Vorsteher denselben gelesen hatte, rief er sogleich Carlo herbei. Carlo meinte, es sei die Botschaft, daß er auf sein Seelenheil bedacht sein solle, weil er am folgenden Morgen sterben müsse, und antwortete dem Vorsteher sehr niedergeschlagen: Was verlangst du?

Carlo, antwortete dieser, es ist mir die Anweisung zu eurer Freilassung eingehändigt worden; darum öffne ich euch hier die Kerkerthüre und gebe euch eurer Freiheit zurück. Es steht bei euch, hier zu bleiben oder zu gehen.

Carlo war über die Worte des Vorstehers überrascht und die plötzliche Freude und Verwunderung ließ ihn eine Weile nicht zur Besinnung kommen. Dann fragte er, wer denn die Buße für ihn erlegt habe. Der Vorsteher aber antwortete ihm, er wisse es nicht, es habe blos ein Diener, welchen er nicht kenne, ihm die Anweisung gebracht. Hierauf schied Carlo aus dem Gefängniß und

ging nach Hause, wo er die Thüre verschlossen fand, weil es schon Nacht war. Er pochte an. Angelica, welche immer eine schmerzliche Nachricht erwartete, stand plötzlich weinend auf, ging ans Fenster und fragte, wer es sei. Carlo meinte, Angelica habe ihn durch ihren Betrieb gerettet; da er aber die Hausthüre verschlossen fand und das Weinen seiner Schwester hörte, wunderte er sich von Neuem und noch mehr. Doch antwortete er: Mach' auf, meine Schwester! Ich bin dein Bruder Carlo.

Angelica erkannte ihn gut an der Stimme und lief voll Freude und Verwunderung in größter Eile an die Thüre, riß sie auf und stürzte dem Bruder an den Hals, mit so überströmender Liebe und Wonne, als ob er vom Tode auferstanden wäre. Einige verwandte Frauen waren hergekommen, um Angelica zu trösten. Als diese nun Carlo befreit sahen, machten sie sogleich den Ihrigen die Anzeige, und so kam es, daß in kurzem Carlo's Haus ganz angefüllt ward von seinen Angehörigen, welche herbeiströmten, theils um sich zu entschuldigen, theils um ihre Freude über seine Errettung auszusprechen. Zugleich erklärten sie, daß keiner von ihnen die Buße für ihn erlegt habe, was Carlo einestheils einigen Unmuth erregte, anderntheils seine Verwunderung vermehrte. Daher konnte er den Tag kaum erwarten, um auszugehen und sich zu erkundigen, wem er die Erhaltung seines Lebens verdanken möge. Daher ging Carlo am folgenden Morgen zu dem schon besagten Kämmerling und fragte ihn blos, wer der sei, der für ihn tausend Gulden bezahlt habe. Der Kämmerling antwortete: Carlo, gestern Abend kam Anselmo von Misser Salimbene, bezahlte für dich tausend Goldducaten und bat mich zugleich um eine Anweisung zu deiner Freilassung. Ferner muß ich dir sagen, als ich ihm den Überschuß der Ducaten über tausend Gulden herausgeben wollte, sagte er, es sei dein Wunsch, tausend Goldducaten vollständig zu erlegen; und wenn dem so ist,

ſo iſt die Schrift im Reinen; wäre es nicht ſo und du verlangſt den beſagten Überſchuß, ſo wiſſe, daß er bereit liegt.

Carlo antwortete auf die Rede des Kämmerlings alsbald: Miſſere, wenn es ſo iſt, wie ihr ſagt, ſo iſt Alles gut; ich verlange keine weitere Zurückerſtattung.

Damit nahm er Abſchied und kehrte nach Hauſe. Er beſann ſich nun ſogleich gewiſſer verliebter Blicke, welche er früher Anſelmo der Angelica hatte zuwenden ſehen und gedachte ebenſo der frühern Fehden, und da er wohl wußte, daß er eine ſo große Wohlthat nicht durch eigenes Verdienſt von ſeiner Seite ſich erworben habe, kam er zuletzt, da er einen ſcharfen Verſtand und viel Geiſt beſaß, auf den Schluß, nichts Anderes habe Anſelmo zu dieſer Freigebigkeit bewegen können, als die Bereitwilligkeit der Liebe, welche, jemehr ſie einem edeln und von Klugheit, Gewandtheit, und Sitte gezügelten Manne inwohnt, um ſo mehr ihre Kraft zeigt. Er entſchloß ſich daher ſogleich, ſobald er bemerkte, daß Anſelmo Angelica ſein Leben gewidmet habe, das ſeinige nebſt dem Angelica's der freien Willkür Anſelmo's zu überlaſſen. Er verſchob jedoch dieſen Plan mit größtem Geheimniß, bis er Anſelmo nach ſeiner Rückkehr nach Siena ſehe. Eines Samstag Morgens begegnete er ihm. Sobald er ihn erblickte, kehrte er nach Hauſe, rief Angelica in ſein Gemach und ſprach zu ihr: Meine liebſte Schweſter, ſo oft ich überlege, wie groß in vergangenen Tagen der Adel unſerer Familie und die Vortrefflichkeit unſerer Vorfahren geweſen iſt, fühle ich meine Seele aufs Höchſte beſchwert, da ich uns jetzt in ſolche Bedrängniß verſetzt ſehe, daß wir mit großer Mühe unſer armes Leben erhalten. Aber noch weit mehr müßte es mich ſchmerzen, wenn ich meinen müßte, unſer Sinn entſpreche nicht mehr dem unſerer Vorfahren, welche niemals zugaben, daß andere, wenn auch Reiche und Mächtige, es ihnen in Edelmuth zuvor thaten; denn durch die Niedrigkeit der

Gesinnung müßte ich glauben, daß wir der Natur Unrecht thun, die uns ein edles Blut und einen großen Sinn gegeben hat. Aber allerdings begegnet mir Eine Zufriedenheit unter vielen Bedrängnissen, die nämlich, daß, während in den letzten Tagen der größte Edelmuth gegen uns geübt worden ist, der bewundernswürdigste vielleicht, dessen sich unsere Familie je zu erfreuen gehabt hat, daß uns das Glück auch die Möglichkeit gelassen hat, diese That, sofern du es willst, dankbar zu erwidern. Wie du weißt, wäre mir seit mehreren Tagen der Kopf abgeschnitten und deine Ehre und dein Ruf wäre in Gefahr gekommen, da wir durchaus nicht im Stande waren, die mir auferlegte Buße von tausend Gulden zu erlegen; keiner unserer Angehörigen wollte ins Mittel treten, wie dir wohl bekannt ist; da kam der große Edelmuth und Hochsinn Anselmo's von Misser Salimbene, der aus eigenem Antrieb seines zarten und grundguten Herzens ohne von jemand dazu aufgefordert zu sein, außer von der Liebe, die er für dich hegt, für mich tausend Goldducaten bezahlte, ohne Rücksicht auf jene alte schwere Beleidigung unserer Vorfahren, die den Tod in seine Familie trugen, ja ohne Bürgschaft von mir zu verlangen und ohne von uns irgend eine Wohlthat empfangen zu haben. Darum, meine holde Schwester, nachdem ich von ihm das Leben erhalten habe und du gleicher Weise deinen Bruder nebst deinem Auskommen, sei nun du nicht undankbar und mache nicht mich dazu! Ich habe mich entschlossen, deine Person der Willkür Anselmo's zur freien Verfügung zu übergeben. Denn da er gezeigt hat, wie sehr er dich hochschätzt, haben wir dann sicher, indem wir dich ihm überlassen, unsere Verbindlichkeit reichlich gelöst. Ich bin überzeugt, nachdem er gezeigt hat, daß er dich bezahlt, ohne dich in seiner Gewalt zu haben, daß er nachher, wenn er dich besitzt, dich um so viel theurer halten wird. Ich muß dir dabei gestehen, daß, wenn du meiner billigen Bitte nicht zu

willfahren gedenkſt, ich völlig entſchloſſen bin, nicht allein Siena, ſondern überhaupt Italien zu verlaſſen und in die Fremde zu ziehen, wo man mich gewiß nicht kennt, damit man nicht mit Fingern auf mich weiſt und ruft: Seht da den Carlo Montanini, dem ohne Geſuch und Bürgſchaft Anſelmo Salimbeni das Leben gerettet hat und dem der Undankbare nie einen Gegendienſt erweiſt.

Du wirſt wohl einſehen, daß auf eine andere Weiſe ein ſolcher Edelmuth unmöglich belohnt werden kann, als dadurch, daß wir ihm dich ſelbſt ſchenken.

Nach dieſen Worten ſchwieg er. Angelica aber antwortete unter einem Strome von Thränen ganz zitternd alſo: Mein liebſter Bruder, wehe, neulich, als ich dich nach Hauſe zurückkehren und von ſolcher Gewalt und Wuth gerettet ſah, glaubte ich, das Misgeſchick habe die Schläge eingeſtellt, welche es ſeit langer Zeit unſerer Familie zu ertheilen gewohnt iſt. Aber ich Arme ſehe nunmehr ein, daß das Schickſal unſern Vorfahren ſich nie ſo feindſelig erwieſen hat, wie es jetzt mit all ſeiner Gewalt darauf bedacht zu ſein ſcheint, ſich mir zu erweiſen in dem zarten Alter, in welchem ich ſtehe, indem es mich in ſolche Noth geführt hat, daß ich ohne Rettung mich bedrängt ſehe, und mir da den einzigen Troſt, Schutz und Beiſtand entzieht, worauf ich alle Hoffnung geſetzt hatte, und zwar wenn ich verweigere, was mir meine Vernunft zu thun verbietet. Ich ſelbſt ſoll, indem ich dein Begehren vollſtändig erfülle, dazu beitragen, den unſchätzbaren Hort zu verlieren, um deſſen Erhaltung willen kein vernünftiger Menſch den Verluſt des gegenwärtigen Lebens zu hoch anſchlagen darf. O du grimmiges Geſchick! Elendes Leben, das ſo vielen und manchfaltigen Bewegungen von Unheil und Drangſal unterworfen iſt! O erbarmungsvoller Tod, warum haſt du, da ich ſo weit gebracht werden ſollte, mir nicht mein elendes Leben ausgelöſcht mit meiner ſüßen Mutter, die du mir bei der Geburt entriſſen haſt? Oder doch, nachdem du bis ſo weit zu-

gestimmt hast, daß ich endlose Mühsal, Bedrängniß und Schmerzen erdulde, warum schließt du nicht jetzt diese weinenden Augen, welche andern wenig Vergnügen, mir selbst aber viel Bitterkeit verursacht haben? Wohlan, nachdem mein Schicksal mich in solches Elend zu führen sich anschickt, wisse, mein theurer Bruder, der du weit mehr auf die Stimme des Edelmuthes, als auf die Forderungen der Vernunft hörst, ich bins zufrieden, deinen Willen zu erfüllen und die Liebe zu lohnen, die du immerdar bis zu diesem Augenblicke gegen mich gezeigt hast, und ich bin damit einverstanden, daß du mit diesem Leibe ein Geschenk machest, wem dir gefällt. Aber das sollst du wissen, sobald du mich hingeschenkt hast, sobald ich nicht mehr dir angehöre, soll der Tod, den ich selbst grausam hervorrufen werde, wenn je meiner Würde zu nahe getreten wird, ein wahres und vollgiltiges Zeugniß ablegen, daß ich zu deinem ungehörigen Geschenk und deiner unerlaubten Wiedervergeltung nicht meine Einwilligung gegeben habe.

Nach diesen Worten, welche von einem reichlichen Strome von Thränen, von Seufzern und Schluchzen unterbrochen waren, schwieg sie. Carlo aber sagte, als er Angelica's Schluß gehört hatte: Meine holdeste Schwester, glaube nicht, daß mir je dieses armselige Leben so theuer ist, daß ich es nicht gern täglich unzählige Male hingegeben hätte, ehe ich deine Ehre in Gefahr brächte. Die Erfahrung sollte dich dies gelehrt haben, wäre nicht der überschwengliche Edelmuth und die ungeheure Freigebigkeit Anselmo's gekommen. Aber da ich überzeugt bin, daß die Undankbarkeit nicht niedrig genug anzuschlagen ist, glaube ich durch deine Mitwirkung deine Würde und meine eigene zu erhöhen, wenn wir hierin unserer Pflicht Genüge leisten. Der vornehmste Diener der Dankbarkeit ist heiterer Sinn und Aussehen; darum bitte ich dich ausdrücklich, daß du nunmehr deinem Weinen ein Ziel setzest und dich überzeugst, daß der

Edelsinn Anselmo's diese Vergeltung wirklich und wahrhaftig verdient.

Damit schwieg er. Angelica und Carlo erwarteten den Einbruch der Nacht. Als sie gekommen war, etwa um zwei Uhr nach Sonnenuntergang, gingen Carlo und Angelica mit einem einzigen Burschen, welcher ein kleines Licht in einer Laterne trug, an Anselmo's Haus, pochten an die Thüre, und als die Diener darauf mit der Frage antworteten, wer da sei, sagte Carlo, es sei ein getreuer Diener Anselmo's, der höchst nöthig habe, mit ihm zu sprechen. Die Diener richteten dies Anselmo aus, worauf dieser unverweilt an die Thüre kam, um zu vernehmen, wer es sei. Er ließ sie öffnen und Carlo und Angelica traten ein. Nach der ersten Begrüßung erkannten sie sich und Carlo sprach zu Anselmo: Anselmo, wir müssen mit euch allein in eurem Gemache etwas besprechen.

Anselmo, von der Neuheit der Sache nicht wenig überrascht, antwortete blos: Gehen wir nach eurem Gefallen!

Sie stiegen die Treppe empor und gelangten in das Gemach, welches ausgestattet war, wie es für Anselmo's Adel und seinen Reichthum paßte. Er entließ die Diener, blos die drei blieben in dem Gemach und Carlo hub gegen Anselmo also an: Mein gnädigster Herr, von dem ich ohne alles Verdienst von meiner Seite dieses mein Leben und meine Schwester hier ihre Ehre und ihr Auskommen erhalten zu haben dankbar anerkennen muß, hätte nicht das Misgeschick unsere Familie so sehr verfolgt, so hätten wir beide, jedes nach seinem Vermögen die große Verbindlichkeit abgetragen, welche wir gegen Euer Edeln haben. Aber da wir uns in einem so kläglichen Zustande befinden, daß nichts anderes, als die Seele und diese Leiber in unserer Gewalt und Herrschaft geblieben sind und da diese uns nur durch euch gerettet worden sind, so hat eure Freigebigkeit sie euch mit Recht angeeignet. Da aber noch nicht alle Funken vom Edelsinn unseres Geschlechts durch das Schicksal in uns verdunkelt sind, über-

redet er uns jetzt, ja zwingt uns, daß wir nach Können und Vermögen vor dem Laster der Undankbarkeit fliehen. Wir haben nun nach vernünftiger Überlegung den Vorsatz und Beschluß gefaßt, dieweil nur Angelica hier die Ursache der großen von euch empfangenen Wohlthat sein kann, sei nur sie durchaus im Stande, eine so große Schuld und Verbindlichkeit zu tilgen, weshalb sie sich denn freiwillig, und mit meiner vollkommenen Einstimmung, eurem Willen hingibt, schenkt und überläßt; und so gefalle es denn Euer Edeln, von nun an sie zu besitzen und zu gebrauchen als euer Eigenthum.

Nach diesen Worten verließ sie Carlo, ohne eine Erwiderung zu erwarten, verschloß die Thüre hinter sich und ging hinweg. Als Anselmo sah, daß Carlo weggegangen und Angelica, welche er so lange Zeit heimlich geliebt hatte, nun allein bei ihm im Zimmer war, und er sie betrachtete, die hier immer dastand wie ein Bild, das Carlo's Worten weder zuzustimmen noch auch ihnen entschieden zu widersprechen schien, wurde er zugleich von der größten Verwunderung und der äußersten Heiterkeit erfüllt. Fast eine halbe Stunde dauerte seine Überraschung, ohne daß er ein Wort gegen Angelica vorbringen konnte. Dann ging er aus dem Zimmer und ließ sie allein daselbst. Er rief aber sogleich einige Frauen und schickte sie hinein, um Angelica Gesellschaft zu leisten. Sodann ließ er eine große Zahl Fackeln anzünden, ließ in aller Schnelligkeit seine Genossen und alle andern Angehörigen, Männer und Frauen, sich versammeln und ihnen sagen, sie mögen doch schnell herkommen, um an einer großen ihm zu Theil gewordenen Freude Theil zu nehmen. Daher kamen etwa innerhalb einer Stunde alle Verwandte des Hauses Anselmo's zusammen. Sobald Anselmo bemerkte, daß niemand mehr fehle, sagte er zu ihnen blos: Begleitet mich!

Dann rief er Angelica und die andern Frauen aus dem Gemach und alle gingen nun in das Haus Carlo

Montanini's und Angelica's. Dort ließ zur größten Verwunderung Aller Anſelmo nach Carlo fragen. Sobald Carlo vernommen hatte, daß Anſelmo nach ihm frage, ging er ſchnell hinab an die Thüre und ſprach zu Anſelmo: Mein Gebieter, was verlangt ihr?

Anſelmo antwortete: Carlo, du biſt vor kurzem in mein Haus gekommen und haſt gewünſcht, allein in meinem Gemache mit mir zu ſprechen. Jetzt wünſche ich mit dir zu ſprechen in deinem Saal in Gegenwart dieſer ganzen hochedeln Geſellſchaft.

Carlo antwortete: Mein Gebieter, ſeht mich hier bereit, jeglichen Befehl von euch zu erfüllen.

Er zeigte ihnen ſogleich den Weg und alle gingen die Treppe hinauf in den Hauptſaal von Carlo's Hauſe. Dort angelangt ſprach Anſelmo folgende Worte: Geehrteſte Frauen, hochedle Männer, ich zweifle nicht, daß jeder von euch mit größter Spannung den Ausgang dieſes unſeres gegenwärtigen Beiſammenſeins zu vernehmen wünſcht. Es iſt etwas, wie es unſere Vorfahren nie gehört noch geſehen haben, und woran ihr nach genauer Betrachtung offenbar den Edelmuth unſerer Geſinnung erkennen mögt, der nie überwunden worden iſt von den unheilvollen Wirkungen des Schickſals, und erkennen, daß Reichthum und Beſitz bei uns nicht dem Adel, der Großmuth und feinen Sitte gleichgilt. Ich ſage das wegen der unendlichen Liebenswürdigkeit, Hoheit und Seelengröße Carlo Montanini's und Angelica's und wegen der Unbeſonnenheit unſerer Vorfahren, welche ſich einſt Mühe gaben, eine an ſo edeln und ſeltenen Geiſtern fruchtbare Familie auszurotten, wogegen ihr wiſſen mögt, wie ich ſchon ſeit einigen Jahren an der Schönheit der hier gegenwärtigen die größte Freude habe; aber in der That habe ich noch weit mehr ihre Tugend, Sittſamkeit und Würde geliebt; deſſen ungeachtet hat nie jemand meine Sehnſucht bemerken können, als Carlo's ſcharfſichtiges Gemüth. Darum, da dieſer lieber ſterben,

als seine Schwester der Mitgift berauben wollte, die er ihr bei seinem geringen Vermögen beschaffen konnte, habe ich, wie ihr alle wißt, seiner Zeit tausend Ducaten für ihn bezahlt ohne alle Bürgschaft oder Begehren; ich that dies, damit ein so edler Geist, der einzige Bruder und Schutz seiner Schwester, die ich so lange im Stillen geliebt hatte, ihr nicht geraubt werde. Aber nun seht die wahre Trefflichkeit, den unbefleckten Edelmuth und schrankenlosen Hochsinn! Der seltene und ausgezeichnete Geist Carlo's konnte eine solche kleine Gefälligkeit nicht annehmen, ohne sie zu vergüten mit einer so großen, daß sie in der That für unschätzbar muß erachtet werden. Denn in ganz richtiger Erkenntniß, daß die gegen Angelica gehegte Liebe zum großen Theile meine Handlungsweise veranlaßt hat, wollte er mit der von mir so innig Geliebten mich belohnen. Vor kurzem kamen sie daher allein in mein Gemach, und ohne daß Angelica widerstrebte, machte mir Carlo sie aufs Großmüthigste zum Geschenk. Damit ich nun aber mit gerechtem Anspruch sie besitzen kann, die ich über Alles mit zärtlichem Verlangen liebe, beabsichtige ich von Neuem in eurer Gegenwart gewisse Ceremonien vorzunehmen. Zuvörderst, wenn Angelica es zufrieden ist und Carlo seine Zustimmung gibt, ist es meine Absicht, sie zu ehelichen als meine rechtmäßige Gemahlin.

Angelica und Carlo antworteten, sie seien bereit, allen seinen Wünschen nachzukommen; worauf Anselmo mit drei köstlichen Ringen sie in Gegenwart Aller sich vermählte. Sodann wandte er sich zu den Umstehenden und sagte mit freudigem Gesicht: Es ziemt sich nicht, daß eine so würdige Braut, wie Angelica, sich ohne Heirathgut vermähle; darum seid mir Zeugen, daß ich dieser Angelica als Mitgift die Hälfte aller meiner Besitzungen und Habe zum ungetheilten Besitz überweise und schenke. Drittens und endlich vernehmet ebenmäßig, wie ich Alles, was hiernach von meinem Eigenthum übrigbleibt, ich als untheilbaren Besitz Carlo schenke und überweise; und da er

ſich ſchon zu Erfüllung meines Willens anheiſchig gemacht hat, ſo befehle ich ihm, daß er auf dieſe Weiſe die Schenkung annehme, worauf ich ihm denn ſeine Freiheit zurückgebe.

Carlo gehorchte Anſelmo's Worten mit größter Freude und Lobpreiſung und äußerte ſich durchaus zufrieden. Die Übereinkunft wurde ſchriftlich aufgeſetzt und Anſelmo führte noch am ſelbigen Abend ſeine Gemahlin in ſein Haus ein, unter dem Geleite der ganzen adeligen Geſellſchaft. Als ſie daſelbſt angelangt waren, lud er alle auf nächſten Sonntag ein und entließ ſie für heute. Es war nun nahe an vier Uhr der Nacht, da begaben ſich die Neuvermählten mit Carlo zu Tiſche und darauf nach kurzer Unterhaltung mit größter Wonne ſchlafen. Dies alſo, hochedle Fräulein, iſt der Vorfall, den ich euch zu erzählen beabſichtigt habe. Nunmehr möge euch gefällig ſein euer Urtheil abzugeben, wer größeres Lob edler ritterlicher Geſinnung verdient, Carlo, Angelica oder Anſelmo.

Nachdem die Dame auf dieſe Weiſe ihre Erzählung zu Ende geführt hatte, wurde ſie von allen Seiten ſehr gelobt. Die drei vorgenannten ſtimmten in den Schluß ein, es ſei hier ein Beiſpiel der höchſten Seelengröße gegeben. Darum wandten ſich alle Umſtehenden gegen die drei jungen Damen und ſagten: Ihr habt gehört, mit welcher Ordnung der Fall erzählt worden iſt, über welchen man euer einſichtiges Urtheil vernehmen will. Schon ſeht ihr, daß nunmehr ein jeder zu ſprechen anhebt, denn in der That, wenn ihr an Seele und Abkunft edel ſeid, müßt ihr offen beurtheilen können, welche der vorangegangenen Handlungen man für einer wahrhaft edeln Seele am angemeſſenſten halten muß; und wir werden Alles, was wir durch euren Spruch befeſtigt erkennen werden, unbedenklich für wahr anerkennen.

Den drei hochedeln Fräulein flog eine leichte Röthe ſittſamer Beſchämung über das Geſicht und ſie antworteten, es gezieme ſich nicht für ihr zartes Alter einen

Spruch zu fällen über eine so schwierige und zweifelhafte Untersuchung. Nichts desto weniger seien sie, da es so von ihnen versprochen gewesen, zufrieden, ihr geringes Urtheil hierüber abzugeben. Sie beredeten sich daher unter einander, jede ermahnte die andere, anzufangen mit dem Gespräche; es erhob sich dabei ein höchst anmuthiger artiger Streit, indem jede sich mit aller Macht bemühte, ihren Genossinnen die Ehre zu lassen und durch Namhaftmachung größerer Tugenden zu erweisen, daß eine der andern vorgehen müsse. Endlich wollte Battista ihren zwei Freundinnen durch Gehorsam ihre Achtung beweisen und war zufrieden diejenige zu sein, die zuerst ihre Ansicht ausspräche. Sie trat daher mit einer würdigen Verbeugung auf, setzte sich sodann auf erhaltenen Befehl nieder und fing ihre Rede also an: Ein sehr großer und fast unendlicher Zweifel, vortrefflichste Anwesende, hat mir den Geist befangen, was ich in eurer verehrungswürdigen Gegenwart am geeignetsten für ein Verfahren einschlagen möchte, indem ich entweder schweigend meine Unzureichendheit verbärge oder redend, wiewol ohne verdientes Lob, eurem Wunsche genügte. Zuerst hielt mich zurück und misrieth mir das ganze Unternehmen der ungewohnte und schwierige Gegenstand, über welchen heute gesprochen werden soll; sodann zweitens das höchst würdige Vorbild des ausgezeichneten Berichtes, welchen meine verehrte Mutter erstattet hat, dessen Glanz leicht nicht allein mein kleines schwaches Lämpchen, sondern selbst ein sehr glänzendes und geübtes Licht der Beredtsamkeit verdunkeln würde. Von der andern Seite, wenn ich auf mich selbst achte, gewährt mir die hohe Huld eurer Vortrefflichkeiten den größten Trost, der, wie ich glaube, es nicht verborgen ist, daß ich vielmehr habe dafür gehalten werden wollen. Hier habe ich mich nun gar leicht überzeugt, daß ich für jeden Irrthum, der von mir ausgesprochen werden wird, ohne alle Schwierigkeit von eurer Güte Vergebung erhalten werde. Wenn nun also Carlo Montanini und seine Schwester

Angelica und Anſelmo von Miſſer Salimbene gegen einander Edelmuth übten und die Frage entſteht, welches von den dreien wegen ſeiner Handlungsweiſe am meiſten Lob verdiene, ſo iſt meinem Urtheile nach Carlo unter dieſen dreien einem jeden vorzuziehen. Wenn ich dies beweiſen will, ſo habe ich zuerſt zu betrachten, daß das größere Lob da ertheilt werden muß, wo die größere Anzahl von Tugenden ſich findet; zweitens, wo das zu lobende Werk von einer geordneteren Geſinnung angezeigt iſt; drittens, wo man erkennt, daß bei dem tugendhaften Handeln die größere Schwierigkeit obwalte. Ich ſage nun, daß nach der Erzählung leicht zu begreifen iſt, daß, wenn Carlo ſich entſchloß lieber zu ſterben, als um ſich zu retten ſein Beſitzthum zu verkaufen, man zunächſt annehmen muß, der Grund ſei eine ſehr innige angeborene Liebe zu ſeiner Schweſter geweſen, welche Liebe mit Recht beſtimmt wird als die Grundlage jedes andern löblichen Hanges unſerer Seele, woraus ihm eine echte Demuth und Geduld entkeimte, welche die Grundſteine und Stützpfeiler jeglicher andern Tugend ſind; und daß dieſe ihm inwohnten, läßt ſich daraus ſchließen, daß Carlo unſchuldig zu ſterben vorzog ohne Widerrede, Beſchwerde oder Wehklage. Sodann zeigt ſich in ihm eine nicht geringere Feſtigkeit und Hochherzigkeit, da er, nachdem er das Gefängniß verlaſſen, ſtandhaft und beharrlich in der Stadt blieb ohne Furcht vor den vorausgegangenen Schmähungen, um ſeine Unſchuld klar darzuſtellen. Und im Gefolge deſſen welche Seelengröße und Vortrefflichkeit des Geiſtes zeigte ſich in ihm, als er, nicht keck und mit Überfluß prahlend herauszubringen ſuchte, wer für ihn ſeine Buße erlegt habe. Als ſich dann zeigte, daß es Anſelmo geweſen, ließ er ſich nicht beirren von den vorausgegangenen feindſeligen Beziehungen, er war nicht kleinmüthig, da er ſeine große Armuth erkannte im Vergleich zu ſeinem außerordentlichen Reichthum, nicht gehemmt von ſeiner Noth, nicht verhindert von ſeinem

widrigen Schicksal, beschloß er von seinem Edelmuth sich nicht übertreffen zu lassen. Da er aber überlegte, was der Grund der erhaltenen Wohlthat gewesen sein möge, wollte er dieselbe weit trefflicher ersetzen, als mit tausend Ducaten. O seltene Seele, o scharfsichtiger Geist in der Erkenntniß des menschlichen Adels! Carlo war sehr traurig und andererseits noch weit mehr großmüthig, indem er sich und sein Leben nicht höher achtete als tausend Ducaten. Er war nicht zufrieden damit, sich allein der unbeschränkten Willkür und der freien Macht Anselmo's zu überlassen und ganz anzuvertrauen, sondern da er urtheilte, die jungfräuliche Angelica sei die Ursache gewesen, weshalb Anselmo sich bewogen gefunden habe, auf seine Rettung zu denken, glaubte er, daß nur Angelica gleich hoch gehalten werden könne. Meiner Ansicht nach war seine Vergeltung ein unendlicher Werth, indem sie den von Anselmo geübten Edelmuth noch übertraf. Darum, da Carlo diese Wirkung hervorbrachte, glaube ich, daß von ihm der deutlichste Beweis vorliegt, daß ihm jede Tugend inwohnte. Ich schließe also in dieser Beziehung mit der Versicherung, daß Carlo Angelica und Anselmo mit Recht weit im Preise vorangehen müsse. Zweitens pflegt es die allgemeine Meinung eines jeden zu sein, daß keine Handlung Lob verdiene, als die, die aus vorbedachter Absicht und freiem Willen hervorgegangen ist; woraus man schließen kann, daß sie nach dem Maßstabe der Vernunft gemessen sei. Wer nun die drei vorbesagten Handlungsweisen betrachtet, der findet diese Eigenschaft klar nur in dem von Carlo geübten Edelmuthe; denn Carlo hatte reiflich geprüft und erwogen, was von ihm zunächst für ein Entschluß gefaßt werden müsse; er war viel begieriger seinen alten Adel und die junge Ehre seiner Schwester zu erhalten, als seine eigene Rettung zu bewerkstelligen, und antwortete ihr er gebe sein Leben willig hin. Zu diesem Punkte brachte ihn kein Stachel der Wollust, wie auch Anselmo nicht von Drohungen und

häufigen Bitten bei Angelica geleitet wurde, ſondern nur Vernunft und natürliche Liebe nebſt ſeiner ſehr guten Natur ihn führten. Hieraus kann alſo jeder klar entnehmen, daß der von Carlo geübte Edelmuth eine wohl überlegte geprüfte und frei beſchloſſene Handlung geweſen iſt. Carlo war gegen ſeine Schweſter höchſt großmüthig; aber wer wird leugnen können, daß er ſelbſt gegen Anſelmo die ergiebigſte Quelle des Edelmuthes geweſen? Anſelmo bezahlte ohne viel Überlegung und ohne die vorgängige Bitte Carlo's tauſend Ducaten; dieſe Handlung geht meiner Anſicht nach von der Vorausſetzung aus, daß Carlo's Leben wenigſtens um dieſen Preis anzuſchlagen ſei. O überfließende Freigebigkeit, o höchſter Edelmuth, o unausſprechliche Vergeltung! Wie? Überlegt wohl, wie weit Carlo dieſe beiden edelmüthigen Handlungen übertraf! Er gab Anſelmo Erſatz, er erſtattete ihm das Gegebene nach all ſeinem Vermögen und Weſen, während er ſchon von ihm doppelte Herſtellung erhalten hatte; und das edle und hochherzige Gemüth war nicht zufrieden damit, ſondern außer dem voraus berührten Geſchenke verehrte er ihm auch noch Angelica, in welcher drei ganz eigenthümliche Dinge in Betracht kommen. Das erſte iſt die natürliche Schönheit, von welcher und zwar vielleicht bei geringerem Grade ſchon die Phöniker in der Perſon Europas der Tochter Agenors, die Griechen in der Perſon Helenas der Tochter des Tyndareus, und Herkules und Theſeus in den Perſonen von Hippolyta und Menalippe urtheilten, ſie ſei ein würdiger Lohn geweſen in ihren Mühſalen in den wilden Schlachten. Das zweite iſt eine ausnehmende Keuſchheit, deren Schatz in Wahrheit eine unvergleichliche Würde iſt. Das dritte iſt eine äußerſte Genugthuung und eine ſo glühende Sehnſucht, als man ſich denken kann, daß im Gemüth Anſelmos lebte, obwol ihn immer die frühere Feindſchaft drängte, ſie verborgen zu halten. Wie hoch dies zu achten ſei, kann meiner Überzeugung nach keiner der Anweſenden, ſondern einzig und allein wer es

erfahren hat, beurtheilen. Hiernach kann wol keine Unklarheit übrig sein in unserm Geiste, die uns abhielte, auszusprechen, daß Carlo größeres Lob verdiene, als seine Schwester und sein Schwager, da er zu seiner edelmüthigen Handlung einzig und allein von der bewußten Vernunft, vom freien Willen und klarer Erkenntniß getrieben ward. Ich sagte drittens, diejenige Handlungsweise sei um so höher zu achten, die neben dem, daß sie an sich durchaus löblich und tugendhaft ist, noch außerdem große Schwierigkeit in ihrer Ausführung findet. Daher liest man in den Geschichtsbüchern, daß keinem Arbeiter der Ruhm des Triumphes vergönnt war, der den Sieg über einen unedeln Feind oder ohne Schwierigkeit davontrug. Nun betrachtet einmal genauer, wie viele Schwierigkeiten und Hindernisse mit der von Carlo geübten edeln That verknüpft waren. Ihr müßt vornehmlich wissen, daß nicht allein dem Menschen, dessen Sein vernünftig und dessen Handeln sehr achtungswürdig ist, sondern auch den niedrigsten und unvollkommensten Geschöpfen der Erde von Natur eingepflanzt wurde, mit aller ihrer Macht, Eifer und natürlichem Triebe nach ihrer Erhaltung und ihrem Wohlsein zu streben; deshalb zeigt die Erfahrung, daß sie jede andere Anlage weit weniger hochachten, als das Leben. Hiernach ist es nothwendig, daß, obwol manche Gründe zum Sterben überreden, doch in der Natur eine besondere Selbstliebe liegt, welche jenem das größte Widerstreben entgegensetzt. Wer nun dieses überwindet, von dem darf man annehmen, daß er den mühevollsten Sieg errungen hat.*)

*) Den weiteren Verlauf der langen Disputation übergehen wir hier als nicht nothwendig zu der Novelle gehörig.

# VIII. Masuccio aus Salerno.

1470.

---

## 42. Der unschuldige Mörder.

An den König Don Ferrando von Aragon.

Zur Zeit deines würdigen Ahns des hochseligen Königs Don Ferrando von Aragon glorreichen Andenkens, welcher den Scepter des Königreichs Castilien mit ruhigem Regimente führte, war in der alten und sehr edeln Stadt dieses Königreichs Salamanca ein Minoritenmönch Namens Magister Diego von Revalo, welcher nicht minder in der thomistischen als in der scotischen Lehre unterrichtet war und darum aus den übrigen erlesen und mit einer nicht unbedeutenden Belohnung bestellt wurde, in den würdigen Hörsälen der berühmten Hochschule derselben Stadt Vorlesungen zu halten. Damit setzte er sich in einen wunderbaren Ruf und machte seine Wissenschaft bekannt durch das ganze Reich; überdies hielt er manchmal auch kleine Predigten, die mehr nützlich und nothwendig als fromm waren. Da er aber jung, ziemlich schön und sehr lustigen Sinnes, darum den Liebesflammen ausgesetzt war, geschah es, daß ihm eines Tages unter der Predigt ein ganz junges Weib von wunderbarer Schönheit auffiel, Namens Donna Cattarina, die Gattin eines der vornehmsten Ritter der Stadt mit Namen Misser Roderico Dangiagia. Als der Magister sie sah, gefiel sie ihm auf den ersten Blick und Herr Amor gab ihm zugleich mit dem Bilde der Frau die Liebeswunde in sein schon beflecktes Herz. Von der Kanzel herabgestiegen ging er in

seine Zelle, warf alle theologischen Gründe und sophistischen Beweise in eine Ecke und gab sich ganz den Gedanken an das holde junge Weib hin. Und obgleich er die Vornehmheit der Frau wohl kannte und wußte wessen Gattin sie war und welche Tollheit er unternehmen würde, er sich auch oft zu überreden suchte, diesen Weg nicht einzuschlagen, so sprach er doch manchmal zu sich: Wo Amor seine Gewalt äußern will, da sucht er niemals Gleichheit des Blutes; denn wenn diese erforderlich wäre, würden große Fürsten nicht beständig auf Prisen an unsern Küsten ausgehen. Denselben Freibrief nun muß Amor uns ertheilt haben, hohe Minne zu fühlen, da er ihnen zugesteht, sich so tief herabzulassen. Die Wunden, welche Amor schlägt, empfängt keiner mit Vorbedacht, sondern unversehens; wenn mich daher dieser Gewaltige wehrlos überrascht hat, so hilft es nichts, sich gegen seine Schläge zu vertheidigen; da ich nicht Widerstand leisten kann, werde ich mit allem Recht besiegt, und so geschehe mir denn als seinem Unterthanen was da will, ich will den harten Kampf bestehen, und folgt der Tod, nun so werde ich erlöst von aller Pein und wenigstens von dieser Seite geht mein Geist mit hoher Stirn einher, daß er seine Strebungen nach einer so erhabenen Stelle zu richten gewagt hat.

Nach diesen Worten wandte er sich nicht mehr zurück zu den Gegengründen, vielmehr nahm er Papier und schrieb unter vielen tiefen Seufzern und heißen Thränen einen passenden zierlichen Brief an die geliebte Frau, worin er zuerst ihre mehr göttlichen als menschlichen Reize pries, dann ausführte, wie er dermaßen von denselben umstrickt sei, daß er entweder ihre Gunst oder den Tod erwarte, und zuletzt bei aller Anerkenntniß dessen, daß er in Betracht ihres hohen Standes nicht verdiene, daß sie ihm Gelegenheit zu einer Zusammenkunft gebe, sie doch flehendlich bat, ihm Zeit und Ort anzugeben, daß er mit ihr im Geheimen sprechen könne, oder ihn wenig-

stens als ihren Diener anzunehmen, da er sie zur einzigen Gebieterin über sein Leben erkoren habe. Er schloß den Brief mit noch vielen andern Floskeln, machte ihn zu, küßte ihn wiederholendlich und gab ihn einem Chorknaben, mit der Weisung, wem er ihn heimlich zuzustellen habe. Dieser ging, wohin ihm befohlen war, kam in das Haus und fand die edle junge Frau im Kreise ihres zahlreichen weiblichen Gefolges sitzen. Er grüßte sie höflich und sagte zu ihr: Mein Meister empfiehlt sich euch und bittet euch, ihm ein wenig von dem feinen Mehl zu Hostien zu schicken, wie euch dieses Briefchen des weitern vermelden wird.

Die Dame war gescheidt genug, um gleich beim Anblick des Briefes zu merken, was die wirkliche Absicht dabei war. Sie nahm und las ihn, und obgleich sie sehr sittsam war, misfiel es ihr doch nicht, daß jener sie liebte, und da sie sich für die schönste unter den Weibern hielt, freute sie der Brief, in welchem sie ihre Schönheit so hoch erhoben sah, denn sie hatte mit der Erbsünde auch die angeborne Leidenschaft aller übrigen Glieder des weiblichen Geschlechts überkommen, welche samt und sonders der Meinung sind, ihr ganzer Ruf, Ehre und guter Name bestehe einzig und allein darin, daß sie geliebt, umbuhlt und ob ihrer Schönheit gepriesen werden, und welche viel lieber für schön und lasterhaft, als für noch so tugendhaft und häßlich gelten möchten. Nichts desto weniger beschloß diese Frau, weil sie alle Mönche ernstlich und nicht ohne Grund haßte, nicht nur dem Magister in keiner Weise nachzugeben, sondern auch ihm nicht einmal eine freundliche Antwort zu gewähren, und zugleich nahm sie sich vor, diesmal auch ihrem Gemahl nichts von der Sache zu sagen. Nachdem sie sich in diesem Plane befestigt hatte, wandte sie sich zu dem Mönchlein und sagte zu ihm, ohne die geringste Verlegenheit merken zu lassen: Du kannst deinem Meister sagen, daß der Herr meines Mehls es ganz für sich allein will, darum soll er sich anderswoher welches zu verschaffen suchen. Auf den Brief

brauche ich nicht zu antworten. Verlangte er es aber doch, so soll er es mir zu wissen thun, und sobald mein gnädiger Herr nach Haus kommt, will ich dann sorgen, daß er eine bekommt, wie es für sein Ansinnen sich gehört.

Als der Magister die strenge Antwort erhielt, verminderte sich darum seine Liebesglut im Mindesten nicht; vielmehr wuchs seine Leidenschaft zugleich mit dem Verlangen zu nur um so größeren Flammen, und um sich nicht von dem begonnenen Unternehmen zurückzuziehen, begann er, da das Haus der Frau ganz nahe bei dem Kloster war, sie so zudringlich mit seinen Werbungen zu verfolgen, daß sie nicht an ein Fenster treten, nicht in die Kirche oder sonst aus dem Hause gehen konnte, ohne daß der begehrliche Magister ihr immer in den Weg kam, weshalb denn in kurzem nicht nur die Leute in der Nachbarschaft die Sache merkten, sondern auch fast alles in der Stadt davon Kunde erhielt. Unter solchen Umständen überzeugte sich die Frau, daß sie den Handel vor ihrem Gemahl nicht länger mehr verbergen dürfe; denn sie fürchtete, wenn er es von jemand andern höre, könnte sie in Gefahr kommen und er sie überdies für untreu halten. Nachdem sie sich mit diesem Gedanken vertraut gemacht hatte, erzählte sie, als sie eines Nachts bei ihrem Manne war, ihm die ganze Geschichte Punkt für Punkt. Der Ritter, welcher sehr ehrenfest und heftig war, entbrannte in solchem Zorn, daß er sich kaum enthalten konnte, auf der Stelle hinzugehen und mit Feuer und Schwert das Kloster sammt allen Mönchen zu zerstören. Er mäßigte sich aber doch ein wenig, lobte die Sittsamkeit seiner Frau gar sehr und gab ihr auf, dem Ritter zu versprechen, sie wolle ihn in der folgenden Nacht ins Haus kommen lassen, auf irgend eine Art, wie es ihr am besten gefalle, damit er zugleich seiner Ehre genugthun könne und seine theure geliebte Frau nicht ferner beflecken lasse, für das übrige wolle er selber sorgen.

So mislich auch der Frau die Sache vorkam, indem sie bedachte, wohin dies führen könne, so sagte sie doch, um dem Willen ihres Mannes nachzukommen, sie wolle es thun; und da das Mönchlein immer wiederkam und mit neuen Künsten den harten Stein zu erweichen trachtete, sagte sie: Empfiehl mich deinem Meister und sag ihm, die große Liebe, die er zu mir trage, und die heißen Thränen, die er, wie er mir immer schreibt, für mich vergieße, haben Platz gegriffen in meinem Herzen, sodaß ich nun viel mehr ihm angehöre, als mir. Und da unser freundlicher Stern gewollt hat, daß heute Herr Roderico aufs Land gegangen ist und über Nacht aus sein wird, so soll er mit dem Schlag drei Uhr heimlich zu mir kommen und ich will ihm Gehör geben wie er es wünscht. Doch bitte ich ihn, keinem Freund oder Bekannten, so genau er auch mit ihm stünde, die Sache anzuvertrauen.

Das Mönchlein zog übermäßig heiter von dannen und brachte die erfreuliche Botschaft seinem Herrn; dieser aber war der glücklichste Mensch von der Welt, indem er bedachte, wie nahe die gegebene Frist schon heranrücke. Als diese kam, versah er sich wohl mit Düften, um nicht mönchisch zu riechen, dachte auch, das Klostergewand könne durch guten Athem unterwegs gewinnen und genoß daher die besten und feinsten eingemachten Früchte, legte seine gewohnten Kleider an und begab sich so an die Thür seiner Geliebten. Er fand sie offen, trat ein und wurde im Dunkeln wie ein Blinder von einer Dienerin in einen Saal geführt, wo er die Frau zu finden und von ihr freundlich empfangen zu werden meinte, statt dessen aber den Ritter fand mit einem getreuen Diener, die ihn ohne viel Widerstreben packten und in aller Stille erdrosselten. Als Meister Diego todt war, reute es den Ritter ein wenig, seine gewaltigen Arme mit dem Tode eines Minoriten befleckt zu haben; doch da er sah, daß hier Reue so wenig half, als ein ander Mittel, dachte er in Rücksicht auf seine Ehre und auch aus Furcht vor dem Zorn

des Königs darauf, den Todten aus dem Hause zu schaffen, und es fiel ihm ein, ihn in sein Kloster zu bringen. Er packte ihn daher seinem Diener auf den Rücken und so schleppten sie ihn in den Garten der Mönche; von dort drangen sie in das Kloster selbst ein und trugen den Leichnam an das Örtchen, wohin die Mönche aus gewissem Erleichterungsbedürfniß zu gehen pflegten. Zufällig fand sich nur ein einziger Sitz bereit, denn die andern waren zu Grunde gerichtet, wie denn, wie wir beständig sehen, der größte Theil der Mönchsklöster mehr Räuberhöhlen gleichen als Wohnsitzen der Diener Gottes. Auf diesen Sitz ließen sie ihn nun nieder, grade als ob er ein Bedürfniß befriedigte, machten sich hinweg und gingen nach Hause. Als nun der Herr Magister so dasaß, grade wie wenn er einer überflüssigen Leibesbürde sich entladen wollte, befiel einen andern jungen und rüstigen Bruder um Mitternacht der dringende Wunsch, an den besagten Ort zu gehen, um seine Nothdurft zu verrichten. Er zündete ein Lichtlein an und eilte auf die Stelle zu, wo Meister Diego im Tode hingesetzt worden war. Sobald er ihn erkannte, zog er sich, nicht anders denkend, als er lebe, ohne ein Wort zu sagen, zurück, weil zwischen ihnen beiden aus Gott weiß welchem mönchischen Neid und Misvergunst eine unauslöschliche tödtliche Feindschaft stattfand. Er wartete daher abseits, bis er meinte, der Magister könne mit dem Geschäft fertig sein, das er gleichfalls zu verrichten im Sinne hatte; da er aber immer noch wartete und nicht bemerkte, daß der Magister sich rühre, andererseits aber ihn selbst die Noth immer gebieterischer drängte, sagte er mehrmals bei sich selbst: Bei Gott der Bursche bleibt aus keinem andern Grunde so fest sitzen und will mich nicht hinlassen, als um mir auch hierin seine Feindschaft zu zeigen und die böse Gesinnung, die er gegen mich hegt. Aber es soll ihm nicht gelingen, denn ich will aushalten, so lange ich kann, und wenn ich sehe, daß er auf seinem Eigensinn

beharrt und fest bleibt, so will ich doch, obschon ich auch anderswohin gehen könnte, ihn zwingen von hier wegzugehen, er mag wollen oder nicht.

Der Magister, welcher bereits an einem harten Fels Anker geworfen hatte, rührte sich nicht im mindesten, bis endlich der Mönch es nicht mehr aushalten konnte und wüthend rief: Nun aber, da sei Gott vor, daß du mir solche Schmach anthust und ich es so hinnehme!

Da ergriff er einen großen Stein, trat nahe zu ihm hin und beehrte ihn mit einem solchen Schlag auf die Brust, daß er zurückfiel und kein Glied mehr rührte. Als der Bruder bemerkte, wie er nach dem gewaltigen Stoß sich nicht mehr erhob, fürchtete er, ihn mit dem Stein bereits umgebracht zu haben; er wartete eine Weile, hoffte und besorgte, endlich aber trat er zu ihm hin und schaute ihn beim Lichte genau an, wo er denn sich vollkommen überzeugte, daß er schon todt sei, und nicht anders dachte, als er habe ihn auf die angegebene Weise umgebracht. Er war deshalb bis zum Tod betrübt, indem er fürchtete, wegen ihrer Feindschaft werde der Verdacht alsbald auf ihn fallen und er darüber ums Leben kommen. Darum beschloß er mehrmals, sich selber aufzuhängen; bei reiflicher Überlegung jedoch nahm er sich vor, ihn aus dem Kloster zu tragen und auf die Straße zu werfen, um jeden etwaigen Verdacht von sich abzuwälzen, den man sonst aus der angegebenen Ursache hätte fassen können. Indem er nun diesen Plan ausführen wollte, fiel ihm weiter ein, wie öffentlich und unaufhörlich der Magister Donna Cattarina mit seinen unzüchtigen Zumuthungen verfolgte, und er sagte bei sich selbst: Wo kann ich ihn leichter hinbringen, um zugleich mich von allem Verdachte zu befreien, als vor die Thür des Herrn Roderico, einmal weil dies so nahe ist, und dann, weil man gewiß annehmen wird, er sei des Ritters Weibe nachgeschlichen und dieser habe ihn umbringen lassen.

Diese Überlegungen bestärkten ihn in seinem Vorhaben. Er lud mit großer Mühe den Leichnam auf den Rücken und trug ihn vor die besagte Thür, aus welcher er wenige Stunden zuvor als todt herausgetragen worden war. Dort ließ er ihn und kehrte, ohne von jemand in Acht genommen zu werden, in das Kloster zurück. Obgleich er nun für seine Rettung hinreichend gedeckt schien, wollte er sich doch noch unter irgend einem Vorwand auf ein paar Tage von hier entfernen, ging also in diesem Gedanken auf der Stelle nach der Zelle des Guardians und sagte zu ihm: Mein Vater, ich habe vorgestern, da ich kein Lastthier hatte, den größten Theil unserer Einforderung in Medina im Hause eines unserer Freunde gelassen; darum möchte ich mit eurem Segen nun hingehen, das übrige zu holen, und dazu die Stute des Klosters mitnehmen. Wenns Gottes Wille ist, komme ich morgen oder übermorgen wieder.

Der Guardian gab ihm nicht allein die Erlaubniß, sondern lobte ihn sogar sehr über seine Sorgfalt. Als der Bruder diese Antwort erhalten hatte, machte er seine Siebensachen zusammen, zäumte die Stute auf und erwartete nur den Anbruch des Morgens, um abzugehen. Herr Roderico, welcher die Nacht wenig oder nicht geschlafen hatte, und doch wegen der Geschichte in Besorgniß war, entschloß sich, da nun der Tag herankam, seinem Diener aufzutragen, er solle um das Kloster hergehen und lauschen, ob wol die Brüder den Magister todt gefunden haben und was sie darüber sagen. Als der Diener aus dem Hause trat, um auszurichten, was ihm aufgetragen worden war, fand er daselbst den Meister Diego vor der Thür sitzen, daß es aussah, als hielte er eine Disputation. Das jagte dem Knechte nicht geringen Schrecken ein, wie man nur über einen Leichnam erschrecken kann; er fuhr zurück, rief alsbald seinen Herrn und konnte kaum die Worte hervorbringen, um ihm zu sagen, der Leichnam des Magisters sei vor ihr Haus

zurückgebracht worden. Der Ritter verwunderte sich höchlich über diesen schlimmen Fall, der seinen Besorgnissen neue Nahrung gab. Nichts desto weniger tröstete er sich mit der gerechten Sache, die er zu führen glaubte, und faßte den muthigen Entschluß, geradezu zu warten, was die Sache für Folgen haben werde. Damit wandte er sich zu dem Todten und sagte: So mußt du denn der ewige Pfahl im Fleisch meines Hauses sein, von welchem ich dich weder lebendig noch todt zu entfernen vermochte! Aber dem zum Trotz, der dich hierhergebracht hat, soll es dir nicht gelingen, wieder herzukommen, es wäre denn auf einem Vieh, wie du selbst eins in der Welt gewesen bist.

Nach diesen Worten trug er dem Diener auf, aus dem Stalle eines Nachbars einen Hengst herbeizuholen, welchen sein Besitzer für das Bedürfniß der Stuten und Eselinnen der Stadt hielt und welcher zu haben war wie die Eselin von Jerusalem. Der Diener ging in größter Eile hin und führte den Hengst herbei mit Sattel und Zaum und allem sonstigen Zubehör in bester Ordnung; und wie der Ritter früher beschlossen hatte, setzten sie den besagten Leichnam auf das Pferd, machten ihn beritten und banden ihn fest, gaben ihm eine eingelegte Lanze und den Zaum in die Hand, als wollten sie ihn in die Schlacht schicken und führten ihn endlich in diesem Aufzuge vor das Thor der Kirche der Mönche, wo sie ihn anbanden und sofort heimkehrten. Dem Mönche schien es nunmehr Zeit, die vorgenommene Reise anzutreten, er machte daher zuerst das Thor des Klosters auf, bestieg sodann seine Stute und ritt hinaus. Als er aber den Magister auf die besagte Weise vor dem Thore fand, sodaß er in allem Ernst meinte, er drohe ihm mit seiner Lanze den Tod, ward er plötzlich von so großer Angst erfaßt, daß er in Gefahr kam, todt vom Pferde zu sinken. Dabei überfiel ihn ein gewaltiger gräßlicher Gedanke, der Geist des Mannes müsse nämlich in seinen Körper

zurückgekehrt sein und er sei ihm zur Strafe gesetzt, um ihn allenthalben zu verfolgen nach dem Glauben mancher Thoren. Während er sich in dieser Täuschung und Furcht befand und nicht wußte, welchen Weg er einschlagen sollte, witterte der Hengst die Stute, schob seine gewaltige Keule vor, und wollte wiehernd der Stute zu Leib gehen, welche Bewegungen denn den Mönch immer mehr in Angst setzten. Dennoch faßte er sich und wollte die Stute ihres Weges führen; diese aber drehte ihr Hintertheil gegen den Hengst und fing an auszuschlagen, sodaß der Mönch, welcher nicht der beste Reiter war, fast herabfiel; und um den zweiten Stoß nicht abzuwarten, preßte er die Beine fest zusammen, drückte dem Thier die Sporen in die Seiten, hielt sich mit beiden Händen an dem Saumsattel fest, ließ die Zügel schießen und vertraute das Pferd der Willkür des Zufalls. Sobald nur dieses die Sporen fest in seine Flanken drücken fühlte, war es gezwungen vorwärts zu laufen und ungezügelt den Weg einzuschlagen, der eben vor ihm lag. Als der Hengst sich so seine Beute entwischen sah, zerriß er in der Wuth das schwache Band und lief der Stute eiligst nach. Der arme Mönch, der sich so den Feind im Rücken merkte, wandte sich um und sah ihn mit eingelegter Lanze wie einen rechten Turnierkämpfer auf ihn zueilen. Da verscheuchte er die erste Angst mit der zweiten und fing an in voller Flucht zu rufen: Helft! Helft!

Auf dieses Geschrei und durch das Getöse der ohne Zügel dahineilenden Rosse fuhr, da es nun heller Tag geworden war, alles an die Fenster und Thüren und jeder meinte in Erstaunen, er müsse vor Lachen bersten bei dem Anblick einer so ungewohnten und seltsamen Jagd zweier berittener Minoritenmönche, welche beide gleich todt aussahen. Die Stute lief ungeleitet bald da- bald dorthin durch die Straßen, welcher Weg ihr am gelegensten kam; hinter ihr aber unterließ der Hengst nicht, sie wüthend zu verfolgen, und ob der Mönch nicht mehrmals nahe

daran war, von der Lanze getroffen zu werden, braucht man nicht zu fragen. Ein großes Getümmel von Leuten verfolgte die beiden beständig unter Geschrei, Zischen und Heulen und rief: Greift sie!

Die einen warfen Steine nach ihnen, die andern schlugen den Hengst mit Stöcken, und jedermann suchte die beiden zu trennen, nicht sowol aus Theilnahme für die Fliehenden, als in dem Wunsche, zu erfahren, wer die beiden seien, die man bei dem schnellen Rennen nicht erkennen konnte. Nach längerem Umherjagen lenkten sie zufällig auf ein Stadtthor zu, bei welchem sie eingefangen, der Todte und der Lebendige zugleich festgenommen und zu großer Verwunderung aller Leute erkannt wurden. Man führte sie beide auf ihren Pferden in das Kloster, wo die Mönche sie mit unsäglichem Schmerz empfingen. Sie ließen den Todten begraben und für den Lebenden die Folter bereiten. Als diese aber fertig war, gestand er, weil er nicht die Qual aushalten wollte, offen, er habe ihn umgebracht, aus dem oben angeführten Grund; aber er könne sich nicht vorstellen, wer den todten Magister auf diese Weise auf das Pferd gesetzt habe. Wegen dieses Geständnisses wurde er zwar mit der Folter verschont, aber in ein strenges Gefängniß gebracht. Es wurde sogleich durch den Pfarrer zu dem Bischof der Stadt geschickt, um ihm die heiligen Weihen abnehmen zu lassen und ihn dem weltlichen Richter überliefern zu können, der ihn nach der Vorschrift der Gesetze als Mörder aburteln sollte. Zufällig war in diesen Tagen der König Ferrando nach Salamanca gekommen; diesem wurde die Geschichte auch erzählt, und obgleich er ein sehr gesetzter Fürst war und den Vorfall sowie den Tod eines so berühmten Gelehrten aufrichtig bedauerte, so gewann doch das Spaßhafte der Sache bei ihm die Oberhand und er lachte mit seinen Baronen so heftig darüber, daß er sich nicht mehr aufrecht halten konnte. Als nun der Zeitpunkt herankam, wo man zu der ungerechten Verurtheilung

des Mönchs schreiten sollte, regte sich in Herrn Roderico, der ein sehr tugendhafter Ritter war und bei dem König hoch in Gunst stand, die Wahrheitsliebe; er dachte, sein Schweigen würde allein eine so große Ungerechtigkeit veranlassen, und entschloß sich, lieber im Nothfalle zu sterben, als die Wahrheit über eine solche Angelegenheit verbergen. Er trat daher vor den König, während viele Barone und Leute aus dem Volk um ihn versammelt waren, und sprach: Gnädiger Herr, das strenge und ungerechte Urtheil, das über den Minoriten ist gefällt worden, und die Kenntniß der wahren Sachlage bewegen mich die über einen so schweren Unfall obschwebende Frage zu entscheiden. Wenn daher euer Majestät dem verzeihen will, der aus gerechtem Anlaß den Meister Diego ums Leben gebracht hat, so will ich denselbigen alsbald hierher kommen lassen und mit unzweifelhafter Wahrheit den Hergang der ganzen Sache bis ins einzelne erzählen.

Der König, der ein gar gnädiger Herr und sehr begierig war die Wahrheit zu hören, gewährte huldvoll die verlangte Verzeihung, und sobald der Ritter diese hatte, erzählte er vor dem König und allen übrigen Umstehenden vom Anfang das Verliebtsein des Magisters in seine Frau und alle Briefe und Botschaften, die er ihr gesandt, und was er dann mit ihm angefangen bis zuletzt Punkt für Punkt. Der König hatte das Zeugniß des Mönchs schon vorher gehört, und da diese Berichte in der Hauptsache zusammenstimmten, er auch Herrn Roderico für einen rechtschaffenen Ritter ohne Falsch hielt, maß er ihm ohne weitere Prüfung in allem unbedingt Glauben bei, und überdachte mit Verwunderung und Betrübniß, manchmal auch mit sittsamem Lachen diese vielbewegte seltsame Geschichte. Um es jedoch nicht dahinkommen zu lassen, daß die unbillige Verurtheilung des unschuldigen Mönchs vollzogen würde, ließ er den Guardian und den armen Mönch selber vor sich kommen. Der König verkündete ihnen dann in Gegenwart seiner

Barone, der übrigen Adeligen und anderer Leute seines Gefolges, wie die Sache in Wahrheit sich begeben habe, und befahl deshalb, daß der zu einer geschärften Todesstrafe verurtheilte Mönch unverzüglich in Freiheit gesetzt werde. Sobald dies geschehen war, kehrte derselbe mit wiederhergestelltem guten Namen höchst erfreut nach Hause. Herr Roderico erhielt die bedungene Verzeihung wirklich und erntete in Bezug auf seine ganze Handlungsweise in dieser Angelegenheit das größte Lob. Die Kunde von dem wunderbaren Ereigniß aber ward in wenigen Tagen durch die schnelle Fama zum großen Ergötzen aller im ganzen Königreiche Castilien verbreitet. Bald kam sie auch nach unserm Italien und wurde dir, großmächtigster König und Herr, kürzlich erzählt; und um deinen Befehlen zu gehorsamen, habe ich die Geschichte gerne niedergeschrieben, um sie so, wie sie es verdient, der Vergessenheit auf immer zu entreißen.

---

## 43. Veronica.

Ich erinnere mich öfters von einem uralten Großvater als vollkommene Wahrheit erzählen gehört zu haben, wie zur Zeit Karl's des zweiten in Salerno ein sonderbarer Ritter lebte aus alter edler Familie, Namens Misser Mazzeo. Er war Oberrichter und reicher an Geld und Gut als irgend einer seiner Landsleute. Als er schon betagt war, starb ihm seine Gattin und es blieb ihm von ihr nur eine einzige Tochter Namens Veronica, ein sehr schönes und verständiges Mädchen, die aber, entweder wegen der übergroßen Liebe, welche der Vater zu ihr als seinem einzigen braven Kinde hegte, oder weil sie für irgend eine hohe Verbindung aufgehoben wurde,

obschon viele sie zur Frau verlangten, doch noch immer unverheirathet zu Hause war. Nun war aber von ihrer Kindheit an ein adeliger Knabe Namens Antonio Marcello immer im Hause aus- und eingegangen unter dem Vorwande einer weitläufigen Verwandtschaft, welche zwischen ihm und der Frau des Ritters bestand, und Veronica hatte auf diese Art eine solche Liebe für ihn gefaßt, daß sie gar keine Ruhe davor hatte. Antonio war zwar ein gescheidter und sehr gesitteter Jüngling und ward von dem Vater des Mädchens als braver Sohn geliebt; aber da er die Geschichte doch vortrefflich merkte und als ein junger Mensch gegen die Angriffe der Liebe sich nicht mit seiner schwachen Einsicht schirmen konnte, entbrannte er von gleicher Glut, und da die Gelegenheit ihrem gemeinsamen Wunsche günstig war, so kosteten sie ungestört die süßesten Früchte der Liebe. Obgleich sie nun aber in der Fortsetzung dieser Genüsse mit der größten Klugheit zu Werk gingen, so war ihre Vorsicht doch nicht stark genug, den großen Schiffbruch zu umgehen, der ihnen von dem neidischen Geschick bereitet war; denn als sie eines Nachts ganz vergnügt und arglos beisammen waren, begab es sich, daß sie durch einen nicht vorher in Rechnung gezogenen Zufall von einem Diener des Hauses gesehen wurden, welcher plötzlich den Ritter herbeirief und ihm den ganzen Vorfall erzählte. Dieser ging voll Zorn mit seinen Dienern dahin, wo die Liebenden waren, welche gerade auf dem Gipfel ihrer Lust ohne Widerstand festgenommen wurden. Antonio aber, welcher sehr kräftig und muthig war, rang sich gleich wieder aus ihren Armen los, bahnte sich mit dem Schwert in der Hand den Weg und kehrte so, ohne von jemand erkannt oder verletzt zu werden, nach Hause. Misser Mazzeo blieb bis in den Tod betrübt zurück, da er sah, wohin die Sache gediehen war, und wollte nun von der Tochter wissen, wer der entflohene Jüngling sei. Sie aber war vorsichtig und kannte ihres Vaters Wesen wohl

und dachte, er werde, um seine alten Tage nicht in solchem Kummer hinzubringen, ihm das Leben auf keine Weise schenken. Da ihr nun das Leben ihres Geliebten theurer war als das ihrige, gab sie ihm nach einiger Überlegung zur Antwort, sie wolle lieber jede Qual, jeden Tod selber erdulden, als den Jüngling entdecken. Der Vater entflammte sich zur Wuth und als er nach vielen verschiedenen Martern sie doch hartnäckig auf ihrer Weigerung beharren sah, faßte er, so sehr die Gewalt der natürlichen Neigung widerstrebte, doch mit großer Mannhaftigkeit zuletzt den Entschluß, sie umzubringen. Er befahl daher sogleich, ohne sie weiter sehen zu wollen, zweien seiner vertrautesten Diener, sie auf eine Barke zu schleppen, einige Meilen ins Meer hinaus zu führen und dann ins Wasser zu werfen. Obgleich diese es ungern thaten, banden sie sie doch, um zu gehorchen, schnell und führten sie an das Meeresufer. Während sie jedoch die Barke zurecht machten, kam einem von ihnen das Mitleid, er versuchte auf eine geschickte Art seinen Genossen, der mit nicht weniger Widerstreben, als er, an einer so grausamen Handlung Theil nahm, ein Wort gab das andere und so faßten sie am Ende den gemeinsamen Entschluß, wenn sie auch selbst dafür den Tod erleiden sollten, nicht allein ihr das Leben zu schenken, sondern auch sie in Freiheit zu setzen. Sie banden sie daher los und sagten ihr, wie sie aus Mitleid den rohen Urtheilsspruch des Vaters nicht an ihr vollziehen wollen; zum Lohn für diese Wohlthat baten sie sie, derselben nach ihrem ganzen Werthe zu gedenken, wenn sie das Vaterland verlassen habe und dereinst ihr Vater ihre Handlungsweise erführe. Das arme Mädchen, welches so von ihren eigenen Dienern ihr Leben als Geschenk annehmen mußte, fühlte wohl, daß eine Danksagung weit nicht zum Lohn für eine solche That hinreiche und flehte daher zum Vergelter alles Guten, daß er ihnen eine so unschätzbare Gabe ersetzen möge; und nachdem sie sich von

ihrer großen Angst und Schrecken ein wenig erholt hatte, versprach und schwor sie ihnen bei der Rettung, die sie ihr zu Theil werden ließen, sich auf eine Art zu benehmen, daß kein Lebender, geschweige ihr unbarmherziger Vater, je von ihr Kunde erhalte. Sie schoren ihr daher die Haare, verkleideten sie mit ihren eigenen Laken, so gut sie konnten, in männliche Tracht, gaben ihr das wenige Geld, das sie bei sich hatten, wiesen ihr den Weg nach Neapel und trennten sich von ihr unter Thränen. Ihre Kleider brachten sie mit nach Hause und versicherten ihren Gebieter, sie haben sie umgebracht und mit einem großen Stein um den Hals etwa zehn Meilen auf dem Meer in die Tiefe versenkt. Das unglückliche Fräulein, das nie aus der Stadt gekommen war, ward fast bei jedem Schritte muthloser schon bei dem Gedanken, daß sie ihrem Antonio nun verlasse ohne Hoffnung ihn wiederzusehen, und viele eitle Gedanken an die Rückkehr gingen ihr durch den Kopf; aber in Erinnerung an die empfangene Wohlthat und zugleich ihr gegebenes Versprechen, hatte die Dankbarkeit, diese Blüte jeder Tugend, in ihr eine solche Kraft, daß sie jeden zuwiderlaufenden Plan verjagte. Darum nahm sie den Weg unter die Füße, obwol sie nicht sehr gewohnt war zu Fuß zu gehen, befahl sich in Gottes Schutz und ging ohne selbst zu wissen wohin. So wanderte sie den ganzen Rest der Nacht über weiter mit großer Beschwerde. Gegen Tagesanbruch befand sie sich bei Nocera, wo sie zu einigen Gesellschaften stieß, welche nach Neapel gingen, und sie gesellte sich vertraulich zu ihnen. Dabei war unter andern ein calabrischer Edelmann, welcher dem Herzog von Calabrien ein paar Sperber überbrachte. Diesem gefiel des Jünglings Aussehen und er fragte ihn, woher er sei und ob er in Dienste gehen wolle. Veronica, welche in ihrer Kindheit durch Nachahmung einer alten in ihrem Hause wohnenden Apulierin viele Wörter dieser Mundart gelernt hatte, fiel es ein, sich derselben beständig zu be-

dienen und antwortete: Misser, ich bin ein Apulier, und aus keiner andern Absicht von Hause fortgegangen, als um Dienste zu suchen. Da ich aber der Sohn eines edeln Vaters bin, möchte ich mich nicht gern zu niedrigen Diensten verstehen.

Der Calabrier sagte: Würde es euch anstehen, einen Sperber zu besorgen?

Diese Frage kam Veronica sehr gelegen, da sie im Hause ihres Vaters nicht nur einen sondern viele mit großer Zärtlichkeit besorgt hatte. Sie antwortete ihm daher, sie habe sich von Kindheit auf mit nichts anderem beschäftigt. Nachdem sie so noch manches hin- und hergesprochen, wurden sie einig, daß sie ihm unterwegs einen Sperber übernehme. Als sie in Neapel angekommen waren, wurde sie von ihrem Herrn besser angethan, sodaß sie wirklich ganz wie ein schmucker Schildknappe aussah, und, sei es Fügung des Schicksals oder daß ihr anmuthiges Äußere ihn rührte, es begab sich, als man dem Herzog die Sperber überreichte, daß dieser zugleich mit den Sperbern den Apulier haben wollte, welcher so gut mit ihnen umzugehen wußte. So geschah es auch; er wurde auf die Liste der Hausdienerschaft gesetzt und ihm ein neapolitanischer Edelmann beigesellt. Er gab sich auch so viel Mühe sich gut aufzuführen und seinen Dienst recht zu versehen, daß er in kurzer Zeit die Gnade seines Gebieters in einem Maße erwarb, daß er zu den höchst geehrten und begünstigten gehörte, und auf diese Weise ging es in zunehmendem Glücke weiter, bis es dem Schicksal gefiel, seinen Angelegenheiten eine andere Bahn vorzuzeichnen. Der alte Vater, der in unerträglichem Schmerz zurückgeblieben war, mußte sich, da die Sache in den Mund des Gerüchts den Weg gefunden hatte, die meiste Zeit zu Hause verschlossen halten und führte so dort, oder zuweilen auf einem Landgut ein einsames und düsteres Leben. Antonio aber, nachdem er mit bittern blutigen Thränen den Tod seiner Veronica beweint

und bejammert hatte, war durch vorsichtige Erkundung zu der Überzeugung gelangt, daß der Ritter nie habe erfahren können, wer der entflohene Jüngling war. Um nun jeden Verdacht von sich zu entfernen und überdies von Mitleid gerührt besuchte er ihn einige Tage nach dem Vorfall, wie wenn er beständig die zärtlichste Liebe für sein Haus fühlte, begleitete ihn meistens auf das Land und bezeugte sich gegen ihn wie ein leiblicher gehorsamer Sohn mit größter Nachgiebigkeit und Theilnahme. Misser Mazzeo wußte dies besonders hochzuschätzen, da es ihm schien, Antonio sei der einzige, der ihn in der mislichen Lage nie verlassen habe. Aus diesem Grunde und wegen der eigenthümlichen Vorzüge des Jünglings fühlte er sich genöthigt, ihn wie seinen eigenen Sohn zu lieben und wandte ihm so sehr alle Neigung seines Herzens zu, daß er keine Stunde ohne seinen Antonio bleiben konnte. Da er nun sah, daß dieser in solchem Gehorsam und Dienstwilligkeit mit Ehrerbietung und Liebe fortfuhr, entstand in dem Herzen des Ritters, dieweil ihn sein unseliges Loos ohne Erben gelassen, der Wunsch, ihn im Leben und im Tod zum Sohn anzunehmen. Dieser Gedanke reifte zum Entschluß, und als er seine letzte Willensmeinung aufsetzte, bestellte er seinen Antonio zum Erben aller seiner fahrenden und liegenden Habe und gesegnete auch bald darauf das Zeitliche. Antonio sah sich nun im Besitz einer so großen Erbschaft, zog in das Haus des Ritters ein und es war keine Stelle, die ihn an seine Geliebte erinnerte auf der er nicht geweint und geseufzt hätte. Es kam ihm nicht aus dem Sinn, daß sie lieber habe den Tod erdulden, als ihn entdecken wollen, und von dieser Liebesthat durchdrungen und noch viele andere schöne Eigenschaften seiner Veronica erwägend, faßte er bei sich den Plan und Entschluß, sich nie zur Eingehung einer Ehe verstehen zu wollen. Unterdessen geschah es, daß der Herzog beschloß, eine Reise nach Calabrien zu machen. Dies war dem

Apulier über die Maßen lieb, angesehen daß er nicht allein sein Vaterland wiedersehen sondern auch wieder gelegenheitlich irgend etwas von dem Geliebten und dem Vater vernehmen durfte, den Veronica doch durchaus nicht zu hassen vermochte; denn um sich nicht irgendwie zu verrathen hatte sie vermieden, nach ihnen zu fragen, und daher nie etwas von ihnen erfahren. Als sie in Salerno ankamen, wurde das Gefolge des Herzogs nach Stand und Würden in verschiedenen Häusern untergebracht, und das Schicksal, welches Veronica von den langen Bedrängnissen und Leiden, die sie erduldet, befreien und mit ihrem Antonio in Freude versetzen wollte, fügte es, daß durch eine ganz zufällige unabsichtliche Anordnung dem Antonio Marcello das Loos zufiel, den Apulier sammt seinem Genossen in sein Haus aufnehmen zu müssen. Welche Wonne dies Veronica bereitete, kann jeder selbst beurtheilen. Sie wurden von Antonio sehr ehrenvoll und freundlich aufgenommen und am Abend bereitete er ihnen eine kostbare Mahlzeit. In demselben Gang, wo er sich meistens mit seiner Geliebten zu vergnügen pflegte, faßten sie nun einander ins Auge, es stellte sich ihm eine Weile das Bild seiner Geliebten, und indem er ihres Lebens und Todes gedachte, begleitete er alle seine Worte mit heißen Seufzern. Veronica, die sich so in ihr eigenes Haus geführt sah, war zwar sehr erfreut, ihren treuen Liebhaber so im Besitz von allem zu sehen; aber da sie weder den Vater noch jemand von der zur Zeit ihres Scheidens hier anwesenden Dienerschaft erblickte, erfaßte sie eine natürliche Wehmuth, sie wünschte Aufschluß zu haben, und doch scheute sie sich zu fragen. Während sie so unentschlossen bei Tisch saß, fragte ihr Genosse Antonio, ob das im Gang abgemalte Wappen das seinige sei. Antonio antwortete, nein, vielmehr gehöre es einem sehr würdigen Ritter zu Namens Misser Mazzeo dem Oberrichter, welcher, dieweil er in seinem Alter keine Kinder gehabt, ihn zum Erben aller seiner

Güter eingesetzt habe, weshalb er denn als ein angenommener Sohn nicht nur die Besitzungen, sondern auch den Namen des Hauses und das Wappen wie von seinem leiblichen Vater sich zu eigen gemacht. Als Veronica diese Kunde vernahm, fühlte sie sich plötzlich so erheitert, daß sie nur mit Mühe die Thränen zurückhielt. Doch that sie sich Gewalt an, um die Mahlzeit nicht zu stören. Als diese aber vorbei war, konnte sie nicht länger warten, ihr unbestrittenes Besitzthum, welches ihr das günstige Geschick bis hierher aufbewahrt hatte, in ihre offenen Arme aufzunehmen. Sie faßte daher Antonio bei der Hand, verließ ihren Begleiter und die andere Gesellschaft und sie traten in ein ander Gemach. Dort wollte sie einige Worte sprechen, die sie vorher ausgedacht hatte, um zu sehen, ob er sie wieder erkenne, aber die Freude ihres Herzens und die Thränen ließen ihr nicht zu, den Mund aufzuthun, vielmehr sank sie kraftlos ihm in die Arme und konnte nur hervorbringen: O mein Antonio, ists möglich, daß du mich nicht kennst?

Er, der, wie schon gesagt, bereits seine Veronica zu erkennen gemeint hatte, war nun, da er die Worte hörte, plötzlich von der Richtigkeit seiner Vermuthung überzeugt und sagte, von größter Rührung überwältigt: Ach, so lebst du denn noch, mein Herz?

Nach diesen Worten sank auch er über sie hin. So hielten sie sich lange stumm umarmt, und da sie wieder zu sich kamen und sich ihre seitherigen Schicksale erzählten, erkannte Antonio, daß das für sie beide so erfreuliche Ereigniß nicht verheimlicht werden dürfe. Sie verließen daher das Zimmer, und obwol es spät war, schickte Antonio schleunig aus und beschied die ganze Verwandtschaft Veronica's und seine eigene, sie möchten sich wegen einer Sache von höchster Wichtigkeit in sein Haus verfügen. Sie kamen sogleich heran und sobald sie versammelt waren, bat er sie, sie möchten ihn zum Palast des Fürsten begleiten, denn er beabsichtige mit ihrer Erlaubniß von

der Gnade des Herzogs die Wiedereinsetzung eines früher dem Misser Mazzeo angehörigen adeligen Lehens zu erbitten, das schon seit Jahren in fremdem Besitz befindlich dem rechten Eigenthümer, weil er unbekannt gewesen, keinen Nutzen getragen habe. Alle gingen gern mit ihm hin, und sobald sie vor dem Fürsten standen, nahm er seine Veronica bei der Hand und vor allen anwesenden erzählten nun die beiden ihre frühern und neuern Begegnisse Punkt für Punkt ohne etwas auszulassen, und erklärten sodann, wie sie schon zu Anfang ihrer Liebe sich durch ihr feierliches Wort und beiderseitige Zustimmung geheirathet und beabsichtigen mit Genehmhaltung seiner fürstlichen Gnaden vor so würdigen Zeugen diesen Ehebund öffentlich anzuerkennen. So sehr sich der Herzog mit seinen Baronen und der ganzen Verwandtschaft und allen andern einheimischen und fremden darüber verwunderte, als sie diese seltsamen Begebenheiten vernahmen, so war es doch jedem sehr erfreulich zu sehen, welches gute und ehrenvolle Ende die Sache nahm und das Verfahren Antonio's sowie das würdige Benehmen Veronica's wurde von allen gelobt. Der Herzog entließ sie mit großer Freude nach Hause und veranstaltete am andern Morgen eine feierliche prunkvolle Messe, welcher er selbst mit vielen Adeligen und andern Leuten beiwohnte. Bei derselben wurde zur allgemeinen Freude unserer Salernitaner Veronica dem Antonio nach Stand und Würden angetraut. Sie theilten sehr große Geschenke aus und lebten in Glück und Reichthum, von inniger Liebe und schönen Kindern erfreut, lange Zeit ungestört bis an ihr Ende.

## 44. Der Barkenführer.

(Nach Sansovino's hundert ausgewählten Novellen. Venedig, 1571. Tag 4, Nov. 4.)

Vor einigen Jahren lebte in Venedig ein junger Edelmann Namens Herr Alessandro, welcher lustwandelnd zufällig eine sehr schöne junge Frau erblickte, welche die Gattin eines Seemanns war mit Namen Rado von Cattaro, und da sie ihm sehr wohl gefiel, schickte er ein altes Mütterchen nach ihr, um mit ihr zu sprechen. Die junge Frau aber, welcher Alessandro gleichfalls wohl gefallen hatte, hielt die Abgesandte nicht mit langen Unterhandlungen auf, sondern sagte zu ihr, sie sei ihrerseits bereit, die Wünsche des jungen Mannes zu erfüllen, nur sehe sie kein sicheres Mittel, denn ihr Mann lasse sie bei Nacht nie allein und bei Tag möge sie ihn nicht im Hause empfangen aus Rücksicht auf die Nachbarschaft, weil in derselben Straße so viel Leute wohnen, daß man nicht aus- noch eingehen könne, ohne bemerkt zu werden. Als Alessandro die Geneigtheit der Frau vernahm, besann er sich, was zu thun sein möchte, da sie damit zufrieden sei. Endlich ließ er das junge Weib von seinem Plane unterrichten, und als es ihm Zeit schien, ließ er Rado zu sich in sein Haus berufen. Nachdem er ihm sehr geschmeichelt hatte, denn er war sein Freund, bat er ihn, er möchte ihm den Gefallen erweisen, ihm am nächsten Abend mit seiner Gondel zu dienen, da er eine Zusammenkunft verabredet habe mit einer Edelfrau, in welche er heftig verliebt sei. Rado, welcher sehr wünschte, ihm zu dienen, antwortete, er sei bereit ihn zu führen, wohin er befehle, und sobald es Nacht wurde, kam er, um ihn in seiner Barke abzuholen, nachdem er seiner Frau gesagt hatte, sie möge ihn erst spät erwarten. Alessandro stieg also in die Barke und ließ sich von Rado an einen

Landungsplatz bringen, wo die Alte ihn erwartete, und zwar gegenüber von Rado's Haus, das aber einen andern Landungsplatz hatte, sodaß man zu Wasser nicht dahin gelangen konnte, als auf einem starken Umweg, während es zu Lande nur ein paar Schritte waren. Sobald nun Alessandro dort angekommen war, gab er Rado die Weisung, ihn zu erwarten. Er trat in das Haus der Alten und schlüpfte sofort durch ein Gäßchen zu dem jungen Weibe hinüber, von welcher er mit größter Freude empfangen wurde. Auch führten sie ihre Liebe zu einem anmuthigen Ziele, daß ihnen nichts zu wünschen übrig blieb, und setzten unter sich das Nöthige für die Zukunft fest, worauf Alessandro auf dem nämlichen Wege in die Barke zurückkehrte, in welcher Rado, ohne Schlimmes zu ahnen, indem er ihn erwartete, eingeschlafen war. Er erwachte nun, nahm Alessandro in die Barke und während sie nach seinem Hause hinsteuerten, fragte er ihn unterwegs, ob er nun seine Sehnsucht ganz gestillt habe. Alessandro bejahte es und fügte hinzu: Ich kann dir noch überdies versichern, daß ich mich nicht erinnere, je in meinem Leben eine solche Lust genossen zu haben, denn außer ihrer Schönheit hat sie mich auch noch so mit Liebkosungen überhäuft, daß ich nicht begreife, wie ich von ihr loskommen konnte.

Darauf antwortete Rado: Herr, als ich daran dachte, was für ein Vergnügen ihr jetzt mit eurer Geliebten haben müsset, kam mich so gewaltige Fleischeslust an, daß ich mehrmals versucht war, nach Hause zu gehen und meinem Weibe eins zuzusetzen; aber ich fürchtete, ihr möchtet zurückkommen und mich nicht finden, und deshalb bin ich geblieben.

Als Alessandro dies hörte, überlegte er, in welche Gefahr er gerathen wäre, wenn jener unvermuthet sich nach Hause begeben hätte, und alsbald fiel ihm ein anderes sicheres Mittel ein, um die Gefahr zu vermeiden, in die er früher oder später zu großem Schaden hätte

gerathen können. Er sagte daher lachend zu Rado: Ich wußte gar nicht, daß du verheirathet bist; sonst hätte ich dich nach Hause geschickt; du hättest ja zu bestimmter Stunde wieder zurück sein können.

Rado antwortete: So, das habt ihr nicht gewußt, daß ich vor einigen Tagen ein schönes Mädchen aus einer guten Familie geheirathet habe?

Nein, versetzte Alessandro; das wußte ich nicht; aber die Frauen, so schön sie sind, hat man zu Hause, weil man sie nöthig hat; darum darf man jedoch nicht unterlassen, auch draußen fremd Brod zu suchen. Und da du dich so geduldig heute benommen hast, hoffe ich morgen Abend meine Liebste nebst einer nicht weniger schönen Gefährtin in der Barke umher zu führen, und diese wird sicherlich gegen dich gefällig sein.

Rado antwortete ganz heiter, das nehme er gern an, bedankte sich auch sehr, und unter diesen Gesprächen hatte er Alessandro an sein Haus gebracht und kehrte nun zurück zu seinem Weibe. Sobald es aber Tag war, that Alessandro der jungen Frau zu wissen, was er für den folgenden Abend im Sinn habe und bestellte verabredeter maßen den Rado, welcher die Barke mit einer Verdeckung von Rasch ausgestattet hatte. Er fand sich bei Alessandro ein und führte ihn an den gewohnten Ort, wo er den Bescheid erhielt zu warten, denn er werde gleich mit den Mädchen in der Barke zurück sein. Sobald er zu seiner Geliebten gekommen war, erzählte er ihr von der bestandenen Gefahr und daß er derselben vorbeugen wolle durch die Veranstaltung, die er ihr durch die Alte habe mittheilen lassen. Er ließ sie daher sogleich ein seidenes Kleid anziehen, das er ihr schon vorher bei Tage geschickt hatte, und verhüllte sie so, daß Rado sie nicht erkennen konnte, wenn sie in die Barke kamen. Als Rado den Alessandro mit einer einzigen Frau kommen sah, sagte er zu ihm: Herr, wo ist denn die meinige, die ihr mir gestern Abend versprochen habt?

Aleſſandro antwortete: Sie konnte nicht kommen wegen eines eingetretenen Hinderniſſes. Aber du ſollſt dich dennoch nicht über mich beklagen können, und ich glaube dieſe hier wird für uns beide genügen; wenn ich mit ihr fertig bin, überlaſſe ich ſie dir, und obſchon ich deine Gattin nicht kenne, ſo glaube ich doch, daß dieſe ein nicht weniger ſchönes und ſauberes junges Weib iſt, als ſie.

Das glaube ich gern, antwortete Rado, aber das könnte ich nicht übers Herz bringen, euch ſo in euer Gehege zu kommen.

Aleſſandro aber verſetzte: Sei nicht ſo ſeltſam! Wenn ich es nicht gern thäte, ſo hätte ich es nicht zu dir geſagt und du würdeſt es auch nicht thun dürfen. So aber ſoll es dich nichts koſten, als an einem Feſttage ein Fiſchfrühſtück, wozu ich ein paar gute Humpen mitbringen will.

Rado ſchlug das Anerbieten nochmals aus, Aleſſandro aber beharrte durchaus bei ſeinem Willen und ſo gab denn Rado doch endlich auch nach. Er ließ daher die Barke ſtehen, nahm die Zither in die Hand und fing an zu ſpielen; Aleſſandro ging während deſſen unter Rado's Zelt und gab ſich ſeiner Luſt hin beim Tone der Zither, welche Rado ſpielte. Und nachdem er mit ſeinem Geſchäft zu Ende war, ſagte Aleſſandro zu Rado: Nun mach und nimm auch dein Theil! Aber hüte dich, daß du mir nicht verſuchſt, ſie erkennen zu wollen, denn ſie iſt aus einer ehrenwerthen Familie und ich habe ihr weis gemacht, du ſeieſt ein hieſiger Edelmann.

Darauf antwortete Rado: Darum kümmere ich mich nicht, denn ich will ja doch auf keine Weiſe eine Verwandtſchaft mit ihr anknüpfen.

Nach dieſen Worten ging er zu der Frau hinein, und nach kurzer Zeit kehrte er zu Aleſſandro zurück und ſagte zu ihm: Herr, das iſt in der That ein ganz artiges Mädchen. Es war mir gerade, als läge ich bei meinem Weibe, ſo viel Ähnlichkeit hat ſie mit ihr im Fleiſche

und im Athem. Deswegen will ich euch denn auch gern mit Fischen aufwarten für die Artigkeit, die ihr mir bewiesen.

Alessandro lachte und trieb in großem Jubel allerhand Scherz mit ihm, bis sie endlich die Frau wieder an die Stelle zurückbrachten, wo sie sie aufgenommen hatten. Jeder ging sodann nach Hause und Rado fand seine Frau, welche that als wäre sie sehr ärgerlich und anfing ihn auszuschelten und ihm Vorwürfe zu machen, daß er sie auf solche Art allein lasse. Er entschuldigte sich aber und legte alles dem Alessandro zur Last. Am nächsten Sonnabend nun veranstaltete Rado seinem Versprechen gemäß dem Alessandro und seinen Freunden das Frühstück. Alessandro hatte diesen die ganze Geschichte vorher erzählt. Sie lachten daher viel darüber und wurden allmälig dem Rado zur Last, indem dieser und jener seinen Witz darüber riß, wiewol zu Alessandro's großem Verdruß, bis Rado endlich den Schwank merkte, weshalb er voll Unwillen nach Hause eilte, um seiner Frau übel mitzuspielen. Alessandro aber hatte es noch zu rechter Zeit gemerkt und die Frau auf die Seite schaffen lassen. Als daher Rado sie nicht traf, lief er voll Schaam und Schmerz ganz verzweifelt davon und Alessandro genoß von nun an in aller Sicherheit seine schöne Frau.

# IX. Novelle eines Ungenannten.

1480.

## 45. Der dicke Tischler.

In der Stadt Florenz im Jahre vierzehnhundert und neun versammelte sich eines Sonntag Abends eine Gesellschaft junger Leute zum Nachtessen im Hause eines florentinischen Edelmannes Namens Tommaso de Pecori, eines ehrenwerthen rechtschaffenen heiteren Mannes, der ein großer Freund der Geselligkeit war. Als man nach Tische um das Feuer herumstehend über dies und jenes plauderte, wie es bei dergleichen Veranlassungen unter Bekannten zu geschehen pflegt, sagte einer von ihnen: Was soll nur das heißen, daß diesen Abend Manetto Ammannatini nicht herkommen wollte und daß wir ihn durchaus nicht heranzubringen vermochten.

Der besagte Manetto war und ist noch ein Verfertiger von ausgelegten Holzarbeiten und hatte seine Bude am Platze San Giovanni. Er galt für einen der besten Meister in der besagten Holzarbeit sowol als in Verfertigung von Werkzeugen für die Arbeitstische der Frauen. Dabei war er ein ganz angenehmer Mensch, eher arglos als schlau, etwa achtundzwanzig Jahre alt, und weil er derb und groß gebaut war, nannte man ihn den Dicken. Er war sonst immer gewohnt, sich in der obengenannten Gesellschaft einzufinden, welche aus lauter fröhlichen und lebenslustigen Leuten bestand; diesen Abend aber, seien es anderweitige Geschäfte, oder Grillen, wie er sie manchmal hatte, oder was sonst immer, obgleich man es ihm oft gesagt hatte, wollte er sich nicht bereden lassen hinzugehen.

Als daher jene überlegten und sich besannen, was Schuld daran sein möge, aber keinen Grund auffinden konnten, kamen sie einstimmig zu dem Schlusse, es könne nichts anderes als Grillenfängerei von ihm gewesen sein. Sie hielten sich dadurch ein wenig für beleidigt und der Sprecher von vorhin sagte deshalb: Aber warum spielen wir ihm nicht einmal einen Streich, damit er sich nicht daran gewöhnt, um seiner Grillen willen uns ganz zu vernachlässigen?

Darauf erwiderte ein anderer: Was können wir ihm aber anhaben, als daß wir ihn eines Abends die Zeche bezahlen lassen oder sonst eine Lumperei?

Es war unter dieser Tischgesellschaft einer Namens Filippo di Ser Brunellesco, dessen Verdienst wie ich glaube damals und jetzt bekannt ist. Dieser ging vertraut mit dem Dicken um und kannte sein Wesen genau. Er war ein feiner Kopf und nachdem er eine Weile bei sich nachgesonnen und seine Phantasie hatte spielen lassen, begann er also: Hört, liebe Freunde, wenn wir Lust haben, da fällt mir etwas ein, eine so hübsche Posse, die wir dem Dicken spielen können, daß wir davon den größten Spaß hätten. Mein Plan besteht nämlich darin, daß wir ihm weis machen, er sei aus sich selber herausgetreten und in einen andern verwandelt, er sei nicht mehr der Dicke, sondern sei ein anderer geworden.

Hierauf wandten zwar die andern ein, dies sei unmöglich auszuführen; Filippo aber führte ihnen seine Gründe und Beweise an und wußte durch seinen scharfen Verstand ihnen dieselben so überzeugend zu machen, daß sie zuletzt nicht mehr an der Ausführbarkeit des Planes zweifelten. Sie verständigten sich daher über die Art und Weise, wie jeder ihn auf den Glauben zu bringen suchen solle, er sei ein gewisser Matteo, der auch zu ihrer Gesellschaft gehörte, und die Sache nahm am nächsten Abend ihren Anfang in folgender Gestalt. Filippo di Ser Brunellesco, bekannter mit dem Dicken, als die

übrigen, trat zu der Stunde, da die Handwerker ihre Läden zu schließen pflegen, in die Bude des Dicken ein und plauderte eine Weile mit ihm, bis verabredeter maßen ein kleiner Knabe eilig gelaufen kam und fragte: Kommt hierher nicht zuweilen Filippo di Ser Brunellesco? und ist er vielleicht jetzt da?

Filippo trat auf ihn zu, sagte, ja, er sei der Mann, und fragte den Knaben, was er begehre. Darauf antwortete der Knabe: Ihr sollt so schnell ihr könnt nach Hause kommen, denn vor zwei Stunden hat eure Mutter ein großes Unglück gehabt und sie ist halb todt. Deswegen kommt nur bald!

Filippo stellte sich an, als wäre er heftig betrübt über diesen Unfall, und rief: Gott steh mir bei!

Damit nahm er Abschied von dem Dicken. Der Dicke sagte theilnehmend: Ich will mit dir gehen, im Fall du etwas nöthig hast. Das sind Fälle, in denen man seine Freunde nicht schonen muß.

Filippo bedankte sich und sprach: Ich nehme dich jetzt nicht mit, aber wenn ich etwas bedarf, so will ich es dir sagen lassen.

Filippo ging und schlug anscheinend den Weg nach seiner Wohnung ein, bog aber um und begab sich nach dem Hause des Dicken, welches der Kirche der Santa Reparata gegenüber lag. Er öffnete die Thüre mit einem Messerchen, ein Verfahren, das er gut verstand, trat ins Haus, und schloß sich innen mit dem Riegel so fest ein, daß niemand hineingelangen konnte. Der Dicke hatte eine Mutter, welche dieser Tage nach Polverosa gegangen war, wo sie ein Gütchen besaß, um dort eine Wäsche zu veranstalten; sie konnte jeden Tag zurückkommen. Der Dicke ging, nachdem er seine Bude geschlossen hatte, seiner Gewohnheit nach einige mal auf dem Platze San Giovanni auf und ab, den Kopf mit Gedanken an Filippo erfüllt und von lauter Mitleid mit dessen Mutter. Um ein Uhr nach Sonnenuntergang sagte er bei sich selbst:

Nun bedarf Filippo heute meiner doch nicht mehr, da er noch immer nicht nach mir geschickt hat.

Er beschloß also, nach Hause zu gehen; und als er vor seiner Thüre, zu der man zwei Stufen in die Höhe trat, angelangt war, und wie sonst aufschließen wollte, gelang es ihm nach mehrmaligen Versuchen nicht. Da merkte er, daß von innen der Riegel vor sei. Er klopfte an und rief: Wer ist denn oben? Mach mir auf!

Er war der Meinung, seine Mutter sei vom Dorfe zurückgekommen und habe die Thüre aus irgend welcher Vorsicht oder in Gedanken von innen geschlossen. Filippo, welcher drinnen war, trat an die Spitze der Treppe und sagte: Wer ist unten?

Dabei ahmte er die Stimme des Dicken nach. Dieser aber entgegnete: Mach mir auf!

Filippo that, als halte er den Pochenden für jenen Matteo, in welchen sie den Dicken glauben machen wollten, daß er verwandelt sei; sich selbst aber stellte er als den Dicken dar und sagte: Ei, Matteo, geh mit Gott! Ich bin heute gar nicht aufgelegt, denn eben war Filippo di Ser Brunellesco in meiner Bude und da wurde ihm gemeldet, seine Mutter sei seit zwei Stunden am Tode. Das hat mich für den ganzen Abend betrübt gemacht.

Und nach innen gewendet fügte er hinzu: Mona Giovanna (denn so hieß die Mutter des Dicken), macht, daß ich zu essen bekomme! Es ist doch gar zu arg; vor zwei Tagen solltet ihr schon wieder da sein und kommt nun erst heute Nacht.

So sagte er noch einige verdrüßliche Worte und ahmte dabei immer die Stimme des Dicken nach. Als der Dicke so rufen hörte und dabei doch seine eigene Stimme zu vernehmen glaubte, sagte er: Was heißt denn das? Kommt es mir doch vor, der da droben sei ich, der da sagt, Filippo sei in seiner Bude gewesen, als man ihm ankündigte, seine Mutter befinde sich nicht wohl. Und

überdies schwatzt er mit Mona Giovanna. Wahrhaftig ich bin ganz von Besinnung.

Er trat die beiden Stufen wieder hinab und stellte sich zurück, um zu den Fenstern hinaufzurufen. Da kam verabredeter maßen einer Namens Donatello*) hinzu, ein Marmorbildhauer und genauer Freund des Dicken; und wie er so in der Dämmerung vorüberging, sagte er: Guten Abend, Matteo! Suchst du den Dicken? Er ist gerade eben ins Haus hineingegangen.

Nach diesen Worten ging er seiner Wege. War nun der Dicke vorher voll Verwunderung, so stand er nun, wie er hörte, daß Donatello ihn Matteo nannte, ganz verblüfft, und ging wieder auf den San Giovanniplatz, indem er zu sich sagte: Ich will so lange hier bleiben, bis jemand vorbeigeht, der mich kennt, und mir sagen kann, wer ich eigentlich bin. Bin ich denn Calandrino, daß ich so geschwind ein anderer geworden bin, ohne es zu merken?

Und während er so halb von Sinnen dastand, kamen nach Abrede vier Diener des Handelsgerichts nebst einem Notar und mit ihnen ein Gläubiger jenes Matteo, für welchen der Dicke schon auf dem besten Wege war sich zu halten. Der Gläubiger trat dicht zum Dicken heran, wandte sich zu dem Notar und den Bewaffneten und sagte: Führt mir hier den Matteo hinweg! Dieser ist mein Schuldner. Siehst du wohl, ich habe deine Spur so lange verfolgt, bis ich dich endlich erwischt habe.

Die Gerichtsdiener und der Notar nahmen ihn fest und schickten sich an ihn hinwegzuführen. Der Dicke aber wandte sich an den, der ihn greifen ließ, und sprach: Was habe ich mit dir zu schaffen, der du mich festnehmen lässest. Sage, sie sollen mir die Freiheit geben!

*) Donato di Betto Bardi aus Florenz, genannt Donatello, lebte 1381 — 1466, war also 1409, wo unsere Geschichte spielt, achtunddreißig Jahre alt. Man sieht in Italien noch eine große Zahl seiner Kunstwerke.

Du nimmst mich für einen andern, denn ich bin nicht der, für den du mich hältst, und du begehst schweres Unrecht, daß du mir diese Schmach anthust, während ich gar nichts mit dir zu schaffen habe. Ich bin der dicke Tischler und nicht Matteo und weiß nicht, für was für einen Matteo du mich ausgibst.

Hiermit wollte er anfangen, sich zu widersetzen, da er groß und sehr kräftig war. Sie fielen ihm aber rasch in die Arme und hielten ihn; der Gläubiger trat vor ihn hin, faßte ihn scharf ins Auge und sagte: Wie? Du hast nichts mit mir zu schaffen? So? Ich sollte den Matteo meinen Schuldner nicht kennen und nicht wissen, wie der dicke Tischler aussieht? Du stehst in meinem Schuldbuche und ich habe das Urtheil gegen dich schon ein Jahr lang erwirkt trotz deiner Schliche. Du hast ganz Recht, wie ein Schuft zu sagen, du seiest nicht Matteo; du wirst aber schon lernen müssen mich zu bezahlen, statt dich zu einem andern zu machen. Führt ihn nur hinweg, und wir wollen sehen, ob du derselbe bist.

Unter solch' heftigem Gezänk führten sie ihn auf das Handelsgericht, und weil es fast schon die Zeit des Abendessens war, trafen sie weder unterwegs noch an Ort und Stelle jemand an, der sie kannte. Dort angelangt schrieb der Notar scheinbar einen Verhaftbefehl auf Matteo's Namen ein, man brachte ihn ins Gefängniß, und wie er hineintrat, drängten sich die andern Gefangenen, welche den Lärm bei seiner Ankunft vernommen hatten und ihn öfters Matteo nennen hörten, ohne ihn zu kennen, heran und sagten alle: Guten Abend, Matteo, was soll denn das bedeuten?

Als der Dicke sich von allen diesen Leuten Matteo nennen hörte, schien es ihm fast ausgemacht, daß er es sei und sagte, nachdem er ihren Begrüßungen geantwortet hatte, ganz verwirrt: Ich soll da einem, der mich hat festnehmen lassen, eine Summe Geldes geben, aber ich will mich morgen bei guter Zeit losmachen.

Die Gefangenen sagten: Du siehst, wir sind eben beim Abendessen. Halt es mit uns und dann morgen früh magst du dich freimachen. Aber wir können dir aus Erfahrung sagen, daß man hier immer länger bleibt, als man glaubt.

Der Dicke speiste mit ihnen und nach der Mahlzeit räumte ihm einer den schmalen Rand seines Lagers ein, indem er sagte: Matteo, richte dich heute Nacht hier ein, so gut du kannst! Morgen früh, wenn du loskommst, so ist es gut; wonicht, so schickst du nach deinem Hause um eine Decke.

Der Dicke dankte ihm, sie legten sich nieder, um zu schlafen, er aber begann im Stillen folgende Überlegungen: Was will ich machen, wenn ich einmal aus dem Dicken der Matteo geworden bin? Und das kommt mir nun ziemlich gewiß vor nach all' den Zeichen, die ich gesehen habe. Schicke ich nach Hause zu meiner Mutter und der Dicke ist dort, so machen sie sich lustig über mich und man wird sagen, ich sei verrückt geworden. Auf der andern Seite scheint es mir doch immer noch, ich sei der Dicke.

Und unter solchem Selbstgespräch, bald seiner Sache gewiß, daß er Matteo, bald daß er der Dicke sei, kam der Morgen heran, fast ohne daß er geschlafen hatte. Als es Tag wurde, erhob er sich, trat an das Fensterchen an der Thüre des Gefängnisses und dachte, er müsse gewiß eines Menschen habhaft werden, der ihn kenne. Während er so wartete, trat in das Handelsgericht ein junger Mann Namens Giovanni di Messer Francesco Rucellai, welcher auch zu jener Gesellschaft gehörte, und an dem Abendessen sowie an der spaßhaften Verschwörung Theil genommen hatte. Er war ein genauer Bekannter des Dicken, welcher für ihn eben einen Himmel zu einer heiligen Jungfrau anfertigte, und erst gestern war er eine gute Weile bei ihm in der Bude gewesen, um die Arbeit zu beschleunigen, und der Dicke hatte ihm ver-

sprochen, ihm in vier Tagen den Rahmen vollständig zu liefern. Wie nun Giovanni in das Gerichtshaus getreten war, streckte er seinen Kopf in den Flur, auf welchen das Fenster der Gefängnisse ging, das in jener Zeit zu ebener Erde war und wo sich der Dicke befand. Sobald er Giovanni erblickte, lächelte er und sah ihn an; Giovanni sah ihn auch an und sagte, als ob er ihn niemals gesehen hätte: Was lachst du, Freund?

Der Dicke, dem es vorkam, er werde von jenem nicht erkannt, sagte: O ich lache über weiter nichts. Sagt mir, kennt ihr nicht einen, den man den Dicken nennt, der gleich dort hinten am Platz San Giovanni wohnt und ausgelegte Holzarbeiten macht?

Ei freilich, sagte Giovanni. Ich kenne ihn wohl. Er ist mein guter Freund, und gerade will ich zu ihm gehen wegen einer kleinen Arbeit, die er mir macht.

Der Dicke fuhr fort: Ach so thut mir doch den Gefallen, da ihr ohnehin zu ihm gehen müßt, und sagt ihm: Es sitzt im Handelsgericht einer deiner Freunde gefangen und bittet dich, du möchtest ihm doch den Gefallen thun, einen Augenblick bei ihm anzusprechen.

Giovanni sagte, indem er ihm fortwährend fest ins Gesicht sah und nur mit Mühe das Lachen verhalten konnte: Das will ich gern thun.

Damit ging er weiter seinen Geschäften nach. Der Dicke aber blieb am Fenster des Gefängnisses und sagte bei sich selbst: Nun kann ich sicher sein, daß ich nicht mehr der Dicke, sondern daß ich Matteo geworden bin. Verwünscht sei mein Schicksal! Denn wenn ich die Sache sage, so werde ich vollends für närrisch gehalten und auf der Gasse laufen mir die Kinder nach; sage ich aber nichts, so können noch hundert Misverständnisse vorkommen, wie das von gestern Abend, daß ich festgenommen wurde; so bin ich also auf jeden Fall übel daran. Wir wollen aber doch sehen, ob der Dicke kommt. Wenn er kommt, so erzähle ich es ihm und wir werden sehen, was das heißen soll.

Er wartete in dem Wahne, dieser werde kommen, eine geraume Zeit; als er aber nicht kam, trat er zurück, um einem andern Platz zu machen, und stierte das Pflaster zu seinen Füßen an, oder blickte er mit gefalteten Händen auf zur Decke. Es war dieser Tage in dem besagten Gefängnisse Schulden halber auch ein Richter in Haft, ein ganz wackerer Mann, ebenso durch den Ruf seiner allgemeinen Bildung als seiner Gesetzkunde bekannt, dessen Name aus Achtung vor ihm hier verschwiegen werden soll. Dieser kannte zwar den Dicken nicht; doch da er ihn so schwermüthig sitzen sah und sich einbildete, er sei um seine Schuld betrübt, gedachte er ihn ein wenig zu trösten und sagte zu ihm: Ei, Matteo, du bist ja so trübselig, als ob es dir geradezu an den Hals ginge und doch ist nach dem, was du sagst, deine Schuld gering. Man muß sich nicht im Unglück niederdrücken lassen. Warum schickst du nicht nach einem deiner Freunde oder Verwandten aus und suchst deinen Gläubiger zu bezahlen oder dich irgendwie mit ihm zu verständigen, damit du auf freien Fuß kommst und den Muth nicht ganz und gar verlierst.

Als sich der Dicke so wohlmeinend trösten hörte, entschloß er sich, dem Manne seine Noth zu klagen. Er zog ihn in einen Winkel des Gefängnisses und hub an: Obgleich ihr mich nicht kennt, werther Herr, so kenne ich doch euch wohl und weiß, daß ihr ein braver Mann seid. Ich habe daher beschlossen, euch den Grund zu sagen, warum ich so schwermüthig bin. Ihr sollt nicht glauben, daß eine kleine Schuld mir solches Leid erregt; es ist etwas anderes.

Darauf erzählte er ihm von Anfang bis zu Ende alles, was ihm begegnet war, fast unter lauter Thränen und bat sich zweierlei von ihm aus, daß er erstens mit niemand von dieser Sache spreche und sodann, daß er ihm irgend einen guten Rath oder Hilfe in seiner Noth ertheile. Er setzte hinzu: Ich weiß, daß ihr lange Zeit

ſtudirt habt und habt viele alte Bücher und Geſchichten geleſen, in denen mannichfaltige Ereigniſſe beſchrieben ſind. Fandet ihr wol jemals eine Geſchichte darin, welche dieſer gleicht?

Als der wackere Mann dieſe Rede vernommen und ſtill bei ſich erwogen hatte, meinte er, es ſei von zwei Fällen nur einer möglich; entweder ſei jener närriſch geworden oder die ganze Sache ſei nur eine Poſſe, wie es auch war. Er antwortete alſo ſchnell, er habe vielerlei der Art geleſen, wie nämlich aus einem Menſchen ein anderer geworden, und dies ſei gerade kein unerhörter Fall.

Ich hatte, fügte er hinzu, früher ſelbſt einen Bauern der Art, dem dieſes begegnete.

Der Dicke ſeufzte ſchwer und wußte gar nicht, was er ſagen ſollte, wenn das ſo wäre.

Das Nämliche, fuhr der Richter fort, lieſt man von den Begleitern des Ulyſſes und von andern, welche die Circe verwandelt hat. Allerdings iſt, ſo viel ich höre und nach dem was ich auch geleſen habe, wenn ich mich recht erinnere, ſchon mancher wieder zu ſeiner vorigen Geſtalt zurückgekehrt, aber das geſchieht doch ſelten, zumal wenn die Sache lange anſteht.

Darauf ſagte der Dicke: Sagt mir nun aber, wenn ich Matteo geworden bin, wie iſt es dann mit dem alten Matteo?

Der Richter antwortete: Nothwendigerweiſe muß aus ihm der Dicke geworden ſein.

Gut, ſagte der Dicke. Ich möchte ihn doch auch ein bischen ſehen, um meine Neugier zu ſtillen.

Unter dieſen Geſprächen war es faſt Nachmittag geworden, als zwei Brüder dieſes Matteo in das Handelsgericht kamen und den Notar der Kaſſe fragten, ob nicht hier ein Bruder von ihnen gefangen ſitze Namens Matteo und wegen welcher Summe man ihn feſtgenommen habe; ſie ſeien ſeine Brüder und wollen für ihn bezahlen, um

ihn aus der Haft zu befreien. Der Notar der Kasse, der um den ganzen Handel wußte, da er ein genauer Freund des Tommaso Pecori war, bejahte die erste Frage, that, als blättere er in seinem Buche herum und sagte: Er ist hier wegen so und so viel auf Ansuchen von dem und dem.

Gut, sagten sie, wir wollen ihm ein paar Worte sagen und alsdann für die Herbeischaffung des Geldes sorgen.

Und auf das Gefängniß zugehend sagten sie zu einem, der am Fenster stand: Sage doch dem Matteo drinnen, es seien zwei von seinen Brüdern hier, welche kommen, um ihn zu befreien! Er solle ein wenig herkommen.

Während die Brüder hineinschauten, erkannten sie nur zu gut jenen Doctor, welcher mit dem Dicken sprach. Als der Dicke die Meldung vernommen hatte, fragte er noch den Doctor, was denn aus seinem Bauern geworden sei, und als er ihm sagte, er sei nicht mehr in seine frühere Gestalt zurückgekehrt, machte sich der Dicke doppelt so trübe Gedanken, trat an das Gitter und grüßte sie. Darauf begann der ältere der beiden Brüder solchergestalt zu sprechen: Du weißt, Matteo, wie oft und viel wir dich ermahnt haben, von dem schlechten Lebenswandel abzulassen, den du seither geführt hast. Du weißt, wir haben dir täglich gesagt: Du geräthst tagtäglich in Schulden, heute bei diesem, morgen bei jenem, und bezahlst nie einen Menschen, denn die liederlichen Ausgaben, zu welchen dich Spiel und andere Dinge verleiten, machen, daß du nie einen Heller in der Tasche hast.

Nun haben sie dich vollends eingesteckt. Du weißt, daß wir die Mittel haben und weißt wir können jeden Tag für dich bezahlen. Du hast aber seit einiger Zeit einen wahren Schatz vergeudet für deine Lumpereien, und darum sagen wir dir alles Ernstes, wenn es uns nicht um unsere Ehre wäre und um deine Mutter, die uns keine Ruhe läßt, so ließen wir dich hier ein wenig

mürb werden, damit du in dich gingeſt. Für dies mal jedoch haben wir uns entſchloſſen, dich herauszuholen und für dich zu bezahlen, aber mit der Warnung, wenn du wieder einmal hier hineingeräthſt, ſo mußt du länger hier bleiben, als dir lieb iſt. Damit genug! Damit wir aber bei Tag hier nicht geſehen werden, wollen wir heute Abend um Avemaria dich abholen, wenn weniger Leute um den Weg ſind, damit nicht jedermann Zeuge unſers Elends wird und wir uns um deinetwillen nicht noch mehr ſchämen müſſen.

Der Dicke gab ihnen gute Worte und verſprach hoch und theuer, er wolle in Zukunft ein ganz anderes Leben führen, als er ſeither gethan, und ſich hüten, ſolchen Unfug zu treiben und ihnen ſo viel Schande ins Haus zu bringen. Er bat ſie um Gottes willen, ſie möchten ihn doch ja abholen, ſobald es Zeit ſei. Sie verſprachen es zu thun und gingen hinweg; er aber zog ſich zurück und ſagte zu dem Richter: Es kommt immer beſſer bei mir, denn eben ſind zwei Brüder des Matteo dageweſen, eben jenes Matteo, mit dem ich verwechſelt werde, und haben mit mir geſprochen gerade als wäre ich Matteo und haben mich ernſtlich ermahnt, aber dabei geſagt, ſie wollen um Avemaria kommen, um mich abzuholen. Und, fügte er hinzu, wenn ſie mich aus dem Gefängniß wegführen, wo ſoll ich alsdann hin? In mein Haus kann ich nicht zurück, denn wenn dort der Dicke iſt, was ſoll ich ſagen, will ich nicht für einen Narren gehalten werden? Und es ſcheint mir ganz gewiß, daß der Dicke dort iſt, denn wäre er nicht zu Hauſe, ſo hätte ja meine Mutter mich ſuchen laſſen, während jetzt, wenn ſie ihn vor ſich ſieht, ſie dieſen Irrthum nicht gewahr wird.

Der Richter hielt das Lachen nur mit großer Mühe und hatte über die Geſchichte eine außerordentliche Freude.

Geh ja nicht dorthin, ſagte er, ſondern folge denen, die ſich für deine Brüder ausgeben! Du wirſt bald ſehen, wohin ſie dich führen und was ſie dann mit dir anfangen.

Während sie so zusammen sprachen, kam der Abend heran, die Brüder langten an und stellten sich, als wenn sie den Gläubiger und die Kasse befriedigt hätten. Da erhob sich der Notar von seinem Sitze mit den Schlüsseln des Gefängnisses und sprach hinein: Wer von euch ist der Matteo?

Der Dicke trat vor und sagte: Ich bin es, mein Herr!

Der Notar betrachtete ihn aufmerksam und sagte: Diese deine Brüder haben deine Schuld für dich bezahlt; du bist demnach frei.

Darauf öffnete er das Thor des Gefängnisses und sprach: Geh deines Weges!

Der Dicke trat heraus und da es schon sehr dunkel war, machte er sich mit jenen auf den Weg nach ihrer Wohnung bei Santa Felicita, wo man nach San Giorgio hinaufgeht. Als sie dort angekommen waren, führten sie ihn in ein Zimmer zu ebener Erde und sagten zu ihm: Verweile hier, bis es Essenszeit ist.

Sie thaten, als wollten sie ihn der Mutter nicht unter die Augen bringen, um sie nicht zu betrüben. Nicht weit vom Feuer war ein kleines Tischchen bereitet. Einer der Brüder blieb bei ihm am Kamin sitzen, der andere ging zum Pfarrer von Santa Felicita, ihrem Seelsorger, welcher eine ehrliche Haut war. Zu diesem sagte er: Lieber Herr, ich komme zu euch mit dem Vertrauen, wie es ein Nachbar zum andern haben soll. Ihr müßt wissen, daß wir drei Brüder sind, und darunter ist einer welcher Matteo heißt. Dieser wurde gestern wegen einiger Schulden, die er gemacht, im Handelsgericht verhaftet, und hat sich nun die Gefangenschaft so zu Herzen gezogen, daß es uns vorkommt, er sei fast nicht mehr richtig im Kopfe; indeß scheint er nur in einem einzigen Punkte zu wanken, in allen andern ist er noch ganz der alte Matteo; die schwache Seite ist nämlich die, daß er sich in den Kopf gesetzt hat, er sei ein anderer geworden, als Matteo. Habt ihr je eine so tolle Geschichte gehört? Er sagt geradezu, er sei ein

gewiſſer dicker Tiſchler, welcher ſeine Bude hinter San Giovanni hat und bei Santa Maria del Fiore wohnt. Das können wir ihm durchaus nicht aus dem Kopf bringen. Wir haben ihn daher aus dem Gefängniß befreit, nach Hauſe geführt und in eine beſondere Stube gebracht, damit ſeine Narrheiten nicht weiter unter die Leute kommen; denn ihr wißt wohl, wer einmal aus dieſem Horn geblaſen hat, der wird, wenn er auch aufs Beſte zu ſeinem Verſtande zurückkehrt, doch immer gefoppt. Und wenn es unſere Mutter bemerkte, ehe er wieder zur Beſinnung kommt, könnten allerlei Unannehmlichkeiten daraus entſtehen. Die Frauen laſſen ſich gar leicht erſchrecken; ſie iſt alt und kränklich. Und darum, um es kurz zu machen, wollen wir euch bitten, aus Erbarmen mit nach unſerm Hauſe zu kommen, damit ihr mit ihm ſprecht und verſucht, ihm ſeine Einbildungen aus dem Sinne zu bringen. Wir würden euch zeitlebens dafür dankbar ſein.

Der Prieſter war ein dienſtfertiger Mann und erbot ſich daher zu allem. Er ſagte, wenn er mit ihm ſpreche, ſo werde er der Sache bald auf den Grund ſehen; er wolle ihm ſchon ſo lange und ſo eindringlich zureden, daß er wohl hoffe, ihm die Sache aus dem Kopf zu treiben. Er machte ſich gleich mit jenem auf den Weg nach dem Hauſe, und als ſie vor das Zimmer kamen, wo ſich der Dicke befand, trat der Prieſter hinein und der Dicke, welcher in ſeine Gedanken vertieft daſaß, ſtand auf, ſobald er ihn erblickte. Der Prieſter ſagte zu ihm: Guten Abend, Matteo!

Guten Abend und gute Zeit! erwiderte der Dicke. Was führt euch zu mir?

Darauf entgegnete der Prieſter: Ich bin gekommen, um ein wenig bei dir zu bleiben.

Sodann ſetzte er ſich nieder und ſagte zu dem Dicken: Sitze hier neben mich, ich will dir dann ſagen, was mein Begehr iſt.

Der Dicke, um nicht zu widersprechen, saß zu ihm hin und der Priester fing an, ihm folgende Ermahnung zu halten: Die Ursache, weshalb ich hierher gekommen bin, Matteo, ist, weil ich eine Sache vernommen habe, die mir ernstlich Kummer macht. Wie ich nämlich gehört habe, bist du dieser Tage Schulden halber auf dem Handelsgerichte verhaftet gewesen, und wie es scheint, hast du dir dies so zu Herzen gezogen, daß du nahe daran bist, den Verstand zu verlieren. Unter andern Thorheiten, die du, wie ich höre, begangen hast und noch begehst, sollst du auch behaupten, daß du nicht mehr Matteo seiest und durchaus ein anderer sein willst, ein Holzarbeiter, welchen man den Dicken heißt. Du bist sehr zu tadeln, daß du um einer kleinen Widerwärtigkeit willen einem so großen Schmerz in deinem Herzen Raum gibst, der dich in den Verdacht bringt, du seiest nicht recht bei dir, und der dich, was dir nicht eben zur Ehre gereicht, durch deine Hartnäckigkeit in diesem Punkte zum Gespötte der Menschen macht. Um sechs Gulden? Ist denn das so etwas Arges? Und noch überdies wenn sie bezahlt sind! Lieber Matteo, sagte der Priester, ihm die Hand drückend, ich wünschte in Wahrheit, du ließest davon ab, und bitte dich, daß du mir zu Liebe das Versprechen thuest, von diesem Augenblicke an diese Narrheit aufzugeben und wieder an deine Geschäfte zu gehen, wie es einem rechtschaffenen Manne geziemt und wie alle andern Leute thun. Du würdest damit diesen deinen Brüdern große Freude bereiten und jedem, der es gut mit euch meint, und mir selber. Ist denn dieser Dicke ein so großer Meister oder ist er so reich, daß du lieber er sein willst, als du? Welchen Vortheil siehst du denn dabei, daß du dies thust? Vorausgesetzt auch, jener sei ein würdiger Mann, und er sei reicher als du (während er doch nach dem, was mir die Deinigen sagen, eher unter dir steht), so wirst

du doch dadurch, daß du sagst, du seiest er, darum nicht seinen Werth noch seinen Reichthum erlangen. Erführe die Welt, daß du von Sinnen gewesen bist, selbst wenn du nachher zum besten Verstande von der Welt wieder gelangtest, und was du auch thun möchtest, man würde doch immer sagen, du seiest verrückt gewesen und du wärest ein verlorener Mensch. Kurz sorge, daß du ein Mensch bist und kein Vieh und laß alle diese Possen schwinden! darum bitte ich dich inständig. Was Dicker oder nicht Dicker! Mach es nach meiner Weise! Ich rathe dir zu deinem Besten.

Dabei schaute er ihm recht freundlich ins Gesicht. Als der Dicke ihn so liebreich reden gehört, und die passenden Worte erwogen hatte, die er zu ihm gesprochen, zweifelte er nicht mehr daran, daß er Matteo sei, und antwortete ohne Bedenken, er sei bereit, in Betreff dessen was er von ihm verlange, sein Möglichstes zu thun, indem er wohl einsehe, daß alle seine Reden nur au sein Bestes abzwecken. Er versprach ihm, von nun an sich alle Mühe zu geben, daß er nicht mehr auf den Gedanken komme, ein anderer zu sein, als er selbst, nämlich Matteo. Aber er bitte ihn nur um eine einzige Gunst, wenn sie gewährt werden könne, nämlich er möchte nur ein einziges Mal mit jenem Dicken sprechen, um sich vollkommen zu überzeugen. Hierauf erwiderte der Priester: Dies würde sich gar schlecht mit deinem Nutzen vertragen. Ich sehe wohl, daß du die Grillen noch immer im Kopfe hast. Was brauchst du überhaupt mit dem Dicken zu reden? Was hast du mit ihm zu schaffen? Je mehr du darüber sprichst, je mehr Leuten du diese Sache entdeckst, desto schlimmer ist es für dich und desto mehr schadet es dir.

Und in diesem Ton sprach er dem Dicken so lange zu, bis er sich endlich zufrieden gab und von dem Wunsche, mit ihm zu sprechen, abstand. Darauf ging er weg

von ihm, erzählte den Brüdern, was er gethan und gesprochen habe und was Matteo ihm zugesagt. Darauf verabschiedete er sich von ihnen und kehrte in die Kirche zurück. Einer der Brüder drückte ihm einen Silbergroschen in die Hand, um die Sache noch glaubhafter zu machen, und dankte ihm für seine Mühe. Mittlerweile, während der Priester den Dicken vornahm, war Filippo di Ser Brunellesco heimlich herbeigeschlichen, und hatte sich unter unendlichem Gelächter in einem entfernten Zimmer von einem der Brüder alles wiedererzählen lassen, wie der Dicke aus dem Gefängniß gebracht worden war, was sie ihm unterwegs gesagt hatten und so fort. Er hatte in einen großen Becher ein Getränk gegossen und sprach zu einem der beiden Brüder: Macht, daß ihr ihm unter dem Nachtessen dies zu trinken gebt, entweder im Wein oder wie ihr am liebsten wollt, ohne daß er es merkt. Es ist ein Schlaftrunk, auf den er so fest einschlafen muß, daß er es ein paar Stunden lang nicht fühlen würde und wenn man ihn prügelte. Gegen fünf Uhr will ich dann wieder nachsehen und wir besorgen dann das Übrige.

Die Brüder kehrten in die Stube zum Dicken zurück und setzten sich mit ihm ans Essen, als es schon drei Uhr vorüber war. Während sie so bei Tisch saßen, brachten sie ihm den Schlaftrunk so geschickt bei, daß er gar nichts davon merkte. Als sie abgespeist hatten und ein wenig am Feuer saßen, begann die Arznei so kräftig zu wirken, daß der Dicke mit aller Mühe die Augen nicht mehr offen halten konnte vor schwerem Schlafe, der ihn bewältigte. Die andern sagten zu ihm: Matteo, du scheinst ja vor Müdigkeit umzufallen. Du hast wol heute Nacht wenig geschlafen.

Das hatten sie getroffen.

Ich versichere euch, erwiderte hierauf der Dicke, daß ich mein Leben lang nicht so schläfrig gewesen bin. Es

könnte nicht ärger sein, wenn ich einen Monat lang nicht geschlafen hätte. Ich will mich daher zu Bette legen.

Er fing an, sich auszukleiden, hatte aber kaum noch Kraft, die Schuhe abzuziehen und sich auf das Bette zu werfen, so war er schon fest eingeschlafen und schnarchte wie ein Schwein. Zur festgesetzten Stunde kehrte Filippo di Ser Brunellesco mit sechs seiner Gefährten zurück und trat in die Kammer, wo jener lag. Da sie bemerkten, daß er fest schlief, so nahmen sie ihn und legten ihn mit allen seinen Kleidern auf eine Tragbahre und trugen ihn nach seinem Hause, welches ganz leer stand, weil seine Mutter zufällig noch nicht vom Lande zurückgekehrt war. Sie trugen ihn an das Bett, legten ihn hinein und warfen seine Kleider an denselben Platz hin, wo er sie selbst hinzuthun gewohnt war; doch ihn selbst kehrten sie mit dem Kopfe dahin, wohin er sonst die Füße zu legen pflegte. Als dies geschehen war, nahmen sie die Schlüssel zu seiner Bude, welche an einem Haken in seiner Schlafkammer hingen, machten sie auf, traten hinein und legten alle seine eisernen Werkzeuge an einen andern Ort, als wo sie bisher lagen. Alle Eisen an den Hobeln rissen sie aus dem Gestell und drehten die Schneide gegen oben und das Dicke nach unten. Ebenso machten sie es mit allen Hämmern und mit den Äxten, und in der ganzen Bude verwirrten sie alles auf eine Art, daß es schien, es haben hunderttausend Teufel darin ihr Wesen getrieben. Endlich schlossen sie den Laden wieder ab, trugen die Schlüssel in das Zimmer des Dicken zurück, schlossen auch dort die Thüre und gingen sodann jeder nach Haus um zu schlafen. Der Dicke betäubt von dem Tranke schlief diese ganze Nacht über, ohne je zur Besinnung zu kommen. Des andern Morgens aber um die Zeit des Avemaria in Santa Maria del Fiore hatte der Trank seine Wirkung vollendet, der Dicke erwachte, als es schon Tag war, und als er die Glocke

erkannte und die Augen aufschlug, erkannte er bei der durch ein Zugloch einfallenden Helle, daß er in seinem eigenen Hause war, und als er sich aller frühern Ereignisse erinnerte, überfiel ihn das größte Erstaunen. Er erinnerte sich, wo er am vorigen Abend zu Bett gegangen war und wo er sich damals befand, und mit einem Mal war er von Zweifeln bestürmt, ob er das alles geträumt habe, oder ob er jetzt träume. Bald schien ihm das eine wahr zu sein, bald das andere, und nach einem recht aus Herzensgrund hervorgeholten Seufzer rief er: Gott steh mir bei!

Er sprang aus dem Bette, kleidete sich an, nahm die Schlüssel der Bude auf und rannte dahin. Als er aufgeschlossen hatte, sah er die ganze Werkstätte in Verwirrung, alle Eisen verkehrt und von ihrem Platz entfernt, worüber er nicht wenig sich verwunderte. Doch räumte er allmälig auf und rückte die Gegenstände wieder zurecht. Da kamen auf einmal die zwei Brüder Matteo's und als sie ihn so beschäftigt fanden, sagte einer von ihnen, gerade wie wenn sie ihn nicht kennten: Guten Tag, Meister!

Der Dicke drehte sich nach ihnen um und als er sie erkannte, verfärbte er sich ein wenig, sagte aber dennoch: Guten Tag und gutes Jahr! Was führt euch her?

Einer von beiden sprach: Ich will es dir sagen. Wir haben einen Bruder, Namens Matteo; dieser wurde vor einigen Tagen verhaftet und ist aus Kummer darüber halb von Sinnen gekommen. So sagt er unter anderm, er sei nicht mehr Matteo, sondern der Meister dieser Bude, welchen man, wie es scheint, den Dicken heißt. Wir haben ihn nun sehr ermahnt und ihm auch gestern Abend von dem Priester unserer Pfarre zusprechen lassen, welcher ein sehr braver Mann ist. Dem hatte er versprochen, sich diese Narrheit aus dem Sinn zu schlagen, sodaß er auch mit dem besten Appetit zu Nacht speiste und in

unſerer Gegenwart zu Bett ging. Dieſen Morgen aber hat er ſich, ohne daß es jemand merkte, davongeſchlichen, wir wiſſen nicht wohin. Deshalb ſind wir hierhergekommen, um zu ſehen, ob er wol dageweſen iſt, oder ob du uns nichts von ihm zu ſagen weißt.

Dem Dicken ſchwindelte es bei dieſen Reden. Er erwiderte: Ich verſtehe nicht, was ihr ſagt und begreife nichts von euren Poſſen. Matteo iſt nicht hierhergekommen und wenn er ſich für mich ausgibt, begeht er eine große Schurkerei. Bei meiner Seele, treffe ich einmal mit ihm zuſammen, ſo will ich meine Luſt an ihm büßen und will doch ſehen, ob ich er bin oder er ich iſt. Was zum Teufel iſt das für ein Spuk die zwei Tage her!

Mit dieſen Worten ergriff er voll Zorn ſeinen Mantel, zog die Thüre des Ladens hinter ſich zu, ließ jene ſtehen und lief unter heftigen Drohungen gegen Santa Maria del Fiore zu. Die Brüder machten ſich hinweg und der Dicke trat in die Kirche, wo er auf- und niederſchritt, wie ein Löwe ausſehend, ſo wüthend war er über dieſe Geſchichte. Unterdeſſen kam ein Handwerksgenoſſe von ihm eben dahin, der mit ihm bei dem Meiſter Pellegrino in Terma das Schreinerhandwerk erlernt hatte. Dieſer junge Mann war ſchon vor mehreren Jahren ausgewandert und nach Ungarn gezogen und es war ihm dort ſehr gut ergangen durch die Unterſtützung eines andern Florentiners des Filippo Scolari, welcher ſich lo Spano nannte und welcher damals Generalcapitain des Heeres von Sigismund, dem Sohn König Karl's von Böhmen war. Dieſer Spano nahm alle Florentiner gut auf, welche ſich durch Kenntniſſe oder Geſchicklichkeit irgend auszeichneten, da er ein ſehr wackerer Mann war und ſeine Landsleute ganz beſonders liebte, wie er denn auch von ihnen geliebt zu werden verdiente, da er ſich gegen ſo viele wohlthätig erwies. Um dieſe Zeit nun war jener nach Florenz gekommen, um ſich zu erkundigen, ob er

nicht von dort einen Meister seines Handwerks mitnehmen könne, weil er so viele Arbeiten übernommen hatte. Schon mehrmals hatte er mit dem Dicken davon gesprochen und ihn gebeten, mit ihm zu ziehen, wobei er ihm in Aussicht stellte, wie sie in wenigen Jahren reich werden könnten. Als er ihm hier wieder begegnete, sagte der Dicke: Du hast mir schon mehrmals zugeredet, mit dir nach Ungarn zu ziehen und ich habe es dir immer abgeschlagen. Jetzt habe ich um eines sonderbaren Unfalls willen und wegen einiger Mishelligkeiten mit meiner Mutter den Entschluß gefaßt, mit dir zu ziehen, wenn du mich anders noch haben willst. Wenn es dir recht ist, so will ich morgen früh schon abreisen, denn bliebe ich noch länger, so könnte wieder etwas dazwischenkommen.

Der junge Mann sagte zu ihm, es werde ihm sehr lieb sein, doch könne er morgen nicht schon abreisen, da er sonst noch Geschäfte habe; er könne aber ja morgen früh gehen, wenn er wolle, und ihn in Bologna erwarten, wo er auch in wenig Tagen eintreffen werde. Der Dicke war damit zufrieden und so wurden sie eins. Der Dicke ging daher in den Laden zurück, nahm viele von seinen Werkzeugen und einige Kleinigkeiten, die er fortbringen konnte, sowie einiges Geld, das er hatte. Als dies geschehen war, ging er nach Borgo San Lorenzo, miethete ein Pferd nach Bologna, stieg am folgenden Morgen auf und nahm seinen Weg dorthin, nachdem er einen an seine Mutter überschriebenen Brief zurückgelassen hatte, worin es hieß, sie möge Alles, was im Laden zurückgeblieben sei, als Geschenk behalten; er gehe nach Ungarn; sie solle verkaufen, was sie finde. Auf diese Art schied der Dicke von Florenz, erwartete in Bologna seinen Gefährten und reiste mit ihm nach Ungarn, wo ihre Geschäfte so gut von Statten gingen, daß sie in wenigen Jahren durch die Gunst des genannten Spano nach ihren Verhältnissen reich wurden. Spano

machte ihn zum Kriegswerkmeiſter und er führte den Namen Meiſter Manetto von Florenz. Der Dicke kam ſpäter mehrmals nach Florenz und als ihn Filippo di Ser Brunellesco um ſeine Auswanderung befragte, erzählte er ihm in beſter Ordnung dieſe Geſchichte und gab ſie als Grund ſeines Weggehens von Florenz an.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Italiänischer Novellenschatz.

Ausgewählt und übersetzt

von

Adelbert Keller.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1851.

# Inhalt des zweiten Theils.


**X. Giovanni Sabadino degli Arienti.** Seite

46. Der Herzog von Mailand ..... 1

**XI. Luigi da Porto.**

47. Romeo und Giulietta ..... 7

**XII. Francesco Maria Molza.**

48. Schlimmer und schlimmer! ..... 40

**XIII. Giuſtiniano Nelli.**

49. Giulio und Aurelio's Frau ..... 46

**XIV. Luigi Alamanni.**

50. Die Gräfin von Toulouſe ..... 62

**XV. Lodovico Carbone.**

51. Dante's Zerſtreutheit ..... 92

**XVI. Benvenuto Cellini.**

52. Die Nietung des Diamants ..... 93

**XVII. Antonio Francesco Grazzini genannt der Lasca.**

53. Ein Schwank Lorenzo Medici's ..... 98

**XVIII. Giovanni Battiſta Giraldi Cintio.**

54. Perſiſche Grauſamkeit ..... 144

55. Rinieri und Cicilia ..... 168

56. Delio und Dafne ..... 188

57. Der Mohr von Venedig ..... 201

58. Die Witwe von Fondi ..... 217

59. Filippo Sala und ſein Herr ..... 228

60. Maß für Maß ..... 242

61. Die unglückliche Mutter ..... 258

62. Täuſchung und Treue ..... 266

63. Ein Gottesurtheil ..... 285

**XIX. Aleſſandro Sozzini.** Seite
64. Die drei Blinden und das Almoſen ..... 304
**XX. Lionardo Bruni von Arezzo.**
65. Antiochus und Stratonica ..... 308
**XXI. Antonio Cornazzano.**
66. Franzoſen und Italiäner ..... 318
**XXII. Sebaſtiano Erizzo.**
67. Die Tochter des Kaiſers von Conſtantinopel ..... 320
68. Der Kaufmann aus Genua ..... 330
**XXIII. Baldaſſare Caſtiglione.**
69. Der blinde Spieler ..... 339

# X. Giovanni Sabadino degli Arienti.

1483.

---

## 46. Der Herzog von Mailand.

Der Graf Francesco Sohn Forza's von Codignola, hochgeborner Graf und liebenswürdige Gesellschaft, war, wie ihr wißt, ein Fürst, bei welchem weder Natur noch Glück es an irgend etwas hatte fehlen lassen. Wir sprechen nicht davon, wie erlaucht, prachtliebend, freigebig, gütig und gnädig er war, denn in allen diesen Eigenschaften übertraf er nicht allein alle Männer der Gegenwart, sondern that es auch allen alten Römern und Griechen gleich. Aber das wollen wir erwähnen, daß er im Waffenwerk, in das er all seinen Ruhm und Ehre setzte, nicht minder mannhaft, klug und hochherzig war, als Sertorius, Marcellus, Lucullus, Cäsar und Pompejus, oder wer sonst noch mehr den Mund der Fama in den Büchern der Geschichte in Bewegung setzt. Daß dies wahr sei, beweist die That, da er nicht nur alle andern kriegerischen Herzöge, an denen Italien so fruchtbar war, wie ihr wißt, bekriegte und glorreich überwand, sondern auch durch diese seine Tapferkeit sich zum Herrn der Lombardei emporschwang. Dessenungeachtet, obwol alle diese Eigenschaften in gehäuftenr Maße bei ihm vorhanden waren, wie ihr sicherlich in eurem Leben schon tausend mal gehört habt, und obwol er siegreiche Heere bändigte und zu Boden schlug, konnte er doch nicht vermeiden, von der Gewalt des jungen Schützen gefangen zu werden und wurde an dem Siegeswagen seiner Gottheit unter der übrigen zahlreichen Schar im Triumph

geführt ob der preiswürdigen Schönheit einer edeln Jungfrau aus unserer Stadt, deren Namen und Geschlecht ich mit Stillschweigen übergehen will, um nicht Veranlassung zu geben, daß ihr ehrsamer Ruf befleckt werde. Für dieses Mädchen entbrannte er dermaßen, daß er Tag und Nacht an nichts anderes als an sie dachte, und nichts, was er sah, ihm so gefiel, ja daß er am Ende vor Gram gestorben wäre, wenn er nicht mit ihr der Minne Lust hätte genießen sollen; und ihre Eltern mußten, da es nun einmal sein ganz besonderer Wunsch war, und um den Fürsten nicht dem Tod und der Verzweiflung preiszugeben, sie ihm überlassen. Nun kam aber die Sache, ich weiß nicht auf welche Art, der durchlauchtigen Herzogin zu Ohren, einer Frau, die in ihrem Geschlecht ebenso erhaben war, wie ihr Gatte unter den Männern. Sie war daher sehr wachsam, um die Ausführung dieser Liebesplane zu verhindern und nicht solche Unlust und Hintergehung von Seiten eines Mannes zu erfahren, den sie ausschließlich liebte. Als nun eines Abends das Mädchen auf das Schloß der Stadt geführt wurde, hatte die vorsichtige Herzogin darauf wohl Acht und war schon durch ihre ausgestellten Kundschafter von der Sache unterrichtet. Während also das Mädchen auf einem ganz geheimen Weg hereingebracht werden sollte, wurde sie mit ihren Begleitern festgehalten und alle in ihr Zimmer vor sie geführt, die dann mit Worten, die zu solcher Veranlassung schicklich schienen, ihr auf so eindringliche Weise ihr Vergehen vorstellte, daß nicht minder Scham als Furcht sie alle erfaßte; doch entschuldigten sich die Unterhändler, da sie es nicht gethan haben, um ihrer Durchlaucht etwas zu Leide zu thun noch auch aus Begierde nach Ehre oder aus Gewinnsucht, sondern einzig und allein, um den gemessenen Befehlen des Herrn Herzogs zu gehorchen, der sich in Liebe zu dem Mädchen verzehre. Die durchlauchtige Herzogin schickte sie aus dem Zimmer und befahl ihnen bei Strafe ihrer Ungnade nicht ohne

ihre Erlaubniß wegzugehen, bis sie ihnen ihren Willen anders kund gebe, dem Mädchen aber befahl sie mit scharfen drohenden Worten, sich unverzüglich zu entkleiden. Sie zitterte nicht anders als ein Blatt im Winde, benetzte immerfort ihr schönes Gesicht mit Thränen der Scham und entkleidete sich so aus Angst vor einer Züchtigung oder Marter. Die Herzogin zog sich auch ihre reichen Gewande ab und legte die des beängstigten Mädchens an, hängte einen Schleier über den Kopf bis über die Augen herab, rief sodann, als sie schon die Tracht des Mädchens anhatte, eine ihr treuergebene Kammerfrau zu sich und sagte zu ihr: Mache daß du mich, ohne mich weiter zu nennen, ohne Licht aus diesem Zimmer führst, daß man die Verwechslung nicht merkt! Dann sage zu denen, die draußen warten, wie in Auftrag von mir: Die gnädige Frau befiehlt, ihr sollt das Mädchen zum Herzog bringen, wie er es haben will, in aller Stille und ohne Zögerung.

Die treue Kammerfrau war nicht wenig erstaunt und wußte nicht, was das heißen solle, trat aber aus dem Gemach ihre Gebieterin an der Hand führend und übergab sie statt des Mädchens jenen Leuten mit den ihr aufgegebenen Worten. Diesen schwanden damit die verschiedenen Besorgnisse, welche die Drohungen der klugen Herzogin in ihnen erweckt hatten, und sie führten sie an das herzogliche Gemach des Fürsten, pochten dort an die Thür, und, als diese aufging, hießen sie sie hineingehen und entfernten sich. Die weise Herzogin that etwas fremd und stand wie verschämt mit gesenktem Haupt und mit zur Erde gehefteten Blicken da, trat dann etwa drei Schritte vor, ohne ein Wort zu sprechen, und fiel an der linken Seite des Herrn auf die Knie, welcher seine zwei Lieblingskämmerer hinausschickte, dann heiter auf sie zuging und in der Meinung, es sei seine Geliebte, also sprach: Schönes Mädchen, wie mein Leben theure, sei mir tausend und abertausend mal willkommen!

So ſtand er ein Weilchen vor ihr, berührte ſodann mit der rechten Hand das ſchöne Mädchen und mit der linken ihren glänzenden Nacken, und konnte ſich nicht erſättigen, indem er dem Liebesgott dankte, ihre Purpurlippen zu küſſen. Darauf ſuchte er, da er glühte und die Kunſt wohl verſtand, ihr mit den Fingern durch den Ausſchnitt der Gewande am Hals die elfenbeinerne Bruſt zu berühren, und ſprach dazu immer Worte, welche das Eis in Flammen ſetzen mußten. Als er endlich die andern erſehnten Theile berühren wollte, ſchien es der weiſen Herzogin, ſie dürfe ihren theuern Gemahl nicht weiter gehen laſſen, zog alſo den weißen Schleier hinweg, der ihre ſchönen Augen verhüllte, und ſagte ganz ſanft folgende Worte zu ihm: Ei, mein Gebieter, wo iſt eure Tugend, wo euer Verſtand? Iſt das die eheliche Treue, die ihr mir ſchuldig ſeid, die ich euch ohne Maß liebe? Iſt das die Gattenpflicht, die ihr beobachten müßt, nachdem ihr von mir ſo viele würdige Söhne erhalten, die der Glanz nicht nur Italiens, ſondern der ganzen Welt ſind? Iſt dies das gute Beiſpiel und der Ruf, den ihr hinterlaſſen ſollt? In der That ich habe mich ſehr in euch getäuſcht. Wer hätte je gedacht, daß ein großes Herz wie das eure, das nie Mühſal geſcheut noch Furcht gekannt, ſich von einem gemeinen Mädchen fangen laſſe! Weh mir armen, daß ich ſehen mußte, was ich nie geglaubt habe! Iſt dies der Lohn der Treue, die ich gegen euch gehegt und gegen euch zu hegen gedenke, ſo lange ich lebe? Ach das war nicht nur ein Schlag des Geſchicks, es iſt der Untergang all meiner Hoffnung.

Sie wollte noch anderes beifügen, der Herzog aber hatte die Täuſchung bemerkt und ſah, daß alles offenbar geworden war, was er für geheim gehalten hatte, da er ſeine von ihm mehr als ſein eigenes Leben geliebte Gemahlin in den Gewanden des geliebten Mädchens erblickte; da überlief erſt ſein männliches Antlitz eine Röthe, dann machte ſich aus ſeinem ritterlichen Herzen ein heißer

Seufzer Luft, und er unterbrach ſie mit den Worten: Gnädige Frau, ich bitte euch, verzeiht mir! Ich ſchwöre euch bei meiner Seelen Seligkeit, was ich gethan, geſchah nicht, um euch zu beſchimpfen, da ich euch mehr als alles in der Welt lieb habe, ſondern blos, weil ich der Gewalt der Liebe nicht widerſtehen konnte, die kein Geſetz achtet und jeden Sterblichen bindet, wenn es ihr gefällt, ſei er auch noch ſo ſtolz und muthvoll. Und ich habe es dies mal zu meinem ſchweren Schaden und Strafe erfahren; da ich nicht mit ſtrengem Zügel meine Sinnlichkeit zu lenken und die Liebesglut zurückzudrängen vermochte, habe ich mich ſo weit verleiten laſſen, und ich bin ſo ſehr gefangen, daß, wenn ihr mir jetzt den Genuß des geliebten Mädchens verſagt, ich klar einſehe, daß ihr mich bald werdet grauſam und jämmerlich umkommen ſehen.

Da faßte die Herzogin Mitleid mit dem Liebesleiden ihres Gemahls und ſie ſagte: Wenn es mir auch ſchwerer ankommt, als irgend etwas auf dieſer Welt, euch hierin nachzugeben, mein einziger Gebieter, ſo glüht doch mein Herz ſo ſehr von dem Verlangen, euch immer und überall euern Wunſch zu erfüllen, und überdies iſt mir euer Leben viel theurer, als das meinige, und darum bin ich zufrieden, daß ihr vollſtändig eure Wünſche erreicht.

Mit dieſen Worten ging ſie hinweg und kehrte zu dem Mädchen zurück, das ihre anfängliche Angſt noch nicht verlaſſen hatte. Sie ließ ſie ihre eigenen Kleider wieder anziehen, und als ſie ſo geſchmückt und aufgeputzt war, nahm ſie ſie an der Hand und ſagte: Komm mit mir, mein Kind, fürchte dich nicht!

So brachte ſie ſie zu ihrem Gemahl mit den Worten: Hier, mein theurer Gebieter, iſt das Mädchen, das ihr ſo ſehnlich wünſcht. Ich bin es zufrieden, daß ihr die Luſt und den Liebesgenuß mit ihr habt, die euch gefällt; denn ich will weder euern Tod noch eure Betrübniß, ſondern euer Leben und eure Freude und dies wird auch mir auf immer zur ununterbrochenen Wonne gereichen.

Nach dieſen Worten kehrte ſie ſich um, verließ das Zimmer und ſchloß die Thüre. Der Fürſt erkannte aus dieſem Benehmen das vortreffliche Gemüth ſeiner Gemahlin und ihre liebreiche Geſinnung gegen ihn, ebenſo aber ſeinen ungeheuern Fehler. Indem er daher als ein ſehr kluger und verſtändiger Fürſt die Hoheit dieſer Tugend in Erwägung zog, mäßigte er mit dem rechten Zügel die Glut ſeiner Gedanken. Er rief deshalb ſogleich die Herzogin herein und ſprach zu ihr folgendermaßen: Gnädige Frau, eure kluge und gegen mein ungerechtes Begehren ſo nachſichtsvolle Rede in Verbindung mit eurer unglaublichen Tugend haben mir den Geiſt und all mein Sinnen und Trachten mit ſo feſtem Liebesband an euch gefeſſelt, daß daſſelbe nie mehr durch die Hand einer andern Frau wird gelöſt werden können. Gott verhüte demnach, daß ich die eheliche Treue, deren Krone ihr ſo würdig traget, je verletze! Ich bitte jedoch demüthig um Vergebung jedes von mir begangenen Fehltritts.

Nach dieſen Worten ſchwieg er und darauf wurde nach einigen liebevollen Geſprächen über dieſe Sache das Mädchen ſchön gekleidet und beſchenkt ihren Eltern zurückgeſtellt. So löſte ſich die Verwicklung auf edle Weiſe, die Geſinnung des Fürſten war gebeſſert und er lebte nach dieſem Vorfall in Luſt und Freude mit ſeiner Gemahlin und in gutem Vernehmen mit dem geliebten Mädchen, welche aus dieſer Veranlaſſung reich verheirathet wurde. Und nun, hochweiſe Geſellſchaft, da ihr den anmuthigen Fall gehört habt, mögt ihr ſelbſt die euch anfänglich vorgelegte Frage entſcheiden, ob hier die eheliche Treue oder die Mäßigung mehr zu bewundern iſt.

# XI. Luigi da Porto.

1485.

---

## 47. Romeo und Giulietta.

An Frau Lucina Savorgnana.

Wie ihr selbst gesehen habt, in der Zeit, da der Himmel nicht allen seinen Groll auf mich gewandt, in den schönen Tagen meiner Jugend ergab ich mich dem Waffenwerke nach dem Beispiel vieler großer und wackerer Männer und trieb diese Übung einige Jahre in euerm anmuthigen Vaterlande Friaul, durch das ich, nach den Umständen in geheimem Dienste bald da- bald dorthin gewiesen, zu gehen hatte. Ich hatte es immer im Gebrauch, wenn ich ritt, einen Bogenschützen mit mir zu nehmen, einen Mann von vielleicht funfzig Jahren, der in seinem Geschäft sehr erfahren, sehr angenehm im Umgang und wie fast alle Veronesen (denn er war aus Verona gebürtig) gesprächig war. Er hieß Peregrino. Dieser Mann war nicht nur ein herzhafter und erfahrener Soldat, sondern sehr lebenslustig und, vielleicht mehr als es sich für seine Jahre schickte, fortwährend mit Liebesangelegenheiten beschäftigt, was denn seine Tapferkeit verdoppelte. Auch erzählte er gerne die allerschönsten Novellen, zumal solche, welche von Liebe handeln, in der besten Ordnung und so reizend, wie ich sie nie von sonst jemand gehört habe. Als ich daher von Gradisca, wo ich in Quartier lag, mit diesem und zwei andern meiner Leute, vielleicht durch die Liebe ge-

trieben, nach Udine ging, auf der Straße, die damals ganz einsam, vom Krieg zerstört und verbrannt war, und ich in düstern Gedanken versunken, mich entfernt von den andern hielt, ritt der genannte Peregrino, mein Inneres ahnend, heran und sprach also zu mir: Wollt ihr immer traurig leben, weil eine schöne grausame, der es ganz anders zu Muth ist, euch nicht liebt, wie ihr wünscht? Ich weiß wohl, daß ich gegen mich selbst rede, aber doch, da man leichter Rath gibt als befolgt, muß ich euch sagen, mein gnädiger Herr, daß, abgesehen davon, daß für euern Beruf es sich nicht schickt, in der Gefangenschaft der Liebe zu sein, das Ziel, zu dem sie uns führt, fast immer so traurig ist, daß es gefährlich ist, ihr zu folgen. Zum Beleg könnte ich euch, wenn es euch recht wäre, eine Geschichte erzählen, die sich in meiner Vaterstadt zugetragen hat; es würde dies unsern Weg weniger einförmig und langweilig erscheinen lassen; auch könntet ihr daraus ersehen, wie zwei edle Verliebte in einen elenden erbärmlichen Tod sind geführt worden.

Ich hatte ihm schon einen Wink gegeben, daß ich ihm gerne zuhören wolle, und er begann daher also.

Zur Zeit, da Bartolommeo della Scala, ein höflicher und sehr fein gebildeter Mann, die Zügel meiner schönen Vaterstadt nach seinem Gutdünken bald fester bald freier lenkte, blühten daselbst, wie mein Vater gehört zu haben behauptete, zwei sehr edle Familien, die sich, entgegengesetzten Parteien angehörend oder aus persönlichem Hasse, feindlich gegenüberstanden; die eine hieß die der Cappelletti, die andere die der Montecchi. Einer derselben, glaubt man mit Bestimmtheit, gehören die jetzt in Udine lebenden Messer Niccolò und Messer Giovanni an, die sich jetzt Monticoli von Verona nennen, und die durch ein seltsames Schicksal veranlaßt worden sind, dorthin überzusiedeln. Übrigens haben sie von ihren Vorfahren wenig an ihren neuen Wohnort mitgebracht, außer ihrer Höflichkeit und Artigkeit. In einer alten Chronik habe ich

freilich zufällig gefunden, daß dieſe beiden Familien vereint auf einer und derſelben Partei geſtanden ſeien; ich will es euch aber, ohne etwas zu ändern, gerade ſo erzählen, wie ich es gehört habe. Es waren alſo, wie geſagt, in Verona unter dem genannten Herrn die eben angeführten adeligen Familien, welche der Himmel, die Natur und das Glück gleichmäßig mit wackern Männern und Reichthümern geſchmückt hatte. Unter dieſen herrſchte, wie es meiſtens in großen Verhältniſſen der Fall iſt, was nun auch der Grund davon ſein mag, eine grauſame Feindſchaft, um deren willen ſchon mehrere Männer auf beiden Seiten den Tod gefunden hatten, ſodaß theils aus Überdruß, wie dies oft in ähnlichen Fällen begegnet, theils auch wegen der Drohungen des Fürſten, welcher die Feindſeligkeiten mit größtem Misfallen ſah, ſie endlich davon abließen, ſich weiter zu befehden und ohne förmlich Frieden zu ſchließen, mit der Zeit ſich ſo weit nahe traten, daß ein großer Theil ihrer Angehörigen wieder miteinander ſprach. Während nun zwiſchen den beiden Familien der Streit auf dieſe Weiſe eingeſtellt war, begab es ſich in der Faſchingszeit, daß im Hauſe des Meſſer Antonio Cappelletti, eines ſehr heitern und aufgeräumten Mannes, welcher das Haupt der Familie war, viele Feſtlichkeiten bei Tag und bei Nacht veranſtaltet wurden, bei welchen faſt die ganze Stadt verſammelt war. Zu einer derſelben begab ſich eines Abends auch ein junger Mann von den Montecchi, ſeiner Geliebten folgend, wie das ſo die Art der Liebhaber iſt, ihren Damen wie mit dem Herzen ſo auch wo möglich mit dem Leibe zu folgen, wohin ſie gehen. Dieſer war noch ganz jung, ſehr ſchön und groß von Perſon, heiter und wohlgeſittet. Als er daher, wie alle andern, die Maske abnahm, und in ſeiner Tracht als Nymphe erkannt wurde, wandte ſich kein Auge mehr von ihm, ſowol wegen ſeiner Schönheit, welche die jeder andern ſelbſt der ſchönſten Frau in der Geſellſchaft übertraf, als aus Verwunderung darüber,

daß er und zumal bei Nacht in dieſes Haus gekommen war. Mehr Eindruck aber, als auf irgend ſonſt jemand, machte ſein Anblick auf die einzige Tochter des genannten Meſſer Antonio, welche außerordentlich ſchön, voll jugendlicher Keckheit und Munterkeit war. Sobald dieſe den Jüngling erblickte, faßte ſie ſeine Schönheit mit ſolcher Gewalt in ihrem Gemüthe auf, daß ſie beim erſten Begegnen ihrer Augen meinte, ſie ſei nicht mehr ſie ſelber. Der Jüngling hielt ſich ganz ſchüchtern und allein im Hintergrunde und mengte ſich nur ſelten in den Tanz oder in ein Geſpräch, da ihn nur die Liebe hierher geführt hatte und ihm bei der Sache nicht ganz wohl zu Muthe war. Dies war dem Mädchen ſehr leid, denn ſie hörte, er ſei ein ſehr angenehmer heiterer Geſellſchafter. Schon war Mitternacht vorüber, das Ende des Feſtes kam heran und der Fackeltanz oder Huttanz, wie man es heißen will, wie er noch jetzt am Schluſſe von Bällen gewöhnlich iſt, nahm ſeinen Anfang. Man ſteht dabei im Kreiſe und der Herr wechſelt nach Belieben ſeine Dame, die Dame ihren Herrn. Bei dieſem Tanze nun wurde der Jüngling von einer Dame aufgezogen und zufällig neben das ſchon verliebte Mädchen geſtellt. Zu ihrer andern Seite ſtand ein edler Jüngling Marcuccio Guercio mit Namen, welcher von Natur im Juli wie im Januar immer eiskalte Hände hatte. Als nun Romeo Montecchi (ſo hieß der Jüngling) links von der Dame zu ſtehen kam, und, wie es bei dem Tanze gewöhnlich iſt, die Schöne ſeine Hand in die ihrige genommen hatte, ſagte das Mädchen auf einmal zu ihm, vielleicht um ihn zum reden zu bringen: Gott Lob, daß ihr neben mich kommt, Meſſer Romeo!

Darauf verſetzte der Jüngling, welcher ſchon ihre Blicke bemerkt hatte, verwundert über ihre Worte: Wie? Ihr ſagt Gott Lob, daß ich komme?

Allerdings, antwortete ſie, bin ich froh, daß ihr neben mich kommt, denn ihr könnt mir wenigſtens dieſe müde

Hand warm halten, während Marcuccio mir die rechte zu Eis erstarren macht.

Romeo wurde dadurch etwas kühner und fuhr fort: Wenn ich euch mit meiner Hand die eurige erwärme, so setzt ihr mit euren schönen Augen mein Herz in Flammen.

Das Mädchen lächelte ein wenig, besorgte aber, man möchte sehen oder hören, daß sie mit ihm spreche, und sagte nur noch: Ich schwöre euch, Romeo, bei meiner Ehre, es ist keine Frau hier, die meinen Augen so wohlgefällt als ihr.

Darauf antwortete der Jüngling ganz von Liebe entflammt: Wer ich auch sei, ich bin, wofern es euch nicht misfällt, eurer Schönheit treuer Diener.

Kurz darauf war das Fest zu Ende und Romeo überlegte im Heimgehen die Grausamkeit seiner ersten Geliebten, welche für so vieles Schmachten ihm so geringen Lohn gab, und beschloß, sich, sofern es ihr genehm wäre, ganz dieser zu weihen, obgleich sie der Familie seiner Feinde angehöre. Auf der andern Seite dachte das Mädchen fast an nichts als an ihn und befestigte sich nach vielen Seufzern in der Ansicht, sie müsse unendlich glücklich sein, wenn sie Romeo zum Gatten bekommen könnte; aber wegen der Feindschaft zwischen den beiden Häusern war sie sehr ängstlich und hatte wenig Hoffnung, ein so erfreuliches Ziel zu erreichen. So von ihren Zweifeln hin- und hergeworfen sagte sie oftmals zu sich selbst: Ich Thörin! Von welcher Lockung lasse ich mich in ein so seltsames Labyrinth verleiten, wo ich ohne Führer bleibe und nicht wieder herauskann, wenn ich auch wollte, da Romeo mich nicht liebt; denn bei seiner Feindschaft gegen meine Familie kann er auf nichts anderes abzwecken, als meine Schande, und wenn er mich auch zur Frau haben wollte, so würde doch mein Vater niemals einwilligen, mich ihm zu überlassen.

Dann kam sie wieder auf andere Gedanken und sagte:

Wer weiß, vielleicht gerade, um den Frieden zu befestigen zwischen den beiden Häusern, die schon müde und überdrüßig sind sich fortwährend zu befehden, könnte es mir noch gelingen, auf die Art, wie ich es wünsche, zu seinem Besitze zu gelangen.

Und daran hielt sie fest und fing an ihm durch Blicke ihre Zuneigung zu bezeugen. Da nun die beiden Liebenden in gleicher Flamme glühten, und jeder den schönen Namen und das Conterfei des andern in der Brust eingegraben trug, huben sie an, bald in der Kirche bald am Fenster ihres stillen Liebesverkehrs zu pflegen, sodaß es keinem von beiden wohl war, als wenn sie sich sahen. Er vornehmlich fühlte sich so entflammt von ihrem holden Wesen, daß er fast die ganze Nacht mit größter Lebensgefahr allein vor dem Hause des geliebten Mädchens weilte, und bald an das Fenster ihres Zimmers emporkletterte und sich davor, ohne daß sie oder sonst jemand es wußte, hinsetzte, um ihrer süßen Stimme zu lauschen, bald sich auf der Straße hinlegte. Eines Nachts begab es sich durch Fügung des Liebesgottes, daß der Mond ungewöhnlich hell leuchtete, und während Romeo eben auf ihren Erker emporsteigen wollte, öffnete das Mädchen, sei es nun zufällig, oder weil sie ihn in frühern Nächten gehört hatte, das Fenster, trat hinaus und sah ihn. Er aber, in der Meinung, nicht sie, sondern sonst jemand öffne den Balkon, wollte in den Schatten einer Mauer fliehen. Sie erkannte ihn jedoch, rief ihn beim Namen und sagte zu ihm: Was macht ihr hier um diese Stunde so allein?

Er hatte sie nun auch schon erkannt und antwortete: Wozu mich die Liebe treibt.

Wenn man euch aber hier beträfe, sagte das Mädchen, könntet ihr nicht leicht ums Leben kommen?

Gnädiges Fräulein, antwortete Romeo, freilich könnte ich leicht ums Leben kommen, und das wird auch eines Nachts geschehen, wenn ihr mir nicht helft. Aber da

ich an jedem andern Orte dem Tod ebenso nahe bin, wie hier, so will ich nur suchen, so nahe als möglich bei euch zu sterben, mit der ich doch ewig zu leben wünschte, wenn es dem Himmel und euch gefiele.

Darauf antwortete das Mädchen: Ich würde kein Hinderniß sein, wenn ihr in Ehren mit mir leben wollt; wenn es nicht bei euch mehr Hinderniß fände oder bei der Feindschaft, die ich zwischen eurem und meinem Hause bestehen sehe.

Ihr dürft mir glauben, versetzte ihr der Jüngling, daß man nichts heftiger wünschen kann, als ich unaufhörlich euch zu besitzen wünsche, und deshalb, wenn es nur euch ebenso genehm ist, die meinige zu sein, wie ich mich sehne euch anzugehören, so thue ich es gern und fürchte nicht, daß mich euch jemand entreiße.

Nach diesen Worten verabredeten sie, wie sie in einer der folgenden Nächte sich mit mehr Muße sprechen könnten, und so schieden sie beide. Nachher kam der Jüngling mehrmals hin, um mit ihr Zwiesprach zu halten, und als er sie eines Abends, da viel Schnee fiel, an dem ersehnten Orte wiederfand, sagte er zu ihr: Ach, warum laßt ihr mich so schmachten? Faßt euch kein Erbarmen mit mir, da ich euch allnächtlich bei solchem Wetter hier auf der Straße erwarte?

Das Fräulein antwortete: O ja, freilich dauert ihr mich. Aber was soll ich denn thun? Soll ich euch bitten, fortzugehen?

Darauf erhielt sie von dem Jüngling zur Antwort: Laßt mich in euer Zimmer hinein, da könnten wir behaglicher miteinander plaudern.

Darauf versetzte die schöne Jungfrau fast entrüstet: Romeo, ich liebe euch, so sehr ich jemand lieben darf; ja, ich gestatte euch mehr, als sich vielleicht mit meinem guten Rufe vereinigen läßt; ich thue dies überwunden von der Liebe und euern Vorzügen. Dächtet ihr aber, durch langes Liebeswerben oder sonst ein Mittel noch

weiter als Liebhaber meiner Liebe zu genießen, so gebt dieſen Gedanken alsbald auf, denn ihr müßtet doch mit der Zeit euch von ſeiner gänzlichen Unhaltbarkeit überzeugen. Um euch aber nicht weiter den Gefahren auszuſetzen, in welchen ich euer Leben ſchweben ſehe, wenn ihr jede Nacht in dieſe Umgebung kommt, ſo ſage ich euch, daß, wenn es euch gefällt mich als eure Frau anzunehmen, ich bereit bin, mich euch ganz hinzugeben und euch durchaus ohne Rückſicht überall hinzufolgen, wohin es euch beliebt.

Dies iſt mein einziger Wunſch, ſagte der Jüngling. So geſchehe es denn gleich!

Es mag geſchehen, antwortete das Fräulein, aber es muß hernach beſtätigt werden in Gegenwart des Franciscanerbruders Lorenzo, meines Beichtvaters, wenn ihr wollt, daß ich mich euch ganz und unbefangen übergebe.

O, verſetzte Romeo, alſo iſt der Bruder Lorenzo von Reggio der, der alle Geheimniſſe eures Herzens weiß?

Ja, ſagte ſie, und wir wollen zu meiner Beruhigung lieber alles weitere bis auf ihn aufſparen.

Hiernach trafen ſie denn vorſichtige Abrede über das, was ſie zu thun hätten, und trennten ſich für dies mal. Der erwähnte Mönch gehörte zum Orden der minderen Brüder von der Obſervanz, war ein großer Philoſoph und beſchäftigte ſich viel mit Verſuchen in der Naturkunde und Magie und war mit Romeo zu ſo inniger Freundſchaft verbunden, daß ein feſteres Verhältniß zwiſchen zwei Männern in jener Zeit wol nicht zu finden geweſen wäre. Denn, einmal um bei dem thörichten Volke in gutem Rufe bleiben und dann, um einigermaßen das Vergnügen der Freundſchaft zu genießen, ſah ſich der Mönch genöthigt, ſich einem edeln Jüngling der Stadt zu vertrauen. Unter allen hatte er nun Romeo ausgewählt, welcher gefürchtet, muthig und klug war, und ihm ſein Herz ganz nackt und unverhüllt dargelegt, das er ſonſt den andern durch Verſtellung verborgen hielt. Romeo ſuchte ihn daher auf und ſagte ihm frei heraus,

wie er das geliebte Mädchen zur Frau wünsche und daß sie miteinander verabredet haben, er allein solle der geheime Zeuge ihrer Vermählung sein und darnach den Mittler machen, sodaß ihr Vater nachträglich seine Zustimmung ertheile. Der Mönch war damit einverstanden, theils weil er Romeo nichts hätte abschlagen können ohne großen Schaden zu befahren, theils auch weil er meinte, durch seine Vermittelung könnte die Sache vielleicht zu einem guten Ziele geführt werden; dies hätte ihm dann große Ehre bei dem Fürsten bereitet und bei allen denen, welche die Herstellung des Friedens zwischen den beiden Häusern wünschten. Es war Fastenzeit und das Mädchen stellte sich eines Tages an, als wollte sie beichten. Sie ging in das Franciscanerkloster, trat an einen der Beichtstühle, wie sie die Mönche dort haben, und ließ nach dem Bruder Lorenzo fragen. Als er hörte, daß sie hier war, kam er von der Klosterseite her zugleich mit Romeo in denselben Beichtstuhl, schloß die Thüre, zog eine durchlöcherte Eisenplatte, welche die Jungfrau von ihnen trennte, hinweg und sprach zu ihr: Ich pflege euch immer gerne zu sehen, mein Kind, aber jetzt seid ihr mir theurer, als je, wenn es so ist, daß ihr meinen Messer Romeo zu eurem Gatten wollt.

Darauf antwortete sie: Nichts wünsche ich sehnlicher, als ihm rechtmäßig anzugehören; darum bin ich hierhergekommen vor euch, in den ich großes Vertrauen setze, damit ihr nächst Gott Zeuge seid von dem, was ich von Liebe bezwungen zu thun vorhabe.

Darauf wurde denn vor dem Bruder, welcher das ganze als Beichtgeheimniß betrachten zu wollen versprach, sogleich Romeo mit dem schönen Fräulein getraut und zwischen ihnen die Abrede getroffen, sie wollen die folgende Nacht beisammen zubringen. Sie küßten sich sodann einmal und schieden von dem Mönch, welcher sein Gitter wieder in die Mauer einfügte und noch anderer Frauen Beichte hörte. So wurden denn die zwei Lie-

benden auf die angegebene Weise Mann und Frau, genossen mehrere Nächte ihres Liebesglücks und hofften mit der Zeit Mittel zu finden, um den Vater der Frau zu besänftigen, der wie sie wußten ihren Wünschen entgegenstand. Während dessen begab es sich, daß das Schicksal, das jeder Lust der Welt feindlich in den Weg tritt, irgend einen bösen Samen streute, aus welchem die fast erstorbene Feindschaft ihrer Häuser neu emporsproßte, sodaß es mehrere Tage bunt durcheinander ging, die Montecchi nicht den Cappelletti und die Cappelletti nicht den Montecchi aus dem Weg gehen wollten und sich deshalb einmal in der Wettrennenstraße*) in Masse anfielen. Romeo kämpfte auch mit, hütete sich aber aus Rücksicht auf seine Frau einen von ihrer Familie zu erschlagen; zuletzt aber, als viele von den seinigen verwundet und fast alle aus der Straße verjagt waren, übernahm ihn der Zorn, er lief auf Tebaldo Cappelletti los, welcher der heftigste seiner Familie schien, streckte ihn mit einem Schlage todt zu Boden und trieb die andern, welche schon durch Tebaldo's Tod in Verwirrung waren, in eilige Flucht. Man hatte schon bemerkt, daß Romeo den Tebaldo erschlagen, sodaß also der Mord nicht verheimlicht werden konnte. Es wurde daher klagweise beim Fürsten angebracht, und alle Cappelletti schrien immer nur über Romeo, weshalb er denn von dem Gericht auf ewig aus Verona verbannt wurde. Welchen Eindruck die Nachricht von diesen Vorfällen auf die arme junge Frau machte, kann jeder, der herzlich liebt, wenn er sich in ihre Lage hineindenkt, leicht ermessen. Sie weinte in einem fort so heftig, daß sie niemand zu trösten vermochte; und ihr Schmerz war um so herber, je weniger sie wagte, irgend jemand ihr Unglück zu entdecken. Andererseits war dem jungen Manne der Abschied von der Vaterstadt blos darum leid,

*) Via del Corso heißen in vielen italiänischen Städten die Hauptstraßen von dem alten Volksvergnügen des Wettrennens. So in Rom.

weil er sie verlassen mußte; und da er um keinen Preis hinweg wollte, ohne von ihr einen thränenreichen Abschied zu nehmen, und ihr Haus doch nicht besuchen durfte, so nahm er seine Zuflucht zu dem Mönche und es wurde ihr durch einen mit Romeo befreundeten Diener ihres Vaters zu wissen gethan, sie solle auch dahin kommen, was sie auch that. Sie gingen beide in den Beichtstuhl und beweinten miteinander heftig ihren Verlust. Am Ende aber sagte sie zu ihm: Was soll ich anfangen ohne euch? Ich habe keine Freude mehr am Leben. Es wäre besser, ich ginge mit euch, wohin ihr geht. Ich will mir diese Locken abschneiden und wie euer Diener hinter euch hergehen, und ihr könnt von niemand besser und treuer bedient werden, als von mir.

Da sei Gott vor, mein liebstes Leben, entgegnete ihr Romeo, daß, wenn ihr mit mir kommen sollt, ich euch anders denn als meine Gemahlin mit mir führe. Aber da ich gewiß bin, daß die Sache nicht lange auf diese Art fortgehen kann und daß Friede werden muß unter unsern Familien, wo dann ich auch leicht von dem Fürsten kann begnadigt werden, so meine ich, ihr sollt einige Tage leiblich von mir getrennt bleiben, denn mein Herz ist unaufhörlich bei euch; wofern sich aber die Sachen nicht so entwickeln, wie ich vermuthe, so können wir einen andern Entschluß fassen über unser künftiges Leben.

Nachdem sie dies unter sich verabredet, umarmten sie sich tausend mal und trennten sich mit Thränen. Die Frau bat ihn dringend, ihr so nahe als möglich zu bleiben und nicht nach Rom oder Florenz zu gehen, wie er gesagt hatte. Wenige Tage darauf ging Romeo, der bis dahin im Kloster des Bruders Lorenzo verborgen geblieben war, aus der Stadt und begab sich in aller Stille nach Mantua, nachdem er zuvor dem Diener der Frau aufgegeben hatte, alles, was er von ihm in Beziehung auf die Frau im Hause höre, dem Mönch sogleich zu wissen zu thun und alles, was sie ihm befehle, getreu zu voll-

bringen, wenn er den Reſt der ihm verſprochenen Belohnung zu erhalten wünſche. Romeo war ſchon längere Zeit weggegangen und man fand die junge Frau noch immer in Thränen, ſodaß ihre große Schönheit darunter litt und ihre Mutter, welche ſie zärtlich liebte, ihr wiederholt mit ſchmeichelnden Worten den Grund abzulocken ſuchte, weshalb ſie ſo heftig weine.

O meine Tochter, ſagte ſie, die ich ſo zärtlich als mein Leben liebe, welcher Schmerz quält dich ſeit einiger Zeit? Woher kommt es, daß du keinen Augenblick ohne Thränen bleibſt? Wünſcheſt du vielleicht etwas, ſo thue es mir allein kund, denn in allem, ſoweit ich darf, werde ich dir Troſt zu gewähren ſuchen.

Deſſen ungeachtet gab ihr die Tochter nur immer unerhebliche Gründe für ihre Thränen an. Die Mutter kam daher auf den Gedanken, es ſei ein heftiger Wunſch, einen Mann zu bekommen, an dieſem Weinen ſchuld und ſie habe ihr dies aus Scham oder Furcht verheimlicht. Daher ſagte ſie eines Tages zu ihrem Gatten in der Meinung, dadurch das Wohl ihrer Tochter zu fördern, während ſie doch auf ihren Tod losarbeitete: Meſſere Antonio, ich ſehe ſchon längere Zeit dieſe unſere Tochter beſtändig ſo heftig weinen, daß ſie, wie ihr ſelbſt wahrnehmen könnt, ſich gar nicht mehr gleich ſieht. Trotz allen Bemühungen, die Urſache ihres Weinens von ihr zu erfahren, kann ich doch nicht aus ihr herausbringen, woher es kommt; und von ſelbſt komme ich auch nicht auf die Veranlaſſung, wenn es nicht vielleicht der Wunſch zu heirathen iſt, den ſie in ihrer Keuſchheit nicht auszuſprechen wagt. Ich meine daher, ehe ſie ſich verzehrt, wäre es gut, ihr einen Mann zu geben; ſie war ja auf letzten Sanct Eufemien*) achtzehn Jahre vorüber, und wenn die Frauen weit über dieſe Zeit hinaus ſind, ver-

*) Dieſer Heiligen iſt in Verona eine eigene aus dem dreizehnten Jahrhundert ſtammende Kirche geweiht.

lieren sie eher an Schönheit, als sie gewinnen. Sie sind ohnehin keine Waare, die man lange aufs Lager legen darf, obwol ich unsere Tochter durchaus in keinem Stücke anders kenne als höchst sittsam. Überdies weiß ich, daß ihr ihre Mitgift schon längere Zeit bereit liegen habt. Wir wollen uns daher nach einem anständigen Gemahl für sie umsehen.

Messer Antonio antwortete, es wäre ganz gut, sie zu verheirathen, und lobte seine Tochter sehr, daß sie, wenn sie den Wunsch dazu verspüre, lieber ihren Kummer in sich verschließe, als sich ihm oder ihrer Mutter eröffne. Wenige Tage darauf knüpfte er auch wirklich mit einem Grafen von Lodrone Unterhandlungen wegen ihrer Vermählung an. Schon waren dieselben fast bis zum Abschluß gediehen, als die Mutter, in der Meinung ihrer Tochter die größte Freude zu machen, zu ihr sagte: Jetzt freue dich, meine Tochter, denn in wenigen Tagen sollst du mit einem vornehmen Edelmann würdig vermählt werden und damit wird die Ursache deines Jammers weggeräumt sein; denn wenn du sie mir auch nicht hast entdecken wollen, so bin ich doch mit Gottes Hilfe darauf gekommen, und habe es schon bei deinem Vater dahingebracht, daß dein Wunsch wird erfüllt werden.

Auf diese Worte konnte das schöne junge Weib ihre Thränen nicht zurückhalten, weshalb die Mutter zu ihr sagte: Glaubst du, ich halte dich zum besten? Es werden nicht acht Tage vergehen, so bist du die Frau eines schönen Junkers aus dem Hause Lodrone.

Die Tochter aber verdoppelte auf diese Worte ihr Weinen, weshalb die Mutter schmeichelnd zu ihr sagte: Ei, mein Kind, bist du denn nicht damit zufrieden?

Nein, meine Mutter, antwortete sie, und werde auch nie damit zufrieden sein.

Aber was willst du denn? entgegnete die Mutter. Sag es mir, denn ich bin zu allem für dich bereit.

Da sagte ihre Tochter: Sterben möchte ich und sonst nichts.

Da merkte Madonna Giovanna (denn so hieß die Mutter) als eine erfahrene Frau, daß ihre Tochter eine Liebe habe, gab ihr daher eine gleichgiltige Antwort und verließ sie. Am Abend, als ihr Mann kam, erzählte sie ihm, was ihr die Tochter unter Thränen geantwortet habe. Ihm misfiel dies höchlich, doch dachte er es wäre wohlgethan, ehe man in den Unterhandlungen über ihre Vermählung einen weitern Schritt thue, um sich nicht irgendwie in Verlegenheit zu setzen, sich auf Kundschaft zu legen, was denn ihre Ansicht von der Sache eigentlich sei. Er ließ sie daher eines Tages vor sich kommen und sagte zu ihr: Giulietta*) (denn das war der Name seiner Tochter), ich bin im Begriff dich standesgemäß zu vermählen. Bist du damit zufrieden, mein Kind?

Die Tochter hatte eine Weile geschwiegen, nachdem der Vater zu sprechen aufgehört, antwortete aber sodann: Nein, mein Vater, ich bin nicht damit zufrieden.

Wie? versetzte der Vater, willst du denn in ein Nonnenkloster gehen?

Messere, sagte sie, ich weiß nicht.

Bei diesen Worten vergoß sie einen Strom von Thränen. Da sprach der Vater zu ihr: Aber ich weiß es, daß du das nicht willst. Beruhige dich also, denn ich beabsichtige dich mit einem Grafen von Lodrone zu vermählen.

Darauf versetzte die Tochter heftig weinend: Das wird nimmermehr geschehen.

Messer Antonio war darüber erzürnt und bedrohte

*) Es ist auffallend, daß der Name jetzt erst genannt wird. Man könnte darin vielleicht mit einen Beweis finden, daß wir hier wirklich die älteste Bearbeitung der schönen Sage vor uns haben und daß dem Luigi da Porto das Verdienst der Erfindung oder doch der ersten künstlerischen Gestaltung und Ausschmückung derselben zufällt.

sie heftig, wenn sie seinem Willen ferner zu widersprechen sich erkühne, und überdies, wenn sie ihm den Grund ihres Weinens nicht offenbare. Da er aber nichts aus ihr herausbrachte, als Thränen, war er über die Maßen unwillig und ließ sie mit Madonna Giovanna allein, ohne zu erfahren, auf was der Sinn seiner Tochter gerichtet sei. Die junge Frau hatte dem Diener ihres Vaters, welcher Mitwisser ihrer Liebe war und Pietro hieß, alles, was ihre Mutter gesprochen hatte, wiedergesagt und vor ihm eidlich betheuert, daß sie eher freiwillig Gift trinken wolle, als je einen andern, als Romeo, zum Gemahl nehmen, was ja gar nicht möglich wäre. Hiervon hatte Pietro insgeheim verabredetermaßen durch den Mönch Romeo benachrichtigt und dieser hatte an Giulietta geschrieben, sie solle um keinen Preis in ihre Vermählung einwilligen und noch weniger ihre Liebe gestehen, denn er werde höchst wahrscheinlich in acht bis zehn Tagen Gelegenheit haben, sie aus ihrem elterlichen Hause zu entführen. Messere Antonio und Madonna Giovanna bemühten sich unterdeß gemeinsam vergeblich durch Schmeicheleien und durch Drohungen von ihrer Tochter die Ursache zu erfahren, warum sie nicht heirathen wolle, und gelangten auch sonst nicht auf die Spur eines Liebesverhältnisses. Oftmals hatte Madonna Giovanna zu ihr gesagt: Sieh, meine süße Tochter, weine jetzt nicht mehr, denn du bekommst ja einen Gemahl nach deinem Wunsch; ja fast wenn es einer von den Montecchi wäre, aus denen ich überzeugt bin, daß du keinen wählen wirst.

Giulietta aber antwortete nie mit etwas anderem als mit Seufzern und Thränen. Dadurch kamen die Eltern in immer größere Besorgniß, und faßten den Entschluß, ihre verabredete Vermählung mit dem Grafen von Lodrone so sehr als möglich zu beschleunigen. Als die junge Frau dies hörte, wurde sie über die Maßen betrübt und wünschte in ihrer Rathlosigkeit sich tausend mal des Tages den Tod

herbei. Doch beschloß sie bei sich selbst, ihren Schmerz dem Bruder Lorenzo mitzutheilen, da sie nächst Romeo auf ihn die größte Hoffnung setzte und da sie von ihrem Geliebten gehört hatte, daß er viele unglaubliche Dinge zu bewerkstelligen verstehe. Daher sagte sie eines Tages zu Madonna Giovanna: Meine Mutter, wundert euch nicht, wenn ich euch die Ursache meines Weinens nicht sage, denn ich kenne sie selbst nicht; ich fühle nur beständig in meinem Innern eine solche Schwermuth, daß mir alles miteinander, ja das Leben selbst zuwider ist, und ich kann mir nicht vorstellen, woher das rührt, viel weniger es euch, oder meinem Vater sagen, es müßte denn von einer begangenen Sünde herrühren, deren ich mich nicht erinnere. Da nun die letzte Beichte mich sehr erleichtert hat, so möchte ich, wenn ihr nichts dagegen habt, wieder zur Beichte gehen, damit ich an dem nächst bevorstehenden großen Feste im Mai zur Heilung aller meiner Schmerzen die liebliche Arznei des geheiligter Leibes unsers Herrn empfangen kann.

Madonna Giovanna erklärte sich hiermit einverstanden. Zwei Tage darauf führte sie sie nach San Francesco und übergab sie dem Bruder Lorenzo, den sie zuvor schon dringend gebeten hatte, er möge die Ursache ihres Weinens in der Beichte erforschen. Sobald die junge Frau sah, daß ihre Mutter sich etwas von ihr entfernt hatte, erzählte sie in aller Schnelle mit niedergeschlagener Stimme dem Mönch ihren ganzen Kummer und bat ihn bei der Liebe und innigen Freundschaft, welche, wie sie wußte, zwischen ihm und Romeo bestand, er möchte ihr doch in dieser äußersten Noth seine Hilfe nicht versagen.

Was kann ich hier zu deinem besten thun, meine Tochter, antwortete der Mönch, da eine so heftige Feindschaft zwischen deinem Hause und dem deines Gatten besteht?

Die betrübte Witwe sagte darauf: Mein Vater, ich weiß, daß ihr vieles zu bewerkstelligen im Stande seit

und mir auf tausend Arten helfen könnt, wenn ihr wollt. Mögt ihr mir aber sonst keine Wohlthat erweisen, so vergönnt mir wenigstens das! Ich höre, daß man Vorbereitungen zu meiner Hochzeit trifft in einem Palaste meines Vaters, welcher zwei Meilen vor der Stadt gegen Mantua zu liegt. Dort wollen sie mich hinführen, damit ich weniger Herz habe, meinen neuen Bräutigam abzuweisen; sobald ich dort bin, kommt dann der mir Bestimmte auch dahin. Gebt mir nun so viel Gift, daß ich mich von diesem Kummer und Romeo von solcher Schmach befreien kann; wo nicht, so werde ich mir ein Messer in den Leib stoßen, was mir schwerer fällt und ihm auch weher thut.

Als Bruder Lorenzo hörte, daß ihr Muth so groß war, und überlegte, wie sehr Romeo ihn in seiner Gewalt habe, sodaß er ihm ganz sicher feind würde, wenn er in dieser Angelegenheit ihn nicht förderte, sprach er zu der jungen Frau also: Sieh, Giulietta, ich bin, wie du weißt, Beichtvater von der Hälfte dieser Stadt und stehe bei jedermann in gutem Ruf; auch wird kein Testament gemacht oder Friede geschlossen, wo ich nicht dabei wäre. Deshalb möchte ich um alle Schätze der Welt nicht in einen Aufsehen erregenden Handel mich einlassen, noch wünschte ich, daß man mich in der Sache irgend für betheiligt halte. Dennoch will ich aus Liebe zu dir und zu Romeo mich zu einem Schritte verstehen, den ich noch für niemand gethan habe, unter der Bedingung jedoch, daß du mir versprichst, meinen Antheil daran immer geheim zu halten.

Sie antwortete: Mein Vater, gebt mir nur unbesorgt das Gift, denn es soll nie jemand außer mir davon erfahren.

Gift, versetzte er, werde ich dir nicht geben, meine Tochter! Es wäre allzusehr Sünd und Schade, wenn du so jung und schön sterben solltest. Wenn du aber über dich erhalten kannst, etwas zu thun, was ich dir

ſagen werde, ſo gebe ich dir mein Wort, daß ich dich ſicher zu deinem Romeo bringen will. Du weißt, daß die Gruft von euch Cappelletti ſich außer dieſer Kirche auf unſerm Kirchhof befindet. Ich will dir ein Pulver geben. Wenn du das trinkſt, wirſt du auf achtundvierzig Stunden oder etwas mehr oder weniger in einen Schlaf verſinken, daß jedermann auch der größte Arzt dich entſchieden für todt halten wird. Du wirſt dann ohne Zweifel, als wäreſt du verſchieden, in der beſagten Gruft beigeſetzt, ich aber hole dich, ſobald es Zeit iſt, heraus und behalte dich in meiner Zelle, bis ich zu dem Capitel gehe, das wir in kurzem in Mantua halten. Alsdann führe ich dich in unſere Ordenstracht verkleidet mit mir zu deinem Gemahl. Aber ſage mir, wirſt du dich nicht fürchten vor dem Leichnam deines Vetters Tebaldo, der erſt vor kurzem dort beigeſetzt worden iſt?

Die junge Frau war ſchon ganz heiter geworden und ſagte: Mein Vater, wenn ich nicht anders zu Romeo kommen könnte, ſo würde ich furchtlos ſelbſt durch die Hölle zu wandern mich erkühnen.

Wohlan denn, ſagte er, da du ſo geſtimmt biſt, bin ich bereit dich zu unterſtützen; aber ehe etwas geſchieht, ſollteſt du, meine ich, mit eigener Hand Romeo das ganze ſchreiben, damit er nicht dich todt wähnend aus Verzweiflung irgend einen übereilten Schritt thue; denn ich weiß, daß er dich über alle Maßen liebt. Ich habe immer Brüder, die nach Mantua gehen, wo er, wie du weißt, ſich derzeit aufhält. Mache, daß ich den Brief bald bekomme, den ich ihm dann durch einen zuverläſſigen Boten ſenden will.

Nach dieſen Worten verließ der gute Mönch (wie wir denn immer ſehen, daß ohne die Theilnahme dieſer Männer nichts wichtiges zu einem rechten Ziele gedeiht) die junge Frau in dem Beichtſtuhl, eilte in ſeine Zelle und kehrte ſchnell zu ihr zurück mit einem kleinen Gefäß mit Pulver.

Nimm dies, ſagte er zu ihr, und trink es unbeſorgt, wenn es dir recht iſt, etwa um drei oder vier Uhr der Nacht, in friſchem Waſſer! Um ſechs Uhr ungefähr wird es dann zu wirken anfangen und unſer Anſchlag muß uns unfehlbar gelingen. Vergiß aber nicht, mir den Brief zu ſchicken, den du an Romeo ſchreiben mußt! Es iſt dies ſehr weſentlich.

Giulietta nahm das Pulver, kehrte ganz heiter zu ihrer Mutter zurück und ſagte zu ihr: In der That, Madonna, der Bruder Lorenzo iſt der beſte Beichtvater von der Welt. Er hat mich ſo ſehr erhoben, daß ich von meiner frühern Traurigkeit gar nichts mehr weiß.

Madonna Giovanna, welche über der Heiterkeit ihrer Tochter auch von ihrer Betrübniß verloren hatte, antwortete: Wohlan, meine Tochter, nimm darauf Bedacht, daß du ihn auch zuweilen wieder erhebeſt durch unſere Almoſen, denn es ſind arme Mönche.

Unter dieſen Geſprächen kamen ſie nach Hauſe. Nach dieſer Beichte war Giulietta ganz heiter geworden, ſodaß Meſſer Antonio und Madonna Giovanna allen Verdacht, ſie möchte verliebt ſein, aufgegeben hatten. Sie meinten vielmehr, irgend ein unerklärlicher Anfall von Schwermuth habe das Weinen veranlaßt, und hätten ſie gern vorläufig ungeſtört gelaſſen, und nichts weiter von einem Mann geſprochen. Sie waren aber in der Sache ſchon ſo weit gegangen, daß ſie ohne Schwierigkeit nicht zurücktreten konnten. Als demnach der Graf von Lodrone wünſchte, daß einer von ſeiner Familie das Fräulein ſehe, und Madonna Giovanna etwas kränklich war, wurde verabredet, daß das Mädchen von zweien ihrer Muhmen begleitet auf das ſchon erwähnte Landgut des Vaters in der Nähe der Stadt ſich begebe. Sie widerſetzte ſich durchaus nicht und ging hin. Da ſie nun der Meinung war, ihr Vater habe ſie ſo plötzlich dahingeſchickt, um ſie ohne weiteres ihrem zweiten Gemahl in die Arme zu werfen, hatte ſie das Pulver mitgenommen, das ihr der

Mönch gegeben; gegen vier Uhr in der Nacht rief sie eine Dienerin, welche mit ihr war erzogen worden und die sie fast wie eine Schwester hielt, ließ sich von ihr einen Becher mit kaltem Wasser geben und sagte, die Speisen des Abendessens haben ihr Durst gemacht. Darein warf sie nun das kräftige Pulver und trank den Becher ganz aus. Darauf sagte sie vor der Dienerin und einer ihrer Muhmen, welche mit ihr aufgewacht war: Mein Vater wird mir gewiß gegen meinen Willen keinen Mann geben, so weit von mir abhängt.

Obgleich die Frauen, welche aus etwas grobem Teig gebacken waren, sie das Pulver hatten trinken sehen, von welchem sie behauptete, sie schütte es in das Wasser zur Abkühlung, und obgleich sie diese Worte hörten, schöpften sie doch keinen Verdacht und merkten nichts; vielmehr kehrten sie in ihr Bett zurück. Giulietta löschte das Licht, und als die Dienerin weggegangen war, that sie als müsse sie eines natürlichen Bedürfnisses wegen aufstehen, stieg aus dem Bette, zog alle ihre Kleider wieder an und, kehrte dann ins Bett zurück, legte sich, als hätte sie geglaubt sterben zu müssen, in demselben so gut als möglich zurecht, faltete die Hände auf der Brust und erwartete so, daß der Trank seine Wirkung thue. Es dauerte auch nicht viel über zwei Stunden, so lag sie wie todt da. Als der Morgen kam und die Sonne schon eine gute Weile aufgegangen war, fand man das Fräulein in der Art, wie ich gesagt habe, auf ihrem Bette liegend. Man wollte sie aufwecken, aber umsonst, denn man fand sie schon fast ganz kalt. Da erinnerte sich die Muhme und die Dienerin des Wassers mit dem Pulver, das sie am Abend getrunken hatte, und der Worte, die sie dabei gesprochen. Als sie ferner bemerkte, daß sie sich angekleidet und selbst auf dem Bette so eigenthümlich hingelegt hatte, hielten sie das Pulver für Gift und sie selbst für unzweifelhaft todt. Da erhob sich unter den Frauen ein großer Lärm und Heulen;

besonders die Dienerin rief ihr oft beim Namen und sagte: O Madonna, das war es also daß ihr sagtet: Mein Vater wird mir gegen meinen Willen keinen Mann geben.

Ihr habt trügerischer Weise von mir frisches Wasser verlangt, das mir elenden euren herben Tod bereitet hat. O ich unglückliche! Über wen soll ich am meisten klagen, über die todte oder über mich selbst? O Madonna, ich habe euch mit meinen eigenen Händen das Wasser gebracht, damit ich unglückliche auf solche Weise von euch verlassen werde! Ich allein habe euch mich, euren Vater und eure Mutter auf einen Schlag getödtet. Ha, warum habt ihr im Tode die Gesellschaft einer eurer Dienerinnen verachtet, die ihr im Leben so lieb zu haben schienet? Wie ich gern mit euch gelebt habe, so wäre ich auch gern mit euch gestorben.

Bei diesen Worten stieg sie auf das Bett und schloß das scheintodte Fräulein fest in ihre Arme. Messer Antonio, welcher in der Nähe war und den Lärm gehört hatte, eilte am ganzen Leibe zitternd in das Zimmer der Tochter, und da er sie so auf dem Bett liegen sah und hörte, was sie in der Nacht getrunken und gesprochen hatte, schickte er, obschon er sie für todt hielt, doch zu seiner eigenen Beruhigung schnell zu seinem Arzte, den er für sehr gelehrt und erfahren hielt, nach Verona. Dieser kam, sah das Fräulein und berührte sie etwas und erklärte, sie sei in Folge des genommenen Giftes schon sechs Stunden verschieden. Als der unglückliche Vater dies hörte, brach er in eine grenzenlose Wehklage aus. Die Trauerkunde verbreitete sich schnell von Mund zu Mund und war in kurzem auch der armen Mutter zugekommen, welche plötzlich von jeder Lebenswärme verlassen wie todt niedersank und als sie mit einem gellen Schrei wieder aus ihrer Ohnmacht erwachte, sich wie von Sinnen schlug und den Namen der geliebten Tochter ausrufend die Luft mit Klagen füllte.

Ich sehe dich todt, rief sie, o meine Tochter, du einzige Ruhe meines Alters! Und wie hast du, grausame, mich verlassen können, ohne deiner unglücklichen Mutter noch Gelegenheit zu geben, deine letzten Worte zu vernehmen? Ich hätte dir wenigstens deine schönen Augen zugedrückt und deinen köstlichen Leib gewaschen. Wie kannst du mich das von dir hören lassen? O liebste Frauen, die ihr da bei mir seid, helft mir sterben, und wenn noch ein Erbarmen in euch lebt, so laßt eure Hände (wofern ein solcher Dienst nicht zu niedrig für euch ist) mir eher das Lebenslicht auslöschen, als meinen Schmerz! Und du, großer Vater im Himmel, da ich nicht so bald sterben kann, als ich wünsche, entzeuch mit deinem Pfeile mich mir selbst, da ich mir so verhaßt bin.

Sie wurde sofort von einer ihrer Frauen aufgehoben, und auf das Bett gebracht, und andere suchten mit vieler Mühe sie zu trösten; aber sie hörte nicht auf zu weinen und zu jammern. Das Fräulein wurde indeß von dem Landgute, wo sie sich befand, nach der Stadt gebracht und unter einer großen prunkhaften Leichenfeier, von allen ihren Verwandten und Freunden bejammert, in der Gruft des Kirchhofs bei San Francesco als todt beigesetzt. Bruder Lorenzo, welcher in Angelegenheiten des Klosters etwas aus der Stadt gegangen war, hatte den Brief Giulietta's, den er an Romeo besorgen sollte, einem Mönch übergeben, welcher nach Mantua ging. Als dieser daselbst ankam, ging er zwei oder drei mal in Romeo's Haus und traf ihn unseligerweise nie an; da er aber den Brief nur ihm selbst einhändigen wollte, behielt er ihn noch bei sich. Pietro, welcher Giulietta todt glaubte, beschloß in größter Verzweiflung, da er den Bruder Lorenzo in Verona nicht auffand, selbst Romeo eine so schlimme Kunde zu überbringen, wie sie der Tod seiner Geliebten ihm sein mußte. Er ging deshalb des Abends aus der Stadt nach dem Landgute seines Herrn zurück und wanderte in der Nacht so eilig nach Mantua, daß er schon

am Morgen bei Zeit daselbst anlangte. Er fand Romeo, noch ehe dieser von dem Mönche den Brief seiner Gattin erhalten hatte, und erzählte ihm unter Thränen, daß er die todte Giulietta habe beisetzen sehen, berichtete auch ausführlich, was sie zuletzt gethan und gesprochen habe. Als dieser solches hörte, ward er ganz blaß und halb todt, zückte den Degen und wollte sich erstechen. Seine Leute hielten ihn zwar zurück, aber er sagte: Mein Leben kann in keinem Falle mehr lang dauern, da mein wahres Leben gestorben ist. O meine Giulietta, ich allein bin schuld an deinem Tode, da ich nicht, wie ich dir geschrieben hatte, kam, um dich deinem Vater zu entführen. Du wolltest sterben, um mich nicht zu verlassen, und ich sollte aus Todesfurcht allein leben? Das soll nicht geschehen.

Und zu Pietro gewendet sagte er, indem er ihm ein Trauerkleid vom Leibe weg schenkte: Gehab dich wohl, mein Pietro!

Pietro verließ ihn, Romeo schloß sich allein in sein Zimmer ein, und da ihm nichts unerträglicher schien, als ferner zu leben, überlegte er, was er nun mit sich beginnen solle. Endlich verkleidete er sich als Bauer, nahm ein Fläschchen mit Schlangenwasser, das er seit langer Zeit für einen Nothfall in einer Schachtel aufbewahrt hatte, steckte es in seinen Ärmel und machte sich auf den Weg nach Verona, in der Aussicht, entweder, wenn er erkannt würde, durch die Hand der Gerechtigkeit sein Leben zu verlieren, oder sich in der Gruft, deren Lage er wohl kannte, mit seiner Geliebten einzuschließen und dort zu sterben. Diesem letzten Plane war das Schicksal günstig; denn am Abend des auf Giulietta's Beisetzung folgenden Tages kam er nach Verona, ohne von jemand erkannt zu werden, und wartete die Nacht ab. Als er nun alles in Schweigen begraben sah, begab er sich nach dem Minoritenkloster, wo die Gruft sich befand. Die Kirche stand in der Cittadelle, wo da-

mals dieſe Mönche wohnten. Später haben ſie dieſelbe, ich weiß nicht aus welchem Grunde verlaſſen und ſich in die Vorſtadt von San Zeno gezogen, in das Kloſter, das jetzt San Bernardino heißt*), wiewol es früher dem Sanct Franz angehörte**). An den Mauern dieſes Kloſters befanden ſich damals außerhalb einige große ſteinerne Särge, wie wir ſie an vielen Orten außerhalb der Kirchen finden. Einer derſelben war das alte Begräbniß aller Cappelletti und daſelbſt war auch das ſchöne junge Weib. Daran lehnte ſich Romeo (es mochte etwa um vier Uhr der Nacht ſein), hob, da er ſehr kräftig war, mit Gewalt den Deckel hinweg und nachdem er ihn mit ein paar Hölzern, die er mitgebracht, ſo geſpeidelt hatte, daß er gegen ſeinen Willen nicht zufallen konnte, trat er hinein und ſchloß ſodann den Sarg. Der unglückſelige Jüngling hatte eine Blendlaterne mitgebracht, um ſeine Frau noch ein wenig zu ſehen. Sobald er in der Gruft verſchloſſen war, zog er dieſelbe hervor und machte ſie auf. Da ſah er denn ſeine ſchöne Giulietta unter Knochen und Fetzen von vielen Todten ſelbſt wie todt liegen. Darüber brach er alsbald in heftige Thränen aus und fing alſo an: O ihr Augen, die ihr meinen Augen helle Lichter waret, ſo lang es dem Himmel gefiel! O Mund, von mir tauſend mal ſo ſüß geküßt und von dem man ſo kluge Worte vernommen! O ſchöne Bruſt, die mein Herz in ſolcher Wonne beherbergt! Nun ich euch hier blind, ſtumm und kalt wiederfinde, wie ſoll ich ohne euch ſehen, ſprechen und leben? Ach meine unglückliche Frau, wohin hat dich die Liebe geführt, deren Wille es iſt, daß ein ſo enger Raum zwei betrübte Liebende vernichte und beherberge? Weh mir, waren das die Vorſpiegelungen der Hoffnung und der Sehnſucht, welche mich zuerſt in Liebe

*) Nach Förſter's Reiſehandbuch (zweite Aufl. S. 530) iſt die Kirche San Bernardino um 1452 erbaut.

**) Eine denſelben darſtellende Sculptur aus dem vierzehnten Jahrhundert befindet ſich über dem Portal der Kirche noch jetzt.

zu dir entflammten? O mein unseliges Leben, was soll nun dein Leitstern sein?

Bei diesen Worten küßte er ihr Augen, Mund und Brust und wollte ganz in Thränen zerschmelzen. Unter seinem Weinen rief er: Ihr Mauern, die ihr über mir steht, warum fallt ihr nicht über mich her, mein Leben abzukürzen? Aber da ja offenbar der Tod einem jeden in seine Gewalt gegeben ist, wäre es doch gewiß höchst niederträchtig, ihn zu wünschen und nicht zu nehmen.

Darum zog er das Fläschchen mit der scharfgiftigen Flüssigkeit, das er im Ärmel verwahrte, heraus und fuhr also zu sprechen fort: Ich weiß nicht, welches Geschick mich dahin führt, daß ich auf meinen Feinden, auf den von mir Erschlagenen in ihrem Grabe sterben muß. Da aber neben unserer Geliebten zu sterben eine Wonne ist, mein Herz, so laß uns sterben!

Damit setzte er das grausame Wasser an die Lippen und schlang es ganz hinunter. Darauf nahm er das geliebte Weib in die Arme, drückte sie fest an sich und sprach: O schöner Leib, letztes Ziel aller meiner Sehnsucht, wenn dir ein Gefühl übriggeblieben ist nach der Seele Scheiden, oder wenn sie meinen grausen Tod siehet, so bitt ich dich, es möge ihr nicht misfallen, wenn ich nicht glücklich und vor aller Welt mit dir leben durfte, daß ich wenigstens insgeheim und traurig mit dir sterbe.

Und so erwartete er, sie eng umfaßt haltend, den Tod. Endlich war die Stunde gekommen, wo die Lebenswärme der jungen Frau die gewaltige erstarrende Kraft des Pulvers überwinden und sie wieder erwachen mußte. Gedrückt und gerüttelt von Romeo erwachte sie daher in seinen Armen, und als sie wieder bei sich war, sagte sie nach einem schweren Seufzer: Weh mir, wo bin ich? Wer umfaßt mich unglückliche? Wer küßt mich?

Sie meinte, es sei der Bruder Lorenzo, und rief: So also, Mönch, haltet ihr Romeo Treue? Auf diese Weise also wollt ihr mich sicher zu ihm führen?

Als Romeo merkte, daß die Frau lebe, verwunderte er sich sehr, erinnerte sich vielleicht des Pygmalion und sagte: Kennt ihr mich nicht, meine süße Frau? Seht ihr nicht, daß ich euer betrübter Gatte bin, allein und heimlich von Mantua gekommen, um bei euch zu sterben?

Als Giulietta merkte, daß sie in der Gruft war und einem Manne in den Armen lag, der sich für Romeo ausgab, kam sie fast von Sinnen. Sie drückte ihn etwas von sich und schaute ihm ins Gesicht, und da sie ihn sogleich erkannte, umarmte sie ihn, gab ihm tausend Küsse und sprach: Welche Thorheit bewog euch, hier herein zu kommen und mit solcher Gefahr? War es nicht genug, daß ihr aus meinen Briefen erfahren habt, wie ich mich mit Hilfe des Bruders Lorenzo todt stellen wolle, um dann in kurzem bei euch zu sein?

Da merkte der unglückselige Jüngling seinen großen Irrthum und rief: O mein betrübtes Loos! O unseliger Romeo, des Schmerz allen andern Liebesschmerz übertrifft! Ich habe eure Briefe hierüber nicht erhalten.

Weiter erzählte er ihr, wie Pietro ihren verstellten Tod ihm als wahr gemeldet. In der Meinung, sie sei gestorben, habe er, um ihr im Tode Gesellschaft zu leisten, neben ihr Gift genommen, welches sehr scharf sei, sodaß er schon den Tod sich durch alle Glieder rinnen fühle. Als das unglückliche junge Weib solches hörte, ward sie vom Schmerz so übermannt, daß sie sich nicht anders zu helfen wußte, als daß sie ihre schönen Locken ausraufte und ihre unschuldige Brust zerschlug. Romeo, welcher schon rücklings hingesunken war, küßte sie häufig und übergoß ihn mit einem Meer von Thränen. Bläſſer als Asche und ganz zitternd sprach sie: Also müßt ihr in meiner Gegenwart und durch meine Schuld sterben, mein theurer Herr? Und wird der Himmel zugeben, daß ich nach euch, wenn auch nur kurz, lebe? Ich unglückliche! Könnt ich wenigstens euch mein Leben schenken und allein sterben!

Darauf antwortete Romeo mit matter Stimme: Wenn euch meine Treue und meine Liebe je theuer war, meine lebende Hoffnung, so beschwöre ich euch dabei, daß ihr euch nach mir das Leben nicht misfallen lasset, wäre es auch nur, um wenigstens das Gedächtniß dessen zu erhalten, der von eurer Liebe ergriffen um euretwillen vor euren schönen Augen hinstirbt.

Die Frau antwortete: Wenn ihr um meines verstellten Todes willen sterbt, was soll ich thun um eures nicht verstellten willen? Es schmerzt mich allein, daß ich nicht jetzt hier in eurer Gegenwart ein Mittel zu sterben sehe, und ich bin mir selber verhaßt, daß ich so lange lebe; aber ich hoffe, es wird nicht lange dauern, bis ich, wie ich die Veranlassung eures Todes geworden bin, so auch die Theilhaberin desselben werde.

Mit Mühe hatte sie diese Worte ausgesprochen, als sie wie todt zurücksank. Wieder zu sich gekommen bemühte sich die unglückliche, mit ihrem schönen Munde die letzten Athemzüge ihres theuren Liebhabers aufzufassen, welcher mit schnellen Schritten seinem Ende entgegeneilte. Bruder Lorenzo hatte unterdessen gehört, wie und wann die junge Frau das Pulver eingenommen und daß sie als todt beigesetzt worden war. Da er demnach wußte, daß der Zeitpunkt gekommen war, wo die Wirkung dieses Pulvers zu Ende ging, nahm er einen vertrauten Genossen zu sich und kam, vielleicht eine Stunde vor Tag, an die Gruft. Als er dort anlangte und sie weinen und jammern hörte, auch durch die Spalte des Deckels schauend ein Licht drinnen erblickte, verwunderte er sich sehr und meinte, die Frau müsse auf irgend eine Weise die Leuchte mit sich hineingenommen haben, und nun, da sie erwacht sei, werde sie aus Angst vor einem Todten, oder vielleicht aus Besorgniß, immer an diesem Orte eingeschlossen zu bleiben, sich bekümmern und so weinen. Mit Hilfe seines Begleiters öffnete er schnell das Begräbniß, erblickte Giulietta, welche mit zerrauften Haaren

und vom Schmerz verstört dasaß und ihren halbtodten Geliebten auf den Schooß genommen hatte, und sagte zu ihr: Also fürchtetest du, meine Tochter, ich lasse dich hier umkommen?

Als sie den Mönch erblickte, verdoppelte sie ihre Klage und sagte: Nein, vielmehr fürchte ich, ihr möchtet mich mit dem Leben von hinnen führen. Um Gottes Barmherzigkeit willen verschließt das Grab und geht von hinnen und laßt mich hier sterben; oder reicht mir ein Messer, daß ich es in meine Brust stoßend mich von allem Jammer befreie! O mein Vater, mein Vater! Ihr habt meinen Brief gut überliefert! Ich werde schön vermählt werden! Ihr werdet mich schön zu Romeo geleiten! Seht ihn hier todt in meinem Schooß!

Sie erzählte ihm den ganzen Hergang und zeigte ihm Romeo. Als Bruder Lorenzo solches hörte, war er wie wahnsinnig. Er sah den Jüngling an, welcher im Begriff war, ins andere Leben zu wandern, rief ihn unter vielen Thränen beim Namen und sprach: O Romeo, welcher Unstern hat mir dich geraubt? Sprich auch ein wenig mit mir! Erhebe zu mir noch ein wenig deine Augen! O Romeo, sieh deine innig geliebte Giulietta, welche dich bittet, dich anzuschauen! Warum antwortest du nicht wenigstens ihr, in deren schönem Schooße du liegst?

Romeo erhob bei dem theuren Namen seiner Gattin etwas seine matten von dem nahen Tode sehr beschwerten Augen und schloß sie wieder, nachdem er sie gesehen. Bald darauf, als der Tod ihm durch alle Glieder fuhr, krümmte er sich lang, stieß einen kurzen Seufzer aus und verschied. Als der unglückliche Liebhaber auf die beschriebene Weise gestorben war, sagte der Mönch nach heftigem Weinen, als schon der Tag anbrach, zu der Frau: Und du, Giulietta, was willst du beginnen?

Rasch entschlossen antwortete sie: Hier will ich sterben.

Wie, meine Tochter? sagte er; sprich nicht also!

Komm heraus! Wenn ich auch jetzt noch nicht weiß, was ich mit dir anfangen soll, so bleibt dir doch immer offen, dich in einem frommen Kloster zu verschließen und daselbst immer Gott für dich und deinen verstorbenen Gemahl zu bitten, wenn er es nöthig hat.

Die Frau aber antwortete: Mein Vater, ich verlange nichts mehr von euch, als die eine Güte, die ihr in Erinnerung an die Liebe, die ihr zu dem seligen hier (dabei wies sie auf Romeo) getragen, mir nicht verweigern werdet, nämlich daß ihr unsern Tod nie bekannt macht, damit unsere Leichname immer in diesem Grabe beisammen bleiben können; und wenn je unser Tod bekannt würde, so bitte ich euch um jener eurer Liebe zu Romeo willen, daß ihr in unser beider Namen unsern unglücklichen Vater bittet, denen, die die Liebe in dem gleichen Feuer verzehrt und zum gleichen Tode geführt hat, nicht zu erschweren, in einem und demselben Grabe zu liegen.

Damit wandte sie sich zu dem neben ihr liegenden Leichnam Romeo's, dessen Haupt sie auf ein Kopfkissen gelegt hatte, das man mit ihr in der Gruft gelassen, drückte ihm die Augen zu, badete sein kaltes Angesicht mit Thränen und sprach: Was soll ich ohne dich ferner am Leben thun, mein Gebieter? Was bleibt mir sonst nach dir zu erreichen übrig, als daß ich dir im Tode folge? Gewiß nichts, damit von dir, von dem nur der Tod mich trennen konnte, der Tod selbst mich nicht ewig trenne.

Nachdem sie dies gesagt, stellte sie sich ihr großes Unglück recht lebhaft vor die Seele, gedachte an den Verlust ihres theuren Geliebten, faßte den festen Entschluß, nicht länger zu leben, hielt lange den Athem an sich und als sie ihn nicht mehr halten konnte, strömte sie ihn aus mit einem heftigen Schrei und fiel über den Leichnam todt hin. Als Bruder Lorenzo merkte, daß die Frau todt war, machte ihn das Mitleid ganz betreten und er wußte sich nicht zu rathen. Ihn und seinen

Begleiter faßte der Schmerz im innersten und sie bewelnten herzlich die gestorbenen Liebenden. Da kamen auf einmal die Leute des Schultheißen dazu, welche einen Dieb verfolgten. Sie fanden beide weinend an der Gruft, in welcher sie Licht erblickten, und eilten fast alle herzu. Sie nahmen die Mönche in ihre Mitte und sprachen: Was macht ihr hier, ehrwürdige Herren, um diese Stunde? Übt ihr nicht eine Missethat aus an diesem Grabe?

Als Bruder Lorenzo die Häscher hörte und erkannte, hätte er todt umsinken mögen. Er sprach aber zu ihnen: Komme mir keiner zu nahe! Ich bin nicht euer Dienstmann. Wollt ihr etwas, so verlangt es von ferne!

Da sagte ihr Führer zu ihm: Wir wollen wissen, weshalb ihr die Gruft der Cappelletti also eröffnet habt, wo erst vorgestern ein Fräulein aus der Familie beigesetzt worden ist. Wenn ich nicht euch, Bruder Lorenzo, als einen wohlgesinnten Mann kennte, so würde ich sagen, ihr seid hierhergekommen, um die Todten zu plündern.

Die Mönche löschten das Licht und antworteten: Was wir thun, das sollst du nicht wissen, denn es geht dich nichts an.

Jener versetzte: Allerdings, aber ich werde es dem Fürsten anzeigen.

Bruder Lorenzo, den die Verzweiflung ruhig machte, entgegnete hierauf: Sag es immerhin!

Damit schloß er das Begräbniß mit seinem Begleiter und ging in die Kirche. Der Tag war fast schon ganz hell, als die Mönche sich von den Häschern losmachten. Daher überbrachte einer der letztern alsbald einem der Cappelletti die Nachricht, was mit diesen Mönchen vorgefallen sei; diese wußten vielleicht wol auch, daß der Bruder Lorenzo mit Romeo befreundet war, und wandten sich daher schnell an den Fürsten mit der Bitte, er möge, wenn es nicht anders gehe, durch Gewalt aus dem Mönch herauszubringen suchen, was er in ihrem Begräbniß zu suchen habe. Der Fürst stellte Wachen aus, daß der Mönch

nicht entweichen konnte, und schickte nach ihm. Er wurde gewaltsam vor ihn geführt und der Fürst fragte ihn: Was suchtet ihr diesen Morgen in dem Grabe der Cappelletti? Sagt es uns, denn wir wollen es durchaus wissen.

Darauf antwortete der Mönch: Mein Fürst, ich will das euer Gnaden recht gerne sagen. Ich war der Beichtvater der Tochter des Messer Antonio Cappelletti, welche vor einigen Tagen auf so unerwartete Weise gestorben ist, und da ich sie sehr liebte als meine geistliche Tochter und mich nicht bei ihrer Leichenfeier einfinden konnte, ging ich hin, um über ihr gewisse Gebete zu sprechen, welche, wenn sie neun mal über einem Leichnam gesprochen werden, die Seele von der Pein des Fegefeuers erlösen. Weil wenige dies wissen und diese Dinge verstehen, sagen die Thoren, ich sei hingegangen, um die Todten zu berauben. Ich weiß nicht, ob ich zu einer Räuberbande gehöre, wenn ich diese Dinge thue. Mir genügt dieser geringe Mantel und dieser Strick, und ich würde von allen Schätzen der Lebenden zusammen kein bischen nehmen, geschweige denn von den Kleidern zweier Todten. Sie thun nicht wohl, die mich auf solche Weise tadeln.

Der Fürst hätte dies um ein kleines geglaubt, wenn nicht viele Mönche, welche dem Lorenzo übelwollten, als sie hörten, daß man Bruder Lorenzo auf dem Grabe gefunden habe, Lust bekommen hätten, dasselbe zu öffnen. Sie machten es auf und als sie den Leichnam des Liebhabers darin fanden, wurde es plötzlich mit größtem Lärm dem Fürsten, welcher noch mit dem Mönche sprach, gemeldet, wie in der Gruft der Cappelletti, an welcher der Bruder bei Nacht betroffen worden sei, Romeo Montecchi todt liege. Dies schien allen fast unmöglich und das Erstaunen war allgemein. Als der Bruder Lorenzo dies hörte und einsah, daß er nun nicht mehr verschweigen könne, was er so gern verhehlt hätte, fiel er vor dem Fürsten auf die Knie und sagte: Verzeiht mir, mein Fürst, wenn ich euer Gnaden auf euer Begehren eine Täuschung erwi-

dert habe, denn es geschah nicht aus Bosheit noch um Gewinnes willen, sondern um zwei armen gestorbenen Liebenden mein Wort zu halten.

So machte er denn von dem ganzen Hergang einen kurzen Abriß und erzählte die Geschichte vor vielen Zeugen. Als Bartolommeo della Scala dies hörte, konnte er sich vor Mitleid der Thränen nicht enthalten, er begehrte selbst die Leichen zu sehen und begab sich mit einer großen Menge Volks an das Grab. Er ließ die beiden Liebenden herausbringen in die Kirche von San Francesco und auf zwei Teppiche legen. Unterdessen kamen ihre Väter auch in die Kirche, vergossen Thränen über ihren gestorbenen Kindern und in doppelt regem Erbarmen schlossen sie, obgleich bisher Feinde, sich in die Arme, sodaß die lange Feindschaft, die zwischen ihnen und ihren Häusern bestanden, und welche nicht Bitten von Freunden noch Drohungen des Fürsten noch erlittener Schaden noch selbst die Zeit hatte auslöschen können, durch den erbärmlichen und kläglichen Tod der beiden Liebenden eine Endschaft erreichte. Es wurde ein schönes Denkmal bestellt, auf welches in wenigen Tagen die Ursache ihres Todes eingegraben werden sollte, und so wurden die zwei Liebenden mit größter würdigster Feierlichkeit unter den Thränen und dem Geleite des Fürsten, der Verwandten, ja der ganzen Stadt beigesetzt. Dieses klägliche Ende hatte die Liebe Romeo's und Giulietta's, wie ihr gehört habt und wie mir es Pellegrino von Verona mittheilte.

O du treue Liebe, die du in den Frauen vor alters walteteſt, wohin biſt du gekommen? In welcher Bruſt herbergſt du heutzutage? Welche Frau würde es jetzo machen, wie die treue Giulietta bei der Leiche ihres Geliebten? Wann wird der schöne Name dieſer Frau von den gewandteſten Zungen aufhören gepriesen zu werden? Wie viele gäbe es jetzt, die den Geliebten nicht ſo bald ſterben ſähen, als ſie ſchon daran dächten, einen andern aufzufinden, geſchweige an ſeiner Seite zu ſterben? Denn

wenn ich ſehe, daß gegen alle Forderung der Vernunft, zum Lohn für alle Treue und redliche Dienſte, manche Frauen ihre Liebhaber, die ſie ſonſt heiß geliebt, nicht ~~nach dem Tode fordern~~ ſchon nach einem Schlage des Geſchicks vergeſſen und verlaſſen, was ſoll man von ihnen erwarten, daß ſie nach dem Tode thun werden? Wehe den Liebhabern unſerer Zeit, die weder für lang erprobte treue Dienſte noch dadurch daß ſie den Tod für ihre Damen wagen, hoffen dürfen, daß dieſe mit ihnen ſterben möchten, vielmehr ſich überzeugt halten können, denſelben weiter hinaus nicht mehr theuer zu ſein, als ſo lange ſie rüſtig für Befriedigung ihrer Bedürfniſſe zu wirken im Stande ſind!

# XII. Francesco Maria Molza.

1489.

## 48. Schlimmer und schlimmer!

In Parma einer sehr berühmten Stadt in der Lombardei lebte vor nicht gar langer Zeit ein Wollkrämpler Namens Gineſe, und weil er von Mantua abzuſtammen behauptete, gab man ihm den Beinamen der Mantuaner. Da ſich dieſer nun einſam fühlte und dabei im Verhältniß zu ſeines gleichen wohlhabend, entſchloß er ſich ein Weib zu nehmen, und da ihm eine Nachbarin gefiel, wußte er, obwol ſchon etwas bei Jahren, ſo geſchickt um ſie herumzuſcherwenzen, daß er ſeinen Wunſch erreichte. Er heirathete ſie ſo ſchnell wie möglich und führte ſie heim mit ihrem Sohne, welcher Ghedino hieß und etwa achtzehn Jahre alt war; die Frau hatte denſelben von einem früheren Gatten. Der Mantuaner begann, um dieſe ſeine Familie zu erhalten, mit dem Beibringen ſeiner Frau Handel zu treiben und war ſo thätig, daß er bei ſeiner Geſchicklichkeit in ſeinem Handwerk ganz froh und heiter lebte und ſich gute Tage machen konnte. Als er nun ſah, daß es ihm in allen Stücken nach Wunſch ging, dachte er darauf, wenn ſich Gelegenheit böte, auch ſeinem Stiefſohn Ghedino ein Weib zu geben, dann könnten ſie alles mit dem Beibringen von deſſen Frau zuſammenwerfen, ihren Wohlſtand bedeutend erhöhen und mit der Zeit reich werden. Er rief ihn daher eines Tages beiſeit und ſprach zu ihm: Mein Sohn, wer heutzutage nicht Vermögen beſitzt, der gilt für ein Vieh, der aber, der etwas hat, gilt am meiſten; darum ſteht es jedermann

wohl an, nicht nur zu erhalten, was er hat, sondern auch, es so viel als möglich zu vermehren. Wie du siehst, bist du jetzt groß, und darum wäre es wohlgethan, wenn du für dich und zugleich für unser ganzes Haus sorgtest, damit, wenn ich abgehe, du ohne fremde Hilfe allein im Stande bist, deine Angelegenheiten zu besorgen und dein Leben zu erhalten. Um dies zu erreichen, weiß ich keinen Weg, der mir besser gefiele, als daß du dich dazu verstehst, ein Weib zu nehmen, und mit der Mitgift, welche dir zufließt, und der Unterstützung, welche ich andererseits dir gewähre, wirst du sehen, daß alsdann keiner deines gleichen hier besser steht, als du. Laß also diese meine Worte Eingang bei dir finden und nimm den Rath an, den ich dir treulich reiche!

Ghedino nahm es in Überlegung und sagte, er sei ganz einverstanden, vorausgesetzt, daß es mit Zustimmung von Monna Moneta (so hieß seine Mutter) geschehe, denn es sei dies sein eigener Wunsch auch. Es währte daher nicht lange, so nahm er ein sehr schönes frisches und äußerst kräftiges Mädchen zur Frau, die vielleicht für sein Wesen nur allzurüstig war. Nach der Hochzeit war er sorgfältigst bemüht, den Unterweisungen seines Stiefvaters nachzukommen. Während er nun täglich in die Bude ging und es sich sauer werden ließ, geschah es, daß der Mantuaner dermaßen mit dem Weibe Ghedino's vertraut wurde, daß er dachte, wenn ihm dieser von seinen Geschäften bei Tag abnehme, so dürfe er das junge Weib nicht unter der Abwesenheit des Gatten leiden lassen; nahm sich daher vor, nach Leibeskräften die Lücke auszufüllen, welche diese seiner Meinung nach fühlen müsse. Er übertrug ihm daher jeden Tag neue Geschäfte und nöthigte ihn damit, sich möglichst lang aus dem Hause entfernt zu halten; namentlich veranlaßte er ihn morgens in aller Frühe aufzustehen. Der Mantuaner trieb diesen Handel schon eine gute Weile, bis einer kam und dem Ghedino ins Ohr raunte: Ghedino, ich weiß nicht, wie

du dich wohlfühlen kannst, da du eine junge Frau hast die so ganz frisch in dein Haus gekommen, und du dich so oft von ihr entfernst, zumal in der Zeit, welche die Männer dem Vergnügen der Weiber widmen sollen. Was würdest du machen, wenn sie, am Morgen so frühe von dir im Stich gelassen sich an einen wendet, der ihr besser Gesellschaft leistet, als du?

Bei alle dem schöpfte der Strohkopf noch keinen Verdacht, fuhr vielmehr in der angegebenen Weise fort und ließ dem Mantuaner allen Spielraum, das zu erreichen, was er so sehnlich wünschte, nämlich theils durch den beständigen Ärger, den ihr ihr Mann verursachte, theils durch die Bequemlichkeit und geschickte Gelegenheit, welche er selbst ihr bot, das schöne Weibchen seinen Wünschen fügsam zu machen. So stellte er sich denn auch einmal nach der zwischen ihnen getroffenen Verabredung gegen Monna Moneta ganz tiefsinnig und nachdenklich und erklärte, er müsse in Geschäften von großer Wichtigkeit ausgehen. Sobald er daher merkte, daß Ghedino aufgestanden war, erhob er sich von der Seite der Monna Moneta, welche nichts davon ahnte, und schlich sich heimlich an die Seite der jungen Frau, welche in einem andern Zimmer nicht weit von dem ihrigen schlief. Der Zufall wollte, daß an diesem Morgen Ghedino in der Eile ein paar Kardätschen vergessen hatte, welche er den Tag zuvor neu gekauft, auch hatte er die alten nicht mitgenommen. Er bemerkte auch seine Vergeßlichkeit erst, als er mit leeren Händen an seiner Bude ankam. Er lief daher schnell zurück, öffnete die Hausthüre leise, kam, ohne von einem Menschen gehört zu werden, gerades Wegs an seine Stube, und trat ein, weil er ganz gut sie zu öffnen wußte und der thörichte Mantuaner nicht so gescheit gewesen war, sie auf eine Weise zu schließen, daß man nicht öffnen konnte. Ohne sich zu rühren oder zu rufen sah er denn so klar wie der Tag, welches Erbarmen der Mantuaner mit seinem Weibe hatte, um

deren willen er den Acker der Monna Moneta zu pflügen unterließ, um einen fremden zu bepflanzen, damit der jungen Frau die Langweile verginge. Es schien ihm zwar nicht recht, sie zu stören, aber doch konnte er sich nicht enthalten, einen großen Lärm zu machen. Während er nun mit dem Stiefvater sich zankte, öffnete das junge Weib, aus Furcht, das Wetter möchte sich zumeist über ihr entladen, da sie sich nicht anders zu rathen wußte, ein Fenster, welches auf die Straße ging, und da es nicht hoch war, sprang sie hinaus, was auch ganz bequem und ohne alle Verletzung von statten ging. Sie machte sich daher auf und eilte von dannen. Kaum war sie jedoch einige Schritte gegangen, so suchte sie Schutz in einem Nachbarhaus, welches eben offen stand, denn sie meinte, der arme Schelm ihr Mann sei ihr immer auf den Fersen. Sie wußte sonst nirgends hin und suchte nur, sich so tief innen als möglich zu verstecken. Da kam sie zufällig an die Thür eines Zimmers, in welchem ein gar artiger und heiterer Jüngling ganz allein schlief, welcher Galeazzo Garimberti hieß, schon seit mehreren Monaten ihr den Hof gemacht und auf alle Weise ihre Neigung für ihn zu entzünden gesucht hatte, ohne je zu einem Ziele zu gelangen und wieder einigen Frieden zu erreichen. Es war ihm, als höre er Tritte wie von einem, welcher eilig läuft; er stand schnell auf, um zu sehen, was es sei, und kaum hatte er die Thüre des Zimmers geöffnet, als das junge Weib voll Angst und zitternd sich ihm in die Arme warf. Der Jüngling erkannte sie gleich und da er sie so im Hemd viel schöner sah, als er sich hatte vorstellen können, und sich nicht denken konnte, was das heiße, nahm er sie, legte sie sanft auf das Bett und fragte sie mehrmals umsonst nach der Ursache ihres Kommens. Er meinte daher, es sei Zeit, sie mit etwas anderem, als mit Worten zu trösten, und da seine Glücksfahne so hoch stand, setzte er sich, ohne ein Wörtchen drüber

zu verlieren, in den Besitz dessen, was soeben dem Mantuaner war streitig gemacht worden. So sehr Ghedino mit seinem Stiefvater im Feuer war, bemerkte er doch, was sein Weib that; es faßte ihn daher das größte Mitleid mit ihr und ohne weiter Zeit zu verlieren eilte er hinaus, um zu sehen, was aus ihr geworden sei. Da er sie aber nicht auf der Straße fand, auch keine andere Thür offen sah, als die, in welche sie wirklich eingetreten war, folgte er ihr dahin nach, um zu erkunden, ob sie hier hereingekommen sei, denn er bildete sich wohl ein, daß sie so barfuß, wie sie war, und im Hemd nicht weit könne geflohen sein. Wie sie kam er auch an das Zimmer, fand die Thür unverschlossen, trat ein und fand das junge Paar beisammen. Ghedino war von diesem Anblick so betäubt, daß er nicht wußte, ob er träume oder wache. Da er aber sein Unglück so Schlag auf Schlag kommen und sich so unersetzlichen Schaden zufügen sah, wo er sich am leichtesten verletzlich glaubte, wußte er gar nicht, was er anfangen solle, und floh zurück, denn er fürchtete, wenn er schrie oder der Sache das geringste Hinderniß in den Weg legte, könnte nur ein noch größeres Ärgerniß daraus erwachsen, da er jetzt schon, indem er den ersten verscheucht, dem zweiten den Weg so leicht geöffnet habe. Er dachte also, er wolle unter keiner Bedingung noch den dritten erwarten, ließ sie demnach allein und lief, soweit ihn seine Beine trugen. Garimberti aber hatte auf dem zarten Erdreich seine erste Probe vollendet und da er nicht zum zweiten mal in seiner Ackerarbeit gestört werden wollte, schloß er die Zimmerthüre, umarmte das junge Weib und bat und beschwor sie so lange, bis sie ihm zu seiner größten Ergetzlichkeit mittheilte, wie es zugegangen, daß sie um diese Stunde und in solchem Aufzug sich zu ihm begeben. Allmälich kam sie wieder zur Ruhe, sie lachten, scherzten und schalten auf die Kardätschen, Flachskanten, Hächeln und alle andern Werkzeuge des Mannes und machten

in freier beiderſeitiger Einſtimmung noch mehrere Wettläufe zuſammen. Ein paar Tage darauf leitete Garimberti es ein, daß alle ſich wieder verſöhnten und Frieden ſchloſſen, nachdem er zuvor mit dem jungen Weibe die Abrede getroffen hatte, wie ſie ſonſt zuſammenkommen könnten.

# XIII. Giuſtiniano Nelli.

1490.

## 49. Giulio und Aurelio's Frau.

Es ſind erſt wenige Monate, daß in unſerem Siena ein Jüngling von achtzehn bis neunzehn Jahren, ſehr ſchöner Geſtalt, edlem Blut und mit preiswürdigen Sitten geſchmückt, Namens Giulio ſich in eine ſehr ſchöne, gewandte und über die Maßen reizende, nicht weniger ſittſame als liebenswürdige junge Frau heftig zu verlieben anfing. Von dieſer Liebe bewogen unterließ er nichts, was er meinte, daß ihr gefalle oder daß es ihm dienlich ſein könnte, um ihr Wohlgefallen zu erlangen. Dieſe Liebſchaft war ſeine einzige Beſchäftigung, wie das häufig bei jungen Leuten geht; er widmete ſich dem Lautenſchlagen, Flötenſpielen, Hornblaſen, Singen und Tanzen. Es war kein Frühſtück, Hochzeit, Mahlzeit oder andere Zuſammenkunft, wo Iſabella hinkam, daß nicht Giulio alsbald auch hingegangen wäre; ich geſchweige von der Maskenluſt, dem Limonenwerfen und Ausſtreuen wohlriechender Sachen, wie es unſere jungen Leute in der Faſchingszeit zu üben pflegen; aber es waren wenig Nächte, wo er ihr nicht eine Muſik oder ſonſt eine artige Unterhaltung zu ihrem großen Vergnügen zu hören gab. Durch dieſe Kundgebungen merkte nicht blos ihr Gatte Aurelio Giulio's Liebe, ſondern dieſelbe war faſt allen jungen Leuten in Siena bekannt, weshalb auch häufig Aurelio mit ſeiner Iſabella darüber ſcherzte, in vollem Vertrauen auf die Keuſchheit und Treue ſeiner theuren Frau. Iſabella andererſeits war zwar aufs Beſte geſinnt,

theils wegen ihrer natürlichen guten Gemüthsart, theils wegen des liebevollen Betragens, das ihr Gatte ihr angedeihen ließ, aber dennoch misfiel es ihr nicht, sich von Giulio geliebt zu sehen, und betrachtete es gegenüber von andern Frauen als einen Vorzug, wiewol sie sich stellte, als kümmere sie sich gar nicht darum, wie wir das täglich schöne Frauen können so machen sehen; denn so schön, reich, jung und edel auch ihr Gemahl sein mag, so sehr sie von ihm geliebt sein mögen, versäumen sie doch niemals, Alles ins Werk zu setzen, weshalb sie glauben von andern für schön gehalten zu werden; und so schön sie auch die Natur mag hervorgebracht haben, so bestreben sie sich doch künstlich noch viel schöner zu erscheinen; ja sie würden sich lieber arm und sittenlos, als häßlich und alt nennen hören. Und fragt man eine solche, welche dergleichen Bestrebungen verfolgen: Warum thust du das?

Gleich antworten sie: Um meinem Mann zu gefallen.

Wenn sie ihm aber schon gefallen, so antworten sie: Um sein Wohlgefallen zu erhalten.

Und merken nicht, daß sie Vieles thun und treiben, was ihnen weit mehr misfällt, wie, daß sie sich die Haare aus der Stirne raufen, hohe Schuhe tragen und dergleichen Dinge, welche die Schönheit eher beeinträchtigen, als erhöhen. Bei alle dem aber, um auf Giulio zurückzukehren, hatte er nie mehr, als einige seltene Liebesblicke von ihr erhalten können. Er verfiel auf verschiedene Wege, um seine Liebe einem Ziel entgegenzuführen, wiewol er wenig Hoffnung dabei hatte; aber ein Verfahren gefiel ihm vorzugsweise und daran hielt er auch fest, nämlich ein gefälliges Weibchen zu ihr zu schicken, um ihr auseinanderzusetzen, wie er in Liebe für sie glühe. Er nahm sich vor, hierbei keine Ausgabe zu scheuen. Da hörte er denn von einer gewissen Bonda, welche in Camollia wohnte, einer zu ähnlichen Leistungen sehr geeigneten Person, denn sie hatte ihre Jugend im Dienste der Liebe hingebracht und war nun aus Menschenliebe

gern andern behilflich, die ſie ebenſo hinbringen wollten; und ſie hätte lieber die Meſſe nicht gehört, den Roſenkranz nicht gebetet oder die Predigt verſäumt, als eine ihr aufgetragene Botſchaft eines Verliebten nicht beſorgt, wiewol ſie auch kein Mönchskloſter einen ganzen Tag unbeſucht läßt und wenig Veſpern gehalten werden, die ſie nicht gerne anhörte, wo ſie denn immer die letzte iſt, welche die Kirche verläßt, um beſſer zu hören und zu ſehen, was dieſer und jener junge Mann ſpricht und wen er ins Auge faßt und was Baſe ſo und ſo mit ihrer Nachbarin plaudert; mit allen hat ſie zu thun, nie gehen ihr die Worte aus, immer weiß ſie, was in der ganzen Stadt und in der Umgegend geſchieht. Dieſe alſo ſuchte Giulio auf und ſagte zu ihr: Mona Bonda, euer guter Ruf hat mich gelockt, gerne herzukommen und mich unter euren Schutz zu ſtellen. Wie ihr wißt, iſt es nun ſo die Art der jungen Leute, daß ſie verliebt ſind, und mein Unſtern will, daß ich meine ganze Liebe auf ein Weib gerichtet habe, von der ich ohne eure Vermittlung nie ein gutes Wort zu bekommen hoffen kann. Ihr allein alſo könnt mir helfen, in eure Hände lege ich mein Heil. Helft mir, ich bitte euch darum, und verfügt über mich, ſoweit ich vermag, über meine Habe und Perſon, denn ich bin nie undankbar geweſen gegen ſolche, die mir Wohlthaten erwieſen haben. Und weil ich eure Klugheit kenne, vertraue ich euch meine Liebe an, damit ihr ſo gut ſeid und hingeht, mit Iſabella Aurelio's Frau zu ſprechen, wenn ihr ſie kennt, und ihr, ſo gut ihr immer könnt, mich empfehlt.

Bonda ſetzte ſich darauf nieder und antwortete bedächtig: Giulio, allerdings war es immer mein Beſtreben, rechtſchaffenen Männern Vergnügen zu verſchaffen, ſowol wie ich jung war, als auch jetzt, immer ſo weit als die Sittſamkeit zuließ. Aber ſo wahr der liebe Gott mir meine zwei Töchter erhalten möge, die der Stab meines Alters ſind, ich habe ſolche Dinge nie gern gethan.

Und jetzund will ich die wenige Zeit, die mir noch zu leben übrig bleibt, dazu anwenden, nach Ablaß zu gehen, Kirchen zu besuchen und Gott zu dienen. Gott weiß, daß ich vielmals um dergleichen bin angegangen worden, und um meine eigenen Töchter, denen ich aber niemals ein Wörtchen davon sagen mochte. Allerdings, wenn sie von selber sich einmal einen Freund erbeutet haben, bald um einen langen Schlafrock, bald um ein Paar Ärmel zu erhalten, da habe ich sie machen lassen, denn ich meinestheils will nicht in der andern Welt darüber Rechenschaft zu geben auf mich nehmen. Und ich sage dir, ich glaube, ich habe einen so guten Willen, als nur irgend eine meines Gleichen. Du sagst mir, ob ich Aurelio und seine Frau kenne. Ei welche Frau oder Mädchen von zehn Jahren und drüber gibt es in dieser Stadt, verheirathete oder unverheirathete, die ich nicht kenne? Es gibt wenige Häuser von Bürgern, wo ich nicht bekannt wäre und aus- und einginge wegen der Spinnerei, die ich treibe, denn ich mag nicht, daß mir irgend sonst eine die Spindel aus der Hand nehme. Ich flicke Hemden für Studenten, Kapuzen für Mönche, warte Nonnen auf; in der Sapienz und in der Stadt ist kein Student, der mich nicht kennt, bei Sanct Franz, Sanct Dominicus und Sanct Augustin kein Mönch, in dessen Zelle ich nicht tausend mal gewesen bin; von den Nonnen sage ich nichts; denn ohne Dispens habe ich Einlaß in alle Klöster, mit Gottes Hilfe bin ich nunmehr überall bekannt. Wisse überdies, daß deine Mutter mich so lieb gehabt hat, daß ichs gar nicht sagen kann; und alle Geschenke, die sie deiner Schwester Ginevra gegeben, habe ich mit diesen Händen gesponnen. O wie viel Gutes habe ich von jener Frau genossen, Gott habe sie selig! Aber seit sie todt ist, da ihr keine Frauen mehr im Hause habt, mochte ich nicht mehr hinkommen, und es wundert mich nicht, daß du dich daran nicht erinnerst oder darauf besinnst, denn vor drei Jahren

warſt du noch ein Knabe, jetzt biſt du ein ſchöner Jüngling geworden. Ei wie groß biſt du! Du gleichſt deinem Großvater, der war der ſchönſte junge Mann in Siena. Gott ſegne dich, mein Sohn! Ja, ich wäre ſehr ungerecht und müßte die empfangenen Wohlthaten vergeſſen haben, wenn ich dir nicht dienen möchte, ſoweit ich kann. Wiewol es nicht mein Gewerbe iſt, dir zu Liebe will ich mein Leben daran ſetzen, und ich ſage dir ſogar, daß, wenn du mich ſelbſt um meine eigene Töchter angegangen hätteſt, hätte ich kaum nein ſagen können, ſo groß iſt die Neigung und Liebe, die ich für dein Haus gehegt habe und noch hege.

Dieſer Schluß Bonda's hatte Giulio ganz erheitert, während er bisher ſehr zweifelhaft geweſen war, bei ſeiner Unkenntniß ſolcher Leute, welche Keuſchheit predigen und denen doch kein Verbrechen zu groß ſcheint, wenn es überhaupt ein Verbrechen heißen kann, verliebte junge Leute zu unterſtützen. Ihre Reden gaben ihm alſo Muth und er eröffnete ihr ausführlicher ſeine Geſinnung; nachdem ſie hiernach verabredet hatten, daß ſie am folgenden Tage ſie aufſuchen ſolle, nahm er von ihr Abſchied. Am andern Tage kurz nach der Veſper, als Aurelio nicht zu Hauſe war, verfügte ſich Bonda zu Iſabella, trat ins Haus, erkundigte ſich nach der Hausfrau und ging weiter in den Saal, wo bei ihrer Ankunft Iſabella, welche ſie nicht kannte, nicht wenig verwundert war, daß ſie ſo ohne Umſtände ihr ins Haus komme. Daher fragte ſie, was ſie ſuche. Bonda hatte feinen Faden zu Handtüchern zu verkaufen bei ſich und antwortete, man habe ihr geſagt, ſie bedürfe welchen. Damit zog ſie aus dem Ärmel eine kleine Schachtel mit etwa vier Loth Faden zu einem Gulden das Loth hervor, zeigte es ihr, fing ein langes Geſpräch darüber an, ſetzte ihr auseinander, wie nützlich es ſei, ſolche Handtücher zu machen, erzählte ihr, wie viele ſie ſolche verkauft habe, flocht dann ein, wie ſie mit ihrer Mutter ſei befreundet geweſen,

welche Gefälligkeiten ſie von ihr empfangen habe und viel dergleichen Zeug. Darauf fügte ſie hinzu: O welch ein trauriges Leben iſt das doch heutzutage! Wie keck ſind die jungen Leute jetziger Zeit! Während ich da in euer Haus ging, kam mir ein junger Menſch, den ich nur dem Namen nach kenne, er heißt Giulio, der war ſo frech mir zu ſagen, ob ich ihn mit ins Haus nehmen wolle, er wolle unter meinen Rock ſchlüpfen. Gott verdamm' ihn! Seht, was das für artige Streiche ſind!

Iſabella antwortete nichts hierauf, lächelte nur etwas, ließ ſich aber nicht einfallen, worauf das alles abziele. Bonda faßte dadurch neuen Muth und fuhr fort: Gott erhalte euch! Ihr kommt mir ſchöner vor, als je, und ſeid friſch und voll wie eine Roſe und doch noch ſo jung! Ich erinnere mich, wie von geſtern her, daß euch eure Mutter in die Meſſe mitnahm und überall, wohin ſie ging. Und was ſagt ihr dazu, daß er auch noch ſo keck war mir zu ſagen: Empfehlt mich der Frau vom Hauſe!

Und noch viel Anderes, was ich euch nicht ſagen mag.

Iſabella war ganz verwirrt; es machte ihr wohl Freude, von Giulio ſprechen zu hören, da ſie wußte, wie ſehr er ſie liebe, doch fürchtete ſie mit dieſer Frau davon zu reden, um keine Irrungen zu veranlaſſen; ſie traute ihr nicht und ſchmähte am Ende Bonda mit ſpröden Worten mit dem Beifügen, nie mehr in ihr Haus zu kommen. Bonda erwiderte, entſchuldigte ſich und ließ nicht nach, bis ſie ſie begütigt hatte, worauf ſie wegging mit dem Verſprechen wiederzukommen und andern ſchönern Faden mitzubringen. Sie ſuchte Giulio auf, erzählte ihm den ganzen Hergang und ſprach ihm zu, gutes Muthes zu ſein; denn es ſei die Art aller Frauen, in ſolchen Fällen immer abzuſchlagen, ſo gern ſie auch wollten. Er ſolle nur ſie machen laſſen, in wenigen Tagen werde ſie ihn zufriedenſtellen. Weil aber im ganzen Lande Soldaten ſeien, habe ſie das Korn,

das ſie von einem Landmann im Arbiathale gekauft habe, nicht kommen laſſen können, und er würde ſie ſehr verbinden, wenn er ihr etwas Korn oder Mehl leihen wollte. Giulio, der ſchon ſo weit zu leſen verſtand, ſagte, hieran, wie auch an Wein und Sonſtigem werde er es ihr nie fehlen laſſen, ſie ſolle nur allen ihren Fleiß anwenden, er werde ſie gewiß zufriedenſtellen. Sie verſprach ihm von Neuem und nur noch eindringlicher das Beſte, und nahm Abſchied voll Freude im Gedanken an das Mehl, das ſie gewonnen hatte. Giulio ſandte ihr an demſelben Abend einen Sack Mehl und ein Fäßchen Wein und erinnerte ſie an ihre Arbeit. Mona Bonda ging am folgenden Tag um dieſelbe Stunde zu Iſabella und brachte ihr gebleichten Zwirn und Borten zum Geſchenk und eine Flaſche ſehr wohlriechendes Geſichtswaſſer mit etwas Zwirn ähnlich wie der frühere. Als ſie kam, machte ihr Iſabella nicht eben das beſte Geſicht; ſie aber ſagte ganz heiter und lächelnd: Madonna, ich habe ſeit geſtern mich vielfach betrübt, wenn ich daran dachte, wie ihr, um nichts, kann man faſt ſagen, euch erzürnt habt. Es iſt ſo meine Art, mit ſo ſchönen Frauen, wie ihr, immer zu plaudern, und ich würde mit euch um nichts zürnen, was ihr auch ſagen wolltet. Ich bitte euch daher, macht es mit mir ebenſo, und ſeid verſichert, ſobald ihr mich kennt, ſo wird es euch nicht unangenehm ſein, wenn ich euch manchmal beſuche, denn ich kann euch in Manchem helfen. Ich habe Geheimmittel, um Haare zu vertilgen, wo man will, ſodaß ſie nie wiederkommen. Ich kann Geſichtswaſſer machen von verſchiedener Art, hell wie Kryſtall, und ich mache ſolches, das das Geſicht ſchön und friſch erhält, wie ihr ſeid, anderes, das glänzen macht wie Elfenbein, wieder anderes, das die Hautrunzeln zuſammenzieht, was ihr freilich nicht nöthig habt. Ich kann ſublimirtes Queckſilber bereiten, ich brauche keinen Gratino oder ſonſt einen Apotheker dazu, was freilich nicht viel heißen will, denn das ſind

nur Schminken für die Unverständigen. Und damit ihr mir glaubt, will ich's euch mit der That beweisen, nicht allein mit Worten.

Damit zog sie ein Fläschchen hervor und gab es ihr in die Hand.

Nehmt das, sprach sie, als Andenken von mir! Es ist das, von dem ich zuerst gesprochen habe.

Darauf gab sie ihr den Zwirn und die Borten und sagte: Und das gehört auch euch; dieser Tage hat mirs eine Nonne von Santo Prospero gewiesen, mit der ich gut bekannt bin, aber ich brauche es nicht und wüßte es nicht besser anzubringen, als bei euch.

Isabella betrachtete die Sachen, die ihr ausnehmend wohlgefielen, und die Alte hatte sie so mit Worten umstrickt, daß sie ihr nichts anderes zu erwidern wußte, als, daß sie nicht zornig sei und daß sie diese Sachen gern annehme. Sie dankte ihr und versicherte sie, sie dürfe sich auf sie verlassen. Sie rief die Magd, ließ ihr zwei Käslaibe geben und sagte: Ihr müßt in diesem Fasching mir zu Liebe die Bluttorten machen.

Sie dachte nicht daran, wohin diese Freigebigkeit führen werde. Mutter Bonda kehrte zu ihrem Zwirn zurück und flocht dann den Giulio ein mit der Frage, ob es ihr Vetter sei, da er so eifrig nach ihr sich erkundige. Isabella antwortete nun allmälig und setzte auseinander, wie sehr sich diejenigen versündigen, die ihren Ehemännern die Treue brechen, und sie würde sich lieber umbringen lassen, als daß sie sich hierzu verstände. Bonda entgegnete darauf: Ihr sprecht hier fürwahr ganz wie eine rechtschaffene Frau und ich gehöre auch zu denen, die hiervon nie ein Wort hören wollten. Aber wenn unsere Männer so viel Rücksicht auf uns nähmen, wie sie es von uns gegen sie verlangen, so wäre das noch weit vernünftiger. Dagegen sehe ich, die Frau mag schön oder häßlich sein, wie sie eher mit Einer Hand, als mit Einer Frau sich begnügen würden, und

ſich den ganzen Tag bald mit der Haushälterin, bald mit der Magd, bald mit der Pächterin und tauſend andern Sudeldirnen einlaſſen. Ja, was noch mehr iſt, am Abend rühmen ſich die Männer deſſen vor einander in den Schenken und das Geſetz erlaubt ihnen, daß ſie hierüber nicht zur Rechenſchaft gezogen werden können, während die armen unglücklichen Frauen, wenn ſie ſich nur ein paar Male am Fenſter zeigen, gleich in Aller Mund ſind. So wahr Gott lebt, das iſt eine Ungerechtigkeit; und wenn ich wieder jung würde, ſo weiß ich gewiß, daß mir kein Wunſch unbefriedigt bleiben ſollte. Allerdings, da die Frauen ſo großer Beſchämung ausgeſetzt ſind, thun ſie wohl daran, mit Vorſicht zu Werke zu gehen, mit Heimlichkeit und mit Leuten, die der Mühe werth ſind, wie eben jener junge Mann, von dem wir ſoeben ſprachen. Ich bin überzeugt, daß eine Frau, die es ſo macht, wie ich geſagt habe, nur dazu beiträgt, die Sünden ihres Mannes in der andern Welt zu tilgen; denn wenn der Mann einmal ſeine Pflicht gegen die Frau nicht einhält und die Frau ſich ebenfalls verſorgt, ſo iſt klar, daß ſie quitt ſind und ſo hat keines von beiden gefehlt.

Iſabella konnte hierbei kaum das Lachen halten, ſtellte ſich jedoch äußerlich verwirrt und ſprach: Ihr redet, wie ein Magiſter der Theologie; aber es iſt doch lauter unverſtändiges Zeug, Bonda! Wer es thun will, mag's thun; ich aber meines Theils bin entſchloſſen, ich will mit keinem Mann zu ſchaffen haben, als mit meinem Aurelio, und will auch nicht wiſſen, ob er mit andern Weibern zu ſchaffen hat.

Bonda antwortete hierauf und Iſabella entgegnete wieder, bis endlich Bonda mit der Erklärung hervortrat, ſie gehe nicht hinweg, bis ſie ihr eine Antwort an Giulio aufgetragen habe, damit er ſie nicht weiter beläſtige. Darauf verſetzte Iſabella, als wollte ſie ſie zurechtweiſen, ſie ſolle ihm ſagen, ſie werde dieſe Dinge nicht thun

ohne Erlaubniß ihres Gatten, und wenn er sie sprechen wolle, solle er zu einer Zeit zu ihr kommen, wenn Aurelio zu Hause sei, dann wolle sie ihn anhören, sonst nicht. Bonda meinte, das sei keine Antwort, die sie gebrauchen könne, und hielt an mit Bitten. Isabella entließ sie aber und ging in ihre Kammer. Bonda kehrte zu Giulio zurück und verlangte von ihm vorerst zwei Ducaten, die sie ausgegeben habe für Wasser, Zwirn und Borten, die sie seiner Isabella geschenkt, und sagte ihm sodann, sie werde ihm etwas sagen, was ihn glücklich machen werde. Giulio griff in die Börse und gab ihr zwei Goldducaten mit der Bitte, ihm zu sagen, was sie ausgerichtet habe. Bonda berichtete sofort umständlich alle ihre Gespräche mit Isabella, flocht auch noch manches aus dem Kopfe ein und sagte ihm dann den Schluß ihres Besuches.

Und in wiefern, antwortete Giulio, wird mich das glücklich machen, wenn ich von ihrem Mann dazu Erlaubniß einholen soll?

Ich habe mir eine gute Art ausgedacht, sagte Bonda, wie du ins Haus kommen sollst, und der Ehemann soll dich selbst zu ihr in die Kammer bringen. Wenn du dir aber dann nicht weiter zu helfen weißt, so ist es deine Schuld.

Weiter will ich nicht, sagte Giulio. Sie erzählte ihm, was sie ausgedacht habe, und nun verabredeten sie alles Erforderliche auf morgen. Um die Zeit des Frühmahls ließ sie den Giulio sich als Weib verkleiden nach Art einer Bäuerin, mit einem dicken Tuche auf dem Kopf, und darüber ein Knäuel Werg, einen silbernen Ring am Finger, einen Rocken an der Seite, einen Korb am Arm und eine Alte hinter sich, so machte er sich auf den Weg nach der Straße, die vom Thore herkam und auf Aurelio's Haus zuführte. Als käme er zum Thore herein, trat er in Isabella's Haus und ging hinauf in einen Saal, ohne zu rufen. Dort angelangt fing Giulio

faſt weinend alſo zum Hausherrn zu ſprechen an: Ich flehe euch an, edler Herr, gewährt mir Sicherheit in eurem Hauſe!

Aurelio, in hohem Grade erſtaunt, ſprach alſo: Madonna, fürchtet euch nicht! Was habt ihr?

Die Alte, welche ihn begleitete, übernahm das Wort, damit Giulio nicht erkannt werde.

Edler Herr, ſagte ſie, wenn gleich dieſe Frau der Tracht nach eine Bäuerin zu ſein ſcheint, wie ich, ſo iſt ſie dennoch von Adel und die Gemahlin von ...

Hier nannte ſie einen unſerer Mitbürger, welcher ſeit ein paar Jahren von hier weggeweſen war.

Wie ihr wißt, iſt ihr Gatte auswärts und wünſchte, ſie ſolle ebenfalls auf ihre Güter außer der Stadt kommen. Da nun aber auf Befehl der Achte angeordnet worden iſt, daß kein Bürger oder Bürgerin die Stadt verlaſſe, iſt ſie, um ihrem Mann zu gehorchen, auf den Einfall gekommen, dieſe Kleidung anzulegen, um unerkannt zu bleiben. Sobald wir aber am Thore waren, ſei es, daß ſie zu verlegen einherging oder was für ein Unſtern ſonſt über uns waltete, die Wachen fingen an, ſie ſo feſt ins Auge zu faſſen, daß ſie gut merkten, daß ſie nicht vom Lande ſei. Ja, einer von ihnen ſagte zu ihr: Madonna, kehrt nur um und gebt euer Werg heim! Heut dürft ihr es nicht zum Spinnen tragen. Wenn ihr aber bei mir bleiben wollt, ſo will ich euch nicht Werg, ſondern Flachs zu ſpinnen geben. Wenn ich ſolche Pächterinnen hätte, die behielte ich in Siena und ließe ſie nicht auf dem Lande; meiner Treu, euer Geſicht iſt nicht der Art, als ſolltet ihr bei Bauern ſchlafen. Darum bleibt ihr beſſer in der Stadt.

Wir antworteten nichts darauf, damit ſie uns nicht beſſer zu erkennen ſuchen ſollten, kehrten eiligſt um und ſind nun, ohne umzuſehen, ob man uns nacheilt, hier in euer Haus geflüchtet, damit ſie uns nicht erkennen, wenn wir nach Hauſe gegangen wären und ſie uns nach-

geschickt und gesehen hätten, wohin wir gehen. Denn sonst hätten sie die arme Frau zu tausend Ducaten verurtheilt, wie die Verordnung lautet. Wenn wir nun auch hier hereingekommen sind, könnt ihr ja sagen, wir seien durch die Hinterthüre wieder hinaus und ihr habet uns nicht gesehen; und es ist ja klar, daß ihr keine solche Frauen bei euch habt, die veranlaßt wären, in dieser Weise Siena zu verlassen.

Während die Alte dies sprach, stand Giulio immer mit gesenktem Haupte da, that, als weinte er und hielt bald diese, bald die andere Hand vor's Gesicht, um nicht erkannt zu werden. Aurelio, der ein Ehrenmann war, ließ sich von dieser Erzählung zu großem Mitleid rühren und befahl sogleich dem Burschen, die Hausthüre zu schließen und niemanden ohne seine Erlaubniß zu öffnen.

Madonna, sagte er, es thut mir sehr leid, daß ihr auf so unangenehme Weise berührt worden seid; hier aber dürft ihr ganz ohne Besorgniß sein. Ihr könnt so lange hier bleiben, als wenn ihr meine eigene Schwester wäret, und ich weiß niemand, der euch hier aufsuchen würde. Ihr dürft daher nicht mehr weinen; niemand kennt euch; betrachtet euch hier ganz als zu Hause! Isabella wird nicht ermangeln, euch gute Gesellschaft zu leisten.

Er wies hierauf seine Gattin an, in die Kammer zu gehen, ihn mitzunehmen und ihm alle mögliche Bequemlichkeit zu verschaffen, tröstete überdem die vermeintliche Frau, so gut er konnte, und ging sodann hinweg und seinen Geschäften nach. Isabella trat mit der neu gebackenen Frau und mit der Alten in die Kammer und bat sie, so gut sie konnte, sich es nicht mehr leid sein zu lassen, sie sei jetzt an einem Orte, wo sie sich sicher nennen könne. Die gute Alte wandte sich, als es ihr Zeit schien, zu Isabella und zu ihrer Herrin und sagte: Madonna, es ist vielleicht besser, wenn ich an das Kloster der heiligen Maria Magdalena gehe, um eurer Schwester

mitzutheilen, wie die Sache ausgegangen iſt, und ihr zu ſagen, daß ihr heut Abend ſpät oder morgen in aller Frühe zu ihr kommt, da ihr nicht mehr heimkehren wollt. Ich bringe euch dann eure Kleider her, damit die andern Nonnen euch nicht in dieſer Tracht ſehen. Euch, Madonna Iſabella, empfehle ich, ſo ſehr ich kann, meine Gebieterin.

Damit nahm ſie Abſchied und verließ das Haus. Iſabella war nun mit der angeblichen Frau allein und fing an, mit ihr in aller Einfalt zu plaudern. Giulio antwortete nichts, ſtand auf und ging an die Thüre, um ſie zu ſchließen. Er nahm Iſabella bei der Hand, riß ſich das Tuch vom Kopfe, ſtand nun in einer ſeidenen Mütze da und gab ſich zu erkennen. Sobald ſie dies ſah, war ſie wie todt vor ſtarrem Erſtaunen und wollte anfangen zu ſchreien. Giulio aber ſagte zu ihr: Madonna, ſchreit nicht! Ich bin nicht hier, um euch irgend etwas Unangenehmes zuzufügen. Setzt nicht mit einem Male mein Leben und eure Ehre in Gefahr, wiewol ich mir's zum Ruhm anrechnete, um eure Liebe zu ſterben. Aber nur um euch thäte es mir leid, denn wenn ich hier gefunden werde, wer wird annehmen, daß ich ohne Anordnung von euch hierhergekommen ſei? Und je mehr ihr euch hierüber entſchuldigen würdet, um ſo mehr würdet ihr euch anklagen. Da es nun ſo iſt, ſo laßt es euch gefallen, freundlich mit mir zu reden.

Iſabella ſuchte ihm fortwährend aus den Händen zu kommen und ihm zu entfliehen, aber ſie konnte nicht, denn er hielt ſie feſt. Da ſagte ſie weinend: Ha, treuloſer Verräther, wie haſt du jemals die Keckheit gehabt, mich auf dieſe Art zu täuſchen, wenn du mich ſo ſehr liebſt, wie du ſagſt? Jetzt weiß ich gewiß, daß du mich niemals geliebt haſt, da du dich dazu hergibſt, mir ſo beſchwerlich zu fallen. Sobald ich von dir wegkomme, werde ich mit dem Meſſer oder mit Gift mein Leben

enden, damit du mich nicht andern mit dem Finger zeigend dich berühmest, du habest mich hintergangen.

Darauf sprach Giulio, fast mit Thränen in den Augen: Meine Gebieterin, hätte die Natur mir so viel Verstand gegeben, um euch meine Gründe auseinander zu setzen, wie sie mir gerechten Anlaß gegeben hat, euch zu lieben, so zweifle ich nicht, daß ich mit Einem Schlage euch von solcher Hartnäckigkeit und mich von solcher Pein befreien könnte, denn ihr habt vollkommen Unrecht, euch über mich zu beklagen; denn wenn ich euch über Alles liebe, so ist es eure Schuld, wenn es euch misfällt, denn ihr seid über Alles schön. Wenn ihr meint, ich sei betrügerischer Weise euch ins Haus gekommen, so erinnert euch, daß ihr selbst es gerathen und befohlen habt, daß ich kommen solle, so lange euer Mann zu Hause sei, da euer Ruf gefährdet worden wäre, wenn ich auf andere Weise hätte kommen wollen. Mögt ihr nicht den Befehlen eures Mannes gehorchen, welcher euch sagte, ihr sollt mir in Allem, soweit ihr könnt, gefällig sein? Ich bitte euch, mein allerliebstes Herz, nehmt mich zu eurem Diener an und schenkt mir eure Liebe, denn es ist mir viel angenehmer, zu wissen, daß ihr mich liebt oder wenigstens, daß es euch gefällt, wenn ich euch liebe, als wenn mir die ganze Welt gehorchte. Und wenn ihr auch für gut finden solltet, mir den Tod zu geben, seht ich bin bereit, euch zu gehorchen in Allem, was euch recht ist.

Er umarmte und küßte sie und erwartete schweigend die Antwort. Isabella aber erwiderte nichts und blieb mit gesenktem Gesicht immer seufzend stehen. Giulio setzte daher seine Reden fort und sagte, Küsse unter die Worte mischend, also: Ach warum, Madonna, bekümmert ihr euch so? Ihr seid nicht die erste und werdet auch die letzte nicht sein. Und glaubt ihr, wenn euer Aurelio sich so mit einem schönen Mädchen zusammen sähe, würde er sich so viel besinnen, ob er euch misfalle?

Glaubt ihr, andere Frauen machen es nicht ebenſo? Ganz ſicher. Es gibt keinen andern Unterſchied zwiſchen der Keuſchheit der Frauen, als daß manche ihre Liebe geheim zu halten verſtehen. Keuſchheit bedeutet weiter nichts als vorſichtig ſein. Und weil einige ſo thöricht ſind, daß ſie ihre Liebſchaften nicht geheim zu halten wiſſen, werden dieſe nachher von den Männern für ſittenlos gehalten. Uns kann dies nie wiederfahren, denn wenn man es nicht erfährt, iſt das eben ſo viel, als wenn nie etwas geweſen wäre. Und wenn es eine Sünde wäre, wie man ſagt, ſo würden die Geſetze dieſem, wie anderem, vorbeugen. Habt ihr aber je Frauen vor Gericht kommen ſehen, weil ſie mit ihren Liebhabern zuſammen waren? Gewiß niemals. Und wenn je jemand erführe, daß wir hier beiſammen geweſen ſind, was würde er anders denken, als daß wir einander genoſſen haben? Wenn aber niemand es erfährt, wie es niemand erfahren wird, wer kann uns je darüber zur Rede ſtellen, daß wir gut oder übel gethan haben? Ebenſo wenig wünſche ich, da ich eure Liebe ſo ſehr ſchätze, daß es zu jemandes Kunde käme, wie lange wir hier beiſammen geweſen ſind und daß ich unbefriedigt von euch geſchieden bin; denn jeder würde glauben, daß irgend ein unſchickliches Weſen oder Ungezogenheit von meiner Seite daran Schuld war, weshalb ich von Rechts wegen von euch abgewieſen würde, oder daß ihr die grauſamſte und ſprödeſte Frau wäret, die es auf der Welt gibt. Da nun aber keines von beiden der Fall iſt, ſo laßt euch lieber von mir als erbarmungsvoll loben, denn als grauſam tadeln. Und warum glaubt ihr, daß die Frauen ſo manche Widerwärtigkeiten treffen, wie die Entfremdung ihrer Männer ohne Grund, die ſchlechte Aufführung der Söhne, die Anfeindung in der Nachbarſchaft und anderes Unangenehme, als weil ſie undankbar ſind gegen ihre Liebhaber?

Durch dieſe Worte ward Iſabella's Gemüth etwas

besänftigt und sie leistete nicht mehr so entschiedenen Widerstand, wie bisher.

Bei meinem Mann, sagte sie, trifft mit Recht das Sprichwort ein, welches besagt: Wer zu schnell glaubt, wird oft betrogen.

Nächstdem sprachen sie noch vieles andere, was ich, weil sie es gar leise sagten, nicht verstanden habe, wiewol ich aufmerksam an der Kammerthüre lauschte, wie bisher. So viel weiß ich aber, daß Giulio die Kammer und das Haus in derselben Kleidung verließ, in welcher er gekommen war, aber viel heiterer als beim Eintritt. Auch Isabella schaute von nun an recht keck darein und sie richteten es so ein, daß sie Bonda nicht mehr nöthig hatten. Als Aurelio des Abends zum Essen heimkehrte, fragte er nach der Frau, welche er zu Hause zurückgelassen hatte. Isabella antwortete, ihre Magd habe sie in das Kloster geführt und sie habe sich sehr über ihr Weggehen betrübt, denn sie haben den ganzen Tag in so lebhaftem und anmuthigem Gespräche miteinander zugebracht, daß sie wol nie in ihrem Leben jemand gefunden habe, der ihr so wohl gefallen hätte; jene sei so klug und rede so verständig, als wäre sie ein Mann; hätte sie nicht gefürchtet, allzu begehrlich zu erscheinen, so hätte sie sie eingeladen, bei ihr zu essen und zu schlafen. Aurelio lobte sehr ihre gegen die junge Frau geübte Höflichkeit und war vergnügt, diesen Abend in die Familie der Hörnerträger einzutreten. Die Frau hatte den Unterschied zwischen den Umarmungen des Liebhabers und denen des Gatten verschmeckt und lebte lange Zeit mit ihm in Wonne und Freuden, wie sie jedem treuen Liebenden zu Theil werden mögen, andern aber nicht, weil diese es nicht verdienen.

# XIV. Luigi Alamanni.

1495.

## 50. Die Gräfin von Toulouse.

Der Frau Batina Larcara Spinola zugeeignet.

Als Languedoc noch nicht unter der Herrschaft der goldenen Lilien stand, lebte in Toulouse ein Graf, Namens Renatus, den die Natur in vielen Dingen und unter andern vornehmlich darin begünstigte, daß er die schönsten und wohlgezogensten Kinder besaß von allen französischen Fürsten; außer zwei Söhnen hatte er eine Tochter, welche jünger als diese war und von allen, die sie sahen, für eines der schönsten, sittsamsten und anmuthigsten Fräulein gehalten wurde, die man in jener Zeit sehen konnte. Nur darin war ihm der Himmel nicht sehr günstig, daß seine Frau, die Schwester des damaligen Grafen von Provence, mit welcher er äußerst vergnügt lebte, noch ehe sie ihr fünfunddreißigstes Lebensjahr zurückgelegt hatte, durch den Tod aus seinen Armen gerissen wurde zu seinem und des ganzen Landes herbstem Schmerze. Als sie dem Tode nahe war, rief sie den Grafen ihren Gemahl zu sich und nachdem sie ihn demüthig um Verzeihung gebeten hatte für alle Beleidigungen, die sie ihm wahrscheinlich gar nie zugefügt, empfahl sie ihm in Thränen gebadet ihre Kinder, vor allen aber die Tochter Bianca und fügte bei, sie bitte ihn als um die letzte Gunst, die er ihr in diesem Leben erweisen möge, um das bestimmteste Versprechen, das er ihr mit dem aufrichtigen Vorsatz es als unverbrüchliches

zu betrachten geben müsse, nämlich, daß er seine Tochter mit keinem Manne vermählen wolle und wäre es der König von Frankreich selbst, wenn sie nicht selber, nachdem sie ihn zuvor gesehen und kennen gelernt, sich damit einverstanden erkläre.

Einem jungen Mädchen, fügte sie hinzu, kann man kein schöneres Geschenk machen, als wenn man ihr freistellt, nach ihrem Wunsche den Genossen zu wählen, der unzertrennlich in einem Bunde mit ihr leben soll, welchen nur Schmach oder der Tod lösen darf.

Als der Graf die liebevollen und billigen Bitten seiner theuren Gattin gehört und wohl überlegt hatte, daß es ihre letzten Worte sein werden, und seinerseits die letzte Freundlichkeit, die er ihr erweisen könne, so gab er ihr unter vielen Thränen und Betheuerungen das Versprechen, es solle geschehen, wie sie wünsche. Er tröstete sie, obgleich er mehr im Falle war Trost zu bedürfen, als ihn zu gewähren, und sah, während er sie in den Armen hielt, die Seele aus dem geliebten Körper entfliehen, welchen er sodann mit den Ehrenbezeugungen, wie sie einer solchen Fürstin gebührten, in der Hauptkirche von Toulouse beisetzen ließ, wo das Grab noch heutiges Tages zu sehen ist. Zu derselben Zeit, da Catalonien noch nicht in die Gewalt des Königs von Aragon und Castilien gekommen war, war Graf von Barcelona ein Don Ferrando, welcher theils wegen der Nachbarschaft, theils aus Gründen der Eifersucht des Ruhmes lange in Fehde lebte mit dem Grafen von Toulouse. Bei den zahllosen und äußerst blutigen Schlachten, welche sie sich lieferten, war bald der eine im Nachtheil bald der andere; dieser war vom König von Spanien, jener vom König von Frankreich unterstützt. Doch, wie wir das täglich sich ereignen sehen, daß Fehden welche die Fürsten aus eitlem unüberlegten Ehrgeiz begonnen, am Ende ein Ziel finden durch Überdruß und Erschöpfung beider Theile, so merkten auch diese nur

zu spät und zu ihrem gemeinsamen Schaden, daß ihr Kriegführen am Ende keine andere Wirkung habe, als daß sie, indem sie sich arm machen, ihre Nachbarn bereichern und ihren Feinden Freude machen. Sie verständigten sich deshalb in einem Vergleiche, welcher nach der Ansicht der Unterhändler keines von beiden Ehre oder Vortheil beeinträchtigte. Und um den neuen Freundschaftsbund enger zu schließen, wurde für sehr passend erklärt, wenn die alten Waffen, die mit dem neuen Frieden zur Ruhe gekommen, durch eine neue Verwandtschaft auf ewig abgestumpft würden, in Anbetracht namentlich, daß, wie der Graf von Toulouse unter all seinen Kindern nur eine einzige Tochter habe, ebenso dem von Barcelona unter seinen dreien nur ein einziger männlicher Nachkomme geblieben sei. Es brauchte daher nicht viele Worte, um dieses Ehebündniß zu verabreden, und als Mitgift wurde ausgemacht, wie manche behaupten, Salces und Perpignan, nach andern aber Gold und Geld, was ihm von dem Grafen von Provence, welcher in jener Zeit durch das gute Regiment Romeo's zu großen Reichthümern gelangt war, auf einige benachbarte Güter bei Arles und Tarrascon geliehen wurde. Als nun alles abgeschlossen war, fehlte nichts mehr in dieser Sache, als daß der Toulouser in Erinnerung an das seiner Gemahlin gegebene Versprechen erklärte, es habe alles seine Richtigkeit, wenn das Wesen des jungen Grafen der Tochter gefalle, gegen welche er durch sein Wort verpflichtet sei, ihr keinen Gemahl zu geben ohne ihre Beistimmung. Dieser Punkt schien jedoch beiden unerheblich und keiner hatte darum weniger Hoffnung auf das Gelingen der Sache, denn der junge Graf war durch Reichthum und Adel der Verlobten völlig werth und überdies so schön und tugendhaft und mit so seltenen geehrten Eigenschaften ausgestattet, wie nur irgend ein, ich sage nicht Fürst, denn das sind weiße Raben, sondern ein gewöhnlicher Edelmann in ganz Europa in jener Zeit

gefunden werden konnte, was man vielleicht nicht gern glaubt, da er in Barcelona geboren war, aber es wurde auch und wird noch jetzt als ein Wunder erzählt, da weder vor- noch nachher ein ihm ähnlicher in jenem Lande gesehen wurde, noch zu erwarten steht, daß werde in Zukunft gesehen werden. Dieser wurde also von seinem Vater zur Einholung der Braut, welche man schon im ganzen Lande erwartete und zu empfangen fast schon ganz bereit war, mit großem Prunk und schönem und ehrenvollem Geleite nach Toulouse geschickt, wo er mit derjenigen Ehre und Liebe aufgenommen wurde, welche einem so großen Herrn und so geliebten Sohne gebührte, ohne daß etwas versäumt worden wäre, was französische Höflichkeit und spanischer Anstand erheische, deren beiderseitige Anforderungen wegen der Nachbarschaft der Länder damals genau bekannt und in Übung waren. Nach den ersten Bewillkommnungen wurde ihm in dem Palaste die schöne Tochter königlich geschmückt vorgestellt. Diese wußte ihre wunderbare Schönheit durch seltene Anmuth und Würde zu erhöhen und empfing ihn auf so freundliche und reizende Weise, daß der junge Graf ganz von Staunen, Liebe und Wonne überwältigt wurde, und wenn er bisher durch den Ruf nach ihrem Besitze verlangend geworden war, so wurde er nun durch ihren Anblick in einem Augenblicke so entflammt, daß er kaum Ort und Zeit erwarten konnte. Die Tochter, welche vom Vater zuvor über alles unterrichtet worden war, maß ihn von allen Seiten mit nicht minder scharfen Blicken, als er sie; doch that sie es mit jener größeren Verschämtheit und Verstellung, welche der weiblichen Sittsamkeit ziemt, er dagegen weidete mit unzweideutigem Ausdruck wie ein Verliebter und ein Fürst seine Augen an ihr. Nach dem ersten Empfang wurden die Tafeln gedeckt, auf welchen die ausgesuchtesten Speisen und Leckerbissen nicht fehlten, wie es nur in dieser Jahreszeit und an diesem Orte sie aufzufinden möglich war. Nach Beendigung der kostbaren

Mahlzeit wurden nach Landessitte in den reichsten Gefäßen Granatäpfel aufgetragen, welche in jener Gegend sehr schön wachsen, um damit den Mund von dem verschiedenen rückbleibenden Geschmack der vielen Speisen zu reinigen. Der Graf hatte auch einige davon genommen und zufällig war ihm einer aus der Hand entwischt, was er alsbald bemerkte, und, wie er selbst hernach und viele andere, welche es gesehen hatten, versicherte, faßte er, um die Leichtigkeit und Gewandtheit seiner Hand zu zeigen, denselben sehr geschickt auf, noch ehe er den Boden berührt hatte, und führte ihn zum Mund. Die junge Braut, sei es, daß das Schicksal sie dazu genöthigt, oder daß wirklich die Handlung an sich ihr eines vornehmen Mannes unwürdig schien, kurz sie war darüber in ihrem Herzen sehr beunruhigt und stellte bei sich selbst im Stillen folgende Überlegung an: Da haben wir's nun, was ich so oft habe sagen hören und zwar von Leuten, die wohl ein Urtheil darüber hatten, daß die Catalonier die filzigsten, dürftigsten Menschen des Abendlandes sind. Ich habe zwar an diesem manche Eigenschaften gesehen, die nicht für Catalonien passen; doch könnte es wol sein, daß er sich deshalb selbst Zwang anthut, wie es Leute machen, welche andere zu täuschen suchen, ein alter gemeiner Brauch in Catalonien. Es verräth aber einen armen Verstand, wenn man nicht wenigstens auf kurze Zeit sich in das Betragen und die Worte eines Wackern hüllen kann, bis man seinen Plan zum Ziele geführt hat und zu seiner Natur zurückkehren darf. Aber der Geiz, die Mutter und Amme aller Laster, soll eben, wie ich von einem meiner Lehrer weiß, die verborgene Eigenthümlichkeit haben, daß er sich auch von dem geübtesten Heuchler nicht verbergen läßt. Denn der, dessen Wesen so beschaffen ist, ärgert sich nicht nur, wenn er selbst das seinige ausgeben muß, sondern auch wenn er seine Feinde ihre Reichthümer allzufreigebig austheilen sieht, und fühlt darüber größern Unmuth, als ein Verschwender,

wenn er sehen müßte, wie man ihm all seine Habe auf der Welt, geschweige die eines andern, in widerrechtlichen Besitz nähme. Ist der Graf von der Art, was soll dann aus mir werden? Und ganz sicher muß ich ihn für einen solchen halten, wenn ich denke, daß, wer im höchsten Überfluß mit einer Frucht des andern geizt, wol in der Noth noch weit geiziger sein wird mit seinem eigenen Golde. Gibt es ein größeres Elend für ein edles hochherziges Mädchen, als einen reichen und geizigen Gemahl zu bekommen? Solche Frauen werden sich selbst zur Last und kommen zur Verzweiflung, andern aber sind sie ein Gegenstand des Spottes und Hohns. Die Götter verhüten, daß mir dies widerfahre! Ich will lieber bis zu den spätesten Tagen meines Alters auf diese Art leben, als mit ihm leben in beständiger Qual und Reue über meinen Unverstand. Mein alter Vater mag sagen, was er will! Ich weiß recht wohl, wie thöricht einer ist, der sich durch fremde Bitten bewegen läßt, sich selbst zu schaden.

Mit dem Entschlusse, durchaus diese Handlungsweise zu befolgen, setzte sie ihren Gedanken ein Ziel, und als alle Festlichkeiten vorüber waren, verabschiedete sich der Graf von Toulouse von dem Catalonier, nahm seine Tochter bei der Hand und ging mit ihr hinweg in sein Gemach. Hier befragte er sie unter den väterlichsten Ermahnungen um ihre Willensmeinung, worauf sie ganz entschlossen und heftig erwiderte, lieber wolle sie immer unverheirathet bleiben, wie jetzt, als einen Gemahl haben, der ihrem Wesen so sehr entgegen sei. Als der alte Vater dies hörte, der ganz das Gegentheil vermuthet hatte, war er im höchsten Grade betrübt. Er hatte gehofft, dadurch das Glück und den Frieden des ganzen Landes zu befestigen, und nun konnte es leicht kommen, daß von neuem endlose Verwüstung und allgemeine Fehde für sie alle daraus erwuchs. Er befragte seine Tochter um ihren Grund, und als er ihn vernommen, konnte er nicht umhin über diese Geringfügigkeit zu lachen, suchte

auch auf alle mögliche Weise sie davon abzubringen, aber es war alles umsonst, denn ihr letztes Wort blieb die entschiedenste Antwort, wenn sie merke, daß ihr gegen das ihrer Mutter geleistete Versprechen Gewalt angethan werden solle, so werde sie lieber mit eigener Hand sich das Leben und damit die ihr bevorstehende Unlust nehmen, als ihre Zustimmung geben. Der alte Graf erinnerte sich des seiner verstorbenen Frau gegebenen Versprechens und ward ebenso bewegt von zärtlicher Sorge um seine Tochter; daher antwortete er fast weinend nur folgendes: Wenn dein Entschluß so fest ist, so zu handeln, so geschehe es! Erwarte von mir keine andere Gewalt, als die, welche du dir selbst anthust!

Darauf verließ er das Gemach und mit den ehrenvollsten Entschuldigungen, die er ersinnen konnte, und mit den höflichsten Worten, die er wußte, nachdem er auseinandergesetzt, wie beschaffen in der Regel der Sinn der Frauen sei und der Mädchen insonderheit, und wie sie selbst auf ihrem Schaden am hartnäckigsten beharren, that er zuletzt dem Grafen von Barcelona zu wissen, sie gebe zu dieser Eheverbindung durchaus ihre Einwilligung nicht. Diese Worte waren verletzender als die schärfsten Pfeile für des Cataloniers Herz und verwundeten es um so schmerzlicher, je weniger er von dieser Seite gefürchtet hatte und je näher er sich der Erfüllung seiner Wünsche glaubte. Nichts destoweniger verbarg er seinen geheimen Groll und Schmerz in seiner Brust, lächelte bitter und meinte, es sei dies nicht der erste Unfall, der wie ihm, so auch höheren als er schon begegnet, wodurch eine Hoffnung fehlgeschlagen. Da es nun so sei, so gedenke er, wenn er es genehmige, den Tag darauf nach Barcelona zurückzukehren; zur Vergütung der auf der Herreise erlittenen Beschwerden wünsche er aber wenigstens zu erfahren, was denn vorzüglich seine Tochter Misfälliges an ihm gefunden habe, um für die Zukunft seine Fehler zu bessern. Der Alte schämte sich eben so sehr,

die Wahrheit zu leugnen, als sie zu sagen; doch offenbarte er sie endlich, da er nicht anders konnte. Der Catalonier konnte es nicht ohne Lachen hören und antwortete: Fällt es mir wieder einmal ein, auf die Brautschau zu gehen, so wähle ich dazu gewiß die Jahreszeit, wo die Granatäpfel noch nicht reif sind, denn sie haben mich um eine Gemahlin gebracht, wie die Ceres um eine Tochter.

Er fügte noch Lobeserhebungen auf des Grafen Treue und Liebe gegen seine Gattin und Tochter bei, vermöge welcher er ihr nicht Gewalt anthun wolle, und versicherte, er dürfe darum nicht an der Aufrichtigkeit des unter ihnen zu Stande gekommenen Friedens- und Freundschaftsverhältnisses zweifeln. Darauf ging er auf andere Gespräche über und brachte so, freilich ohne großes Vergnügen, den ersten Tag hin. Am nächstfolgenden nahm er, seinen innerlichen Groll gegen das Fräulein verbergend, scheinbar ganz freundlichen Abschied von ihr sowie von den übrigen und trat in den größtmöglichen Tagemärschen den Rückweg nach Catalonien an. Sobald er über die Grenzen seines eigenen Gebietes getreten war, entließ er sein ansehnliches Gefolge unter dem Vorwand, er wolle zu einem heiligen Andachtsorte einige Meilen vom Wege abseits gehen, worunter sich viele unser Liebe Frau von Monferrato dachten. Und da man bei solchen Wallfahrten allen weltlichen Prunk und Glanz ablegen muß, wollte er nur zwei seiner treuesten Freunde bei sich behalten, um sein Gelübde mit möglichster Demuth und frommem Eifer zu erfüllen. Sobald aber die andern alle sich entfernt hatten, und er mit den beiden alten Vertrauten seiner Geheimnisse allein war, entdeckte er ihnen erst völlig seine Absicht, sie ließen ihre Pferde zurück und machten sich zu Fuß wieder rückwärts auf den Weg nach Toulouse, nachdem sie alle sich in Kleidung, Haltung und Gestalt gegen früher ganz verändert hatten. Der Graf hatte sich als Juwelenhändler ver-

mummt und trug ein Käſtchen an dem Arme, wie man ſolche täglich in Paris umhertragen ſieht und in ganz Frankreich, ja auch in Italien, und worin man unzählige und mannichfaltige Dinge zur Schau trägt, welche dann in den Häuſern den Edelfrauen und den vornehmen Herren angeboten werden, mit denen ſie ſich ohne Weiteres bekannt machen. Er kaufte daher viele Kleinode und Goldarbeiten von großem Werth und einige andere Gattungen feiner Waaren, füllte damit ſeine Kiſte und miſchte darunter auch ein paar von ſeinen ſchönen Edelſteinen, deren er viele von der größten Schönheit mitgebracht hatte, um ſie ſeiner Braut zu ſchenken, ſobald ſie die Seinige geworden wäre; die vom höchſten Werthe aber that er nicht dazu, um nicht durch den allzugroßen Reichthum in der Gegend erkannt zu werden. Er ſchor ſich den Bart, den man damals in Catalonien zu tragen pflegte, und ging ganz allein nach Toulouſe hinein in der feſten Hoffnung, dies müſſe das ſicherſte Mittel ſein, das ihm das Geſchick gelaſſen habe, um ſeine Geliebte noch einmal ſehen und ſprechen zu können. So ging er vom Morgen bis zum Abend in der Stadt umher, ſeine Waaren an dieſen und jenen verkaufend, wie es der Zufall gab; vorzugsweiſe aber kam er oft in die Nähe des Palaſtes, welchen der Graf von Languedoc bewohnte, um die Gelegenheit zu erſpähen, wo er wenigſtens einmal mit derjenigen ſprechen könnte, welche ſowohl wegen des ſpätern Unwillens als durch die frühere Liebe ſeine Gedanken unaufhörlich beſchäftigte. Und es dauerte nicht lange, bis er eines Abends nach einem ſehr heißen Tage die ſchöne Tochter in weißem Anzug auf das anmuthigſte auf dem Thore ſitzen ſah in großer Geſellſchaft von den edelſten Frauen des Landes. Ganz zitternd grüßte er ſie demüthig und fragte ob es einer der Frauen gefällig ſei, etwas zu kaufen von ſeinen Sachen, wobei er die Güte ſeiner Waaren und die Billigkeit der Preiſe herausſtrich. Die Gräfin und die Edelfrauen verſchmähten, wie es

Landessitte ist, das Anerbieten nicht, riefen ihn zu sich, fragten ihn, was er habe, und standen rings um ihn her. Alle sammt und sonders ergriffen die eine diesen, die andere jenen Gegenstand, und befragten und bestürmten ihn dergestalt, daß er, welcher überhaupt nicht die größte Erfahrung in diesem Geschäft hatte, gar nicht mehr wußte, was und wem er antworten solle. Er wendete sich daher mit seinen Worten immer an die Gräfin und zog sich mit den ihm vorgelegten Fragen so gut als möglich aus der Schlinge. Nachdem er einige von seinen Sachen, die ihnen am besten gefielen, ziemlich wohlfeil an sie verkauft hatte, ging er hinweg, da ihn die Vesperzeit forttrieb. Er unterhielt diesen Handel lange Zeit, fast jeden Tag fand er sich bei derselben Gesellschaft ein und war bald so bekannt mit all den Mädchen geworden, daß es ihnen großes Vergnügen machte, mit ihm zu plaudern, um welches Glück ihn alle seine Handwerksgenossen nicht wenig beneideten, die immer von allen abgewiesen wurden, da diese sagten: Wir wollen unserem Navarresen treu bleiben.

Aus Navarra nämlich hatte er zu kommen vorgegeben, da er die Sprache nicht so in seiner Gewalt hatte, um für einen Franzosen zu gelten, und seine spanische Abkunft nicht bekennen mochte. Nach einigen Tagen paßte der Graf den rechten Augenblick ab, wo er, ohne von andern gehört zu werden, einer der Kammerfrauen der Gräfin, welche wie ihm schien am meisten von ihr geliebt und ihr zugethan war und welcher er bereits bei seinem Handel eine Gefälligkeit erwiesen hatte, sagen konnte, er habe in der Nähe eines der schönsten und kräftigsten Kleinode, die man je auf der Welt gesehen oder gehört; er trage es aber nicht so offen im Land umher, aus Furcht, es möchte ihm geraubt werden, und es sei ihm so theuer, daß er es für sein Leben selbst nicht hingeben würde. Ohne noch etwas hinzuzusetzen, schwieg er damit und ging kurz darauf hinweg. Der Kammerfrau schien

jede Stunde tausend Jahre zu währen, bis sie ihrer Gebieterin mittheilen konnte, was sie von dem Navarresen gehört hatte. Als nun die Zeit zum Schlafengehen gekommen war, erzählte sie ihr, während sie ihr beim Ausziehen behilflich war, von der Schönheit und Kraft des wunderbaren Juwels, fügte auch, wie es immer solcher Leute Art ist, noch etwas mehr als die Wahrheit hinzu, und schloß damit, wenn sie die Gräfin wäre, so würde sie gewiß Weg und Mittel finden, daß das Kleinod sicher in ihren Besitz gelangte, wenn gleich der Kaufmann den Entschluß habe laut werden lassen, es nicht zu verkaufen.

Es gibt für alles, sagte sie, ein Mittel, außer für den Tod.

Durch dieses Anpreisen und Ermuntern entzündete sie solche Begierde in dem jungen Mädchen, daß diese die ganze Nacht hindurch an nichts anderes dachte, und in ihren Träumen nichts anderes sah, als eben dieses Juwel; und am Morgen, als es kaum Tag geworden war, beauftragte sie die Kammerfrau, sogleich den Navarresen aufzusuchen und ihn so lange in ihrem Namen zu bitten und zu beschwören, bis er sich bestimmen lasse, das Kleinod zu verkaufen; wenn dies jedoch sich nicht ausführen lasse, so solle sie es wenigstens dahin zu bringen suchen, daß sie es sehen dürfe; vielleicht vermindere sich durch den Anblick der Werth, den sie ihm nach dem Hörensagen beilege, und es werde damit auch ihre Sehnsucht nach seinem Besitze herabgestimmt. Die Kammerfrau begab sich also zu dem Navarresen und erzählte ihm alles, worüber er äußerst erfreut war und von vorn anfing, ihr auseinanderzusetzen, wie er dem Kleinod den allerhöchsten Werth beilege. Und wenn er es Tages zuvor sehr gepriesen hatte, so hob er es nun vollends bis in den Himmel, indem er unter tausend Schwüren von neuem versicherte, er würde eher, als das Juwel, sein Leben hinschenken; doch sei er aus Freundlichkeit und Gefälligkeit gegen sie es wohl zufrieden, sie es sehen

zu laſſen, vorausgeſetzt, daß ſonſt niemand, als die beiden Frauen anweſend ſeien, wenn er es hinbringe. Da die Kammerfrau mehr zu erreichen nicht vermochte, nahm ſie wenigſtens dies an. Sie verabredete mit ihm, zu welcher Stunde es heute geſchehen ſolle, kehrte ſodann zur Gräfin zurück und erzählte ihr alles. Zur feſtgeſetzten Zeit kam der Navarreſe mit dem von ihnen erſehnten ſchönen Kleinod. Es war dies ein ſpitziger Diamant von ſo außerordentlicher Größe und von ſo ſeltener und ſchöner Geſtalt, daß wol nie etwas Ähnliches geſehen worden iſt. Der Stein war in den Beſitz des alten Grafen von Barcelona gekommen durch einige cataloniſche Seeräuber, welche auf ihren Streifzügen über die Meerenge von Gibraltar hinaus gegen die Inſel Madera hingelangten und ihn dort einigen Normannen abnahmen, welche aus gleichem Grunde in jenes Meer gekommen waren; ſchwächer als die Catalonen wurden ſie von dieſen aller ihrer Beute beraubt und gefangen genommen. Dieſer Stein ſoll nachher lange Zeit im Beſitz des Königs von Neapel geweſen ſein, jetzt aber dem Großtürken gehören, welcher ihn höher achtet, als alle ſeine andern zuſammen, deren doch unzählige ſind. Als er nun hingekommen war, begann er mit der bekannten ſpaniſchen Wichtigkeit und tauſend Vorreden ſein Juwel zu preiſen, ehe er es vorzeigte, und betheuerte ihr bei ſeiner Redlichkeit, er ſchätze gerade ſeine Schönheit von allem am wenigſten, denn ſeine Kraft ſei noch weit mehr werth; darauf machte er ſeine Gefälligkeit geltend, ſagte, jemand anders hätte ihn nicht dazu gebracht, und ſchloß endlich damit, daß er ihr den Stein zeigte, unter dem Beifügen jedoch, daß er ihr ſonſt nichts geſtatten könne, als blos den Anblick. Die Gräfin hielt das unvergleichliche Kleinod in der Hand. Je genauer ſie es betrachtete, deſto ſchöner kam es ihr vor, wie es auch wirklich war, und eine unwiderſtehliche Sehnſucht entzündete ſich in ihr, es zu dem ihrigen zu machen, da ſie ſonſt nicht leben könne; doch heftete ſie

darauf ihre schmachtenden Blicke ohne es allzu deutlich merken zu lassen. Darauf bat sie den Navarresen, ihr zu sagen, welche geheime Eigenschaft denn das Kleinod besitze. Nachdem er sich ein wenig geweigert hatte, antwortete er endlich, doch wie mit innerem Widerstreben: Gnädiges Fräulein, wenn einer im Zweifel ist, was er in einer Sache beschließen soll, die ihm nahe geht, und er schaut hinein, so sieht er, wenn es zu seinem Vortheil ausschlagen soll, diesen Stein so hell werden, als wären die Sonnenstrahlen darin verborgen; wo nicht, so wird er dunkler als eine mondlose Nacht. Es haben schon einige behaupten wollen, dies sei der Stein der Weisen, den viele umsonst gesucht haben, wiewol andere meinen, er sei mehr ein Werk der Alchimie, als der Natur. Auch fehlte es nicht an solchen, welche sagten, er habe Alexander dem großen gehört, und dieser habe sich ohne denselben nie dem Kriegsglück anvertraut; sodann sei er in den Besitz Julius Cäsars gekommen, und durch die Kraft dieses Steines haben beide für unüberwindlich gegolten, wie ihr oftmals gehört haben werdet.

Nach diesen Worten packte er seinen Edelstein wieder ein und nahm Abschied. Die Gräfin blieb mit ihrer Kammerfrau allein und rief zu wiederholten Malen: Wer wäre glücklicher als ich, wenn ich ein so köstliches und so seltenes Ding besäße, und es ganz nach Bequemlichkeit tragen und beschauen dürfte? Würde ich in der Folge einmal, wie neulich vom Grafen von Barcelona, zur Ehe verlangt, welcher Vortheil wäre es für mich, wenn ich untrüglichen Rath von meinem Edelstein erhielte!

Nach diesen Überlegungen bat sie zuletzt ihre theure Kammerfrau, ihr zu Lieb wieder zu dem Navarresen zu gehen, und es dahin zu bringen, daß er den Stein an sie verkaufe und zwar um einen Preis, den er selbst nach Belieben bestimmen möge. Die Kammerfrau, wiewol

ihre Hoffnung gering war, ging doch hin und das erste und zweite Mal umsonst und mit der abschläglichen Weisung, daß er nie mehr wagen würde, das Juwel irgend jemand auf der Welt zu zeigen, geschweige es zu verkaufen. Das dritte Mal aber schien es dem Navarresen doch Zeit, zu dem Punkte zu gelangen, den er am ersten Tag schon beabsichtigt hatte. Er sprach daher: Liebe Frau, da eure dringenden Bitten und die Schönheit und Anmuth eurer Gebieterin endlich meinen Willen gebrochen und mich zu dem Entschluß bewogen haben, eines so theuren Kleinods mich zu entschlagen, so geht hin und antwortet ihr, ich wolle es ihr ganz sicher geben, wenn sie mir statt der Bezahlung gestatte, eine einzige Nacht so vertraut bei ihr zu ruhen, als wäre ich ihr Gemahl. Will sie dies nicht thun, so sagt ihr, daß weder Geld noch sonst eine Belohnung mich je dahin bringen werde, auf mein Eigenthum zu verzichten; sie möge sich alsdann ihre Lust vergehen lassen und mir nicht länger mit Bitten beschwerlich fallen.

Die Kammerfrau hinterbrachte ihrer Gebieterin diesen Beschluß und fügte hinzu, wenn sie sich dazu nicht verstehen wolle, so sei sie selbst nicht gemeint, weitere Worte und Schritte in dieser Sache zu verlieren, denn sie sei überzeugt, es führe zu nichts. Die Gräfin erzürnte sich über diese Worte aufs Äußerste. Sie hielt ihre Ehre für schwer gekränkt und drohte mit heftigen Reden der zuchtlosen Verwegenheit desjenigen, dessen Worte ihre Keuschheit und Würde zu verletzen sich erdreistet, schalt aber auch die Kammerfrau, daß sie ihm nicht nachdrücklichst bedeutet habe, wie schlecht es für einen seines Gleichen sich zieme, solche Reden gegen sie zu führen. Die Kammerfrau lächelte ein wenig und erwiderte: Madame, als ich das erste Mal zu ihm geschickt wurde, meinte ich, meine Pflicht sei, euch und ihm alles auszurichten, was mir von der andern Seite aufgetragen werde, und ich hätte mir nicht zu deuten gewußt, welchen Theil des

Auftrages ich tadeln oder verschweigen solle. Seid ihr nun unzufrieden mit dem, was ich euch berichtet habe, so ist das eure Schuld, daß ihr mich nicht erinnert habt, für den Fall, daß er mir solche Dinge auftrage, solle ich ihn ausschelten und euch nichts davon sagen. Übrigens, wenn ihr mir diese Auflage gemacht hättet, würde ich die ganze Sendung jemand anderem überlassen haben, denn wegen billiger Dinge könnte ich nie jemand tadeln, geschweige strafen. Unser Herr Gott läßt sich auch ungerechte Wünsche wie gerechte vortragen, von Guten wie von Bösen, erhört aber freilich nur jene, wenn es ihm gut dünkt, und diese nicht. Ich konnte daher nicht wissen, daß ihr höher gehalten sein wollt, als er. Womit hat euch der Navarrese beleidigt? Wißt ihr nicht, daß man das Fragen überall in der Welt umsonst hat? Ihr seid noch zu jung und wißt noch nicht recht das Gute und Böse zu unterscheiden. Wären eure Haare so weiß, wie die meinigen, so würdet ihr anders sprechen. Man muß allerdings oft so sagen; aber wo und zu wem? Weder hier, noch zu mir, noch zu den Frauen, die euch ergeben sind, sondern zu Männern und zu fremden Frauen, die euch, wenn sie euch auch nicht glauben, wenigstens für klug halten und für eine Frau, welche sich auf unsere Kunst, das heißt das Heucheln wohl versteht. Mir, die ich euch ganz ergeben bin und nichts anderes auf der Welt habe, was mir theuer ist, kommt nicht so! Ich weiß recht wohl, daß die größte Ehre und das größte Vergnügen, das man den Frauen machen kann, darin besteht, daß man sie um dasjenige bittet, ohne was wir ein Tag ohne Licht, ein Meer ohne Wellen wären. Ich entschuldige euch mit eurem zarten Alter, und habe deshalb mit eurem Zorn Geduld. Wir wollen zu etwas anderem übergehen! Aber das sage ich noch, wenn ihr den Navarresen auf eine kluge Weise befriedigt, so bekommt ihr den Edelstein eigen, und mir scheint, ihr kämet auf diese Art wohlfeil zu. Was zum Teufel könnt

ihr ihm denn Geringeres geben, als ihn mit einer Münze bezahlen, von der uns, je mehr wir geben, um so mehr zu geben übrig bleibt? Die Sünde in Betracht zu ziehen, das wollen wir den Betschwestern und den alten Mütterchen überlassen, die sonst nichts zu thun haben; für junge Mädchen aber ist das nichts, die noch tausend Jahre Zeit haben, um ihre Fehler gegen ihren Herrn Gott zu bereuen. Und jenen muß man auch noch zu bedenken geben, daß sie dazu weder Gelegenheit noch Begierde haben und nicht darum angegangen werden. Um die Ehre zu verlieren, muß die Sache bekannt werden; thun wir es daher im Geheimen, so geht die Ehre nicht verloren. Ich sage euch meine Ansicht wie eine Mutter, und ihr mögt dann das thun, was ihr für das Beste haltet. Aber das gebe ich euch zu bedenken, daß ich um so viel weiser, als älter bin. Es thut mir sehr leid, daß ihr nicht meinen Willen und Verstand habt, oder ich nicht eure Reize, Schönheit und Stand, von welchen drei Vorzügen euch jedoch von jetzt über vierzig Jahre auch zwei fehlen werden, und der dritte, was wird er euch helfen, als daß er euch größere Pein und Last bereitet? Dieser Juwelier, wenn er auch ein kleiner Kaufmann ist, erinnert mich doch in Gesicht, Gedanken, Betragen und in allem weit mehr an einen Edelmann als an seinen Beruf. Wenn ihr ihn daher nicht nehmt, so habt ihr zwar vielleicht nach eurem Geschmack gehandelt, aber nicht gethan was ihr solltet.

Mit diesen und vielen andern Worten bestürmte die alte Kammerfrau das junge Mädchen, fügte so viele andere Gründe hinzu und fing so oft von neuem an, bis die Gräfin fast ganz müde, so hart und sauer es sie ankam, nach langem Verweigern, Streiten und Nachdenken am Ende zu ihr sagte: Nun so geh und thue, was dir gut scheint! Veranstalte es aber so, daß es nicht mehr, als eine Nacht wird und daß diese so spät anfängt, daß ich nicht viel Unlust davon zu tragen habe

und du nicht viel Gefahr; denn wenn du dir einmal etwas in den Kopf geſetzt haſt, ſo muß man ſich dazu bequemen oder wird man deiner Widerwärtigkeiten nicht eher los.

Die Kammerfrau erwiderte darauf nichts mehr, ſuchte aber, ſobald ſie konnte, den Navarreſen auf und verabredete mit ihm, daß er ſich in der folgenden Nacht genau um die Zeit der Frühmeſſe an einer Hinterthüre des Gartens einfinden, was ſie ihm genau beſchrieb, und den Edelſtein mitbringen ſolle. Und ſo geſchah es. Als ihr in der Nacht der Navarreſe den Edelſtein gegeben hatte, ſagte er zu ihr, er habe noch einige andere von nicht geringerem Werthe, die er ihr um denſelben Preis überliefern wolle, wenn es ihr recht ſei. Da die Kammerfrau dieſen Antrag gehört hatte, ſetzte ſie ihrer Gebieterin unaufhörlich zu, machte ihr bemerklich, daß, was einmal geſchehen ſei, dadurch nicht ſchlimmer werde, wenn es öfter geſchehe, und daß einmal eben ſo viel ſei als viermal. Sie wußte es auch ſo gut anzugreifen, daß ſie außer jenem großen Diamant noch einen ſehr ſchönen Rubin gewann und einen Smaragd, von welchen der Navarreſe behauptete, der eine habe ſchützende Kraft gegen das Gift, der andere gegen die Peſt, welche fortwährend in Languedoc hauſet, ſo kräftig auch Sanct Rochus von Monpellier gegen ſie ankämpft. Aber wie es meiſtens geſchieht, daß man gerade das findet, was man am wenigſten ſucht, ſo begab es ſich, daß einige Wochen darauf die Gräfin ſich zu ihrem äußerſten Grame ſchwanger fühlte. Sie berathſchlagte ſogleich über ihren Zuſtand mit ihrer Kammerfrau, welche ſie ermunterte, Geduld und Muth zu haben, und ſagte, man müſſe es geheim halten, es finde ſich ſchon für alles ein Auskunftsmittel; ſie ſei nicht die erſte und dürfe auch nicht fürchten, die letzte zu ſein, die nach einem ſolchen Unfall noch als Jungfrau verheirathet werde. Wenn dies ein Grund wäre, der jeder, welche dieſes Schickſal gehabt, die Haare

ausfallen machte, so müßten die meisten Frauen auf der Welt eine Perrücke tragen. Da erwachte aber in der Gräfin aller Adel und alle Größe der Gesinnung, welche schon ihre Geburt mit sich brachte, und sie antwortete: Mögen andere immerhin thun, was ihnen das Beste dünkt! Mich aber soll Gott davor bewahren, daß ich, nachdem ich den ersten Fehltritt nun einmal zu begehen unklug genug gewesen bin, denselben mit einem zweiten zuzudecken suche! Ich werde nimmermehr einem Manne angehören, den ich durch Lügen und Meineide in dem Wahn erhalten müßte, er besitze etwas, was ich ihm doch nicht gebe. Die Buße, das ist mein Wille, falle auf den Sünder und die Frucht ernte der, der den Saamen streute. Ich bin deinem Rathe seither leider nur zu sehr gefolgt. Verschone mich deshalb ferner damit, wenn du mich nicht beleidigen willst, und bring mir den Navarresen hierher! Wenn ich mich auch einmal so tief erniedrigt habe, mich ihm hinzugeben, so will ich jetzt groß genug sein, mich keinem zweiten betrügerisch aufzubürden. Ich bin durchaus entschlossen, den Weg zu verfolgen, auf welchen mich das Schicksal, deine verkehrten Einflüsterungen und meine Unvorsichtigkeit geführt haben.

Die Kammerfrau, als sie die Entschlossenheit ihrer Gebieterin erkannte, und oft vergeblich versucht hatte, sie davon abzubringen, führte ihr endlich den Navarresen herbei. Dieser hatte, vielleicht weil er die Gräfin oft gesehen, bemerkt, daß sie in Farbe und Gesichtszügen verändert und magerer geworden war, und da er den Grund wohl wissen konnte, auch sich zu Erreichung dieses Zweckes alle Mühe gegeben hatte, war er gar bald auf die wahre Ursache ihres Übelbefindens verfallen. Wiewol vom Schmerz gebeugt empfing sie ihn dennoch, ohne auch nur eine Thräne zu vergießen, mit starkem Geiste, nicht wie ein junges schwaches Mädchen, sondern wie ein erfahrenes kräftiges Weib, und sagte zu ihm: Mein Freund, dieweil dein Glück und mein Unglück, deine Klugheit und

meine Unvorsichtigkeit mich dahin gebracht haben, daß ich hochgeboren, wenn ich nicht Gott und die Menschen betrügen will, eines Juweliers Weib werden, und du der Namenlose der Gatte einer Grafentochter werden mußt, so bitte ich dich, du wollest mich nicht verstoßen und dich entschließen, mich völlig als die deinige hinzunehmen. Ich fühle mich schwanger von dir und gedenke auf keine Weise hier zu bleiben, um andern Kummer und Ärgerniß, mir selbst aber Schmerz und Schande zu verursachen. Ich bin vielmehr bereit, mit dir zu ziehen und durch ein dürftiges Leben lieber in einem einzigen Theile diesem armen sündigen Körper wehe zu thun, als bei leiblicher Behaglichkeit tausend mal in einer Stunde meine Seele und die Seele vieler anderer mit mir zu kränken. Richte dich also ein, daß wir morgen, ehe die Nacht herankommt, von hier geflohen sind! Ich nehme deine und überdies viele andere von meinen eigenen Juwelen mit, dazu einiges Geld, und so wollen wir hinwegziehen und uns so gut wir können gegen den Hunger schützen, bis ich begreife, warum die Sterne mich in diese Welt gesetzt haben.

Der Graf von Barcelona (jetzt wollen wir ihn nicht mehr den Navarresen nennen), wie überaus erfreut er auch hierüber war, da er ja gar nichts anderes wünschte, so überlegte er doch, wenn er wirklich der gewesen wäre, für den sie ihn hielt, wie weit einen oft das Schicksal führen kann, wie viel Gewalt der Himmel über uns hat, und wie oft es vorkommt und wie leicht es ist, die Frauen, obschon sie sich für äußerst listig halten, zumal aber junge Mädchen zu betrügen; da überkam ihn ein solches Mitleiden mit ihr, daß er nahe daran war, trotz all seiner Mannheit und um eines andern willen das zu thun, was sie, als Weib, um sich selbst zu thun verschmähte, nämlich zu weinen. Er bedeckte das Gesicht, verbarg seine Gemüthsbewegung und sagte in großer innerlicher Bewegung: Edles Fräulein, ich bin ein niedriger armer

Handelsmann, wie ihr ja gar wohl bemerkt haben könnt; aber trotzdem ist mein Sinn immer darauf gestanden, unbeweibt zu leben und zu sterben. Darum bitte ich euch, fallet mir nicht zu Last und stürzt euch nicht selbst in dieses Misgeschick!

Er hätte gerne noch weiter gesprochen; aber sein Mitleid mit ihr und der Wunsch, sie ganz zu besitzen, sowie die Besorgniß, es möchte sie Reue ankommen, schlossen ihm den Mund. Sie antwortete ihm: Mein Freund, ich will dir nichts mehr sagen, als daß du bedenken mögest, daß das Glück dem gesegnetsten Menschen auf dieser Welt in seinem ganzen Leben nicht mehr als eine solche Gelegenheit bieten kann, wie sie jetzt dir mein Misgeschick und dein guter Stern bereitet. Sieh wohl zu, daß das Glück sich nicht über deinen Unverstand erzürne, wenn du ein Juwelenkrämer die Hand einer Gattin verschmähen willst, welche vor nicht langer Zeit die Bewerbung des Grafen von Barcelona zurückgewiesen hat.

Diese letzten Worte fachten wieder etwas den alten Groll im Herzen des Grafen an und trieben sein Gemüth zur rohen Rache an. Ohne fernere Weigerung erklärte er demnach, da es so ihr Wunsch sei, füge er sich in jeden ihrer Befehle; sie müsse sich aber gefaßt machen, in allen Dingen zu leben wie seine Frau und nicht wie die Tochter ihres Vaters, mit ihm ohne Begleitung und zu Fuß wandern, wie sein Stand und seine alte Gewohnheit es erfordere, namentlich auch, um desto besser den Gefahren zu entgehen, welchen sich ein Mann aussetzt, der eines Grafen Tochter aus ihrem Hause entführt, um sie in fremde Länder zu bringen. Ungekannt und ohne ihrer Verabredung gemäß mit irgend jemand zu sprechen, außer mit der Kammerfrau, welche weinend zurückblieb, gingen sie in Pilgertracht, als wollten sie den heiligen Jakob in Galizien besuchen, in der nächsten Nacht von hinnen. Ein gewaltiger Aufruhr entstand in Toulouse und im ganzen Lande, als das Geschehene bekannt wurde.

Da aber kein Menſch die Wahrheit ahnen konnte, glaubten manche, ſie möge, plötzlich von Gott getrieben, in irgend ein heiliges Nonnenkloſter geflohen ſein; denn ſeit der Zeit, da ſie ſich ſchwanger fühlte, hatte ſie größere Frömmigkeit als früher bewieſen und, ſo viel ſie konnte, jede Geſellſchaft gemieden; ſo konnte man alſo leicht auf jenen Gedanken kommen; und die zurückgebliebene Kammerfrau, welche allein darum wußte, brachte eine ſo wohl aufgeſtutzte Geſchichte zu Markte und ſtellte ſich zugleich als hintergangen und höchſt unzufrieden über das Ganze, daß ſie alle überzeugte, die Sache verhalte ſich ſo. Theils wegen der Hoffnung, welche man hieraus ſchöpfte, theils weil die Flüchtigen in kurzer Zeit über die Grenzen von Languedoc hinaus waren, wurden ſie nicht wieder aufgefunden, wiewol man ihnen eifrig nachſpürte. Es würde zu weitläufig ſein, alle die mühevollen langen Prüfungen zu nennen, welche der verliebte frohe Graf ſeine betrübte und unzufriedene Gattin unterwegs beſtehen ließ. Früherhin ungewohnt, das ganze Jahr über nur vierzig Schritte zu Fuß zu machen, wo ſie ſich dann auf die vornehmſten Edelleute ihres Hofes ſtützte, und dies nur zur bequemſten Zeit, die man finden konnte, war ſie jetzt genöthigt, unter der heißeſten Juliusſonne auf ſcharfen Steinen einherzugehen, gedrückt bereits von der Bürde ihres Leibes, alle mögliche Mühſal ertragend, wie nur das ärmſte Geſchöpf, das auf Erden wandelt. Der Graf lud ſie nur dann und wann, ſo oft es nothwendig war, zur Ruhe ein, aber mit ſo rauhen Worten, und trieb ſie darauf in ſo unhöflichem Ton zum Weitergehen an, daß der geringſte Befehl für den Leib der Seele die größte Kränkung bereitete. Mit dem Tag aber, an welchem ſie Toulouſe verlaſſen hatten, war ſie darauf gefaßt, jeden Hohn des Geſchicks gelaſſen zu tragen. So ging es ihr unterwegs; in dem Gaſthauſe ſodann, wo ſie einigermaßen hoffen konnte, bei Nacht von den Beſchwerden des Tages auszuruhen, fand, da dieſe Gegend nach ſpaniſcher Sitte

nur mit den erbärmlichsten Herbergen versehen ist, und weil wie es scheint der Graf es um sich zu rächen darauf anlegte, die arme junge Frau so schlechtes Unterkommen, daß man es nicht Ruhe sondern Mühsal auf Mühsal heißen konnte. Endlich, nach mehreren Tagen kamen sie nach Barcelona und fanden daselbst seine Begleiter wieder, welche an demselben Tage wie sie von Toulouse abgegangen waren, aber in größeren Tagereisen den Weg zurückgelegt hatten. Er bezog mit seiner Frau eines der ärmlichsten und am schlechtesten ausgestatteten Gasthäuser der Stadt, in welchem jedoch eine brave und fromme Frau die Wirthschaft führte, wiewol es deren dort wenige gibt, welche nicht lieber der Taufe als dem Weiberverkaufe entsagten. Er schlief hier mit ihr die erste Nacht und brachte auch den ganzen folgenden Tag daselbst zu; am nächsten Abend jedoch beredete er sie, er habe in der Stadt ein Geschäft und er könne unmöglich anders als die Nacht über bei ihr sein, da er bei Tag ganz von seinen übrigen Angelegenheiten in Anspruch genommen sei. Er sagte, sie solle mit der Alten hier im Hause ihre Arbeiten theilen; dadurch könne sie ihren hinlänglichen Unterhalt verdienen; denn er sei nicht gemeint ihretwegen eines seiner Kleinode zu verkaufen noch auch das Geld aufzuzehren; vielmehr, wie er stets durch seine Betriebsamkeit etwas erübrige, so wünsche er, daß auch sie es halte, wenn es ihr daran gelegen sei, im Frieden mit ihm zu leben. Die unglückliche Gräfin seufzte in ihrem Herzen schwer, als sie sich erinnerte, wie vielen Leuten ihr Vater zu leben gab, während sie sich nun in Umstände versetzt finde, wo sie genöthigt sei, ihren Lebensunterhalt mit ihrer Hände Arbeit zu verdienen. Doch antwortete sie mit heiterer Miene, sie wolle es thun. Der Graf verließ sie, ging im Pilgergewande nach seiner Wohnung, wo er längst vermißt und fast für verloren gehalten worden war, nun aber ganz unerwartet zurückgekehrt von seinen Eltern mit inniger Freude em-

pfangen wurde; denn seine Pilgerfahrt hatte sich um viele Wochen gegen seine frühere Angabe verlängert. Der freudige Graf blieb so den ganzen Tag in festlichem Genusse bei seinen Freunden und Hofleuten, ermangelte aber nicht, in der Nacht heimlich in der frühern Tracht die Gräfin aufzusuchen und bei ihr zu schlafen, legte ihr auch beständig neue Lasten und ärmliche Geschäfte auf und ermahnte sie, in der Küche und im Zimmer der guten Wirthin immer dienstwillig und bereit zu sein. Ja, noch nicht zufrieden mit dem auf sie gewälzten Schimpf beschloß er, sie noch weiter in Versuchung und Schmach zu führen. Darum sagte er eines Nachts zu ihr: Ich gedenke morgen einem Rauchhändler meinem Freunde in der Bude eines Schneiders eine Trinkpartie zu geben, wozu ich nun Brot kaufen müßte, welches doch hier zu Lande sehr theuer ist. Weil es mir nun zu sauer ankommt, so viel Geld auszugeben, so ist mir eingefallen, du sollst morgen früh, wenn die Wirthin das Brot gebacken, und du sie dabei unterstützt hast, dich anstellen, es sei dir etwas hinuntergefallen, wenn du damit zum Ofen zurückkehrst, und vier davon in deine Tasche unter dem Unterrock verstecken und sie mir aufheben. Zwei oder drei Stunden nach dem Morgenessen will ich sie abholen.

Der hochherzigen Gräfin erschien diese Zumuthung über alle Maßen erniedrigend und sie würde sie nicht für Ernst genommen haben, hätte sie nicht vorher so vieles über die schmutzige Armseligkeit der Spanier und Navarresen reden gehört. Sobald sie aber dachte, er scherze keineswegs, so bat sie ihn aufs Demüthigste, er möge sie doch nicht zwingen, so etwas zu thun.

Darauf versetzte er ganz zornig: Ist es dir noch nicht aus dem Sinn, daß du die Tochter des Grafen von Toulouse bist? Habe ich dir nicht am ersten Tage, wo wir von dort weggingen, gesagt, und von dir das Versprechen erhalten, du wolleſt alles andere vergessen und nur im

Gedächtniß behalten, daß du das arme Weib des Navarresen seiest. Darum sage ich dir nochmals, wenn du im Frieden mit mir leben willst, so mußt du dich entschließen, dies zu thun und was ich dir sonst noch befehle; oder ich lasse dich allein und gehe anderswo meinem Glücke nach.

Sie war genöthigt, es ihm zu versprechen und vollbrachte am andern Morgen genau sein Geheiß. Der Graf ritt jeden Abend durch die Stadt spazieren. Heute hatte er nun mit einem der beiden, welche mit ihm in Toulouse waren, und welcher in einem entfernten Verwandtschaftsverhältnisse zu ihm stand, alles verabredet, was weiter zu thun wäre. Er kam an der ärmlichen Herberge seiner Frau vorüber und ergriff eine Veranlassung stille zu halten. Da näherte sich, wie ihm früher war befohlen worden, jener, während sie warteten, der Frau, welche zufällig mit der Gräfin an der Küchenthür verweilte, und sagte zu ihr: Wer ist das Mädchen hier neben euch, liebe Frau?

Die Wirthin antwortete ihm, wer sie sei und wann und wie sie zu ihr gekommen.

Ei, sagte der Edelmann, ihr seht doch aus, als lebtet ihr schon lang genug in der Welt und habt noch nichts darin gelernt! Dieses Mädchen sieht mir aus, als wäre sie das schlauste böseste Geschöpf, das ich je gesehen; und wenn ihr nicht Achtung gebt, so stiehlt sie euch noch alles, was ihr habt.

Die Alte leugnete dies und ertheilte ihr das größte Lob. Darum sagte der Edelmann zu ihr: Ich will, ehe ich von hier weggehe, machen, daß ihr euch mit eigenen Augen von der Wahrheit meiner Behauptung überzeuget. Seid so gut und hebt ihr ein wenig vorn die Röcke auf und schaut ihr in die Tasche, die sie darunter hat, so werdet ihr etwas darin finden, was euch beweisen wird, daß ich nicht umsonst sieben Jahre in Toledo Nekromantie studirt habe.

Als er Miene machte, selbst den Beweis zu führen, untersuchte die gute Frau, mehr um ihm zu gehorchen, als weil sie irgend einen Verdacht hegte, ihr die Tasche, wo sie die vier Brote versteckt fand. Sie war darüber äußerst verwundert, entschuldigte aber doch freundlich die Fremde vor dem Ritter, welcher, nachdem er noch etwas darüber gelacht und gespottet hatte, von dannen ritt. Es läßt sich nicht beschreiben, wie sehr die bedauernswerthe Gräfin sich betrübte und schämte. Sie sank fast vor Schmerz zu Boden, sich vor einer so edeln Gesellschaft wegen einer so niedrigen Handlung verhöhnt zu sehen. Als sie darauf von der Wirthin mit mütterlicher Milde zurechtgewiesen wurde, bat sie sie fast unter Thränen um Verzeihung und versprach ihr, nie wieder ähnliche Fehltritte sich zu erlauben, verschwieg jedoch dabei immer, wer sie zu dieser Handlung bestimmt hatte. Der Graf sagte ihr in der folgenden Nacht, er habe die Brote nicht bedurft, stellte sich aber sehr unzufrieden mit der ihr zu Theil gewordenen Beschämung, indem er ihr vorwarf, sie sei selbst an allem schuld, da sie die Sache ungerne und ungeschickt angegriffen habe. Die Gräfin von Catalonien, seine Mutter, hatte damals einige kostbare Arbeiten bei einem Künstler bestellt, welche sie einem Gelübde gemäß einer Andachtsstätte in Barcelona schenken wollte. Unter andern Dingen waren dabei viele Perlen, aus welchen man Bilder und Thiere nähen sollte, wie man dergleichen Dinge jetzt täglich sieht. Als der Graf dies betrachtete, fiel ihm plötzlich ein, er könne dadurch von Neuem seine Gattin beschimpfen. Er sagte zu seiner Mutter, er kenne eine arme Französin, welche sehr geübt sei in dergleichen Arbeiten, er wolle sie für den folgenden Tag zu ihr bestellen, denn er wisse, wo sie wohne. In der Nacht sagte er es zu seiner Frau und befahl ihr, ohne Weigern und bei Strafe seiner Ungnade so viel als möglich von den Perlen zu stehlen. Die Arme widersetzte sich zwar unter Thränen lange, theils wegen der

eben erſt erlittenen Schmach mit dem Brote, theils um nicht das Haus deſſen betreten zu müſſen, deſſen Werbung ſie neun Monate früher auf eine beleidigende Weiſe abgewieſen hatte, und wo ſie daher gar leicht hätte erkannt werden können. Doch nach zahlloſen und rohen Drohungen des Grafen verſtand ſie ſich endlich dazu, es zu thun; und zu deſto größerer Sicherheit verabredeten ſie, ſie ſolle die Perlen in den Mund nehmen und unter der Zunge verbergen; denn wenn ſie auch nur wenige von denſelben, die alle ſehr ſchön und von großem Werth waren, nehme, ſo müſſe der Gewinn doch immer ſehr groß werden. Gleich am andern Morgen wurde ſie von der Mutter des Grafen beſchäftigt, und ihr Betragen und Benehmen gefiel ſo ſehr der Mutter wie allen, die ſie ſahen, daß niemand anders glaubte, als ſie ſei wirklich eine vornehme Frau, wie ſie es auch war, auch abgeſehen davon, daß ſie in allen Arbeiten, welche einer Edelfrau ziemen, ſich ſehr gewandt und gelehrt zeigte, wie nur irgend eine. Sie ſelbſt kümmerte ſich wenig um die Worte der andern; vielmehr ging ihr jeder ihrer Lobſprüche wie ein ſcharfes Meſſer durch ihre Seele. Sie gedachte nur ihres Auftrages; ſchon hatte ſie drei der allerſchönſten Perlen unter die Zunge gebracht, als eben der Ritter, welcher ihren Brotdiebſtahl verrieth, auf des Grafen Befehl in das Zimmer trat und ſich gegen die Gräfin ſehr verwundert äußerte, daß ſie einem ſolchen Weibe Zutritt in ihrem Hauſe verſtatte. Er erzählte ihr ſodann, was er früher mit dem Brote geſehen habe, und offenbarte ihr endlich auch, was ſie ihr hier entwendet. Der Unglücklichen verurſachte dieſe Entdeckung um ſo mehr Scham und Betrübniß, je edler der Ort, je werthvoller der Gegenſtand und je vornehmer die Perſon war, an welcher ſie ihn verübt hatte. Die andere aber maß alle Schuld ihrer Armuth bei, entließ ſie jedoch ehrenvoll von ihrer Arbeit. Nunmehr glaubte der zürnende Graf für die von ſeiner Frau erhaltene Beleidigung

genügende Rache geübt und ihr Vorurtheil gegen ihn gehörig bestraft zu haben; denn er hatte nun das Bewußtsein, daß sie etwas viel Niedrigeres begangen habe, als er, indem er den Kern eines Granatapfels aufgehoben. Auch bemerkte er, daß die Zeit ihrer Entbindung herannahe, und so gab er denn jedes weitere Verlangen, sie zu kränken, auf und dachte hinfort nur auf seine Freude und ihre Zufriedenheit. Er erzählte also seinen Eltern alles, sagte, sie sei durch Verführung und nicht durch Habsucht dahingebracht worden, bei ihm zu schlafen, berichtete sofort, wie viel Schmach, Qual und Verdruß er ihr bereitet habe zum Lohn für ihren Fall und schloß endlich damit, daß er beabsichtige, wenn sie es genehmigen, dieselbe am folgenden Tag als Tochter des Grafen von Toulouse und als seine Gemahlin heimzuführen. Die Eltern des Grafen waren hierüber ebenso erfreut, als sie früher durch die Kunde von dem Bruch der beabsichtigten Verwandtschaft betrübt worden waren; und ohne die Ursache zu sagen wurde Befehl zu einem kostbaren Festmahle gegeben. Der Graf sagte in der Nacht vor dem angeordneten Feste zu seiner Frau: Morgen begeht man im Hause des Grafen dieses Landes ein großes Hochzeitfest, denn sein Sohn hat die älteste Tochter des Königs von Aragon geheirathet, eine der reizendsten und schönsten Frauen, die man seit langer Zeit gesehen; er darf Gott recht danken, daß du ihn ausgeschlagen hast, denn hier ist er, was Verwandtschaft, Reichthum und Schönheit anbelangt, weit besser gefahren.

Hier konnte die Gräfin einen flüchtigen Seufzer nicht unterdrücken, indem sie zurückdachte, wer sie einst gewesen und wer sie jetzt war.

Morgen, fuhr der Graf fort, ist allgemeiner Festtag, wo man nicht arbeitet. Da du also nichts anderes zu thun hast, so denke ich, du gehst zum Zeitvertreib mit dieser guten Frau hin, denn so allein würdest du hier Langeweile haben. Zugleich wirst du darauf Acht haben,

ob nicht drinnen etwas ist, was man, ohne daß jemand es merkt, stehlen könnte. Du bist ein Weib und wenn man dich daher auch ertappt, so kann dir doch nichts geschehen, als ein wenig Schande, die bald vorbeigeht und welche zu ertragen der Arme seine Seele gewöhnen muß.

Schien es der Gräfin vorher hart, das andere zu thun, so kam ihr dieses Gebot nun ganz unerträglich vor, und hatte sie jenes durch Bitten und Entschuldigungen von sich abzuwenden gesucht, so betheuerte sie jetzt mit Thränen und der jammervollsten Klage, lieber sterben zu wollen, als sich dazu zu verstehen. Der Graf aber, welcher damit den Beschluß machen wollte, zwang ihr mit noch weit heftigern Drohungen und herbern Worten, als früher, das Versprechen ab, seinem Willen nachzukommen. Der Frau vom Hause hatte er seinen ganzen Plan heimlich eröffnet und ihr angegeben, um welche Stunde, wie und wohin sie am folgenden Morgen zu gehen habe. Nach diesen Vorbereitungen kehrte er nach dem Schlosse zurück. Am andern Tage fanden sich die vornehmsten Ritter und die edelsten Frauen von Barcelona zur bestimmten Stunde ein um an dem Gastmahle Theil zu nehmen, und erheiterten, ehe die Tische gedeckt waren, mit anmuthigen Gesprächen und muntern Tänzen die fürstliche Wohnung. Die alte Wirthin führte nach der Weisung des Grafen fast mit Gewalt die Gräfin hin, etwa eine Stunde vor dem Gastmahl. Sobald sie unter andern sehr armen Leuten versteckt im Saale erschienen war, schritt der Graf festlich gekleidet ganz strahlend vor Freude auf sie zu und sagte laut, sodaß er von allen konnte verstanden werden: Willkommen, edle Gräfin, mein geliebtes Weib! Es ist endlich an der Zeit, daß aus eurem navarresischen Juwelenhändler der Graf von Barcelona und aus euch der armen Pilgerin die Tochter und Gemahlin eines Grafen wird.

Ganz aus der Fassung gebracht und ebenso voll Ver-

wunderung als Scham über diese Worte blickte sie umher, ob nicht an jemand neben ihr diese Worte sich richten. Bald aber erkannte sie an Stimme und Bewegungen, wer es war und was er sagte, verstummte aber unentschlossen, was sie zu thun habe. Der Graf fuhr fort und sagte: Edle Frau, wenn das, daß ihr mich ohne Recht und Billigkeit verschmäht habt, mich etwas grausam gegen euch gemacht hat, und vielleicht mehr, als ihr für schicklich erachtet, so meine ich doch, wenn ihr Liebe gefühlt hättet wie ich und wäret so willkürlich beleidigt worden, ich müßte auf einen Punkt, in eurem Herzen Mitleid für alles finden, geschweige Vergebung. Aber bei der Hoheit und dem Seelenadel, den ich in eurem niedern Stande mehr kennen gelernt habe, als ich ihn in eurer Erhebung auszufinden wußte, bitte ich euch, wie ich eure frühern Beleidigungen verzeihe, ihr mir die meinige in meiner Rache vergebet; und so möge es euch in Gegenwart meines Vaters und meiner Mutter und aller der hier anwesenden Herren und Frauen gefallen, mir in Barcelona das zu geben, was ihr mir in Toulouse genommen habt, ich aber durch meine List euch wieder stahl.

Die Gräfin gewann ihren verlorenen Muth wieder und erwiderte mit fester Stimme und verständigem sittsamen Aussehen, nicht wie ein armes Krämerweib, sondern wie eine Fürstin also: Es ist mir in der That lieb, mein Gebieter, heute zu erfahren, wie viel größer mein Glück gewesen ist, als mein Verstand, da ich sehe, daß ihr ihr seid und nicht der, den ich mir vorstellte. Euch die gegen mich geübte Grausamkeiten verzeihen wird mir um so viel leichter werden, als es euch gewesen ist, je mehr immer die Rache gerechter ist, als die Beleidigung. Indem ich euch hier schenke oder, richtiger zu sprechen, bestätige, was ich euch anderswo genommen, folge ich um so mehr meinem innersten Triebe, je geringer für mich die Ehre, je unwürdiger die Haltung und je nie-

driger die Zeugen waren, in deren Gegenwart die Schenkung in Toulouſe geſchah, die nun in Barcelona bekräftigt werden ſoll. Ich bin daher bereit, euch anzugehören oder auch nicht, denn ich wünſche nur eurem Willen Genüge zu thun und dem Wohlnehmen eures Herrn Vaters und eurer Frau Mutter nachzukommen, deren Edelmuth ich um Verzeihung bitte für die euch zugefügten Beleidigungen und die ich immer ehren und lieben werde, wie nur eine Tochter kann.

Sie würde noch weiter geſprochen haben, wenn nicht die Thränen des alten Grafen und der Gräfin, die laute Theilnahme und die Freudenrufe der Umſtehenden ſie unterbrochen hätten. Man führte ſie daher hinweg, zog ihr die ärmlichen Kleider aus und hüllte ſie in königliche Gewande. Als darauf das glänzende Feſt vorüber war, wurde alles dem Grafen von Toulouſe angezeigt, die Verbindung von ihm mit der größten kaum erwarteten Freude beſtätigt ſammt der früher verabredeten Mitgift und Freundſchaft, und die alte Kammerfrau, welche den ganzen Handel vermittelt hatte, kam in größere Gunſt, als je. Die Gräfin gebar nach kurzer Zeit einen ſehr ſchönen Knaben und nach demſelben mit der Zeit viele andere Söhne und Töchter und lebte ſehr lange zufrieden mit ihrem Manne, vom ganzen Lande fortwährend geliebt und hochgeachtet.

Dieſe Geſchichte iſt mit allen Einzelheiten ausführlich erzählt in den Chroniken beider Grafſchaften und ich überlaſſe dem Geſchmacke eines jeden Leſers, zu entſcheiden, ob daran touloufiſche Keuſchheit oder cataloniſche Höflichkeit mehr zu bewundern iſt.

# XV. Lodovico Carbone.

1500.

## 51. Dante's Zerſtreutheit.

(Gamba's Bibliogr. S. 75.)

Danti Aldigieri der florentiniſche Dichter war ſehr gewandt in Antworten, denn er war ein tiefer Denker. Eines Tages, als er die Meſſe hörte, ſei es, daß er irgend einer feinen Phantaſie allzuſehr nachhing, oder vielleicht vorſätzlich, um ſeine Feinde zum Beſten zu haben, kniete er nicht nieder und lüpfte die Kapuze nicht, als man den Leib Chriſti emporhielt. Seine Neider, und deren hatte er viele, denn er war ein rechtſchaffener Mann, liefen alsbald zum Biſchof und verklagten Danti als Ketzer, der dem Sacrament die ſchuldige Ehrfurcht verſagt habe. Der Biſchof ließ Meſſer Danti rufen, hielt ihm ſeine Handlungsweiſe vor und fragte ihn, was er gethan habe, während man die Hoſtie emporhielt.

Fürwahr, antwortete er, ich war mit meinem Geiſte ſo bei Gott, daß ich mich nicht erinnere, welche Gebärde mein Leib machte. Die böſen Menſchen aber, welche Seele und Augen mehr auf mich gerichtet hatten, als auf Gott, können es euch ja ſagen. Wären ſie mit ihren Gedanken bei Gott geweſen, ſo hätten ſie nicht darauf geachtet, was ich thue.

Der Biſchof nahm die Entſchuldigung an und erkannte Danti als einen weiſen Mann, und hielt dieſe Neider für große Eſel.

# XVI. Benvenuto Cellini.

1500.

## 52. Die Nietung des Diamants.

(Nov. 3. Tassi 3, 281.)

Diamanten jeder Art muß man mit der Sorgfalt behandeln, welche die Ehre des Meisters und der Werth des Juwels erfordert. In der Arbeit selbst läßt sich große Kunst anbringen, wie einem die verschiedenen Arten von Geschmuck dazu Gelegenheit bieten. Um nun auf ein bemerkenswerthes sprechendes Beispiel zu kommen, muß ich wieder von dem großen Diamant reden, welchen ich dem Papste Paul faßte und den ich nur zu nieten hatte, denn der Ring war schon vorhanden; ich hatte Raffaello*), Guasparri und Gaio gebeten, mir zwei Tage Zeit zu lassen, während deren ich mit den vorerwähnten Tinten alle möglichen Versuche machte, wie sie vielleicht je ein Mensch bei solchem Anlaß anstellte; so gelang es mir durch große Anstrengung eine Zusammensetzung zu erreichen, welche auf den besagten Diamant besser wirkte, als die des Meisters Miliano Targhetta. Und als ich mich vollkommen überzeugte, einen so bewundernswürdigen Mann übertroffen zu haben, machte ich mich wiederum mit um so größerem Eifer daran, um zu versuchen, ob ich nun mich selber übertreffen könne; denn, wie gesagt, die Behandlung dieses Diamants war die schwerste, die man sich auf der Welt vorstellen konnte, weil er gar zu fein war, und die Kunst des Juweliers bestand darin, ihn auf der Tinte zu befestigen, nicht mit dem Spiegelchen, von welchem später

*) Raffaello del Moro. Vgl. Cellini's Leben I, 201 bei Tassi.

die Rede ſein wird.*) Als ich mit mir zufrieden war, ließ ich drei alte Juweliere rufen, und hatte, bis ſie kamen, alle meine Tinten in Ordnung gebracht. Die drei beſagten Männer kamen in meine Bude und der anmaßende Gaio war der erſte, der hereinkam. Als er nun alle die ſchönen Zurüſtungen ſah, die ich machte, um den Diamant in ihrer Gegenwart zu nieten, ſchüttelte er ſogleich den Kopf und winkte mit den Händen. Dann fing er ſein Geſchwätz an und ſprach: Benvenuto, das ſind lauter Lappereien und Narrenspoſſen. Hole die Tinte des Meiſters Miliano und damit wollen wir nieten. Bring uns nicht um unſere Zeit, denn dieſe iſt uns koſtbar bei den vielen Arbeiten, die mir der Papſt aufgetragen hat.

Der obengenannte Raffaello ſah, daß ich in die erſchrecklichſte Wuth gerieth, und als ein rechtſchaffener Mann, wie er war, und von beſonnenerem Alter, fing er an, die ſchönſten und freundlichſten und gewichtigſten Worte zu reden, die eine Zunge hervorbringen kann; ſodaß er mir Zeit gab, den erſchrecklichen Zorn, der mir gekommen war, verdampfen zu laſſen. Der andere, Meiſter Guaſparri, gleichfalls von römiſcher Abkunft, begann, um jenes große Vieh zu bändigen, zu plaudern und ſagte allerlei ungeſchicktes Zeug, denn er war nicht ſonderlich gewandt in der Rede. Ich aber wandte mich, als ich meinen Zorn einigermaßen gebändigt ſah, zu den drei Männern und ſprach: Der Gott der Natur hat dem Menſchen in Übung ſeiner Stimme vier Arten verliehen und das ſind folgende: Die erſte nennt man die Rede, ſie iſt die Sache der Vernunft und geht den Dingen auf den Grund; die zweite pflegt man das Sprechen zu nennen, das bezieht ſich auf ſchöne und wackere Worte, die einer mit dem andern wechſelt, wenn ſie auch nicht

*) Darunter verſteht man ein Stückchen Kryſtallglas, das auf einer Seite beſtrichen und unten in den Kaſten eines Juwels gelegt wird.

gerade tief greifen; das dritte ist das Plaudern, wenn man leichtfertiges Zeug vorbringt, das zwar manchmal unterhaltend ist und niemals beleidigt; das vierte aber ist das Geschwätz, und das kommt von Leuten, welche nichts verstehen, und dabei doch sich anstellen, als wüßten sie wunder was. So will ich denn mit euch reden, liebe Herren, und euch meine Gründe sagen. In der That, Meister Raffaello hat hier schön, sehr schön gesprochen. Meister Guasparri hat zu unserer Belustigung uns einiges vorgeplaudert, wenn gleich seine Worte nicht zu unserer Sache gehören. Gaio aber hat wacker darauf los geschwatzt, so widerlich als nur möglich. Weil indeß sein Geschwätz nichts geradezu Beleidigendes hatte, konnte ich mich nicht entschließen, mich darüber zu erzürnen. So habe ich es denn so hingehen lassen. Nun bitte ich euch aber, daß ihr mich den Diamant so jetzt vor euch nieten lasset, und wenn mein Kitt nicht besser ist, als der des Meisters Miliano, so kann ich ja hernach diesen anwenden und zeige wenigstens, daß ich bereit bin, zu lernen.

Nachdem ich ausgeredet hatte, fing der Dummkopf von Gaio an und sprach: So bin ich also ein Schwätzer?

Der brave Raffaello aber brachte es durch seine freundlichen Worte dahin, daß das Vieh ein bischen stille ward, und so begann ich mit meinen obengenannten Kitten den besagten Diamanten zu kitten. Raffaello und Guasparri schauten sehr aufmerksam zu, wie ich den besagten Diamanten kittete. Und zwar kittete ich ihn zuerst mit meinem Kitte, welcher sich so gut ausnahm, daß sie im Zweifel waren, ob ich nicht den Kitt des Miliano übertroffen habe, und mich sehr anerkennend lobten. Da wandte sich Raffaello zu Gaio und sagte: Gaio, da seht den Kitt des Benvenuto! Wenn er nicht den des Miliano übertroffen hat, so ist er ihm doch ganz nahe gekommen. Darum ist es immer gut, junge Leute zu ermuthigen, denen es Ernst ist, ihre Sachen gut zu machen, wie wir bei Benvenuto sehen.

Dann wandte ich mich zu ihnen, dankte dem Raffaello für seine freundlichen Worte und sagte zu ihnen: Zur weitern Probe will ich nun, ihr lieben Freunde, meinen Kitt wegnehmen und vor euren Augen wollen wir dann den des Meisters Miliano anlegen. Alsdann läßt sich besser beurtheilen, auf welchem Kitte der Diamant besser steht.

Ich nahm also sogleich meinen Kitt weg und legte den von Meister Miliano an, worauf Raffaello und Guasparri erklärten, der Diamant nehme sich besser aus auf diesem meinen Kitte, als auf dem Miliano's. So wünschten denn alle drei einstimmig, daß ich ihn auf meinen Kitt zurückbringe und zwar schnell, ehe die Erinnerung des Anblicks vergehe. In Folge dieser Aufforderung brachte ich den Stein gleich wieder auf meinen Kitt zurück, gab ihn ihnen in die Hand und alle drei waren einverstanden. Der erste war Gaio, dessen Eselsgesicht sich ganz aufheiterte und der äußerst freundlich zu mir sagte, ich sei ein Ehrenmann, ein ganzer Kopf; er sehe, daß ich den Diamant mit dem kräftigen Kitte noch einmal so gut gefaßt habe, als Meister Miliano, was er sich nimmermehr als möglich gedacht hätte. Nach dieser Äußerung trat ich ihnen ein bischen keck entgegen, aber doch so bescheiden, daß die Keckheit nicht auffiel, und sagte zu ihnen: Lieben Meister, dieweil ihr mir so viel kräftigen Muth einflößt, aus welchem doch jedes rechte Gut entspringt, möchte ich euch bitten, daß es euch gefällig wäre, meine Richter zu sein, denn dieweil ihr sagt, daß ich Miliano übertroffen habe, mögt ihr nun auch urtheilen, ob ich im Stande sein werde, mich selbst zu übertreffen. Darum wartet auf mich ein halbes Viertelstündchen!

Ich ließ sie sofort allein und ging auf eine Gallerie, wo ich Alles, was ich thun wollte, in Ordnung gebracht hatte. Worin das bestand, werde ich sogleich sagen; ich habe es übrigens sonst niemanden gewiesen. Bei diesem

Diamant erwarb es mir die größte Ehre, wiewol die Sache nicht bei allen andern Diamanten gelingt, noch ohne Nachdenken und Erfahrung, wie ich sie hatte. Ich nahm nämlich ein Körnchen von jenem Kitt, gerade in der rechten Größe, sorgfältig gereinigt von allem Unsaubern, sodaß es so sauber und klar wurde, wie man sich irgend denken kann; und mit größter Genauigkeit breitete ich, nachdem ich den Diamant hinreichend gesäubert hatte, ihn darauf aus bei einem gelinden Feuer. Dann ließ ich es abkühlen, hielt ihn aber immer fest zwischen den Zänglein, die man zum Kitten gebraucht. Als nun, wie gesagt, der reine Kitt über dem Diamant trocken und kalt geworden war, hatte ich schon meine schwarze Tinte bereit, sie war ganz dünn und mit einer gemäßigten Wärme breitete ich sie sachte über den klaren Kitt aus, der den Diamant überzog. Sie entsprach auch dem Wasser des Diamants so gut, daß man meinte, er sei gerade so dick und Alles gehöre und verstehe sich so von selbst. Als das geschehen war, lief ich hinunter und gab ihn dem Meister Raffaello in die Hand. Er aber geberdete sich darüber, als wäre ein wahres Wunder geschehen. Die beiden andern, Guasparri und Gaio, erstaunten nicht minder und lobten mich unmäßig. Gaio aber ward so demüthig, daß er mich um Verzeihung bat. Endlich sagten alle Drei unwillkürlich: Um diesen Diamant zahlte man zwölftausend Thaler, jetzt aber ist er wol zwanzigtausend werth.

Sie priesen meine Hände glücklich und schieden von mir als gute Freunde in bestem Vernehmen.

---

# XVII. Antonio Francesco Grazzini genannt der Lasca.

1503.

---

## 53. Ein Schwank Lorenzo Medici's.

(3, 10.)

Lorenzo der alte von Medici war ohne Widerrede gewiß einer, wo nicht der erste der allervortrefflichsten Männer, nicht nur der selbst tugendhaften, sondern auch der die Tugend liebenden und belohnenden, die da jemals in der Welt gefeiert wurden. Zu seiner Zeit nun befand sich in Florenz ein Arzt Namens Meister Manente vom Kirchspiel Sanct Stephan, der mehr durch die Erfahrung, als durch Wissenschaft gelehrt worden, und wenn auch in der That sehr kurzweilig und spaßhaft, doch so anmaßlich und unverschämt war, daß man es gar nicht mit ihm aushalten konnte. So liebte er unter Anderem auch über die Maßen den Wein; er gab sich für einen großen Weinkenner und Weinschmecker aus und pflegte sich oftmals, ohne eingeladen zu sein, bei dem Erlauchten einzufinden. Diesem wurde aber seine Zudringlichkeit und Unverschämtheit allmälig so zum Ekel und Überdruß, daß er ihn nicht mehr vor Augen sehen mochte und sich im Stillen vornahm, ihm einen recht auffallenden Streich zu spielen, um sich seiner auf eine Weile und vielleicht für immer zu entledigen. Er hatte nun eines Abends

vernommen, daß Meister Manente in dem Wirthshause zu den Affen sich so übernommen habe, daß er nicht mehr auf den Füßen stehen konnte und der Wirth, als er seine Gaststube geschlossen, ihn durch die Kellner unter beiden Armen hinausführen oder besser hinaustragen lassen mußte, nachdem ihn seine Gesellschafter verlassen. Er wurde nun auf eine große Bank vor die Bude bei Sanct Martin niedergelegt, und dort schlief er so fest ein, daß ihn die Bombarden nicht aufgeweckt hätten, und schnarchte wie ein Ratz. Dies schien dem Fürsten die erwünschteste Zeit für seinen Plan. Er that, als habe er nicht gehört, was jener sprach, der von ihm berichtete, und sei mit Anderem beschäftigt, stellte sich, als wolle er zu Bette gehen, denn es war doch schon ziemlich spät; übrigens bedurfte seine Natur wenig Schlaf und es war immer schon Mitternacht, ehe er zur Ruhe kam. Nun ließ er insgeheim zwei ganz zuverlässige Diener rufen und trug ihnen auf, was sie zu thun haben. Die Diener gingen sodann mit verhülltem Gesichte und unerkannt aus dem Palaste und nach Lorenzo's Auftrage nach Sanct Martin, wo sie auf die zuvor angegebene Weise Meister Manente schlafend fanden. Sie ergriffen ihn, stark und rüstig wie sie waren, stellten ihn aufrecht auf die Erde und vermummten ihn gleichfalls. Dann schritten sie mit ihm, indem sie ihn fast in der Schwebe trugen, von dannen. Als der vom Weine wie vom Schlafe betäubte Arzt fühlte, daß er hinweggeführt wurde, glaubte er sicher, die Wirthsjungen oder seine Zechbrüder und Freunde bringen ihn nach Hause; so überließ er sich, schläfrig und betrunken, wie nur einer sein konnte, geduldig der fremden Willkür. Die Diener drehten sich mit ihm eine Weile in Florenz umher, kamen zuletzt in den Palast der Medici, und traten vorsichtig, um von niemanden bemerkt zu werden, durch eine Hinterthüre in den Hof, wo sie den Erlauchten ganz allein fanden, der sie mit unaussprechlicher Heiterkeit erwartete. Sie stiegen die

ersten Treppen miteinander empor in einen Zwischenstock inmitten des Hauses und begaben sich in ein ganz geheimes Zimmer. Dort legten sie Meister Manente auf Lorenzo's Befehl auf ein aufgeschütteltes Federbett und kleideten ihn ganz leise aus bis aufs Hemde, sodaß er es kaum spürte. Es sah nun aus, wie man einen Todten auszieht. Sie nahmen alle seine Kleider mit und ließen ihn liegen hinter wohlverschlossener Thüre. — Der Prächtige befahl seinen Dienern nochmals reinen Mund zu halten, hob die Kleider des Arztes auf und schickte sogleich nach dem Possenreißer Monaco aus, welcher besser, als irgend jemand in der Welt alle Personen in der Rede nachmachen konnte. Sobald dieser vor ihm erschien, führte ihn Lorenzo in sein Schlafzimmer, entließ seine Diener zur Ruhe und setzte dem Monaco auseinander, was er von ihm ausgeführt wünsche, worauf er selbst wohlgemuth zu Bette ging. Monaco nahm alle Kleider des Arztes zusammen, schlich sich heimlich nach dem Hause zurück, zog die seinigen aus und kleidete sich von Kopf bis zu Fuß in erstere; worauf er sich, ohne jemand ein Wort zu sagen, entfernte und, als schon überall die Frühmette geläutet wurde, nach dem Hause Meister Manente's ging, welcher damals in der Grabengasse wohnte. Da es September war, hatte er seine Familie aufs Land nach Mugello geschickt, nämlich seine Frau, ein Knäbchen und die Magd, er selbst war allein in Florenz geblieben und kam nur Nachts zum Schlafen nach Hause, denn er speiste immer im Gasthause mit Gesellschaft oder im Hause seiner Freunde. Sowie nun der als Meister Manente verkleidete Monaco bei dessen Hause angekommen war, holte er den Schlüssel aus der Tasche, schloß ohne Beschwerde die Thüre auf, verschloß sie wieder hinter sich und legte sich munter und guter Dinge darüber, dem Erlauchten dienstlich zu sein und zu gleicher Zeit den Arzt zu prellen, zu Bette. Indessen kam der Tag. Als Monaco bis zur dritten Stunde nach Sonnenaufgang

geschlafen hatte, sprang er von seinem Lager auf, zog die Kleider des Arztes an und einen langen Hausrock über das Wams, setzte sich einen großen Hut auf den Kopf und rief des Arztes Stimme nachahmend von dem nach dem Hofe zu gehenden Fenster aus einer seiner Nachbarinnen zu, er fühle sich ein wenig unpaß, er habe etwas Schmerzen am Halse, den er sich wohlweislich mit Werg und Fettwolle umwickelt hatte. Die Stadt Florenz stand eben damals im Verdachte, von der Pest angesteckt zu sein, die bereits in einigen Häusern in den letzten Tagen sich gezeigt hatte. Die Nachbarin erkundigte sich daher erst vorsichtig, was er von ihr fordere. Monaco bat sie um ein Paar frische Eier und um ein wenig Feuer und empfahl sich ihr. Dann stellte er sich mit Worten und Geberden, als könne er nicht mehr aufrecht bleiben, und entfernte sich vom Fenster. Die gute Frau holte Eier und Feuer herbei, rief ihrem Nachbar mehrmals und that ihm zu wissen, daß sie ihm beides vor die Thüre nach der Straße stellen werde, und vollbrachte es. Dreist, als ob er Meister Manente wäre, ging Monaco, mit seinem langen Hausrocke bekleidet und mit dem großen in die Augen gedrückten Hute bedeckt, an den Eingang, nahm die Eier und das Feuer auf und schlich damit ins Haus zurück, wie wenn er sich nicht mehr auf den Beinen erhalten könnte; und den Hals hatte er dabei über und über verbunden, sodaß ihn alle Nachbarn, die ihn sahen, zu ihrem Leidwesen schon ganz mit Pestbeulen bedeckt glaubten. — Das Gerücht von diesem Vorfalle verbreitete sich plötzlich in der Stadt und zog denn auch einen Bruder von Meister Manente's Frau, welcher ein Goldschmied Namens Niccolajo war, im Fluge herbei, um sich zu erkundigen, wie die Sache stehe. Er pochte an die Thüre, pochte abermals, erhielt aber keine Antwort, weil Monaco seine guten Gründe hatte, nicht darauf zu hören. Hingegen bestätigte ihm die ganze Nachbarschaft, daß der Arzt

ohne Zweifel die Pest habe. In diesem Augenblick ritt Lorenzo wie von ungefähr in Gesellschaft vieler Edelleute die Straße entlang und fragte, als er hier Leute beisammenstehen sah, was das bedeute. Der Goldschmied antwortete, man befürchte sehr, Meister Manente möchte von der Pest angesteckt sein. Der Erlauchte sprach, es werde wohlgethan sein, dem Kranken einen Wärter beizugeben, und ließ dem Niccolajo eröffnen, er solle in seinem Namen nach Santa Maria Nuova gehen und sich für Messere einen tüchtigen und erfahrenen Mann geben lassen. Der Goldschmied machte sich eiligst auf den Weg, richtete dem Spitalverwalter seinen Auftrag aus und erhielt sofort einen Wärter, den Lorenzo bereits in sein Geheimniß gezogen und zu dem, was er zu thun habe, abgerichtet hatte. Lorenzo der erlauchte, war indessen ab und zugeritten und erwartete sie an der Ecke der Allerheiligenstraße; dann ritt er ihnen entgegen, that, als schließe er den Miethvertrag mit dem Wärter ab, und empfahl ihm Meister Manente auf das Dringendste. Er ließ ihn ins Haus treten, nachdem er die Thüre durch einen Schlosser hatte öffnen lassen. Nach einer kleinen Weile trat der Wärter an das Fenster und rief heraus, der Arzt habe eine Pestbeule am Halse so groß wie eine Pfirsche, er könne sich nicht vom Bette erheben und liege halbtodt da, er werde ihm jedoch alle mögliche Hilfe leisten. Lorenzo beauftragte den Goldschmied, für ihn und den Kranken Speise herbeizuschaffen, ließ das Pestzeichen an das Haus befestigen und ritt seines Wegs, indem er in Worten und Geberden nun reges Mitleid mit dem Arzte an den Tag legte. Der Krankenwärter ging zum Monaco hinein, der vor Lust und Lachen fast bersten wollte. Der Goldschmied brachte Essen in Menge, im Hause selbst fanden sie Pöckelfleisch und zapften ein Fäßchen trefflichen Wein an und hielten so für den Abend einen wahrhaft päpstlichen Schmaus. — Unterdessen hatte Meister Manente die Nacht und den folgenden

Tag ununterbrochen geschlafen und wußte, als er sich bei seinem Erwachen im Bett und im Dunkeln wiederfand, sich nicht zu besinnen, wo er sei, zu Hause oder anderswo. Bei sich selbst darüber nachdenkend erinnerte er sich endlich, wie er in den Affen zuletzt mit Burchiello, mit dem Succia und mit dem Makler Biondo getrunken hatte, darauf eingeschlafen und nach seinem Dafürhalten nach Hause gebracht worden war. Er sprang aus dem Bette, tastete vorsichtig nach einem Fenster rings umher, fand aber keines, wo er glaubte, es müsse eines sein; so tappte er denn fort, bis er die Thüre eines Abtritts fand. Dort entleerte er die Flüssigkeit, wozu es ihn sehr drängte, und verrichtete seine Nothdurft, drehte sich dann wieder in dem Gemache umher und kehrte endlich voll Angst und Erstaunens in das Bette zurück, denn er wußte gar nicht mehr, ob er in dieser oder in der andern Welt lebte. Er durchlief in seinem Gedächtnisse Alles, was ihm begegnet war, von Neuem; da ihm aber allmälig der Hunger zu kommen anfing, fühlte er sich mehrmals versucht zu rufen. Doch hielt ihn die Angst zurück, er schwieg und wartete ruhig zu, was aus ihm werden sollte. — Lorenzo hatte unterdessen bereits die Anordnung zu weiterer Durchführung seines Planes getroffen, er steckte heimlich die beiden Diener in weiße Mönchskutten, die bis auf den Boden reichten und setzte ihnen einen großen Kopf auf nach Art derer in der Knechtegasse, welche aussehen als lachten sie, solche setzte er ihnen aufs Haupt oder eigentlich auf die Schultern auf; die Köpfe wie die Mönchskutten nahm er aus der Kleiderkammer, worin unzählige andere der verschiedensten Gattung sich befanden, und ebenso Masken, welche zum Fasching gedient hatten; einer hatte ein bloßes Schwert in der rechten Hand und in der linken eine große weiße brennende Kerze; der andere trug zwei Flaschen guten Wein bei sich und in ein Tuch gewickelt zwei Paare Brot und zwei dicke kalte Kapaunen, ein Stück Kalbsbraten und Obst nach Maßgabe der Jahreszeit.

So mußten sie leise in das Zimmer treten, in welchem der Arzt eingeschlossen lag. Da nun die Kammer von außen verschlossen wurde, schoben sie mit großem Ungestüm den Riegel weg, rissen die Thüre auf, traten ein und verschlossen plötzlich den Eingang hinter sich. Der mit dem Schwerte und der Fackel stellte sich hart an die Thüre, damit der Arzt nicht etwa hinlaufe und sie öffne. Als Meister Manente die Thüre berühren und den Riegel wegschieben hörte, schauderte er zusammen und setzte sich im Bette auf; als er aber die seltsam gekleideten Gestalten eintreten und in der Hand des einen ein Schwert blitzen sah, wurde er von solchem Staunen und Entsetzen übermannt, daß ihm der Schrei, den er ausstoßen wollte, in seinem Munde erstarb und er in Todesangst wie festgewurzelt erwartete, was mit ihm geschehen solle. Gleich darauf aber sah er, daß der andere, welcher die Eßwaaren trug, das Tuch auf einem dem Bette gegenüberliegenden Tische ausbreitete und sodann Brot, Fleisch, Wein, Flaschen und die übrigen Leckerbissen darauf stellte und ihm mit einem Winke bedeutete zuzugreifen. Der Arzt, der den Hunger leibhaftig vor sich gesehen, stand nunmehr stracks auf und fuhr im Hemde und ohne Unterkleider, wie er war, auf die Lebensmittel los; jener aber zeigte ihm auf einen Schlafrock und ein Paar Pantoffeln, die auf einem Ruhebette lagen und bedeutete ihm beides anzulegen, worauf Meister Manente dann mit dem besten Appetite von der Welt sich über das Essen hermachte. Mit Blitzesschnelle öffneten nun die beiden Gestalten die Thüre, glitten aus dem Gemach, schoben den Riegel vor und ließen jenen ohne Licht zurück. Sodann zogen sie sich aus und erstatteten dem Erlauchten ausführlichen Bericht. Meister Manente fand seinen Mund auch in der Dunkelheit mit seinen Kapaunen und dem Kalbsbraten, trank aus der Flasche und lüpfte ganz erstaunlich, indem er bei sich selbst sprach: Es geht mir doch nicht gar zu schlimm. Sei es wie es will, so viel weiß ich, wenn

ich sterben muß, so will ich heute nicht mit leerem Magen sterben.

Er legte die Überbleibsel seiner Mahlzeit, so gut es gehen wollte, in das Tischtuch zusammen und kehrte in sein Bett zurück, wobei es ihm doch seltsam bedäuchte, so allein im Dunkeln zu sein, ohne zu wissen, wo und wie und von wem er hierhergebracht worden und wann er von hier loskommen werde. Doch wenn er sich der lachenden Carnevalsmasken erinnerte, so mußte er auch lachen, denn das schmackhafte Essen war ihm ganz recht gewesen und er lobte vornehmlich den guten Wein, von welchem er nicht viel weniger, als eine Flasche, ausgestochen hatte. Des festen Glaubens, es sei Alles nur ein von seinen guten Freunden angelegter Schwank, überließ er sich der Hoffnung, über lang oder kurz das Licht des Tages wieder zu erblicken, und in diesen angenehmen Vorstellungen versank er in Schlaf. — Am Morgen trat der Krankenwärter bei Zeiten an das Fenster und rief offen den Nachbarsleuten und dem Goldschmied zu, der Meister habe die Nacht über leidlich geschlafen, die Pestbeule komme heraus, er unterstütze ihn mit Mehlumschlägen und habe die beste Hoffnung. Als es nun Abend wurde, fand der Erlauchte zur Fortsetzung seines Scherzes die beste Gelegenheit und ein Vorfall kam ihm zu Statten, worauf er dem Monaco und dem Krankenwärter zu wissen thun ließ, was sie zu thun hatten. Es war nämlich an diesem Tage um die dritte Morgenstunde ein Roßkamm, der sich Francioſino nannte, indem er auf dem Platz von Santa Maria Novella ein Pferd zuritt und galoppiren ließ, mit ihm gestürzt und hatte durch einen mir nicht näher bekannten Umstand dabei den Hals gebrochen, während das Pferd nicht den mindesten Schaden nahm. Die Leute eilten hinzu, um ihm aufstehen zu helfen, fanden aber, daß er bereits das Bewußtsein verloren hatte. Man nahm ihn daher auf und trug ihn in das nahegelegene Hospital von San Pagolo; dort

zog man ihn aus, um zu sehen, ob man ihn wieder zum Leben bringen könne, fand ihn aber todt und das Genick gebrochen. Daher machte man die wenigen Kleider, die er auf dem Leibe gehabt, zu Geld, und einige Freunde übergaben ihn als Fremden den Brüdern von Santa Maria Novella, um ihn nach der Vesper zu beerdigen. Diese brachten ihn in eines der Gräber außen unter der Treppe, der Hauptthüre der Kirche gegenüber. Monaco und sein Gesellschafter hatten von der Willensmeinung Lorenzo's Kunde erhalten: um das Ave Maria trat der Wärter an das Fenster und rief, der Arzt habe einen so bedenklichen Anfall bekommen, daß er alle Hoffnung aufgebe; die Pestbeule verenge ihm dergestalt den Hals, daß er kaum zu Athem kommen könne, geschweige denn zu reden im Stande sei. Deshalb erschien der Goldschmied am Hause und wünschte, seinen Schwager doch noch ein Testament machen zu lassen. Der Wärter gab ihm aber zu bedenken, daß dies jetzt doch nicht wohl thunlich sei, und so wurden sie einig, den Kranken des andern Morgens, wenn er sich bis dahin nicht gebessert habe, beichten und communiciren und seinen letzten Willen aufsetzen zu lassen. Indessen kam die Nacht, und als zwei Drittheile derselben vorüber waren, gingen die zwei Diener heimlich im Auftrage des Erlauchten auf den Kirchhof von Santa Maria Novella, nahmen den Franciosino aus dem Grabe, in das er kurz zuvor gebracht worden war, und trugen ihn auf dem Rücken in die Grabenstraße in das Haus des Meister Manente. Monaco und der Wärter harrten an der Thüre, nahmen ihn stille ab und brachten ihn hinein, die Stallknechte aber entfernten sich wieder, ohne von jemand gesehen worden zu sein. Monaco und der Wärter machten ein großes Feuer auf, tranken wacker und machten dem Todten ein Kleid von schöner neuer Leinwand. Sodann verbanden sie ihm den Hals mit gesalbtem Werg, machten ihm durch

Draufschlagen ein geschwollenes blaues Gesicht und legten ihn ausgestreckt auf einen Tisch im Erdgeschosse nieder. Auch setzten sie ihm ein großes Baret auf, welches Meister Manente an Ostern zu tragen pflegte, bedeckten ihn über und über mit Pomeranzenblättern und gingen schlafen. Der Tag aber war nicht so bald erschienen, als der Wärter unter Thränen der Nachbarschaft und den Vorübergehenden kund that, wie Meister Manente gegen Tages Anbruch aus diesem irdischen Leben dahingeschieden sei. Die Nachricht verbreitete sich augenblicklich durch ganz Florenz; als daher der Goldschmied es vernommen, lief er eilends hin und vernahm von dem Wärter den ganzen Hergang umständlich; und da nun keine andere Hilfe war, beschlossen sie, ihn am Abend zu bestatten. Der Goldschmied ließ es dem Gesundheitsamte anzeigen und so warteten sie bis dreiundzwanzig Uhr d. i. eine Stunde vor Sonnenuntergang, nachdem sie auch die Brüder von Santa Maria Novella und die Priester von San Pagolo benachrichtigt hatten, bis zu der festgesetzten Zeit jeder an seinem Platze war. Mönche und Weltgeistliche zogen ein Stück Weges voraus, dann kamen die Pestleichenträger in ziemlicher Entfernung und nahmen aus dem Unterstock des Hauses den Roßkamm Franciosino an Statt des Arztes Meister Manente, wofür sie ihn unzweifelhaft hielten, sowie alle die ihn sahen, obgleich allgemein behauptet wurde, er sei sehr entstellt; man dachte aber, das komme von der Krankheit, und einer sagte zum andern: Sieh doch zu, wie der Flecken im Gesichte hat. Es hat ihm doch recht mitgespielt, das muß ich sagen.

Die Mönche und Priester schritten nun singend in die Kirche, um die heiligen Gebräuche zu vollziehen, die Träger aber warfen in das erste Grab, das sie an der Treppe fanden, kopfüber den Todten hinab, verschlossen es so schnell als möglich wieder und gingen an ihre Geschäfte zurück. Dem ganzen Leichenbegängnisse hatten aus

der Ferne Tausende zugesehen, die sich die Nasen zuhielten, an Essig, Blumen und Kräuter rochen und die feste innerliche Überzeugung nährten, daß Meister Manente vor ihren Augen zur Erde bestattet worden sei. Seine Gestalt war auch um so leichter nachzuahmen, weil dazumal jedermann mit geschorenem Barte ging, und da man die Leiche aus seinem Hause herauskommen sah und mit dem Hute, der ihm das halbe Gesicht bedeckte, zweifelte niemand an der Sache. Als nun der Todte aus dem Hause entfernt und beerdigt war, empfahl der Goldschmied das Haus und die Habe dem Wärter und ging hin, um ihm ein Nachtessen zu schicken, und zwar ein gutes, damit er mit um so größerem Eifer und Liebe seine Schuldigkeit thue. Dann sandte er einen Eilboten an seine Schwester mit der Nachricht, ihr Mann sei schon gestorben und begraben, sie möge also nicht nach Florenz kommen, sondern ihm und seiner Besorgung Haus und Eigenthum allein übergeben, im Übrigen sich trösten und zufrieden leben, um nur auf die Erziehung ihres Söhnleins Bedacht zu nehmen. — Beim Anbruch der Nacht und nachdem sich Monaco mit Speise und Trank gütlich gethan, wobei er sich sehr in Acht nahm, nicht gesehen zu werden, ließ er den Diener allein und schlich sich ganz leise nach Hause. Am folgenden Tage besuchte er Lorenzo; sie lachten miteinander über den Streich, der ihnen so wunderbar gelungen war, und trafen die fernern Anordnungen, um ihn zu Ende zu führen. So gingen vier bis sechs Tage hin, während welcher indeß nicht versäumt worden war dem Arzte Morgens und Abends reichliches Essen zu schicken durch die zwei Verkleideten mit den großen immer auf gleiche Weise lachenden Köpfen. Eines Morgens nun, vier Stunden vor Tag wurde auf Antrag des Erlauchten das Zimmer von den zwei Großköpfen geöffnet und der Arzt zum Aufstehen bewogen. Durch Geberden nöthigten sie ihn ein Kamisol von rothem Wollenzeug und ebenso ein Paar

lange Hosen nach Matrosenart aus demselben Stoffe anzuziehen und eine griechische Mütze aufzusetzen, legten ihm sodann Handschellen an, warfen ihm den Regenmantel über den Kopf und wickelten ihn darein, sodaß er keinen Stich mehr sah. In dieser Vermummung führten sie ihn aus dem Zimmer und geleiteten ihn in den Hof; er war aber so bekümmert und voll Herzensangst, daß er zitterte, als hätte er das Fieber. Dann hoben sie ihn auf und legten ihn in eine Sänfte, welche von zwei sehr rüstigen Maulthieren getragen und so gut verschlossen wurde, daß von innen nicht geöffnet werden konnte. Nun ging es auf und davon nach dem Kreuzthore, die zwei Stallknechte in ihrer gewöhnlichen Tracht machten die Zugführer; bei ihrer Ankunft wurde das Thor plötzlich geöffnet und sie zogen lustig ihres Weges weiter. Meister Manente fühlte sich getragen, ohne zu wissen, von wem und wohin, weshalb er in Angst und großem Erstaunen war. Als er aber später, sobald es Tag ward, die Stimme der Landleute und den Trott der Thiere vernahm, war er im Zweifel, ob er träume, doch nahm er sich vor, gutes Muths zu sein und sprach sich selber tröstend zu. Die Diener aber redeten nichts, was man hören konnte, und gingen weiter, ruhten aus und aßen, wenn es ihnen gelegen war, und richteten sich so ein, daß sie gerade um Mitternacht in der Einsiedelei von Camaldoli ankamen. Der Guardian empfing sie freundlich an der Pforte, ließ die Sänfte ein und begab sich mit ihnen, nachdem sie die Maulthiere in den Stall gebracht, durch sein Zimmer in ein kleines Nebengemach und von dort durch eine Schreibstube in einen kleinen Saal, wo der Guardian das Fenster hatte vermauern lassen und das mit einem kleinen Bette, einem Tische und Schemel, auch einem Kamine und einer andern Nothwendigkeit versehen war. Das Zimmerchen ging auf einen sehr hohen einsamen Abhang, wohin sich weder Menschen noch Thiere jemals verirrten; es war an dem entlegensten Theile des Klosters.

Man hörte von dort niemals ein Geräusch, außer von Wind und Gewitter, und manchmal das Glöcklein, welches zum Ave Maria oder zur Messe läutete oder die Klosterbrüder zur Mittags- und Abendmahlzeit rief. So schien es den Knechten zu ihrem Vorhaben sehr tauglich zu sein. Sie gingen in das Gastzimmer zurück, wo sie den Tragsessel hatten stehen lassen, zogen den Arzt, halbtodt vor Hunger und Durst und durch die Ermüdung und Angst in einem Zustande, daß er sich kaum auf den Füßen halten konnte, hervor, wickelten ihm den Kopf abermals ein und schleppten ihn in das für ihn eingerichtete Gemach, wo sie ihn auf seine Lagerstatt absetzten und ihn, ohne ihm jedoch die Handschellen abzunehmen, sich selbst überließen. Darauf entfernten sie sich und begaben sich nach dem Zimmer des Guardians, wohin auf ihr Gebot sogleich zwei Laienbrüder kamen, um durch Anschauung den vollständigen Unterricht darüber zu erhalten, was sie zu thun hätten in Beziehung auf die fernere Obhut und Bedienung des Meisters Manente, wozu sie indeß von dem Erlauchten besondere Weisung erhalten hatten. Die Diener hatten indessen die Kleider angezogen, welche sie früher getragen hatten, nebst den lachenden Köpfen, mit dem Schwerte, der Fackel, kurz ganz mit demselben Aufzug, den sie in Florenz gehabt hatten. So überbrachte man dem Arzt ein reichliches Abendessen, welches der Bruder hatte zurüsten lassen. Sobald Meister Manente die zwei Großköpfe in der gewohnten Weise erscheinen sah, erheiterte er sich vollständig. Sobald der Truchsäß die Speisen auf den Tisch gestellt hatte, ging er auf ihn zu, nahm ihm die Handfesseln ab und bedeutete ihm, sich in gewohnter Weise zu verhalten. Meister Manente voll Hunger und Durst stürzte sich wie ein Taucher auf den Boden herab und verschlang was er Eßbares und Trinkbares vorfand. Die Beiden aber öffneten die Thüre, gingen sogleich wieder weg und ließen ihn im Dunkel zurück. Um alles mit anzusehen waren die Laienbrüder

auf den obern Boden gegangen, hatten ganz leise einen Backstein ausgehoben und durch die Öffnung alles Einzelne, was unten vorging, genau gesehen. Dann gingen sie dahin, wo die Knechte waren, welche sich auszogen und jenen die Kleider nebst den andern Siebensachen übergaben. Sodann aßen diese und erfrischten sich und da sie ganz müde und schlaftrunken waren, gingen sie zur Ruhe. Des andern Morgens aber nachdem die Knechte ausgeschlafen und ihr Frühstück eingenommen hatten, ermahnten sie nochmals den Guardian und die Laienbrüder, wenn sie dem Gefangenen Morgens und Abends seine Lebensmittel bringen, ja genau immer dieselben Gebräuche zu beobachten, dann nahmen sie Abschied und traten mit ihrer Sänfte den Rückweg an nach Florenz, wo sie dem Erlauchten zu seiner großen Freude und Erheiterung ausführlich über alles Einzelne Bericht abstatteten. — Unterdessen hatte der Krankenwärter seine Pestwache beendigt, war, von dem Goldschmied bezahlt, nach Santa Maria Nuova zurückgekehrt und hatte Haus und Habe Manente's jenem wieder übergeben. Meister Manente's Gattin kam in Witwenkleidern nach Florenz zurück; sie betrauerte mit ihrem Söhnchen und ihrer Magd einige Zeit den Tod des Gatten und lebte in ziemlicher Behaglichkeit. — Die Laienbrüder brachten jeden Abend und jeden Morgen, wie sie es gesehen hatten, zu gewissen Stunden dem Arzte zu essen, und dieser beschäftigte sich, da er nichts Besseres zu thun wußte, mit nichts anderem, als seinen Bauch zu füllen und zu schlafen, und sah niemals Licht, als wenn jene ihm die Nahrung brachten. Er konnte sich nicht vorstellen, wo er war, noch wer seine Diener waren, er fürchtete in irgend ein verzaubertes Schloß gerathen zu sein. So that er nichts, als essen und trinken in Fülle und träumen und, wenn er wachte, Luftschlösser bauen. — Um diese Zeit begab es sich, daß Lorenzo, wegen sehr wichtiger Angelegenheiten des Staats und der städtischen Verwaltung, aus Florenz

sich entfernen mußte; es dauerte ein Paar Monate, bis er zurückkam, und hernach war er wieder mit höchst dringenden Angelegenheiten beschäftigt, sodaß er einige Zeit gar nicht mehr an Meister Manente dachte, bis er eines Tages zufällig einen der Camaldolenser Mönche vorüberreiten sah, welche die Geschäfte des Klosters besorgen. Da fiel ihm denn plötzlich der Arzt ein. Der Erlauchte ließ den Mönch rufen und gab ihm, da er von ihm hörte, er gehe am nächsten Morgen nach der Einsiedelei zurück, einen Brief, mit dem Auftrage, ihn in seinem Namen dem Guardian zuzustellen. Der Mönch übernahm das Schreiben ehrfurchtsvoll und versprach, es richtig zu bestellen, was er seiner Zeit und seines Ortes that. — Es war bis dahin mancherlei Neues vorgefallen. Zuerst hatte sich Manente's Weib nach sechsmonatlicher Witwenschaft abermals verheirathet an einen Goldschmied Michelagnolo, den Genossen ihres Bruders Niccolajo, welcher ihr sehr dazu zugesprochen, ja sie inständig gebeten hatte, weil dadurch dann der Gesellschaftsvertrag auf zehn Jahre befestigt wurde. Darauf war Niccolajo zu ihr ins Haus gezogen und mit dem Vormunde eins geworden, die Erziehung des Knaben zu besorgen. Von dem Hausgeräthe hatte er ein Inventar aufnehmen lassen und führte ein Leben voller Freude mit seiner Brigida, so hieß die Frau, welche sich bereits von ihm schwanger fühlte. — Der Guardian hatte wohl gehört, daß der Erlauchte verreist sei; da er ihm aber keine andern Verhaltungsbefehle zugesandt, folgte er der bisherigen Ordnung; und da Meister Manente, als die Kälte eintrat, sich sehr unbehaglich fühlte, versah er ihn mit Kohlen, von denen er durch die ihm aufwartenden Großköpfe einige Säcke hintragen und in einen Winkel des Gemachs werfen ließ. Dann wurde ihm das Kamin angezündet und er mit Pantoffeln und Kleidern zum Anziehen und für das Bett versehen. Ferner ließ er die Decke oben durchbrechen und ihm ein Lämpchen herabhängen, welches Tag und Nacht brennend unter-

halten wurde, sodaß es ihm das Zimmer einigermaßen erhellte. So unterschied der Arzt wenigstens, was er aß, und sah, was er that; und um einigermaßen die Unbekannten zu belohnen, welche ihm diesen Vortheil zuwandten, sang er manchmal seine Trinklieder, die er am feuchten Tische einst mit seinen Zechbrüdern zu singen pflegte, und dichtete manchmal aus dem Stegreife; und da er eine schöne Stimme und eine gute Aussprache hatte, sagte er oftmals Stanzen her aus Lorenzo's neu erschienenen Liebeswäldern, womit er den Laienbrüdern und dem Guardian, die ihn allein hören konnten, das größte Vergnügen bereitete. Auf diese Weise vertrieb er sich die Zeit, so gut er konnte, und hatte die Hoffnung fast ganz aufgegeben, jemals wieder das Sonnenlicht zu schauen. — Indessen kam der, welcher dem Pater Guardian den Brief des Erlauchten überbrachte, woraus er den Willen und die Anordnung Lorenzo's vollständig erfuhr; er befahl den Laienbrüdern desselbigen Tages, in der folgenden Nacht zwei bis drei Stunden vor Tag ihn hinwegzuführen, und sagte ihnen, wie und wohin und in welchem Zustande sie ihn verlassen sollten. Als es nun Zeit war, kleideten sich diese in der gewohnten Weise an, gingen zu dem Arzte, hießen ihn aufstehen und brachten ihn mit Geberden dahin, sich in Matrosentracht anzuziehen. Dann legten sie ihm die Handschellen und einen schlechten Mantel an mit einer Kapuze, die bis aufs Kinn ging und führten ihn hinweg. Diesmal dachte Meister Manente, das Ziel seines Lebens sei gekommen, er habe nun den letzten Bissen Brot gegessen. Über die Maßen betrübt, ließ er sich, um nicht noch schlimmer anzukommen, von jenen führen, welche zwei Stunden oder noch länger stark gingen über Stock und Stein immer weiter, bis sie in die Nähe von Vernia kamen, wo sie den Arzt an den Stamm einer sehr hohen Tanne in einem tiefen Thale mit Zaunrüben anbanden, ihm sodann den Mantel und die Handschellen abnahmen und den Hut tief in die Augen drückten.

So ließen sie ihn an den Baum gebunden und flohen mit Windeseile von dannen und auf dem kürzesten Wege, wiewol sie ihre Fackel ausgelöscht hatten, zurück nach Camaldoli, ohne daß jemand sie bemerkt hatte. — Allein geblieben und nur schlaff und los gebunden spitzte Meister Manente eine Zeit lang in ängstlicher Besorgniß die Ohren, und da er nicht das mindeste Geräusch mehr um sich hörte, fing er allmälig an, die Hände an sich zu ziehen, indem er sich von seinen leichten Fesseln ohne Schwierigkeit befreite. Ebenso schob er den Hut vor seinen Augen hinweg, schlug sie empor und erblickte zwischen den Bäumen hindurch ein Stück des gestirnten Himmels, woraus er sich zu seiner größten Freude und Verwunderung überzeugte, im Freien und außer dem Kerker zu sein. Er ließ die Augen umherschweifen und schaute genauer aus, denn schon begann es Tag zu werden. Da sah er die Tannen um sich her und das Gras unter seinen Füßen: so hielt er sich überzeugt, in einem Walde zu sein. Er erwartete indessen noch immer etwas Neues und Ungewöhnliches und blieb daher still und regungslos auf seinem Platze stehen, und hatte kaum den Muth zu athmen, um nur nicht gehört zu werden, denn er meinte noch fortwährend, die lachenden Larven sich auf der Haube zu sehen, wie sie ihm wieder die Handfesseln anlegen und ihn von dannen führen wollen. Erst als es heller lichter Tag um ihn ward, die Sonne mit ihren leuchtenden Strahlen schon jedes Dunkel durchdrang und er weder Menschen noch Thiere in seiner Umgebung sah, faßte er das Herz, auf einem schmalen Fußpfade die steile Anhöhe vor sich emporzuklimmen, um aus diesem Thale wegzukommen, und war nun endlich seiner Sache gewiß, wieder in die Welt eingetreten zu sein. Er war nicht über eine Viertelmeile weit gegangen, so hatte er den Gipfel des Berges erreicht und kam auf eine sehr besuchte Straße, auf welcher er einen Fuhrmann einherkommen sah mit drei mit Getraide beladenen

Mauleseln. Er ging ihm rasch entgegen und fragte ihn nach der Gegend und wie der Ort heiße, an welchem er sich befinde. Der Mauleseltreiber antwortete rasch, es sei die Vernia, und fügte hinzu: Was Teufels bist du blind? Siehst du nicht dort San Francesco?

Dabei wies er auf die Kirche, welche am Berge stand und nicht viel über zwei Armbrustschußweiten von ihnen weg lag. Meister Manente dankte ihm, fühlte sich nun sogleich wieder in der Gegend zu Hause, die er mit seinen Freunden öfters zum Vergnügen besucht hatte, und pries und lobte Gott, indem er die Hände zum Himmel emporhob und sich wie neugeboren fühlte. Er schlug den Weg zur Rechten ein und ging in seinem rothen Fischeranzuge stracks auf das Kloster zu, wo er frühzeitig ankam und einen Mailänder Edelmann antraf, der in Gesellschaft eines andern Mailänders mit Pferden und Dienern aus Florenz gekommen war, um diesen heiligen Ort zu besuchen, an welchem der andächtige San Francesco Buße gethan hatte. Am vergangenen Abende aber hatte er ausgleitend sich den Fuß aufgeschlagen und verrenkt und sodann durch eine zugetretene Erkältung sich in der Nacht eine Geschwulst und solche Schmerzen zugezogen, daß er sich am Morgen weder regen noch die geringste Berührung dieses Gliedes ertragen konnte, sodaß er sich gezwungen sah, das Bett zu hüten. Auf Anrathen der Mönche wollte er eben nach Bibbiena schicken, um einen Arzt kommen zu lassen, als Meister Manente mit einem Gruße vor sie trat und nachdem er sich die Ursache des Übels des Edelmanns hatte sagen lassen, die Brüder versicherte, sie haben nicht nöthig, anderwärts nach Ärzten auszusenden, denn er getraue sich, den Edelmann in einer halben Viertelstunde von seinen Schmerzen zu befreien und bis zum andern Morgen gänzlich wiederherzustellen. — Wenn auch Meister Manente für einen Arzt in einem seltsamen Aufzuge erschien, so flößte sein Äußeres wie seine Rede dem Mailänder dennoch Vertrauen ein. Er ließ

ſich daher von den Brüdern Roſenöl und Myrtenpulver bringen, beſtrich ihm die offene Wunde, richtete das ausgerenkte Bein ein, ſalbte ihn aufs Beſte, bepülverte ihm den Fuß und verband ihn ſehr feſt, ſodaß der Schmerz ſogleich aufhörte und der Kranke die Nacht über ruhig ſchlief, während er in der vergangenen Nacht hatte kein Auge zuthun können. Am kommenden Morgen ſtand er auf und fand ſich ſo frei, daß er nicht nur den Fuß auf den Boden ſetzte, ſondern ſelbſt leicht umhergehen konnte. Er ließ ſich daher die Pferde ſatteln, trank mit den Mönchen, ſchenkte dem Arzte zwei Ducaten und begab ſich auf den Rückweg nach Florenz. Der vergnügte Meiſter Manente nahm gleichfalls die Gaſtfreundſchaft der Mönche in Anſpruch, verabſchiedete ſich ſodann von ihnen und ſchlug den Weg nach Mugello ein, um auf ſein Landgut zu gelangen, welches er nach einem rüſtigen Marſche Abends im Augenblicke des Sonnenuntergangs erreichte. Er rief nun ſeinen Bauern laut bei Namen, erhielt aber von einem kleinen Jungen die Antwort, derſelbe ſei jetzt auf einer andern, eine gute Strecke entfernten Meierei. Dem Arzte kam dieſe Antwort wunderlich vor, und er konnte ſich nicht darüber beruhigen, daß ſeine Frau ohne ſeine Zuſtimmung den Mann verabſchiedet und das Gut anderweit verpachtet habe; er ſagte auch zu dem Burſchen, er ſolle ſeinen Vater herbeirufen, und ſetzte dieſem auseinander, wie er ein großer Freund ſeines Gebieters ſei und ihn bitte, für die Nacht ihm ein Unterkommen zu gewähren. Da ihn der Landmann aber auf dieſe Weiſe gekleidet ſah, faßte er Verdacht und beantwortete nicht ſogleich ſein Verlangen. Indeſſen wußte Meiſter Manente den Zweifelhaften ſo wohl zu überreden und zu beſchwichtigen, daß er es am Ende zufrieden war und ihn aufnahm; beſonders tröſtete es ihn, daß er keine Waffen bei ihm wahrnahm; doch hatte er ſich vorgenommen ihn hinten in die Hütte zu verweiſen. Er nahm ihn alſo ins Haus, der Tiſch wurde

gedeckt und sie hielten eine magere Abendmahlzeit. Entschlossen sich nicht zu entdecken, richtete Meister Manente durchaus keine Fragen in Betreff des Gutes und seines Weibes an den Bauer; da er aber auf einem Brette ein Schreibzeug und Papier erblickte, denn der Pachter war zugleich der Schulze der Gemeinde, so forderte er Schreibzeug und es wurde ihm gebracht. Er schrieb nun einen kurzen Brief an seine Frau und sprach zu dem jungen Bauerburschen: Ich gebe dir einen Carlin, geh mir morgen früh bei Zeit nach Florenz und gib diesen Brief deiner Herrin, die wird dir dann schon sagen, was du weiter zu thun hast.

Dieser stimmte mit Genehmigung seines Vater zu, führte den Arzt auf das Stroh und verschloß den Schuppen hinter ihm. Meister Manente ließ sich alles geduldig gefallen und sagte bei sich selbst: Morgen wirst du schon die Mütze vor mir abziehen und dich glücklich schätzen, wenn ich dich im Dienste behalte.

So richtete er sich auf seinem Strohlager ein, so gut er konnte, und schickte sich zum Schlafen an. Am Morgen sobald es zu dämmern anfing, machte der Bursche, der schon am Abend zuvor den Carlin und den Brief erhalten hatte, sich nach Florenz auf, kam um die Zeit des Frühmahls an das Haus seines Gutsherrn und übergab der Mona Brigida den Brief, welchen sie sogleich erbrach und worin sie die Hand ihres ersten Gemahls zu erkennen glaubte. Als sie ihn aber las, wurde sie von Schmerz und Erstaunen dermaßen ergriffen, daß sie nahe daran war, in Ohnmacht zu fallen, und gar nicht wußte, ob sie nur noch in der Welt sei. Sie fragte aber den Bauern umständlich nach Alter, Gestalt und Angesicht des fremden Mannes, welcher ihn abgesandt, hörte mit immer wachsendem Erstaunen und Schmerz zu und ließ alsbald durch ihre Magd ihren Gatten Michelagnolo aus der Werkstätte zu sich entbieten. Er kam, las den Brief und war auch seinerseits ihrer Meinung, daß die Hand-

schrift der des Meisters Manente gleichsehe, ja genau dieselbe sei, wußte aber freilich auch gewiß, daß dieser todt sei, und wußte somit ebenso gewiß, daß das Schreiben von jemand anders herrühren müsse, und das müsse ein rechter Gauner sein, der die Frau auf eine so unerhörte Weise zu überlisten gedenke. Der Inhalt des Briefes war nämlich folgender: er thue seiner geliebten Gattin hiermit zu wissen, daß er nach mannichfaltigen und seltsamen Schicksalen und nachdem er länger als ein Jahr in steter Todesangst eingesperrt gehalten worden, endlich wie durch ein Wunder Gottes aller Gefahr entronnen sei, wie er ihr mündlich alles umständlich erzählen werde; gegenwärtig beschränke er sich darauf, ihr zu sagen, daß er frisch und gesund auf ihrem Landgute angekommen sei, und sie zu bitten, dies in Florenz überall bekannt zu machen, ihm sein Maulthier, seinen Rock, Regenmantel, die großen Stiefel und den Hut hinauszusenden und dem neuen Pächter kund zu thun, daß er als Meister Manente ihr Ehegatte sein Gebieter sei, damit er ihm sein Haus eröffne, um die Nacht über bequem zu ruhen und am andern Morgen zeitig nach Florenz zu kommen und sie zu trösten. — Michelagnolo schrieb nun voll Gift und Galle im Namen seiner Frau einen Brief, der Hände und Füße hatte, und drohte ihm, wofern er nicht ungesäumt seines Weges ziehe, selbst zu ihm hinauszukommen, um ihn tüchtig abzuprügeln oder ihm den Büttel über den Hals zu schicken. Zudem gab er dem Bauernjungen noch den mündlichen Auftrag an seinen Vater mit, den fremden Abenteurer zum Henker zu jagen. Der Junge ging eilig nach seinem Dorfe und Michelagnolo kehrte in seine Werkstatt zurück, Brigida aber blieb in schmerzlicher Verwunderung befangen zu Hause. — Desselben Morgens lustwandelte Meister Manente nach dem Vogelherde, etwa drei Meilen von seinem Gute, gab sich aber dem Wirthe, der sein Freund war, nicht zu erkennen, sondern gab sich für einen Albanesen aus;

er speiste lustig und wohlgemuth mit ihm zu Mittag und schlenderte am Abend in der besten Stimmung nach Hause, wo er in der festen Überzeugung, als Herr anerkannt und empfangen zu werden, sich schon vorgesetzt hatte, einem Paar Kapphähnen die Hälse umdrehen zu lassen, die er am Morgen hatte mit den Schnäbeln auf der Tenne herumpicken sehen. — Er war kaum in die Nähe seiner Wohnung gelangt, als ihm der bereits zurückgekehrte Knabe entgegengelaufen kam und mit einem sauern Gesichte, ohne nur einen Bückling zu machen, den Brief, der ohne Aufschrift und Siegel war, einhändigte. Hierüber verwunderte sich Meister Manente gleich von vorn herein und es betrübte ihn; ja, es däuchte ihn der Anfang zu einem traurigen Ende. Als er ihn aber seiner ganzen Länge nach durchlesen hatte, gerieth er vor Staunen und Schmerz so außer sich, daß er weder todt noch lebendig schien. Mittlerweile kam auch der alte Bauer hinzu, dem der Sohn bereits seine mündliche Botschaft ausgerichtet hatte, und sagte ihm mit dürren Worten, er möge sich nach einer andern Herberge für die Nacht umsehen, da sein Herr ihm befohlen habe, ihm unverzüglich die Thüre zu weisen. Wie empfindlich es den armen Meister Manente auch kränken mußte, sich also von demjenigen aus seinem Eigenthum verwiesen zu sehen, von dem er nach der Ankunft des Briefes als Gebieter anerkannt zu werden hoffte, so erwiderte er ihm doch gefaßt und sanftmüthig, er werde gehen. Er gerieth beinahe auf die Vermuthung, daß er ein anderer geworden sein möge oder daß es mehr als einen Meister Manente auf der Welt geben müsse, und fragte den Landmann um den Namen seines Herrn. Er empfing die Antwort, es sei der Goldschmied Michelagnolo und seine Frau sei Mona Brigida. Der Arzt erkundigte sich ferner, ob diese Mona Brigida schon früher verheirathet gewesen sei und ob sie Kinder habe.

Ja, antwortete ihm der Bauer, sie hatte früher

einen Arzt, der, wie ich höre, Meister Manente hieß und ihr, als er an der Pest starb, ein Söhnlein Namens Sandrino hinterlassen hat.

Weh mir, fiel ihm der Arzt in die Rede, was sagst du mir da?

Dann fing er an, ihn nach allen Umständen auszuforschen. Der Pächter bedeutete ihm aber, er wisse sonst nichts zu sagen, er sei von Casentino gebürtig und habe erst seit dem August das Gut bezogen. Entschlossen, sich nicht weiter zu erkennen zu geben, schied Meister Manente, da es noch zwei volle Stunden Tag blieb, von dem Bauersmann und begab sich unverzüglich auf den Heimweg nach Florenz, in der Meinung, seine Frau und Verwandten müssen in einem seltsamen Irrthume befangen ihn für todt gehalten haben und eben auf diese Weise zu ihren folgeschweren Schritten verleitet worden sein, denn er kannte den Goldschmied, den Genossen seines Schwagers recht wohl. Unter tausenderlei Gedanken rüstig zuschreitend langte er noch spät Abends im Wirthshaus zum Mühlstein, eine Meile von der Stadt, an; er kehrte daselbst ein, aß nur ein Paar weichgesottene Eier und legte sich zu Bette, wo er sich hin- und herwälzte, ohne auch nur ein Auge schließen zu können. Des andern Morgens stand er bei Zeit auf, bezahlte den Wirth, schlich ganz sachte nach Florenz und betrat die Stadt in der oben erzählten Verkleidung, sodaß er von niemand erkannt wurde, wiewol er viele seiner Bekannten und Freunde auf der Straße traf. Er durchwanderte die halbe Stadt und gelangte endlich auf die Grabengasse, wo er eben seine Frau und den Knaben von der Messe heimkehrend ins Haus treten sah. Er war versichert, daß sie ihn gesehen hatte, und doch machte sie kein Zeichen, daß sie ihn kenne; deshalb änderte er mit einem Male seinen Entschluß und anstatt sie anzureden ging er nach Santa Croce, um seinen Beichtvater Meister Sebastiano aufzusuchen, denn er dachte, er müßte

ein guter Mittelsmann werden, um seine Anerkennung von Seiten seiner Frau einzuleiten; er wollte ihm Alles anvertrauen, was ihm begegnet war, und sich mit ihm berathen; als er aber im Kloster nach ihm fragte, erhielt er zur Antwort, er sei nach Bologna übergesiedelt; in Verzweiflung darüber wußte er gar nicht, was er beginnen sollte. Er lief umher, über den Platz, über den Neumarkt, den Altmarkt, er traf unter andern Bekannten und Freunden den Makler Biondo, den Trommelschläger Feo, den Meister Zenobi della Barba, den Sattler Leonardo und kam zuletzt halb von Sinnen, wie er sah, daß er fortwährend von keinem Einzigen wiedererkannt ward. Nun war es aber schon Mittagessenszeit geworden, da ging er in die Affen, wo Amadore, einst sein innigster Freund, Wein schenkte. Diesen ersuchte er, ihm beim Essen Gesellschaft zu leisten, was er auch that. Am Schlusse des Essens sagte Amadore zu ihm, er meine ihn sonst schon gesehen zu haben, könne sich aber nicht darauf besinnen wo. Meister Manente antwortete, es könne sehr leicht geschehen sein, da er lange Zeit in Florenz bei Meister Agostino in der Baderei am Platze Padella gewohnt habe, wohin er jetzt auch von Livorno zurückkehre, da er der Wasserfahrten überdrüßig sei. Während so ein Wort das andere gab, beendigten sie ihre Mahlzeit, und ohne sich zu erkennen zu geben befriedigte Meister Manente den Wirth, ging höchst bekümmert und erstaunt, daß jener ihn nicht wiedererkannt habe, hinweg, mit dem festen Vorsatze, unter allen Umständen vor Nacht noch mit seinem Weibe zu reden. Er schlenderte deshalb so lange in der Stadt umher, bis ihm die schickliche Stunde gekommen zu sein schien, nämlich bis zu dreiundzwanzig ein halb Uhr. Da klopfte er zwei mal stark an die Thüre. Die Frau sah heraus, wer es sei. Da antwortete der Arzt: Ich bin's, meine liebe Brigida! Mach' auf!

Und wer seid ihr denn? fragte jene weiter. — Meister

Manente, um nicht laut sprechen zu müssen, daß die ganze Nachbarschaft es hörte, gab zur Antwort: Komm herab, dann sollst du's hören.

Brigida hörte Meister Manente's Stimme, sah sein wohlbekanntes Angesicht, erinnerte sich des Briefes und wollte daher nicht herunterkommen, da sie irgend ein unheimliches Ereigniß befürchtete.

Sagt mir nur von unten, rief sie ihm daher zu, wer ihr seid und was ihr suchet.

Siehst du es denn nicht? antwortete der Arzt. Ich bin Meister Manente, dein echter und rechtmäßiger Ehegatte; dich suche ich, du bist meine Frau.

Meister Manente mein erster Mann könnt ihr nicht wohl sein, weil der todt und begraben ist, sagte die Frau.

Wie, Brigida? fragte der Arzt, todt? Ich bin noch nicht gestorben.

Dann fügte er bei: Sei doch so gut und mach mir auf! Kennst du mich nicht, mein holdes Herz? Bin ich denn so sehr entstellt? Mach mir doch auf, ich bitte dich, und du sollst sehen, daß ich lebe.

Ei was, fuhr Brigida fort, ihr seid wohl auch der Schelm, der mir gestern früh den Brief geschrieben. Schert euch in Gottes Namen fort, denn wehe euch, wenn euch mein Mann hier betrifft.

Es waren indessen viele Leute aus Neugier vor dem Hause zusammengelaufen und ein Nachbar nach dem andern zeigte sich am Fenster und gab sein Theil dazu. Mona Dorotea die Betschwester, welche Brigiden gerade gegenüber wohnte, hatte Alles von Anfang an mit angehört und sagte: Nimm dich in Acht, meine Tochter, das ist gewiß der Geist deines Meisters Manente, der hier umgeht, um seine Sünden abzubüßen. Er gleicht ihm vollkommen an Aussehen und Sprache. Rufe ihm ein wenig, frage ihn und beschwöre ihn, ob er etwas von dir will.

Brigida glaubte halb und halb und fing an mit kläglicher Stimme zu rufen: O du arme Seele, haſt du vielleicht etwas auf dem Gewiſſen? Willſt du ein Todtenamt? Haſt du noch ein Gelübde zu erfüllen? Sprich es nur aus, was du willſt, gebenedeite Seele, und geh mit Gott!

Wie Meiſter Manente dies hörte, kam ihm faſt die Luſt zu lachen an. Er ſagte immer, er lebe, ſie ſolle ihm nur aufmachen und er werde ſie ſchon vergewiſſern. Sie fuhr aber nichts deſto weniger fort, ihn zu fragen, ob er des heiligen Ghirigoro verlange, bekreuzte ſich, und auch Madonna Dorotea ſprach: O du Gott befohlene Seele, wenn du im Fegefeuer biſt, ſo ſag' es frei heraus, denn deine gute Frau wird für dich das Jubiläum mitmachen und dich erlöſen.

Dazu ſchlug ſie ellenlange Kreuze und rief jeden Augenblick: Requiescat in pace!

So fingen denn alle umher an ſich zu bekreuzen, beiſeit zu treten und grimmige Geſichter zu ſchneiden, denn ſchon hatte ſich ein ſtarkes Gedränge von Volk verſammelt. Als nun der Arzt ſah, daß Brigida ihm nicht mehr zuhörte, ſondern in Gemeinſchaft mit der Betſchweſter fortwährend ſich bekreuzte und ſinnloſes Zeug ſchwatzte, beſchloß er wegzugehen, da der Auflauf wuchs und er fürchten mußte, ſich ſonſt noch einen ſchlimmen Handel zuzuziehen. Er ſchlug alſo ohne weiteres die Straße nach Santa Maria Novella mit ſtarken Schritten ein; die ihm entgegenſtehende Maſſe ſtob unter mächtigem Kreuzſchlagen und Geſchrei auseinander, nicht anders, als wenn ſie wirklich einen Todten hätten wieder auferſtehen ſehen. Meiſter Manente wandte ſich daher dahin, wo jetzt die Laſtträger ſtehen, von dort ging er weiter durch die Mohrengaſſe, und eilte dann halbumſchauend durch die Gäßchen dort, da es ſchon etwas dunkel war, faſt laufend; bald erreichte er ſo den Dreifaltigkeitsplatz, von dort ging er durch Portaroſſa nach den Affen,

immer umschauend, ob die Volksmenge ihn erreiche, und sehr misgestimmt; nun blieb ihm kein ander Mittel, als am nächsten Morgen hinzugehen und seine Zuflucht zum päpstlichen Vicar zu nehmen. Da er jedoch vorher noch den Versuch machen wollte, ob ihn auch Burchiello sein vertrautester Freund und Biondo nicht wiedererkennen würden, so sagte er zu Amadore, indem er ihm Geld in die Hand drückte, daß er, wenn es irgend sein könne, gern noch denselben Abend dem Burchiello und dem Makler Biondo in seiner Gesellschaft ein Nachtessen geben möchte.

Ei, das wird schon angehen, erwiderte der Wirth; laßt mich nur machen!

Er traf in der Küche die nöthigen Anordnungen, nahm seinen Mantel um und ging nach San Giovanni, wo er den Biondo fand, den er gleich mit sich nahm, indem er ihm sagte, daß er diesen Abend in Gesellschaft eines Fremden und des Burchiello bei ihm speisen solle. Den Burchiello trafen sie im Hause und Laden zum Garbo und es bedurfte bei ihm nicht vieler Worte, um ihn zu gewinnen; denn sowie er hörte, daß es freie Zeche gebe, wandelte ihn alsbald noch größere Lust an, als die beiden selbst. Sie trafen demnach um ein Uhr nach Sonnenuntergang alle in den Affen zusammen; es mochte damals im October sein, nahe um Allerheiligen. Gleich beim ersten Anblick und zumal als er ihn reden hörte, meinte Burchiello Meister Manente zu erkennen. Dieser empfing den Burchiello mit der größten Höflichkeit, er sagte ihm, wie er, von seinem Rufe für ihn eingenommen, keinen andern Weg gefunden habe, ihn kennen zu lernen, als daß er den Wirth gebeten habe, ihn zum Nachtessen einzuladen und auch den lustigen Zecher Biondo seinen guten Freund zur Gesellschaft zu ziehen. Burchiello sagte ihm großen Dank und sie setzten sich in einem besonders für sie zugerichteten Nebenzimmer zu Tisch, wo sie in Erwartung einiger fetten Tauben und Krammets-

vögel, wie sie die Jahreszeit bot, verschiedene Gespräche begannen, in welchen Meister Manente sie mit einem Märchen über sein Leben und den Grund seines Hierherkommens bewirthete. Burchiello hatte bereits dem Biondo gesagt, daß ihm eine solche Ähnlichkeit zwischen zwei Menschen noch nie vorgekommen sei, wie seine und Meister Manente's.

Wenn ich nicht ganz gewiß wüßte, fügte er hinzu, daß er gestorben ist, so würde ich sagen, es könne kein anderer sein, als er.

Der Biondo pflichtete ihm in Allem bei. Unterweilen war Alles zugerüstet und der Wirth ließ Salat, Brot und zwei Flaschen funkelnden Wein auftragen. Sie ließen nun die Gespräche ruhen und fingen an zu essen. Burchiello und Amadore saßen an der Wand, Biondo und Meister Manente ihnen gegenüber. Während des Essens behielt Burchiello den Arzt immerdar im Auge. Beim ersten Trunk sah er ihn Meister Manente's Gebrauch üben, welcher immer zwei Gläser Wein auf einmal hinter dem Salat zu leeren pflegte und hernach jedesmal Wasser zugoß. Dies setzte ihn in großes Erstaunen. Als sodann die Tauben und die Krammetsvögel auf den Tisch kamen und der Fremde ihnen gleich die Köpfe abriß und sie auffpeiste, weil ihm der Kopf der liebste Bissen von jedem Thiere war, so war er drauf und dran loszuplatzen, hielt jedoch noch länger an, um seiner Sache gewisser zu werden. Nun kam der Nachtisch: es waren Birnen, Sancolombaner Trauben und vortrefflicher Ziegenkäse; und jetzt wurde er seiner Sache ganz gewiß; denn als der Arzt Birnen und Trauben gegessen hatte, beschloß er die Mahlzeit, ohne den Käse zu berühren, so sehr ihn auch die andern lobten; Käse aß er aber nie und er war ihm so zuwider und zum Ekel, daß er lieber seine Hände gegessen hätte. Burchiello wußte dies am besten. Da er nun ganz überzeugt war, nahm er ihm lachend die linke Hand, streifte ihm den Wamsärmel ein wenig hinauf

und erkannte ſcharf am Pulſe ein Muttermahl mit Wildſchweinsborſten, worauf er mit lauter Stimme ausrief: Du biſt Meiſter Manente, du kannſt dich nicht mehr länger verbergen.

Damit fiel er ihm um den Hals, umarmte und küßte ihn. Biondo und der Wirth waren voll Entſetzen zurückgefahren und erwarteten ängſtlich, was der Fremde ſagen würde.

Du allein, Burchiello, antwortete er, haſt mich unter allen meinen Freunden und Verwandten noch erkannt. Freilich bin ich Meiſter Manente, wie du ſagſt, und bin niemals geſtorben, wie mein Weib und ganz Florenz zu glauben ſcheint.

Jene beiden wurden bleich wie Aſche; Amadore bekreuzte ſich, Biondo wollte ſchreiend davonlaufen und ſie fürchteten ſich vor ihm, wie wenn Geſpenſter und Todte vom Grabe erſtünden. Burchiello aber redete ihnen zu.

Fürchtet euch nicht, ſagte er, rührt ihn nur an, betaſtet ihn! Die Geiſter und Todten haben weder Fleiſch noch Bein, wie dieſer da, den ihr ja mit euren Augen habt eſſen und trinken ſehen.

Meiſter Manente ſagte auch: Ich lebe, zweifelt und ſorgt nicht, meine Brüder, ich habe noch nicht den Tod geſchmeckt. Seid nur ſo gut und hört mich an, ich will euch eine der wunderbarſten Geſchichten mittheilen, die man je gehört hat, ſeit die Sonne ſcheint.

So brachte er es mit Hilfe Burchiello's endlich dahin, daß der Wirth und der Makler Biondo ſich ein wenig beruhigten. Sie riefen die Aufwärter herein, ließen außer dem Wein und Fenchel Alles abdecken, ſchickten ſie zum Eſſen hinweg mit dem Bedeuten, anders nicht wieder zu kommen, als wenn Burchiello befehle, und ſchloſſen die Thüre ab, worauf ſie mit Aufmerkſamkeit und Neugierde lauſchten, was ſie nun Seltſames zu hören be-

kommen werden. Und nun begann Meister Manente seine Erzählung von dem Augenblicke an, wo er schlafend auf der Bank gelassen wurde, und berichtete in bester Ordnung Alles, was ihm bis heute begegnet war, sodaß sie mehrmals ihre Verwunderung äußern und laut lachen mußten. Sobald er aber mit seinen Mittheilungen zu Ende war, fiel Burchiello, ein ganz feiner Kopf, plötzlich ein und sprach: Das ist ein Streich von Lorenzo dem erlauchten.

Die andern setzten sich zwar allesammt dem entgegen und behaupteten, es sei durch Hexerei, Bannung und Bezauberung dahingekommen. Burchiello aber beharrte auf seiner Meinung und fuhr fort: Es kennt nicht ein jeder diesen wunderlichen Kopf. Wißt ihr nicht, daß er Alles, was er einmal begonnen hat, zu Stande bringt, daß er sich in seinen Planen nimmermehr täuscht und verrechnet, daß ihn keine Lust ankommt, die er nicht büßt? Und es ist ein verteufeltes Ding, es mit einem zu thun zu haben, der Verstand, Macht und Willen hat.

Gegen Meister Manente gewendet setzte er hinzu: Ich habe es mir immer gedacht, daß er dir einmal einen solchen Streich spielen werde schon von der Stunde an, wo du zu Careggi mit ihm aus dem Stegreife reimtest und dich so unartig gegen ihn betrugst. Meister Manente, Fürsten sind Fürsten und machen es unseres Gleichen oftmals so, wenn wir mit ihnen auf du und du stehen wollen.

Der Arzt entschuldigte sich mit der Behauptung, die Musen haben überall ein freieres Wort, und wußte noch hundert Gründe für sich anzuführen. Betrachtete er aber die Sache an sich selbst und Burchiello's Worte dazu, so konnte er doch nicht alle Zweifel in seiner Seele unterdrücken und mußte jenem bis auf einen gewissen Grad Glauben schenken. Als sie nun aber eine gute Weile über die Angelegenheiten des Meister Manente hin- und

hergesprochen hatten, ließ dieser auch von ihnen sich ausführlich erzählen, was bei der Pest sich zugetragen und wie es mit dem Menschen gewesen, der an seiner Statt todt und mit einer Pestbeule am Hals aus seinem Hause getragen worden sei. Er vermochte sich hierüber gar nicht zu beruhigen und auch die andern zerbrachen sich umsonst den Kopf, selbst Burchiello wußte keinen Ausweg zu finden. Am Ende aber wurde es spät und Meister Manente bat sie nun um ihre Ansicht und um ihren Rath, wie er sich aus dieser Verlegenheit ziehen möge, da es ihm doch allzu hart vorkam, Gut und Blut zugleich verlieren zu sollen. Nachdem aber vielerlei Mittel und Wege zusammen erwogen waren, wurden sie einig, daß der Arzt sich an den Bischof wenden solle. Zuletzt nahmen sie von einander Abschied und Meister Manente ging mit Burchiello heim, weil die andern seinethalb ihrer Sache doch nicht recht gewiß waren und immer noch ein heimliches Grauen vor ihm verspürten. — Unterdessen war Michelagnolo nach Hause zurückgekehrt und hatte von Brigida einen umständlichen Bericht erhalten über Alles, was sich vor ihrer Thüre ereignet hatte, wobei sie ihn versicherte, sie hätte darauf schwören mögen, sie höre die Stimme und sehe das Gesicht Meister Manente's, was mit der Meinung der Monna Dorotea zusammentreffe, daß es seine arme Seele sei, die durch irgend ein frommes Werk aus dem Fegefeuer erlöst sein wolle.

Was faselst du da, dumme Gans, versetzte Michelagnolo, von armer Seele und Fegefeuer? Es ist ein Schelm und listiger Betrüger und du thatst wohl daran, ihm nicht aufzumachen.

Dennoch verwunderte er sich außerordentlich und konnte nicht begreifen, zu welchem Ende der Mensch dies begonnen habe und worauf es dabei abgesehen sei; indeß ließ er sich nichts weniger dabei einfallen, als daß Meister Manente wieder von den Todten erstanden oder daß er noch am Leben sei, sondern hoffte vielmehr, der Beutel-

schneider werde nach diesem ersten misglückten Versuche nicht wieder zum Vorschein kommen. — Des andern Morgens hieß Burchiello seinen Freund bei Zeiten aufstehen, ließ ihm vor Allem den Kopf waschen, den Bart nach der Sitte der Zeit scheeren und kleidete ihn dann von Kopf bis zu Fuß in eine Kleidung von ihm, die ihm auch so gut saß, als ob sie für ihn gemacht worden wäre. Dann ging er mit ihm aus, um ihn sehen und von den Leuten wiedererkennen zu lassen, sie gingen nach Santa Maria mit der Blume, nach der Verkündigungskirche, auf den Altmarkt, auf den Neumarkt, auf den Platz, alles Volk sah ihn, viele erkannten ihn und redeten ihn sogar an, weil durch den Mund des Biondo und des Amadore die Zeitung, daß er noch lebe und Weib und Eigenthum zurückfordere, allgemein verbreitet worden war. Ja, Niccolajo und Michelagnolo hatten ihn gesehen und es kam ihnen in der That vor, er sei es; doch da sie seines Todes gewiß waren, trösteten sie sich wieder, er könne es unmöglich sein. Auf die Nachricht, daß er bei dem Bisthum klagbar werden wolle, bereiteten sie sich zur Gegenwehr, gingen zum Pestamte, in die Sacristei von Santa Maria Novella wegen des Todtenbuches, zu dem Apotheker, der die Kerzen geliefert, zu den Todtengräbern und in die Nachbarschaft umher und ließen sich beurkunden, daß Meister Manente in seinem Hause an der Pest umgekommen und beerdigt worden sei. Dieser Vorfall machte in Florenz das allergrößte Aufsehen und viele, welche den Leichnam hatten in die Gruft versenken sehen, wußten gar nicht mehr, woran sie waren, und sahen die außerordentlichsten Dinge kommen. — Meister Manente begab sich nach Tische in Burchiello's Begleitung auf die bischöfliche Residenz und trug dem Vicarius den ganzen Handel vor, in dessen Folge er sein Weib wiedererstattet haben wollte. Der Vicarius, welchem die Sache höchst wunderbar vorkam, ließ, um der Sache auf den Grund zu kommen, die Gegenpartei vorbescheiden,

und als er dann auch Niccolajo's und Michelagnolo's Gründe vernommen und so viele giltige Zeugnisse und Aussagen glaubwürdiger Männer hinlänglich erwogen hatte, schwindelte ihm vollends vor Verwirrung. Da nun bei dieser Angelegenheit ein Todter im Spiele war und von keiner der beiden Parteien herausgebracht werden konnte, wer es gewesen und wie er in das Haus des Arztes gerathen sei, war er überzeugt, es sei dabei ein Mord vorgefallen, und machte davon im Stillen die Anzeige bei den Achten, welche sogleich ihre Häscher hinsandten. Diese trafen die Parteien noch im Streite an, nahmen sie mit Ausnahme Burchiello's sämmtlich in Verhaft und führten sie zu dem Büttel ab. — Am nächsten Morgen, sobald die Gerichte versammelt waren, verhörten sie zuerst den Meister Manente, nachdem sie ihn mit der härtesten Folter bedroht hatten, wenn er ihnen nicht die Wahrheit sage. Meister Manente begann daher von vorn und erzählte der Reihe nach bis zum Schlusse Alles, was ihm begegnet war, sodaß alle mehr wie einmal zum Lachen gebracht wurden. Darauf schickten sie ihn in seine Haft zurück und ließen Niccolajo kommen, welcher ihnen ganz der Wahrheit gemäß Alles, was er wußte, erzählte. Michelagnolo gab das gleiche Zeugniß ab und zur Bekräftigung ihrer Aussagen brachten beide die Urkunden vor, in voller Überzeugung, daß der Todte der Meister Manente gewesen sei. Als nun die Achte vernahmen, daß ein Spitaldiener dagewesen sei, um den Kranken zu pflegen und das Haus von der Ansteckung zu reinigen, dachten sie vielleicht das Trum zu diesem verwickelten Knaul durch ihn zu finden, schickten daher wirklich einen Aufwärter in aller Eile nach Santa Maria Nuova, um ihn zu holen. Sie hörten aber bald von demselben Gerichtsdiener, der Wärter habe in Händeln einen Kameraden mit einer Scheere im Gesicht verwundet, sei aus Furcht vor Strafe davongelaufen und man habe seitdem nicht wieder erfahren, was aus ihm

geworden sei. So waren sie also so klug wie zuvor. Man sieht, wie glücklich die ganze Geschichte angelegt war. Die Achte ließen nunmehr die Parteien in das Gefängniß zurückbringen und befahlen ihren Beamten, die Urkunden genau zu prüfen und auf alle mögliche Weise zu untersuchen, ob Meister Manente die Wahrheit gesagt habe. Diese berichteten nach zwei oder drei Tagen, es haben alle die Wahrheit gesagt, zum äußersten Misfallen und Erstaunen des Gerichts. — Nunmehr begab sich Burchiello, um Meister Manente beizustehen, zu einem der wichtigsten Herren dieser Obrigkeit, der zugleich sein und Manente's großer Freund war, und machte ihm bemerklich, das Ganze sei nichts anderes als ein Anschlag des erlauchten Lorenzo, der es gewiß nur ersonnen habe, um mit dem Arzte seinen Spaß zu treiben, gab ihm auch den Grund und die muthmaßliche Veranlassung dazu an, indem er seine Ansicht so gut unterstützte, daß er ihn zu seiner Meinung bekehrte und sie beide auf den Schluß kamen, auf keine andere Weise, als durch Lorenzo sei in Florenz etwas der Art möglich. Er sprach daher eines Morgens in der Sitzung von dieser Angelegenheit und sagte, es scheine ihm, es wäre gut, darüber an den Erlauchten zu schreiben, welcher sich damals zu Poggio aufhielt, den ganzen verwickelten und bedenklichen Handel ihm vorzutragen und die Entscheidung seinem Ermessen anheimzustellen. Die übrigen Mitglieder des Rathes billigten dieses Gutachten höchlich mit dem Beifügen, daß sie nicht allein dem Erlauchten ein großes Vergnügen dadurch bereiten würden, sondern daß er auch gerade der beste Richter für solcherlei Fälle sei. Es ward also einstimmig dem Kanzler der Auftrag gegeben, einen vollständigen Bericht von dem dermaligen Stande der Seiner Magnificenz anheimzustellenden Sache abzufassen, und sobald dies geschehen war, am nämlichen Tage noch schickte man das Schreiben an ihn fort. Die Gefangenen wurden vorgeführt und empfingen

den Beſcheid, bei Strafe des Galgens nicht auf hundert Schritte der Grabenſtraße nahe zu kommen, noch mit Brigida zu ſprechen, bis der Rechtshandel geſchlichtet ſei, welchen ſie an den Erlauchten verwieſen haben und der bald in die Stadt zurückkehren werde. Darauf gab man ihnen ihre Freiheit wieder, und ſie gingen ein jedes mit der Hoffnung von dannen, die Entſcheidung zu ihren Gunſten ausfallen zu ſehen. Ganz Florenz war indeſſen voll von dieſer erſtaunlichen Begebenheit, Brigida war aber beſonders verſtimmt und bekümmert und ſie meinte den Ausgang gar nicht erleben zu können. Meiſter Manente zog fürs Erſte zu Burchiello und fing wieder an Kranke zu beſuchen, die Goldſchmiede aber arbeiteten in ihrer Werkſtätte. — Als der Erlauchte die Zuſchrift der Achte empfing, mußte er ſo erſtaunlich darüber lachen, daß er ſich gar nicht zu faſſen wußte; denn es kam ihm vor, der ganze Spaß habe eine tauſend mal ſchönere und luſtigere Wendung genommen, als man ſich nur immer hätte voraus denken können. Acht bis zehn Tage darauf kehrte er nach Florenz zurück und noch an demſelben Tage ging Meiſter Manente zu ihm, wurde jedoch nicht vorgelaſſen; das Gleiche war den Goldſchmieden begegnet. Am folgenden Tage kam Meiſter Manente wieder und fand ihn gerade bei Tiſch, ſoeben war das Frühmahl vollendet. Das Herz hüpfte dem Erlauchten vor Freude, als er kam, dennoch gab er äußerlich Erſtaunen und Mistrauen kund.

Meiſter Manente, rief er laut, ich glaubte nicht, dich je wiederzuſehen, denn man hatte mich für gewiß berichtet, du ſeieſt todt; und freilich bin ich noch immer nicht vollkommen überzeugt, ob du es ſelber biſt oder ein anderer oder ob du ein phantaſtiſches Zauberbild vor dir haſt.

Der Arzt verſicherte ihn, er ſei niemals geſtorben, ſondern immer noch derſelbige, der er vormals geweſen, und wollte näher treten, um ſich auf die Knie niederzu-

lassen und ihm die Hand zu küssen. Der Erlauchte aber sprach: Halt dich fern! Es genüge dir für jetzt, daß, wenn du wieder der echte, lebendige Meister Manente bist, du mir willkommen bist, aber wo nicht, keineswegs!

Der Arzt wollte nun anfangen seine Geschichte vorzutragen, Lorenzo aber sagte ihm, es sei dazu gegenwärtig nicht Zeit.

Diesen Abend, fügte er hinzu, nach vierundzwanzig Uhr erwarte ich dich in meinem Gemache, um deine Gründe zu hören.

Zugleich that er ihm kund, daß auch seine Gegner sich dort einfinden werden. — Meister Manente dankte ihm für seine Gnade, zog sich ehrerbietig zurück und ging nach Hause, wo er dem Burchiello den ganzen Vorfall berichtete. Dieser mußte im Stillen lachen und dachte: Ich weiß es ja wohl, daß die Sache an den rechten Mann gekommen ist. Dem Erlauchten glückt alles nach seinem Wunsch, er hat jeden Sonntag Ostern.

Doch konnte er keineswegs voraussehen, welche Wendung die Sache noch nehmen werde. — Inzwischen war es Abend geworden und die Goldschmiede hatten sich erhaltener Weisung zufolge bereits eingestellt und ergingen sich in der Galerie, in Erwartung, gerufen zu werden, als Meister Manente ebenfalls erschien. Seine Ankunft ward sogleich Lorenzo gemeldet und er begab sich in Gesellschaft mehrerer Bürger und Edeln von Florenz, die allesammt Bekannte und Freunde des Arztes waren, in seinen Saal, wo er zuerst den Niccolajo und dann den Michelagnolo und später beide zusammen vorführen ließ, ihre Auseinandersetzungen anhörte, die Urkunden einsah und sich im höchsten Grade verwundert äußerte. Zuletzt traten sie ab und es erschien Meister Manente, welcher von Anfang an in schönster Ordnung ihnen ganz der Wahrheit gemäß erzählte, was ihm begegnet war, ohne etwas ab- oder zuzuthun. Darüber waren alle, die es mit dem Erlauchten anhörten, äußerst verwundert

und mußten entsetzlich lachen, und konnten mit Gelächter und Erstaunen gar nicht zu Ende kommen; sondern nachdem Lorenzo den Meister Manente die Sache mehrmals hatte wiederholen lassen, befahl er die Goldschmiede hereinzurufen, und das gab für eine Weile die allerschönste und ergötzlichste Kurzweil, die er Zeit seines Lebens gehabt hatte, denn nun sagten sich die Erhitzten im Ausbruche ihrer Leidenschaft die derbsten Grobheiten. Darüber kam auch der Vicarius herbei, welchen der Erlauchte hatte rufen lassen, und nachdem ihm alle Anwesenden ihre Ehrfurcht bezeugt hatten, nahm er seinen Platz an der Seite Lorenzo's ein und dieser fuhr also fort: Mein Herr Vicar, da ich weiß, daß ihr von den Streitigkeiten, welche diese ehrenwerthen Männer miteinander führen, bereits durch eigenes Verhör in Kenntniß gesetzt worden seid, so will ich auf nichts anderem als darauf gegen euch beruhen, wie mir als dem von den hochansehnlichen Herren Achten in dieser Sache erwählten Richter zunächst obliegt, zu erforschen, ob der echte Meister Manente jemals gestorben und also dieser hier vor uns stehende nicht etwa ein bezaubertes Trugbild oder gar ein höllisches Wesen ist, welche Entscheidung denn unzweifelhaft von eurem Amte zu erwarten steht.

Auf welche Art und Weise das? antwortete der Vicar.

Ich werde es euch eröffnen, fuhr Lorenzo fort und sagte: Indem ihr ihn von einigen frommen Brüdern, welche Teufel austreiben, beschwören lasset, indem man ihm Reliquien gegen die Beherung auflegt.

Ihr habt wohl gesprochen, antwortete der Herr Vicar; gebt mir sechs bis acht Tage Zeit, meine Vorbereitungen zu treffen, und wenn er alsdann den Hammer aushält, so wird man mit Sicherheit annehmen können, daß er lebt und der rechte ist.

Meister Manente gab sich Mühe zum Worte zu kommen, allein der Erlauchte bekräftigte die Ansichten des Vicars, erklärte, daß er sein Urtheil von dem Erfolge

der Beschwörung abhängig machen werde, stand auf und entließ die Sitzung, indem er sich mit den ihn begleitenden Edelleuten zum Nachtessen entfernte, wobei über diesen seltsamen Vorfall ungemein viel gelacht und gescherzt wurde. — Des andern Tages machte der Vicar, ein guter und frommer Christ und eine ehrliche geistliche Haut, im ganzen Erzbisthum bekannt, daß alle Priester und Mönche, welche Reliquien besitzen, die sich zum Austreiben von Teufeln und Beschwörung von Gespenstern eignen, selbige bei Strafe seines Unwillens binnen sechs Tagen nach Florenz in die Kirche Santa Maria maggiore bringen sollen. Im ganzen Lande sprach man nun von nichts anderem, als von dieser Neuigkeit und den Goldschmieden wie Meister Manente däuchte es eine Ewigkeit, bis sie aus der Sache loskämen. Lorenzo hatte unterdessen den alten Nepo von Galatrona, einen berühmten Hexenmeister und Zauberer jener Zeit, nach Florenz kommen lassen, unterrichtete ihn von dem, was er zu thun habe, und behielt ihn im Palaste, um sich seiner bei schicklicher Zeit und Gelegenheit zu bedienen. Von Stadt und Land war in Santa Maria maggiore eine ganz erstaunliche Menge von Reliquien zusammengebracht worden. Am festgesetzten Tage erschien Meister Manente, man erwartete nur noch den Vicar, welcher auch nach der Vesper, begleitet von vielleicht dreißig der angesehensten Geistlichen von Florenz, erschien, mitten in der Kirche auf dem für ihn zubereiteten Sitze Platz nahm, Meister Manente vortreten und niederknien ließ. Zwei Mönche von San Marco sangen über ihm Evangelien, Psalmen, Hymnen, Gebete, besprengten ihn mit Weihwasser, beräucherten ihn mit Weihrauch. Priester und Mönche ließen ihn ihre Reliquien berühren, aber Alles war umsonst, der Arzt veränderte sich nicht im Mindesten, sondern bewies vielmehr allen seine Ehrfurcht, dankte Gott und flehte den Vicar um seine Erlösung an. — Die Kirche war voll und gedrängt in allen Ecken, denn alle erwar-

teten Wunderdinge, als ein feister Mönch, von Valombrosa kommend, jung, rüstig und ein erklärter Teufelsbanner, sich vordrängte und rief: Laßt mich ein wenig schaffen! Ich will euch bald sagen, ob er besessen ist oder nicht.

Er band ihm die Hände fest, hängte ihm nochmals Sanct Philipps Mäntelchen um die Schultern und fing an ihn zu befragen und zu beschwören. Der Arzt antwortete zwar immerfort ganz wie sichs gehörte, da indessen bei dieser Beschwörung der Bruder Dinge sagte, welche Steine hätten zum Lachen bewegen müssen, so wollte Meister Manente's Unglück, daß er den Mund zu einem halben Lächeln verzog. Da brach urplötzlich der Mönch gegen ihn los: Jetzt hab' ich ihn.

Er gab ihm zwei Maulschellen aus dem Salz und rief: Ja, ja, du bist ein Feind Gottes und du sollst mir auf alle Weise weichen.

Schien auch dem Meister Manente der Spaß hier ein wenig zu weit zu gehen, so sprach er doch seinerseits gefaßt: Beschwöre du so viel du willst!

Der dicke Mönch aber stieß ihm unabläßig mit der Faust auf die Brust und in die Seiten und schrie fortwährend: Ei du böser Geist, dir zum Trotze sollst du heraus.

Der Arzt konnte sich blos mit der Zunge wehren und schrie daher: Wie, du verrätherischer Pfaffe, ist das eine Art mit ehrlichen Leuten umzugehen? Schämst du dich nicht, du Faullenzer, du Saufaus, meines Gleichen so zu schlagen? Beim Leib des Herrn! ich räche mich noch dafür.

Als der Mönch ihn so lästern hörte, machte er sich erst recht über ihn her, warf ihn zu Boden, setzte ihm die Füße auf den Leib, packte ihn an der Kehle und würde ihn sicherlich erwürgt haben, hätte ihn Meister Manente nicht um Gottes willen gebeten. Darauf ließ denn der Herr Bruder von ihm ab, weil er glaubte, der böse

Geist wolle heraus, und fing an, ihn zu fragen: Welches Zeichen gibst du mir?

Jetzt gab Monaco, welcher auf Anordnung des Erlauchten mit Nepo in die Kirche gekommen war und sich unter das Volk gemischt hatte, diesem zu verstehen, der rechte Augenblick sei da. Da schrie Nepo plötzlich mit lauter Stimme: Aus dem Weg, aus dem Weg, ihr ehrlichen Leute, laßt mich hindurch! Ich komme mit dem Vicar zu reden und ihm die Wahrheit zu enthüllen.

Bei diesem Geschrei und solchen Reden richtete jeder seinen Blick auf den Sprechenden, es war eine große Gestalt, schön, schlank, mit olivenfarbiger, fast brauner Hautfarbe, kahlem Kopf, feinem magern Gesicht, braunem und bis auf die Brust herabhängendem Barte und groben seltsamen Kleidern, sodaß alle in Verwunderung geriethen und aus Angst ihm gerne Bahn machten; so drang er bis zum Vicar vor und forderte die Entfernung des Mönches vom Meister Manente, welcher ihn als seinen Erwecker vom Tode betrachtete. Dann fuhr er also fort: Damit nach Gottes Willen die Wahrheit Allen kund werde, so wißt, daß Meister Manente allerdings niemals gestorben ist, sondern daß Alles, was ihm begegnet ist, durch Zauberei und Teufelskünste auf mein Anstiften geschah. Ich bin Nepo von Galatrona und kann durch meine Teufelskünste Alles vollbringen, was mir gefällt und gutdünkt. Ich war es, der ihn, während er in San Martino schlief, von Teufeln in ein Zauberschloß bringen ließ und genau in der Weise, wie ihr von ihm gehört habt, daselbst so lange gefangen hielt, bis ich ihn endlich eines Morgens in der Dämmerung im Walde von Vernia wieder in Freiheit setzte. Ich steckte einen Kobold in eine aus Luft geschaffene, ihm ähnliche Gestalt, ließ ihn darin als Meister Manente scheinbar an der Pest erkranken und am Ende sterben und veranlaßte seine Beerdigung, woraus denn alles

Übrige entstanden ist, wie ihr wisset. Und dieses alles habe ich vollbracht, um durch solche Verhöhnung an Meister Manente eine Beleidigung zu rächen, die mir dereinst im Kirchsprengel von Sanct Stephan sein Vater anthat, dem ich sie selbst nicht wieder vergelten konnte, weil er jederzeit ein Amulet bei sich trug, auf dem das Gebet des heiligen Cyprianus geschrieben stand. Und damit ihr euch von der Wahrhaftigkeit dieser meiner Worte überzeugt, so geht jetzt hin und öffnet die Gruft, worin der vorgebliche Arzt bestattet wurde. Findet ihr darin nicht die offenbarste Bestätigung meiner Aussagen, so mögt ihr mich für einen Lügner und Betrüger halten und mir den Kopf abschlagen.

Der Vicar und alle andern hatten mit gespannter Aufmerksamkeit den Reden des Mannes zugehört. Meister Manente glühte vor Grimm, schaute ihn aber doch ganz ängstlich und wie trunken und schlafbetäubt an und alles Volk gaffte ihn mit offenem Munde an. Um nun diese Sache völlig aufzuklären und zu sehen, wie es mit dieser verwickelten Geschichte sich verhalte, befahl der Vicar zweien Mönchen von San Marco und zweien vom heiligen Kreuz, schnell hinzugehen und die geweihte Grabstätte zu untersuchen. Sie setzten sich sogleich in Bewegung und viele andere Mönche und Priester und Laien in großer Zahl liefen hinter ihnen her. Nepo blieb in der Kirche bei dem Vicar und Meister Manente zurück, welche sich halb vor ihm fürchteten, sodaß sie nicht wagten, ihm fest ins Gesicht zu sehen, denn sie besorgten, wie überhaupt die Mehrzahl der Anwesenden, es sei ein zweiter Simon Magus oder ein neuer Malagigi. Indessen waren die Mönche mit ihrem Gefolge auf dem Kirchhofe von Santa Maria novella angelangt und hatten den Sacristan herbeigerufen und sich von ihm das Grabmal zeigen lassen, worin man glaubte, daß der Leichnam des Arztes beigesetzt worden sei. — Am nämlichen Morgen eine Stunde vor Tag hatte Monaco im Auftrag des Erlauchten eine

pechschwarze Taube, die ganz ausgezeichnet rasch flog, von Careggi gebracht. Sie wußte ihren Schlag so gut wiederzufinden, daß sie schon von Arezzo und von Pisa zurückgekommen war. Diese hatte er mit großer Vorsicht, daß er von niemand bemerkt werde, in das Grab verschlossen, welches er genau kannte und nachher wieder so gut zumachte, daß es in zehn Jahren nicht geöffnet worden zu sein schien. Der oben gesagte Sacristan setzte nun den Haken an, hob die Platte auf und öffnete in Gegenwart vieler Hundert Menschen den Deckel. Da schoß nun die Taube, welche man Kohle hieß, nachdem sie mehrere Stunden im Dunkel zugebracht, nichts aufgepickt und das Tageslicht nicht erblickt hatte, in pfeilschnellem Fluge aufwärts aus der Gruft hervor und stieg sichtlich himmelan und so hoch, bis sie Careggi erblickte. Dann wandte sie sich seitwärts in dieser Richtung hin und langte in weniger als einer halben Viertelstunde daselbst an. Alle Umstehenden waren darüber so sehr mit Verwunderung und Schrecken erfüllt, daß sie auf- und davonliefen und schrien: Jesus, erbarme dich!

Der Sacristan fiel aus Angst rücklings zu Boden und der Stein stülpte über ihn hin, sodaß er sich den Schenkel zerquetschte und viele Tage und Wochen krank daran darniederlag. Die Mönche und ein großer Theil des Volkes liefen wieder nach Santa Maria maggiore und riefen: Ein Wunder, ein Wunder!

Der eine sagte, es sei ein Geist herausgefahren in Form eines Eichhörnchens, es habe aber Flügel gehabt; der andere, es sei eine Schlange gewesen, welche Feuer gespieen; ein dritter wollte, es sei ein Teufel gewesen in Gestalt einer Fledermaus; die meisten aber behaupteten, den Anblick eines Teufelchens gehabt zu haben; ja, einer sagte, er habe ganz genau die Hörnchen und die Gänsefüße wahrgenommen. In Santa Maria maggiore, wo der Vicar und Meister Manente und eine ungeheuere Menge Volks wartete, kam nun fast in vollem Laufe

eine Schaar Geistliche und Laien an, welche alle einstimmig riefen: Ein Wunder, ein Wunder!

Alles stieß und drängte sich um sie herum, um das Wahre an der Sache zu vernehmen, und so benützte Nepo den entstandenen Tumult, um sich unbemerkt und von Monaco und den Stallknechten gedeckt einen Weg durch das Gedränge bis vor die Kirche zu bahnen, wo ein rascher Gaul seiner wartete, auf dem er, wie ihm befohlen war, eiligst nach Hause zurückritt. — Sobald sich der Vicar von den Brüdern den Hergang hatte ausführlich erzählen lassen, blickte er staunend und etwas bestürzt umher, ob er des Nepo nicht ansichtig würde; und als er ihn nicht mehr erblickte, begann er dann zu rufen, man solle ihn suchen und festnehmen, weil er diesen wahrhaftigen Hexenmeister, Zauberer und Teufelsbanner verbrennen zu lassen beabsichtige. Nepo ward indessen nirgends aufgefunden und man glaubte allgemein, er habe sich durch Zauberkünste unsichtbar gemacht; sodaß der Vicar aus diesem Grunde Priester und Mönche insgesammt mit dem Bedeuten entließ, ihre Reliquien wieder nach Hause zu tragen, und in Gesellschaft Meister Manente's nach dem Palaste ging, um den Erlauchten zu sprechen. Burchiello hatte mit einigen vertrauten Freunden aus einiger Entfernung Alles mit angesehen und beobachtet und so gelacht, daß ihm die Kinnladen schmerzten, zumal als der dicke Pfaffe den Meister Manente so gewaltig durchprügelte. Die beiden verbündeten Goldarbeiter waren zu ihrem großen Misbehagen und Erstaunen ebenfalls bei dem ganzen Hergang gegenwärtig gewesen und als sie den Vicar nach dem Palaste gehen sahen, machten sie sich hinter ihm drein auch dahin auf den Weg, um zu sehen, wie doch aus diesem Labyrinthe hervorzukommen möglich werden möchte. Der Erlauchte hatte von Zeit zu Zeit genau über alles Einzelne Bericht erhalten und konnte mit einigen Edelleuten und seinen nächsten Freunden nicht satt werden, zu lachen, als er hörte, der Vicar

komme mit ihm zu reden. Dieſer trat ſogleich mit dem Ausrufe herein, er nehme den Beiſtand der Häſcher in Anſpruch, um den Nepo von Galatrona einfangen zu laſſen. Lorenzo ſtellte ſich befremdet, ließ ſich Alles noch einmal erzählen und ſprach: Mein Herr Vicar, ich bitte, ſchreiten wir nur ſacht voran in Allem, was den Nepo betrifft. Aber was ſagt ihr zu Meiſter Manente?

Ich ſage, antwortete der Vicar, es unterliegt gar keinem Zweifel mehr, daß er es leibhaftig iſt und niemals den Tod geſchmeckt hat.

Nun denn, ſprach der Erlauchte, ſo will ich das Urtheil fällen, damit dieſe armen Menſchen endlich einmal aus ihrer Bedrängniß erlöſt werden.

Er ließ Niccolajo und Michelagnolo, welche er in der Menge bemerkt hatte, vor ſich führen, vermochte ſie in Gegenwart des Vicars und vieler ausgezeichneter und bedeutender Männer, den Meiſter Manente zu umarmen und zu küſſen und Frieden mit ihm zu ſchließen. Als ſie ſich nun gegenſeitig entſchuldigten und den ganzen Handel Nepo in die Schuhe ſchoben, that endlich der Erlauchte folgenden Spruch: Michelagnolo ſolle am folgenden Tage alle Sachen, die er in Meiſter Manente's Haus gebracht, daraus fortſchaffen, Brigida dagegen nur mit vier Hemden, einem Rocke und einem Mieder ſich in die Wohnung ihres Bruders begeben und dort ihr Wochenbette abwarten; nach ihrer Niederkunft ſolle es Michelagnolo überlaſſen bleiben, ob er das Kind nehmen wolle oder nicht; wolle er es nicht, ſo könne es der Arzt zu ſich nehmen; verſchmähe es auch dieſer, ſo möge man es in das Findelhaus geben; die Koſten des Wochenbettes trage Michelagnolo; Meiſter Manente könne in ſein Haus zu ſeinem Söhnlein zurückkehren und müſſe Brigida, ſobald ſie entbunden ſei, wieder bei ſich aufnehmen und ſo gut behandeln, wie zuvor. Dieſer Urtheilsſpruch gefiel allgemein und jeder, dem er zu Ohren kam, pries darob den Erlauchten. Die Goldarbeiter und der Arzt dankten

ihm höchlich und gingen wohlgemuth von dannen. An demſelben Abend ſpeiſten ſie einträchtiglich miteinander bei Brigida in Geſellſchaft Burchiello's, in deſſen Hauſe ſodann der Arzt die Nacht zubrachte. — Der Herr Vicar war bei dem Erlauchten zurückgeblieben und drang von Neuem darauf, den Nepo einzufangen, um ihn verbrennen zu laſſen. Lorenzo ſtellte ihm aber vor, es würde beſſer ſein, ſich ruhig zu verhalten, weil, wenn man auch den Verſuch mache, es doch vielleicht nicht gelinge bei einem Manne, dem tauſend Mittel und Wege zu Gebote ſtehen, zu entfliehen und ſeine Verfolger zu narren, indem er ſich unſichtbar mache, als Vogel davonfliege, zur Schlange werde und dergleichen, da einmal unſer Herrgott jenem Hauſe von Galatrona dieſe Gewalt zu einem von Menſchen nicht gekannten Zwecke verliehen habe; dann laufe man aber auch die größte Gefahr, denn wenn Nepo die böſe Abſicht ſehe oder bemerke, könnte er ſie ſtumm machen, einem die Augen verdrehen, den Mund ſchief ziehen, die Glieder lähmen oder ſonſt ein bösartiges Übel anhängen. Der Vicar, der, wie ſchon geſagt, von gutherziger weicher Gemüthsart war, fiel auf ſolche Vorſtellungen leicht der Meinung Lorenzo's bei, entſchuldigte ſeinen Eifer damit, daß er der Sache nicht ſo reiflich nachgedacht habe, und erklärte endlich ein für allemal, daß er ferner nicht mehr davon zu reden entſchloſſen ſei. Mit dieſem Vorſatze verließ er den Erlauchten nicht ohne ſtarke Beſorgniß wegen eines etwaigen böſen Übels, ging nach ſeiner Wohnung zurück und erwähnte Nepo's in ſeinem ganzen Leben nicht mehr weder in Gutem noch in Böſem. Am folgenden Tage nahm Michelagnolo aus Meiſter Manente's Hauſe alle ſeine Habſeligkeiten weg, Brigida begab ſich in das Haus ihres Bruders, ſodaß der Arzt ſein voriges Beſitzthum ungehindert antreten konnte und noch am nämlichen Tage wieder mit ſeinem Söhnchen zuſammenwohnte, das ihm ein ganz unerwarteter Fund erſchien. In dieſer Zeit

ward in Florenz von nichts anderem gesprochen, als von diesem Ereigniß und vorzüglich Nepo erntete dabei große Ehre und unschätzbaren Ruf, zumal beim gemeinen Volke, und wurde für einen großen Schwarzkünstler gehalten. Meister Manente glaubte steif und fest, daß die Sache sich so verhalte, wie Nepo erzählt hatte, und pflegte in der Folge oft gesprächsweise zu sagen: Die Birne, die der Vater ißt, verschlägt manchmal noch dem Sohne die Zähne.

Dies wurde von da an zum Sprichwort, das noch jetzt üblich ist. Der ehrliche Mann ließ sich auch in seinem Glauben durch nichts irre machen, trotzdem, daß nicht nur Burchiello, sondern auch sogar der Erlauchte, Monaco und die Stallknechte im Verlaufe der Zeit den ganzen Scherz erzählten, wie er sich verhielt. Er war vielmehr so verschüchtert, daß er sich viele Gebete des heiligen Cyprian kaufte, die er beständig auf dem Leibe an sich trug und auch Frau Brigida tragen ließ. Brigida nun gebar, als ihre Zeit erfüllt war, ein Knäblein, das Michelagnolo zu sich nahm und bis in sein zehntes Jahr auferzog. Als dem Kinde in diesem Alter der Vater starb, machten es die Seinigen zu einem Mönchlein in Santa Maria novella, wo es in der Folge sehr gelehrt ward und zu einem großen Prediger erwuchs, den die Leute um seiner scharfsinnigen Einfälle und anmuthigen Scherze willen Bruder Grübler nannten. Meister Manente erfreute sich mit seiner Brigida eines steten Zuwachses an Wohlstand und Nachkommenschaft, und feierte, so lange er lebte, alljährlich das Fest des Sanct Cyprian, dem er immerdar mit besonderer Verehrung zugethan blieb.

# XVIII. Giovanni Battiſta Giraldi Cintio.

1504.

---

## 54. Perſiſche Grauſamkeit.

(2, 2.)

Sulmone König von Perſien war der mächtigſte der Könige und wie ich öfters ſagen hörte, war er nicht minder grauſam, als tapfer. Er hatte viele Söhne und Töchter von Selina ſeiner Gemahlin, einem Weibe vom beſten Adel, aber von der verdorbenſten Geſinnung. Sulmone hatte ſie mit ſeinem älteſten Sohne umgebracht, weil er ſie in unkeuſchem Umgang überraſchte. Von all ſeinen Kindern war ihm am Ende nur noch eine Tochter übrig, Orbecche mit Namen. Als ſie in das heirathsfähige Alter kam, ward ſie wegen ihrer ausnehmenden Schönheit von vielen geliebt. Dem Vater ſelbſt war ſie theurer, als ſein Leben, und es ſchien, er habe alle ſeine Hoffnungen auf ſie vereinigt. Dem Mädchen gefiel nichts, ſo bedeutend es war, worin ihr nicht ihr Vater vollſtändig nachgegeben hätte. Dies ward häufig Veranlaſſung, die Grauſamkeit des Vaters beträchtlich zu mildern, ſodaß oftmals der Geängſtigte Sicherheit, der Beleidigte Genugthuung erhielt. Nun begab es ſich, daß ein junger Mann aus Armenien, Namens Oronte, an den Hof dieſes Königs kam, welcher zwar von einem König und einer Königin abſtammte, aber von ſeiner Mutter, die ihn im Geheimen empfangen hatte, in einer Kiſte ins Meer geworfen und, als er in die Hände des Königs von Armenien kam, in niedrigem Stande erzogen worden war. Der Jüngling war ſehr ſchön, mit liebenswürdigem Betragen geſchmückt

und voll ſo großer Tugenden, daß, wer ihn genauer betrachtete, den ſcheinbar aus niedrigſtem Stamme herkommenden durchaus für würdig erklärte, der Sohn eines Königs zu ſein. Dieſer alſo kam an den Hof Sulmone's; die Landesſprache war ihm aufs Genaueſte bekannt, er befreundete ſich mit vielen Baronen des Hofes und wies ſich im Ritterweſen vor dem König ſo aus, daß er geruhte, ihn in ſeine Dienſte zu nehmen, wo es ihm gelang in weniger als drei Jahren ſo ſehr in Werthſchätzung und Anerkennung bei dem König zu wachſen, wie nur irgend einer, der ihm theuer war. Dieſes Verhältniß war vielen ältern und edlern Dienern läſtig und unerträglich. Auch fehlte es nicht an ſolchen, die bei Orbecche ſich beſchwerten und ſie zu bewegen ſuchten, ſich bei ihrem Vater zu beſchweren und ihm zu bedeuten, es ſei ſeiner und ihres langen Dienſtes nicht würdig, daß ihnen ein Mann vorgezogen werde, der nicht nur fremd ſei, ſondern, ſo viel man wiſſe, dem niedrigſten Stande angehöre. Die Tochter that, ſobald ſich Gelegenheit gab, dem Vater die Klagen ſeiner Hofleute zu wiſſen.

Liebe Tochter, ſagte er zu ihr, nunmehr erkenne ich, wie ein Menſch mehr werth iſt, als der andere, und weiß unter tauſend einen auszuwählen, der dieſe tauſend zuſammen aufwiegt. Darum, wenn ich Dronte hochhalte (denn ſo heißt der junge Mann), ſo thue ichs, weil er es verdient. Mich kümmerts dabei nicht, daß er von niedriger Abkunft iſt, denn ſein Geiſt und ſeine Tugenden zeigen ihn nicht allein über ſein Loos erhaben, ſondern würdig, der Sohn des größten Königs zu ſein. Darum mögen ſich meine Leute beſchweren, ſo viel ſie wollen, ſie ſind im Unrecht.

Orbecche glaubte den Worten des Vaters mehr als nöthig war, ſie lobte ihn darüber, daß er den Würdigen ſo gut zu belohnen wiſſe, und ging weg mit einer ſo heftigen Neigung im Herzen, wie nur je ein Weib für

einen jungen Mann fühlen konnte. Alle ihre Gedanken gingen auf ihn und ſie achtete auf nichts anderes, als daß ſie Dronte zu Geſicht bekomme, denn obwol er lange am Hofe ihres Vaters geweſen war, hatte ihn Orbecche doch noch nicht geſehen, da es in jenen Zeiten Sitte bei den Perſern war, daß die Fremden nicht dahin kamen, wo ihre Frauen waren. Wenige Tage darauf rief Sulmone den Dronte zu ſich und er gab ihm eine ſehr ſchöne Perle von größtem Werthe mit den Worten: Bring dies meiner Tochter und ſage ihr, daß ich ihr damit ein Geſchenk mache.

Der König that dies aus keinem andern Grunde (er dachte freilich nicht an das, was daraus entſtehen könnte), als damit die Tochter erkenne, mit welchem Rechte er ihn hochſchätze und ihr angeprieſen habe. Dronte, bereit, dem Befehle des Königs zu gehorchen, begab ſich nach den Gemächern Orbecche's und übergab ihr mit paſſenden Worten und größter Anmuth das Geſchenk ihres Vaters. Die Jungfrau nahm es mit Anſtand hin und ſprach zu ihm, das Geſchenk ſei ſehr ſchön und ihr ſehr angenehm, da es von dem König ihrem Vater komme; daß er es ihr aber durch einen Mann, wie er ſei, geſchickt habe, mache ihr daſſelbe noch viel werthvoller, denn ſchon ſeit langer Zeit habe ſie den Wunſch gehabt, ihn zu ſehen und zu hören. So kamen ſie denn von einem auf das andere, und wie wir es bei vertraulichen Geſprächen gehen ſehen, hielten ſie ſich lange beiſammen auf; endlich nahm der Jüngling Abſchied und kehrte zu ſeinem Gebieter zurück. Aber wiewol er wegging, blieb doch ſein Bild ſo feſt in Orbecche's Herzen, daß ſie auch den Entfernten ſo gegenwärtig hatte, als wenn er Tag und Nacht vor ihr geſtanden wäre. Sie erwog die Eigenſchaften des Jünglings in ihrem Gemüthe und ihr däuchte, ſo viel auch ihr Vater zu ſeinem Lobe vorgebracht hatte, ſei er doch allzukarg geweſen in ſeinem Preiſe, ſo viel mehr ergab ſich ihr ſchon aus dem erſten Geſpräche, das ſie

mit ihm hatte. Während ihr daher anfangs der Name Dronte zuwider war wegen des Neides, den die Hofleute auch bei ihr erweckt hatten, war ihr nunmehr nur das Gespräch theuer, in welchem Dronte's gedacht wurde. Indem sie nun diesen Gedanken nachhing, kam ihr Vater zu ihr, auf geheimem Wege, wie gewöhnlich. Orbecche hieß ihn ehrerbietig willkommen und dankte ihm für das Geschenk, das er ihr übersandt hatte. Nachdem sie einige Zeit mit einander gesprochen hatten, fragte der König Orbecche: Und wie gefiel dir Dronte, meine Tochter? Meinst du, er verdiene, von mir geschätzt zu werden?

Er scheint mir, antwortete sie, jeder Ehre würdig, aber es scheint mir auch, wenn ich das ehrerbietig bemerken darf, daß ihr um seinetwillen die andern nicht geringschätzen dürft.

Sie sagte dies, damit der Vater nicht merke, daß sie ihren Sinn auf ihn gelenkt habe, und er ihr nicht den Weg abschneide, ihre Wünsche zu erfüllen, für den Fall, daß er etwas merkte. Nach einigen andern Gesprächen kehrte der König in seine Gemächer zurück. Auch bei andern Gelegenheiten unterließ er nicht, Dronte manchmal an seine Tochter zu schicken; es schien, wie er ihm alle Reichsangelegenheiten überließ, habe er ihm auch seine Tochter anvertraut. Als nun Dronte häufiger zu der Jungfrau kam, als sonst, faßte er sie allmälig genauer ins Auge und entbrannte so in Liebe für sie, daß er sich ganz von ihr verzehrt fühlte. Und wie er Orbecchen der erste Ritter der Welt däuchte, so war Orbecche ihm als das wunderbarste Geschöpf erschienen, das ein sterbliches Auge sehen konnte. Der Arme verliebte sich in sein Unglück und wünschte nichts anderes, als fortwährend ihre wunderbare Schönheit betrachten zu können. Oft schalt er auf sein Schicksal, das ihn nicht in einen Stand gesetzt habe, wo er hätte hoffen dürfen, in den Besitz einer so seltenen Frau zu kommen. Aber bei alle dem gab er niemals ein Zeichen, woraus die

Frau oder sonst jemand seine Wünsche erkennen konnte. Nun begab es sich, als er eines Tages bei der Jungfrau in ihrem Gemache war und sie aufmerksam betrachtete, daß er in ihr einige Merkmale eines liebentbrannten Herzens gewahrte. Daher suchte er ihr auf geschickte Weise zu verstehen zu geben, wenn sie für ihn glühe, so brenne er für sie. Diese Liebe dauerte auf beiden Seiten ganz stille fort und quälte sie um so mehr, je brennender ein verborgenes Feuer ist, als ein offenes. Als nun die Sachen zwischen den beiden Liebenden auf diesem Punkte angelangt waren, fühlte sich die Jungfrau, die bei der Schwäche der weiblichen Natur weniger über sich Meister ward, in der Lage, daß sie nothwendig Oronte ihr Verlangen offenbaren oder sterben mußte. Als sie einst mit ihm zusammen war, fing sie, hoch erröthend von edlem Schamgefühl, mit leiser Stimme also zu sprechen an: Oronte, wenn das Schicksal dir karg gewesen ist mit seinen Gaben, so hat die Tugend, um die Schmach Fortunas gut zu machen, dich mit so großen und ausgezeichneten Zierden überschüttet, daß, wenn dir die eine Armuth und niedrigen Stand beschieden, die andere dich durch ihre Geschenke zum ersten Ritter dieses Hofes erhoben hat, der wol unter den jetzt in der Welt bestehenden nicht der am mindesten würdige ist. Dies ist der Grund, warum du den Augen meines königlichen Vaters, obwol ein Fremdling und einem feindlichen Volke angehörig, würdig geschienen hast, allen Baronen und Herren dieses Hofes und mit vollem Rechte vorgezogen zu werden, und ebenso muß auch ich dich mehr als alle andere Menschen lieben, weil du allein mir würdig scheinst (und ich glaube, nicht ohne den Willen der unsterblichen Götter), daß du der Herr und Meister meines Lebens werdest. Darum, wenn mir schon nicht passend erschien, daß ich als junges unerfahrenes Mädchen aus so hohem Geschlechte, wie das meinige ist, dir Bitten vortragen soll, habe ich doch, überwältigt von unermeßlicher Liebe, wie

ich ſie für dich fühle, und da ich anderswie meine Geſinnung dir nicht mittheilen kann, für beſſer gehalten, einen meiner weniger würdigen Weg zur Kundthuung meiner Sehnſucht zu verſuchen, um rechtmäßig die deinige zu werden, als mich von dir getrennt ſchmachtend zu verzehren. Wiſſe alſo, ſeit mein Vater dich zu mir ſandte mit dieſer Perle (ſie hing nämlich an ihrem Halſe), bis zu dieſem Augenblick habe ich dich ſo innig geliebt, daß ich nicht weiß, wie meine Kräfte hinreichen, um bis auf dieſe Stunde einer ſolchen Glut zu widerſtehen. Wenn nun das aufrichtige Bekenntniß meiner Liebe gegen dich ſo viel bei dir vermag, als bei mir deine ausgezeichneten Vorzüge vermochten, ſo zweifle ich nicht, daß du dich nicht geneigt finden laſſeſt, zuzuſtimmen, daß wir beide, durch das Band der Ehe verknüpft, unſer Leben gemeinſam hinbringen mögen. Ich ſehe wohl ein, daß dies meinem Vater nicht erwünſcht ſein wird, da er nicht auf das achtet, worauf er achten ſollte, ſondern geleitet vom Geiz und der eiteln Meinung des Pöbels ſich dahin neigen wird, wohin ihn Habſucht und Ehrgeiz blindlings führen. Bei alle dem aber ſcheint mir muß dieſe Sache niemand angelegener ſein, als mir ſelbſt, und ich will lieber, daß mein Vater ſich über mich beſchwere, wenn ich mir einen tugendhaften Ritter erwählt habe, als daß ich mich über ihn beſchweren muß, wenn er mich einem gäbe, der mir nicht angenehm wäre, wie das ohne allen Zweifel der Fall ſein würde. Und ich hoffe, mit der Zeit, wenn er ſieht, daß ich meinen Gemahl doch nicht ganz ungeſchickt gewählt habe, und wenn die Sache nicht mehr ungeſchehen gemacht werden kann, wird er auch zufrieden ſein, dich zum Eidam und mich zur Tochter zu bekommen. Und wenn auch das Schickſal mir ſo ſehr entgegen wäre, was ich nicht glaube, daß eines von beiden geſchehen müßte, entweder die Gnade des Vaters ſammt dem Throne verlieren oder dich verlieren, ſo will ich lieber mit dir, der du jedes Kaiſerthums werth biſt, ohne Thron leben, als

mit einem andern noch ſo großen König, der vielleicht würdiger wäre beherrſcht zu werden, als zu herrſchen. Ich wünſche nur, daß dieſer mein Gedanke auch in dir ſo mächtig ſei, als deine Trefflichkeit mir verſpricht, daß er ſein werde.

Nach dieſen Worten harrte ſie auf die Antwort Oronte's. Sobald Orbecche nur zu ſprechen angefangen hatte, zogen tauſend Gedanken durch Oronte's Seele. Einerſeits zog ihn die Treue, die er ſeinem Herrn zu halten ſchuldig war, und die Liebe des Herrn zu ihm, von dieſer Sache ab. Andererſeits aber war die Liebe der Jungfrau ein ſo heiß eindringender Sporn für ſein Herz, der ihn alles andere vergeſſen und das Werthvollſte geringer ſchätzen machte, als ſie. Daran hielt er feſt, er ſammelte ſich und ſprach: Königliche Jungfrau, nachdem ihr mehr vermöge eurer unendlichen Huld, als wegen irgend welches Verdienſtes von meiner Seite, wiewol ihr anderer Meinung ſeid, mich ſo hoch erhoben habt, daß ihr mich zu eurem Gemahl erwählet, ſo kann ich nicht anders, als euren Wünſchen entſprechen. Allerdings würde es mir zu großer Befriedigung gereichen, wenn die Beiſtimmung des Königs eures Vaters und meines Gebieters dazu zu erlangen wäre. Allein da ich die Möglichkeit davon nicht einſehe und ihr ebenſo wenig, ſo ſoll doch meinerſeits, komme auch, was mag, der Erfüllung eures Verlangens kein Hinderniß im Wege ſtehen. Ich hoffe auf die Gnade der unſterblichen Götter, daß unſere Liebe, wie ſie durch die Vermittelung eures Vaters einen glücklichen Anfang genommen hat, ſo auch ein glückliches Ende nehmen werde.

Die Jungfrau war hocherfreut über dieſe Worte und dachte nun die Sache nicht weiter zu verzögern. Sie rief daher ihre Amme Tamaile und eine nicht minder liebevolle als vertraute Kammerfrau herein, wandte ſich an die Götter, welche nach perſiſchem Glauben die Obhut über die Ehe haben, übergab Oronte einen ſehr koſtbaren

Ring und verlobte ſich ſo mit ihm in Gegenwart der zwei Frauen. Sodann ſchickte ſie dieſelben aus dem Gemache und nach tauſend zärtlichen Küſſen ſtiegen ſie zu Bette und pflückten die Frucht ihrer heißen Liebe. Es dauerte aber nicht lange, ſo miſchte das auf das Glück der Menſchen neidiſche Schickſal ſo viel Bitterkeit unter den Honig ihrer Wonne, daß in Vergleich mit dem Schmerz, der darauf folgte, die Freude und Zufriedenheit gar nichts war. Denn Selino der einzige Sohn des Königs der Parther ließ Sulmone um die Hand ſeiner Tochter bitten. Er beſchloß, ſie ihm ohne weiteres zu geben, rief daher Orbecche zu ſich und ſagte zu ihr, nach vielen Zärtlichkeiten, mit frohem Angeſicht: Es iſt nunmehr Zeit, meine Tochter, die ich über Alles liebe, daß ich den Troſt von dir empfange, den ich ſo lange ſchon gewünſcht habe. Ich bin um deine Hand gebeten worden von Selino dem einzigen Sohne des Partherkönigs, einem ſchönen und anmuthigen Jüngling vom höchſten Stande, und habe beſchloſſen, ihn dir zum Gemahl zu geben. Ich war verſichert, daß du meinem Willen nicht widerſtreben, vielmehr mit dem Manne zufrieden ſein werdeſt, der mir zu deinem Beſten der geeignetſte ſcheint, und habe ihm dich zugeſagt in voller Überzeugung, daß du mit ihm äußerſt glücklich wirſt leben können.

Der jungen Frau war es bei dieſen Worten zu Muthe, als ſteche man ihr ein ſpitziges Meſſer durch das Herz. Sie verhehlte jedoch, ſo gut ſie konnte, ihre Bedrängniß und ſagte zu ihrem Vater, die Liebe, die ſie für ihn empfinde und die ſtets ihren Willen nach dem ſeinigen gelenkt habe, gebe ihr nun ſo viel Muth, daß ſie dieſem ſeinem Begehren nicht willfahren könne, nicht als wollte ſie ihm in irgend etwas widerſtreben, was ihm gefalle, oder als wollte ſie ihm die Macht und Gewalt abſtreiten, die er als der liebevolle Vater, der er ihr ſtets geweſen, über ſie zu üben berechtigt ſei, ſondern weil ſie ganz ſicher, ſobald ſie von ihm ſich trennen würde, ſterben müßte.

Ihre letzten Worte waren von ſo vielen heißen Thränen begleitet (welche freilich nicht aus kindlicher Liebe entſtanden, wiewol ſie ſie mit dieſem Vorwande fließen ließ, ſondern aus der Betrachtung ihres Unglücks), daß ſie nicht weiter reden konnte. Sulmone war der Meinung, dies ſei lauter Liebe zu ihm, und lobte daher im Stillen ſehr ihre freundliche Geſinnung. Er küßte ſie zärtlich auf die Stirne und tröſtete ſie, ſo gut er konnte. Er ſagte zu ihr, ſie ſei nicht geboren, um immer bei ihm zu ſein. Er gebe ihr vier bis ſechs Tage Zeit, um die Sache zu bedenken, denn wenn ſie reiflich überlege, was zu ihrem Frommen diene, ſei er verſichert, ſie werde den beſten Entſchluß faſſen. Mit dieſen Worten ſchickte er ſie in ihre Zimmer zurück. Sie war nicht ſo bald daſelbſt angelangt, als ſie ihre theure Amme zu ſich rufen ließ und ihr unter tauſend Thränen und Seufzern mittheilte, was ihr Vater zu ihr geſagt hatte, worauf ſie ſie bat, ihr treulich zu rathen. Die Amme tröſtete ſie ſo gut ſie konnte. Dronte kam dazu und als er den Grund davon hörte, that er, obwol er den bitterſten Schmerz fühlte, als ſei ſein Geſicht heiter. Er gab ihr einen Kuß, nahm ſie in den Arm und ſprach: Trocknet die Augen von dieſen Thränen! Die ſind des königlichen Herzens nicht würdig, das ihr mir zeigtet, als ihr die meine wurdet. Nehmt wieder eure Seelengröße an und fürchtet nicht, daß es uns hier mehr an Rath gebrechen werde, als ſonſt der Fall war. Wir werden, liebes Herz, wie wir es ſonſt geweſen ſind, ſo auch jetzt über das feindliche Geſchick die Oberhand behalten.

Nachdem er ſo die junge Frau getröſtet hatte, begab ſich Dronte zu Sulmone, getrieben von den ſcharfen Pfeilen des bitterſten Schmerzes. Sobald Sulmone Dronte anſichtig wurde, erzählte er ihm das, was er auch ſeiner Tochter geſagt hatte, ſowie die von ihr gegebene Antwort. Er wußte, daß Dronte nicht nur ſchön, ſondern auch ein gewandter Redner war, und befahl ihm daher, zu ſeiner

Tochter zu gehen und ihr diese kindischen Ansichten aus dem Kopfe treiben zu helfen. Er solle ihr auseinandersetzen, daß die Mädchen nicht geboren sind, um bei ihren Vätern zu bleiben, sondern um Männer zu nehmen. Oronte zeigte sich ganz bereitwillig, es auszuführen. Er kehrte zu Orbecche zurück und sagte ihr, was ihr Vater ihm aufgetragen habe. Sie verabredeten unter sich die Antwort, Oronte begab sich wieder zu dem König und sagte, er habe seinen Auftrag an Orbecche bestellt; sie habe sich sehr verwundert, daß ihr Vater meine, fremde Worte müssen bei ihr mehr Gewicht haben, als seine eigenen; nach langer Unterredung habe sie ihn aber beauftragt, ihm zu sagen, wenn die kindliche Liebe, die sie für ihren Vater fühle, sich dem nicht widersetze, so wolle sie suchen, sich seinem Wunsche zu bequemen; er glaube ganz gewiß, sie werde am Ende thun, was ihm recht sei. Unterdessen begab es sich, daß mehrere Tumulte, welche in einigen Städten des Reichs entstanden waren, Sulmone nöthigten, sich von der Königsstadt Susa, wo er sich aufhielt, auf acht bis zehn Tage zu entfernen. Beim Abschied übertrug er Oronte die Zügel des Regiments und des Hofes. So hatten Oronte und Orbecche Zeit, in ihrer unglücklichen Lage die gehörige Vorsorge zu treffen, und sie entschlossen sich beide nach Armenien zu gehen. Nachdem sie mit der größtmöglichen Gewandtheit alle Bedürfnisse für die Reise in Ordnung gebracht und von den Kleinodien des Königs, was ihnen am besten gefiel und den höchsten Werth hatte, zu sich genommen, thaten sie, als wollten sie zu ihrer Unterhaltung auf ein sehr liebliches und heiteres, funfzehn Meilen von der Stadt entferntes Landgut gehen, wo die Prinzessin oft mit ihrer Amme, einigen ihrer Frauen und dem ihr von ihrem Vater zugewiesenen Hofgefolge sich zu vergnügen pflegte. Dort angelangt nahmen sie eines Abends sechs der besten Pferde, wie sie sie für ihren Plan am passendsten glaubten. Oronte und seine Frau nebst zweien ihrer vertraute-

sten Diener, welche gleichfalls aus Armenien waren und denen die Obhut über die Pferde übertragen wurde, setzten sich darauf, ferner die Amme und die Zofe, welche bei der Vermählung anwesend gewesen waren, und machten sich auf einsamen Wegen schnellstens auf nach Armenien. Am Meere angelangt, wo schon ein leichter Schnellsegler für sie in Bereitschaft gesetzt war, gingen sie unter Segel, stachen in die hohe See und ruhten nicht eher, als bis sie in Armenien waren. Die Nacht ihrer Abreise und mehr als die Hälfte des andern Tages ging hin, ohne daß jemand merkte, daß sie nicht mehr dort waren. Beide Gemächer waren verschlossen und so wagte niemand, sich zu rühren. Als man endlich hineinging und niemand fand, als man in den Stall kam und sah, daß keine Pferde, keine Stallknechte dort waren, kam man auf die Vermuthung, in Folge einer vom König angelangten geheimen Weisung haben sie sich, ohne jemand eine Andeutung zu geben, in der Nacht nach der Stadt zurückverfügt. Die zurückgelassenen machten sich daher schnell auf den Weg und langten Abends in der Hauptstadt an. Als sie sie auch nicht hier fanden, merkten sie Dronte's Teuschung. Alle waren der Ansicht, es geschehe dem König ganz Recht, da er sich viel eher einem Fremden, dem Feindesland Angehörigen, als seinen eigenen Leuten habe anvertrauen wollen. Sie sandten sogleich einige Pferde ab, um in eiligem Marsche den Fliehenden zu folgen, die Nachsetzenden wurden beauftragt, jene gefangen nach der Stadt zu führen, wenn sie sie wiederfinden würden, und sogleich wurde dem König von dem Vorfalle Meldung erstattet. Die Nachricht schmerzte ihn so tief, daß er nahe daran war, todt zu Boden zu sinken; bald schalt er auf Dronte's Treubruch, bald auf den Leichtsinn und die heuchlerische Anhänglichkeit seiner Tochter; nachdem er sich lange geärgert hatte, faßte er sich endlich und ergab sich gänzlich den Rachegedanken, und in dieser zornigen Stimmung kehrte

er nach Suſa zurück. Sobald er erfuhr, daß die Pferde, die ihnen nachgeſandt waren, ſie nicht haben erreichen können, beſchloß er, trotz der zwiſchen ihm und dem König von Armenien beſtehenden grauſamen Feindſchaft, Geſandte an ihn zu ſchicken, um ſie ausgeliefert zu erhalten. Er ließ ihm ſagen, er bitte ihn, eine ſolche empörende Unbill nicht zu begünſtigen; die Könige ſtehen zwar in feindlichen Verhältniſſen, aber doch ſchicke es ſich nicht, daß ſie in Dingen, welche die Ehre und den Nutzen der Krone und des königlichen Blutes betreffen, zumal wenn ihnen kein Vortheil daraus erwachſe, die Verräther begünſtigen; denn geſchähe das, ſo würde man die Könige nicht höher achten, als irgend ſonſt einen gemeinen Mann, und das gäbe Hinterliſtigen reichlichen Stoff, unter dem Schein der Treue bald dieſen bald jenen nach Belieben zu beleidigen; ſo wären die Könige in ihren Schlöſſern weniger ſicher unter ihren Dienern, als die Reiſenden im Walde unter Räubern; und da er überzeugt ſei, daß bei ihm Gerechtigkeit weit mehr vermöge, als jede andere Rückſicht, ſo bitte er ihn um Oronte und die Tochter, damit er an der Thorheit und Bosheit dieſer und an dem Verrathe des erſtern die ihrer Schuld angemeſſene Rache nehme. Endlich ließ er ihm ſagen, er ſolle nicht vergeſſen, daß durch ein verbrecheriſches Weib und einen Verräther einſt ganz Aſien in Verwirrung gebracht und Troja zerſtört worden ſei. Settin (ſo hieß der König von Armenien) war ein kluger Mann und fühlte im Stillen große Freude, daß von einem ſeiner Leute ſeinem Hauptfeinde ein ſolcher Spuk geſpielt worden war. Daher gab er den Geſandten zur Antwort: Wenn ich die Sache, die ihr mir vortragt, als ſie mir zuerſt zu Ohren kam, ſo angeſehen hätte, wie ſie nach der Beſchwerde eures Königs erſcheint, ſo würde ich Oronte nicht, wie jetzt geſchehen iſt, meinen Schutz zugeſichert haben, ſondern entweder hätte ich ihn aus meinem Reiche vertrieben oder in Rückſichtsnahme auf ſeine

Ehre und meine Pflicht, woran er mich erinnert, ihm die Flüchtigen nach Suſa geſchickt haben, um dort die gebührende Strafe zu empfangen. Ich beurtheilte aber die Sache anders, als euer König ſie jetzt anſieht, und bin daher genöthigt, ihm das Wort zu halten, das ich ihm damals zur Sicherung ſeines Lebens und ſeiner Frau gegeben habe, und kann euch ſomit auch die Perſonen nicht ausliefern, die ihr im Namen eures Königs von mir verlangt. Und daß ich recht geurtheilt habe, zeigt die Sache ſelbſt; denn wer, der bei geſundem Bewußtſein iſt, wird eine ſolche von einem jungen Manne aus Übermaß der Liebe begangene, und eines andern Ehre nicht verletzende Handlung Verrath nennen, und meinen, ſie verdiene blutigen grauſamen Tod? Gewiß, glaube ich, niemand. Verrath wäre es geweſen, wenn Oronte das Mädchen genothzüchtigt und ſchwanger am Hofe zurückgelaſſen hätte, ohne ſie zur Frau zu nehmen, und das hätte die ſchwerſte Strafe verdient. Allein da er ſie geheirathet hat, ſehe ich in der Sache blos einen Fehler der Liebe, der mir eher Verzeihung, als Strafe zu verdienen ſcheint. Wenn vielleicht euer König einwendete, die Weiſe, in welcher er ſie zur Frau genommen, mache alles Anſtändige unanſtändig, ſo ſage ich, das iſt ein ſchwacher unhaltbarer Grund, denn weiß er nicht, daß die Kraft der Liebe größer iſt, als alle menſchliche Gewalt, und daß man beim Beſitz der Dinge, zu welchen ſie das Herz eines andern nicht nur einlädt, ſondern zwingt, wenn es ihr beliebt, die Mittel ergreifen muß, die einem die Liebe ſelbſt anbietet? Es darf ihm nicht verwunderlich ſcheinen (äußerlich betrachtet wenigſtens, denn vielleicht könnte es wol anders ſein), daß ein Mann von gemeinem Stande eine Tochter von ihm zum Weibe genommen, denn alte und neue Zeiten können ihm reichlich Zeugniß dafür ablegen, daß viele Jungfrauen von königlichem Geblüte mit Männern geringeren Standes weit glücklicher gelebt haben, als andere mit Söhnen der

mächtigſten Könige. Außerdem ſind erhabene Geſinnungen und wahrhaft königliche Tugenden dasjenige, was einen Menſchen der Herrſchaft würdig erſcheinen laſſen muß, nicht Reichthum oder Stand. Und wenn auch Sulmone denkt, Macht und Königreiche machen einen zum König, ſo ſagt ihm in meinem Namen, er ſolle ſich nicht über dasjenige beſchweren, was er, wenn er nur will, leicht abſtellen kann. Er hat nur ein einziges Kind, dieſe Tochter, die billigerweiſe nach ihm den Thron erbt; ſein Schwiegerſohn wird alſo ſo mächtig, als er ihn machen will. Ob aber Dronte des Thrones würdig und fähig iſt oder nicht, darüber brauche ich kein weiteres Zeugniß, als ſein eigenes, das er ihm, ſo lang er bei ihm lebte ertheilt hat, indem er ihn in der Verwaltung des Staates immer allen andern vorzog. Und ich halte es für beſſer, er nimmt einen Schwiegerſohn, der die Herrſchaft von ihm bekommen zu haben ſich bewußt iſt, als wenn er einen andern gewählt hätte, der (wie ihm vielleicht hätte begegnen können, wenn er ſein Kind dem König der Parther zur Schwiegertochter gegeben hätte) der ihm ſeinen Thron genommen hätte. Ich ſchätze darum ſeine Tochter um ſo mehr, die er ſo heftig tadelt, daß ſie lieber einen Mann zum Gatten nehmen wollte, der durch ſie König würde, als einen, der ſie aus einer Königin zur Sklavin machte, wenn ſie ſeine Frau geworden wäre. Mögen es die unſterblichen Götter fügen, daß meiner Tochter kein ſchlimmeres Loos zufalle, denn ich würde mich, wenn mir dieſer Fall begegnete, nicht nur nicht beklagen, ſondern ſie eben ſo ſehr loben, als ich jetzt die ſeinige lobe. Ich ſage euch, wenn ich einen Mann wie Dronte in meinem Hauſe hätte, welchem Volke und welchem Stande er auch angehören möchte, ich würde nicht warten, bis meine Tochter ihn heimlich zum Manne nähme, ſondern würde ihr ihn bereitwillig offen zur Ehe geben und es für eine beſondere mir vom Himmel zugewieſene Gnade erachten, wenn er ihr einen ſolchen Gemahl

beſchert hätte. Aber wie es mir ſcheint, daß Sulmone ſich Glück zu wünſchen habe zu einem ſolchen Ereigniß, ſo habe ich mich zu beklagen, daß nicht an allen Höfen Männer wie Dronte ſich finden. Um alſo mit meiner Erklärung zum Schluſſe zu kommen, mögt ihr eurem König ſagen, daß er den Zorn fahren laſſe und die Angelegenheit ruhig betrachte; denn wenn er ſie mit der Geſinnung anſieht, wie es ſich gehört, ſo wird er ſich nicht über mich beſchweren, daß ich ſeinen Schwiegerſohn und ſeine Tochter ſo freundlich aufgenommen habe, wie es geſchehen iſt, ſondern wird mich viel mehr loben, als ſich ſelbſt, der aus einem ſo geringfügigen Anlaß der Mörder ſeines Schwiegerſohnes und ſeiner Tochter werden will, die mit ihren Tugenden jeden auch noch ſo großen Fehltritt als unzureichend für die geringſte Strafe hinſtellen würden. Und wenn er auch die Vernunft bei ihm keine Stätte finden laſſen und darum ſein Reich in ſeinem Zorn und Aufwallung in Verwirrung bringen will, ſo muß ich das ihm anheimgeben, da ich nicht fürchte, daß er mich aus dem Hauſe treiben wird, denn meine Macht iſt Gott ſei Dank ſo groß, daß ſie leicht ſeine Angriffe, wie die jedes andern Königs aushalten kann, wie er durch lange Erfahrung ſich überzeugt haben mag. Und wenn das Schickſal mir beſtimmt haben ſollte, daß ich für ein ſo löbliches Werk aus dem Hauſe gejagt würde, ſo halte ich es für weit weniger ſchlimm, meinen Thron zu verlieren, als mein Wort zu brechen.

Hier ſchwieg er und die Geſandten wurden entlaſſen. Als ſie vor ihren König kamen, ſetzten ſie ihm auseinander, was Settin zu ihnen geſagt hatte, und daß namentlich das Wort, das er dem Dronte gegeben, ihn abhalte, die Flüchtigen auszuliefern. Dies erhöhte noch gar ſehr den Zorn Sulmone's und zuletzt ſprach er: Weiß dieſer Settin nicht, daß die Treue zum Verbrechen wird, wenn ſie die Schlechtigkeit der Leute ſchützt und hegt? Sei dem aber, wie ihm wolle, es wird mir nicht

an Mitteln fehlen, mich trotz Settin über dieser Unbill zu rächen.

Er ließ sogleich Dronte und seine Tochter und alle Kinder, die aus ihrer Ehe entspringen würden, in den Bann thun und versprach denen nicht nur Geschenke, sondern ganze Herrschaften, die sie ihm lebendig oder todt in die Hände liefern würden. So groß aber auch die Hoffnung des Lohnes war, so wollte doch niemand dabei sein Glück versuchen, theils weil Dronte es in persönlicher Tapferkeit mit jedem andern Ritter aufnehmen konnte und für sich und seine Gattin wohl auf der Hut war, theils auch, weil sie den König Settin fürchteten, welcher die empfindlichsten Strafen jedem androhte, welcher einen Gedanken daran zu haben die Frechheit hätte. In Zeit von neun Jahren wurden Dronte von Orbecche zwei Söhne geboren, welche Dronte gerne mit ihrem Großvater ausgesöhnt hätte; er ließ daher keinen Weg unversucht, um Sulmone's Herz zum Erbarmen zu bewegen, aber alles war umsonst. Am Hofe war ein hochbetagter Greis von ehrwürdigem Ansehen Namens Maleche, dessen Rathe als dem eines weisen Mannes und geliebten Vetters (er war der Sohn von Sulmone's Vatersbruder) der König sehr viel vertraute. Dieser hegte großes Mitleid mit Orbecche und war sehr unangenehm berührt von dem Hasse, womit ihr Vater sie verfolgte; deswegen versäumte er nicht, jedes Mittel ins Werk zu setzen, um jenen Haß in die frühere Liebe zu verwandeln. Er bat daher eines Tages den König so eindringlich und brachte so gewichtige Gründe vor, daß es schien, als lasse er sich überreden. Und es dauerte nicht lange, so schickte er eben diesen Maleche als Überbringer des Friedens an Orbecche und Dronte; außer den Beglaubigungs- und Versicherungsschreiben, die mit seiner eigenen Hand geschrieben und mit dem geheimsten königlichen Siegel bekräftigt waren, übersandte er Orbecche einen sehr kostbaren Ring, mit dem er einst sich seiner Gattin anverlobt hatte, und

Dronte als ſeinem Nachfolger auf dem Throne überſchickte er einen königlichen Scepter vom feinſten Golde, geſchmückt mit den koſtbarſten Steinen. Maleche begab ſich mit den Briefen und Geſchenken an Settin's Hof und wurde dort mit Freuden bewillkommt nicht nur von beiden Gatten, ſondern vom König ſelbſt. Maleche ſuchte die Gatten zu überreden, beide mit ihren Kindern zu Sulmone zurückzukehren, wie er ſie eingeladen hatte. Aber Settin war klug und ſah das Unglück vorher, das daraus entſtehen konnte. Er ſagte zu Dronte: Ich möchte nicht, daß du auf dieſe Worte hin von hier weggingeſt, denn Könige, zumal grauſame, wie Sulmone, vergeben nicht ſo leicht Beleidigungen und du könnteſt davon ein glänzendes Beiſpiel für jeden abgeben.

Dronte meinte aber, Sulmone könne ihm nicht untreu werden. Er nahm daher mit Maleche Urlaub vom König, ließ Gemahlin und Kinder in Armenien und begab ſich nach Perſien. Sulmone empfing ihn daſelbſt mit dem geſchminkten Anſehen einer erheuchelten Höflichkeit, unter welcher er aber dennoch das Herz eines Tigers barg. Er zeigte ſich eine Zeit lang ſehr freundlich und verbrachte immer einen großen Theil des Tages mit ihm unter heitern Geſprächen. In dieſer Zeit ſtarb einer, der die Herrſchaft über einige einträgliche Städte des Reiches hatte; Sulmone ſagte daher zu Dronte, er wolle ihm dieſe Würde übertragen; und als er ſich dazu bereit erklärte, ſagte der König, er thäte ihm einen großen Gefallen, wenn er vor ſeinem Abgang eigenhändig an ſeine Frau ſchreiben wollte, ſie ſolle mit ihren Kindern in Maleche's Geleite, den er ihr entgegenſenden wollte, und mit ehrenvollem Gefolge zurückkommen, denn die Sehnſucht verzehre ihn, ſeine geliebte Tochter wiederzuſehen und ſeine Enkel zu umarmen. Und als ſpräche der Verräther aufrichtig, ließ er bei den letzten Worten ſeinen Augen einige Thränen entſtrömen. Dronte ſchrieb den Brief, übergab ihn Sulmone und ſchickte ſich an,

am folgenden Morgen ſeine Reiſe anzutreten. Der König aber ließ ihn in der Nacht noch zu ſich rufen unter dem Vorwand, mit ihm über einige wichtige Angelegenheiten ſprechen zu wollen, da ihm plötzlich unerwartete Nachrichten zugekommen ſeien. Als Oronte das Begehren des Königs vernahm, begab er ſich unverweilt zu ihm. Kaum aber hatte er den Fuß über die Schwelle des königlichen Gemaches geſetzt, als er von zwei Burſchen, die der grauſame König wie zwei Schäferhunde auf die Lauer geſtellt hatte, unbarmherzig ergriffen wurde mit den Worten: Verräther, du biſt des Todes!

Sogleich kam auch Sulmone herbei. Sobald Oronte ihn erblickte, wandte er ſich zu ihm mit ſtrengem Blicke und ſprach: So halten Könige Wort in deinem Lande, Sulmone? Doch ich hoffe, die Rache, die ich nicht üben kann, wird der oberſte Gott an meiner Stelle in einem Maße übernehmen, daß man die Kunde bis zu den Tiefen der Unterwelt vernehmen wird. Da bin ich, Verräther, beendige dein Unternehmen!

Sulmone antwortete nichts, als: So halten Perſiens Könige Wort den Schurken.

Bei dieſen Worten warf er ihm ein Tuch um den Hals, die beiden andern hielten ihn feſt, er erdroſſelte ihn mit eigenen Händen, ſchlug ihm ſodann den Kopf vom Rumpfe und ließ den Leib durch die beiden Banditen dahin werfen, wo die Leichname vieler andern von ihm auf gleiche Weiſe Ermordeter geworfen worden waren. Am Morgen früh ſagte er, um keinen Verdacht über das Vorgefallene zu erwecken, er habe in der Nacht Oronte eilig in einem ſehr wichtigen Geſchäfte weggeſandt. Gleich nachher ſchickte der verruchte Vater Maleche an ſeine Tochter mit den Briefen ihres Gatten und fügte noch eigene hinzu, voll von zärtlicher, wiewol erheuchelter Liebe. Die Tochter glaubte Maleche ihrem Oheim, ſowie den Briefen ihres Gatten und denen des Vaters und die Unglückliche machte ſich auf den Weg. Kurz nach dem

ſchauderhaften Untergang Dronte's kam ſie zugleich mit ihren kleinen Söhnen zu dem rohen Vater. Alle drei wurden von ihm anſcheinend aufs Liebevollſte aufgenommen; nach einigen Tagen aber, als ihm der Augenblick geeignet ſchien, ſagte er zu ſeiner Tochter, es ſei jetzt nicht mehr an der Zeit, daß die Knaben bei den Frauen bleiben, er wolle ſie in ſeine Gemächer nehmen, damit ſie, unter Baronen erwachſend, ſich an das königliche Leben gewöhnen. Orbecche zeigte ſich damit ganz einverſtanden und übergab ſie ihm willig. Als Sulmone die Jungen bei ſich hatte, ſchloß er ſich mit ihnen in das nämliche Zimmer ein, in welchem er einige Tage zuvor ihren Vater umgebracht hatte. Dort ſchlachtete der Verruchte ſie wie unſchuldige Lämmer mit ſcharfen Meſſern hin. Dann nahm er drei ſilberne Becken, die er zu dieſem Zwecke hatte bereiten laſſen, und legte in eines den blutigen Kopf Dronte's, den er aufgehoben, in die andern die zwei Kinder mit den Meſſern in der Kehle. Die drei Becken ſtellte er auf einen Tiſch, bedeckte ſie mit carmoſinrothem Zendel, reinigte ſich vom Blute, von dem er ganz gebadet war, und ließ ſodann ſeine Tochter zu ſich rufen. Als ſie in das königliche Gemach getreten war, verſchloß er, als wollte er insgeheim mit ihr reden, die Thüre, wie er auch ſonſt gethan hatte, damit niemand hereinkommen könne.

Meine Tochter, hub er darauf an, ſeit du Dronte's Gattin geworden biſt, was nun, wenn ich mich nicht täuſche, nicht viel weniger als zehn Jahre ſein mögen, habe ich außer dem Ringe, den Maleche dir brachte, dir gar kein Geſchenk gemacht, das, ſoviel mir ſcheint, meiner Geſinnung gegen dich entſprochen hätte. Wenn es dir alſo genehm iſt, will ich dir jetzt ein Geſchenk machen, an dem du leicht erkennen magſt, wie ſehr mir jetzt das gefällt, was mir bisher ſo ſehr misfallen hat.

Die arme Frau, welche die Worte des gottloſen Vaters nicht verſtand, antwortete ihm, ſie brauche keine

größeren Zeichen ſeiner väterlichen Zärtlichkeit abzuwarten, als die, die ſie ſchon bekommen habe, und ſie ſei immer mit ihm zufrieden geweſen, doch nehme ſie Alles freudig an, was ihm gefällig ſei, ihr zu geben. Nachdem ſie dieſe Reden gewechſelt hatten, nahm Sulmone ſeine Tochter bei der Hand und führte ſie in das Zimmer, wo ihre Lieblinge lagen. Er hob die Decke von Oronte's Haupt und den Leichen der Kinder und zeigte ihr das ſchauderhafte Schauſpiel, das hinter dieſem Vorhange lag, mit den Worten: Dies iſt das Geſchenk, das ich dir anbiete, wie du es verdient haſt.

Wie glaubt ihr wol, theure Frauen, daß es hier der unglücklichen Orbecche ums Herz ſein mochte? Welche Bedrängniß, welcher Grimm mußte ſie befallen? Die Unglückliche fühlte ſich bei einem ſo entſetzlichen Anblick alle Sinne vergehen, ſie erblaßte und war auf dem Punkte todt niederzuſinken. Doch faßte ſie ſich, die Verzweiflung gab ihr Kraft, ſie wandte die Augen zu ihren Söhnen, welche noch nicht ganz geſtorben waren, ſondern ſich noch etwas krümmten und deren Blut noch aus den Wunden ſtrömte, von dort ſchweifte ihr thränender Blick auf das geſchändete Haupt ihres theuren Gatten, ſie drängte die Thränen nach dem Herzen zurück und verſchloß den Wehſchrei in der Bruſt. Dann wandte ſie ſich mit ſtrengem Blicke gegen den harten Vater und ſprach zu ihm: Hart über alles Maß iſt es für mich, meine Söhne in dieſem Zuſtande zu ſehen, der nicht nur andere, ſondern euch ſelbſt zum Erbarmen bewegen könnte. Was aber mehr als Alles meinen Schmerz erhöhen würde, wäre das, daß ſie von euch, von dem ſie nicht dieſes, ſondern Ehre und Größe hoffen durften, in den Zuſtand geführt wurden, in dem ihr mir ſie jetzt zeigt, wenn das Unrechte meiner Handlungsweiſe, für welche ich keinen andern Lohn, als dieſen, erwarten durfte, mich nicht dazu brächte, mit geduldigem Gemüthe zu ertragen, was euch beliebt hat, meinen Söhnen und meinem Gatten anzuthun. Aber

da ich, wenn ich die Schwere meines Vergehens betrachte, nicht verdient habe, daß ihr mich ſchonender behandelt, als meinen Mann und meine Kinder, da ich ja den erſten Anlaß zu eurem Misfallen gegeben habe, ſo bitte ich euch, daß ihr mit meinem Blute die Mackel gänzlich abwaſchet, die ich dem königlichen Blute und dem ehrwürdigen Namen meines Vaters zugefügt habe, indem ich ohne eure Einwilligung den Mann zum Gatten nahm, deſſen Haupt jetzt ſo ſchauderhaft ſich meinen Blicken darbietet.

Nach dieſen Worten zog ſie das Meſſer aus der Kehle ihres älteſten Sohnes, der noch nicht ganz geſtorben war und nun den letzten Jammerlaut ausſtöhnte. Dieſer klägliche Ton entflammte noch mehr die traurige Frau zur Ausführung ihres Vorhabens. Sie that, als wolle ſie ihm das Meſſer in die Hand geben, damit er ſie umbringe, und näherte ſich Sulmone. Zu ſpät fühlte er Rührung, als er ſie um nichts anderes bitten ſah, als um den Tod, und vermuthete, die Angſt vor ihm, da ſie ſich hier allein mit ihm ſehe, gebe ihr dieſe Worte in den Mund.

Sei ruhig, meine Tochter, ſprach er mit heiterem Geſicht, ich will nicht, daß du ſterbeſt, vielmehr wünſche ich dein Leben, um dich mit einem deiner würdigen Gatten verbinden zu können.

Er trat zu ihr und wollte ihr ſeine Arme um den Hals ſchlingen, die Tochter benutzte den Augenblick, Zorn und Schmerz verlieh ihr Muth, Verzweiflung gab ihr Feſtigkeit, und mit aller ihr zu Gebot ſtehenden Kraft ſtach ſie ihm das Meſſer unter der linken Bruſt in den Leib. Sie wühlte damit hin und her und zog es nicht eher wieder heraus, bis der Grauſame todt niederfiel. Als ſie ihn daliegen ſah, zog ſie ihm das Meſſer aus der Bruſt, nahm es in die Hand und rief, zu ihm gewandt: Genieß, genieß nun, Verräther, die Frucht deiner Schandthaten und deiner Wortbrüchigkeit! Es wäre in der That ſehr ſchlimm geweſen, wenn du nicht

durch die Hand derer hätteſt umkommen müſſen, die du mit dem Tode der Söhne und des Gatten, in denen ſie lebte, umgebracht haſt. Du haſt in ihrem Blute den grauſamen Durſt, den du darnach hatteſt, geſättigt und ich habe mich gleichfalls geſättigt in dem deinigen, aber mit gerechterer Urſache. Doch was hält mich ab, daß ich mit dem andern Meſſer ...

Bei dieſen Worten zog ſie dem andern Sohne das Meſſer aus der Kehle.

Daß ich dich mit dem andern Meſſer nochmals erſteche, obſchon du todt biſt, da du mir meinen lieben Sohn erdolcht haſt? Soll ich nicht, für beide Rache nehmend, dich gleichſam mit doppeltem Tode umbringen?

Bei dieſen Worten ſtach ſie das Eiſen bis an das Heft in Sulmone's Kehle. Sie wandte ſich dann zu den ermordeten Söhnen und zu dem todten Haupte ihres Gatten, erhob ihre Stimme zur Klage, öffnete ihre Augen den Thränen und fing alſo an zu ſprechen: Ach, ich Unglückliche, wie traurig und unheilvoll war der Tag, da du, Oronte, mein Gemahl geworden biſt, und nicht minder unheilvoll diejenigen, an denen ich euch, meine Kinder, geboren habe. Der allerunglücklichſte aber iſt der, an dem ich euch in ſo jämmerlicher Geſtalt ſehe.

So warf ſie ſich weinend ganz über den abgeſchlagenen Kopf hin, küßte ihn bald da bald dort auf das Zärtlichſte und fuhr alſo fort: Ha, du vielgeliebtes Haupt, verwünſcht ſei der noch in ſeinem Tode, der mich dich ſo wiederſehen läßt, wie ich dich jetzt ſehe. Warum kannſt du, ſüßeſtes Haupt, nicht ſo viel Leben gewinnen, daß du jetzt deiner kummervollen unglücklichen Gattin, die dich mit ſo viel Sehnſucht anruft, ein Wort erwidern kannſt? Warum finde ich dich nicht wenigſtens in dem Zuſtande wieder, daß ich auf dieſem Munde den letzten Hauch mit meinen Lippen erhaſche?

Von dem Haupte wandte ſie ſich zu den Kindern, bald dieſen, bald jenen der Knaben umarmend und küſſend.

Ach, rief ſie, ihr treuen Stützen meines Lebens, Herzen meines Herzens, ihr echte Abbilder meines theuern Gatten, was darf ich noch hoffen in dieſem Leben, nachdem ihr mir genommen ſeid, von denen mein Leben und alle meine Hoffnungen abhingen? Weh mir Einfältigen, daß ich den Worten eures erbarmungsloſen Oheims vertraut habe! Warum ließ ich mich nicht eher ſelbſt erdolchen, ließ mir nicht den Buſen öffnen, ehe ich mich den Händen des Grauſamen überlieferte? Welcher wilde Löwe, welcher herzloſe Tieger konnte ein größeres Blutbad anrichten, als ihr, als das, das er angerichtet hat? Aber freut euch, unſchuldige Seelen, freut euch, daß auch er durch einen ſeiner Grauſamkeit gebührenden Tod darniederliegt, er durch den ihr ſo ungebührlich hingeſtreckt worden ſeid, von den Händen, die euch hätten ſchützen ſollen, mit denſelben Meſſern, womit er euch getödtet hat, nach Verdienſt ermordet.

Dann wandte ſie ſich nochmals zu dem abgeſchlagenen Haupte und ſprach folgende Worte: Mir war nur das eine noch übrig, dir, mein Gemahl, wie meinen Söhnen das Todtenopfer zu bringen; mit dem Blute des Verräthers habe ich es gethan. Es wird mir Weiteres verſagt, da er ſchon todt iſt; aber bei all dem wird mir mein Unglück nicht verſagen, ſo viel an mir liegt dieſen Opferdienſt zu Ende zu bringen.

Indem ſie dies ſagte, ging ſie zu der Leiche ihres Vaters hin, ſchnitt ihr den Kopf ab, nahm ihn blutig wie er war, und trug ihn zu dem Kopfe Dronte's.

Hier, Dronte, ſprach ſie weinend, bietet dir deine Frau das Haupt deſſen dar, der dir das deine genommen hat.

Nachdem ſie das geſprochen, legte ſie die beiden Söhne und das Haupt des Gatten zuſammen, warf ſich wie todt über ſie und ſprach: Meine Söhne und du, mein theurer Gemahl, nunmehr iſt meine Pflicht gegen euch vollſtändig erfüllt. Weiter iſt mir nicht übrig, als daß ich mich

an euch anſchließe, damit, wenn ihr mir auch in dieſem Leben entriſſen werdet, ich euch im andern für immer wiederfinde. Darum, meine Söhne und du mein theurer Gemahl, deren Geiſter vielleicht auf mein Schreien herabgekommen durch dieſe Orte ziehen und der von mir geübten Rache ſich erfreuen, empfangt dieſe Seele, die nun vollſtändig bereit iſt, euch zu folgen.

Sie faßte mit ſtarker Hand das Meſſer, mit welchem ſie dem Vater den Kopf abgeſchnitten hatte, ſtach ſich daſſelbe bis zum Heft in den Buſen und fiel todt über das Haupt ihres Gemahls und über ihre ermordeten Kinder hin. Schon war die Stimme der jungen Frau zu den Ohren vieler im Palaſte anweſender gedrungen. Da ſie aber den König fürchteten, deſſen große Grauſamkeit jeder kannte, wagte niemand ſich zu rühren. Alle waren zwar verſichert, daß er die Tochter mishandeln werde; da aber das Geſchrei des armen Weibes aufhörte und Alles ſtille wurde, beſchloſſen ſie endlich am Abend zu ſehen, was es ſei. Als ſie ein- und zweimal an die Thüre gepocht hatten und niemand antwortete, warfen ſie ſie ein; da ſahen ſie nun das jämmerliche Schauſpiel, von dem wir ſprachen, und waren erfüllt von unſäglichem Schauder. Nachdem Alle viele Thränen vergoſſen hatten, namentlich die Amme und die Zofe, die mit Orbecche in der Hoffnung, glücklich mit ihr leben zu dürfen, zurückgekehrt waren, legten ſie die Leichen der Söhne und der Mutter nebſt dem Haupte des Oronte unter allgemeiner Trauer des ganzen Volkes zuſammen in Ein Grab. Den Leib Sulmone's ließen ſie begraben, wo die andern Könige begraben waren, indem ihm alle einſtimmig ſeine unglaubliche Grauſamkeit vorwarfen. So nahm die Liebe der beiden ein unglückliches Ende, der rohe König aber fand für ſeine Grauſamkeit und ſeinen Treubruch verdiente Züchtigung.

## 55. Rinieri und Cicilia.

(2, 5.)

Imola ward einſt von eigenen Herren regiert, jetzt gehört es zum Gebiete der Kirche. Dort lebte vor Zeiten ein Edelmann Namens Horatio, der mit Glücksgütern reichlich verſehen und durch ſeine Artigkeit in der ganzen Stadt beliebt war. Wiewol er nun im Äußern milde ſchien, ſo zeigte er ſich doch, ſobald ihm eine Unbill widerfuhr, ſo entſetzlich, daß er ſeinen Zorn den Beleidiger ſchwer fühlen ließ. Dieſer hatte nur eine einzige Tochter, Namens Cicilia, und dieſe war zu ſolcher Schönheit erwachſen, daß die Imoleſen glaubten, ſie ſei die ſchönſte Jungfrau des Landes. Der Ruf ihrer wunderbaren Schönheit verbreitete ſich über alle Gauen der Romagna und kam auch einem Jünglinge in Forlì Namens Rinieri zu Ohren, der nicht weniger ſchön war unter den Jünglingen, als Cicilia unter den Jungfrauen. Wie ſehr ihn aber auch die Natur mit Körpergaben ausgeſtattet hatte, ſo karg war das Glück gegen ihn geweſen im Vergleich mit dem Vermögen Meſſere Horatio's. Der Jüngling nahm ſich ſo ſehr die Schönheit des Mädchens zu Herzen, obwol er ſie nie geſehen hatte, daß er fühlte, es koſte ihn das Leben. Alle, die von dort kamen, fragte er, ob ſie Cicilia geſehen haben und ob ſie wirklich ſo ſchön ſei. Jeder, der ſo glücklich geweſen war, ſie zu ſehen (denn nur ſelten ließ ſie der Vater irgendwo ſich zeigen), berichtete ihm, ſie ſei zum Verwundern ſchön; darum beſchloß er, nach Imola zu gehen, um ſie zu ſehen. Als er in die Stadt kam, fragte er nach dem Hauſe Meſſere Horatio's, ging dahin und fing an ſich auf die Lauer zu ſtellen, ob er die Jungfrau zu ſehen bekomme. Da aber bei der Geburt des Mädchens die Mutter geſtorben war, hielt, wie geſagt, Meſſere Horatio ſie unter

so strenger Obhut, daß sie nie einen Fuß vor das Haus setzte außer zur Messe und unter dem Geleite der ehrbarsten Frauen aus ihrer Verwandtschaft, weshalb er Tage lang sich umsonst bemühte, bis es ihm gelang, sie zu Gesicht zu bekommen. Der Jüngling unterließ aber darum nicht, durch die Straße zu gehen, und begnügte sich damit, da er nicht weiter konnte, wenigstens die Mauern zu betrachten, welche eine so große Schönheit in sich schlossen. Dem Hause ihres Vaters gegenüber wohnte ein Duftkrämer, der eine alte Frau hatte, die gewöhnlich in der Bude stand. Rinieri trat hinein und that, als wollte er etwas kaufen, und als dies auch wirklich geschehen war, ließ er sich mit der Alten, welche Nastagia hieß, in ein Gespräch ein und fragte sie freundlich, was für Frauen in dieser Straße wohnen. Nastagia antwortete ihm sogleich, es seien viele daselbst, und unter andern eine, die ihrer Bude gegenüber wohne, die sei wie ein Engel des Himmels.

Aber, fügte sie hinzu, der Vater hat sie so streng unter der Hut, daß man sie nur höchst selten sieht.

Während sie nun so miteinander sprachen, begab es sich, daß Cicilia, indem sie von einem Zimmer ins andere ging, sich ein wenig am Fenster zeigte. Sie sah die Duftkrämerin, grüßte sie und diese erwiderte den Gruß. Bei diesem Gruße erblickte Rinieri, welcher schon aufgestanden war, die Jungfrau. Er zog das Barett ab und machte ihr eine Verbeugung. Bei dieser Geberde gefiel er dem Mädchen, sodaß auch sein Bild sich ihrem Herzen so wirksam einprägte, daß sie, begierig ihn zu sehen, nicht aufhören konnte, mit Nastagia zu reden. Es kam aber ihre alte Muhme dazu, welche sie ins Haus zurückrief und ihr drohte, wenn sie sie wieder am Fenster finde, werde sie es ihrem Vater sagen und sie dafür züchtigen lassen. Beim Anblick der Jungfrau meinte Rinieri, Alles, was er von ihr gehört hatte, sei nur ein Traum gewesen neben der Wahrheit, und das

Feuer wuchs in ihm so an, daß er ganz zur Flamme wurde. Nie war es ihm so leid, arm geboren zu sein, wie jetzt, denn er meinte, wenn er an Vermögen dem Messere Horatio gleich wäre, wäre Cicilia seine Gemahlin geworden. Die Duftkrämerin stand auf sehr vertrautem Fuße mit jenen Frauen und sie mit ihr, denn es verging keine Woche, wo nicht Nastagia in ihr Haus kam oder sie in das Haus Nastagia's, wohin sie auch manchmal Cicilia mitbrachten. So kam die Alte in Messere Horatio's Haus und fing an, mit der Jungfrau zutraulich zu plaudern. Diese fragte sie alsbald, wer der Jüngling sei, den sie in ihrem Laden gesehen habe. Sie antwortete, sie wisse nicht, wer es sei, doch komme er ihr sehr artig und gebildet vor.

Es ist unmöglich, antwortete Cicilia, daß mit so großer Schönheit nicht jeder Vorzug verbunden sein sollte.

Nastagia verwunderte sich über diese ihre Rede und fragte sie: Wie hat er euch gefallen?

So sehr, entgegnete sie, wie nur irgend einer, den ich jemals gesehen habe, und es wird mir sehr lieb sein, wenn er öfters wieder hinkommt. Erkundigt euch, wer er ist, und thut es mir zu wissen.

Die gute Alte versprach es ihr und ging nach Hause. Gleich als hätte sie ihr ins Herz gesehen, erkannte sie deutlich, daß sie in den jungen Mann verliebt war, und sah daraus, daß manchmal ein Blick beim ersten Begegnen, verbunden mit einem entsprechenden Wesen, mehr Kraft hat, als sonst eine lange anhaltende Dienstbarkeit. Als Rinieri zu Mittag gegessen hatte, kehrte er in die Bude zurück und Nastagia brachte nun ihre Fragen an, wer er sei und woher er komme. Der Jüngling antwortete, er sei Rinieri Chelini aus Forli. Um die Ursache seines Hierherkommens befragt, sagte er: Madonna, ich will und kann die Wahrheit nicht verbergen. Das Gerücht hat mir den Ruf der großen Schönheit dieser eurer Nachbarin bis nach Forli getragen, sodaß ich mich

gedrungen fühlte, meine Heimat und all das Meinige zu verlassen und hierher zu eilen, um mit Augen jene Schönheit zu sehen, die ich schon lange Zeit nach den Reden anderer im Geiste angeschaut habe. Ich habe sie auch bei ihrem ersten Erscheinen so gefunden, daß, wenn ich sie früher liebte, ich jetzt sie anbete.

In der That, entgegnete Nastagia, ich glaube, ihr habt eure Liebe nicht schlecht angebracht, denn ich bin der Ansicht, wenn ihr für Cicilia glühet, so steht sie für euch in voller Lohe.

Rinieri war dies sehr angenehm und er bat sie, ihm zu sagen, wie sie das wisse. Nastagia erzählte ihm nun, was die Jungfrau gesagt und wie dringend sie sie gebeten hatte, sie möge ihr ausführlichen Bericht über ihn verschaffen. Rinieri bat sie hierauf dringend, sie möge diese seine Liebe begünstigen, er werde sich gegen sie so halten, daß sie nicht bereuen solle, daß sie sich für ihn bemüht habe; eine Schande könne ihr daraus nicht erwachsen, denn er liebe das Mädchen nur, um sie zur Frau zu nehmen. Bei diesen Worten gab er ihr einen gar zierlichen Ring mit zwei ineinander verschlungenen Händen mit dem Auftrag, ihn der Jungfrau als Geschenk anzubieten und ihr zu sagen, mit diesem Ringe schicke er ihr sein Herz. Dabei schenkte er der Botin einige Kleinigkeiten und versprach ihr reichliche Geschenke, wenn es ihm etwa gelinge, die Jungfrau zur Gattin zu bekommen, worin sein höchster Wunsch läge. Die gute Frau versprach ihm ihre ganze Mitwirkung, sagte ihm übrigens, da jene einst das ganze Vermögen ihres Vaters erbe, so verlangen viele sie zur Frau, dennoch habe er noch bei keinem seine Einwilligung gegeben, denn seine Absicht sei, sie nur mit einem Manne zu verbinden, der ihm an Vermögen gleichkomme; aus diesem Grunde scheine es ihr fast unmöglich, daß er jemals seinen Zweck erreiche.

Nichts ist der Liebe unmöglich, antwortete Rinieri; ich bitte euch nur, daß ihr bei eurer Mitwirkung nichts

verſäumet, ſo werdet ihr ſehen, daß Amor ſie für mich aufgehoben hat.

Naſtagia wartete eine ſchickliche Zeit ab, um ihren Plan auszuführen, und ging nun zu Cicilia. Und ſie erblickte ſie nicht ſo bald, als ſie fragte, ob ſie den jungen Mann geſehen habe. Sie antwortete ihr, ſie habe ihn geſehen und ſogar mit ihm geſprochen. Sie habe gefunden, daß, wenn er ihr gefalle, ſie nicht minder ihm gefalle, und er ſei, vom Rufe ihrer Schönheit angezogen, von Forlì nach Imola gekommen, um ſie zu ſehen und ihr zu beweiſen, wie ſehr er ſie liebe.

Und bin ich denn, fragte ſie, bin ich denn ſo ſchön, Naſtagia, daß die Männer auf den Ruf meiner Schönheit hin ſich in mich verlieben?

Freilich, antwortete Naſtagia, und ich kann euch noch weiter ſagen, daß er mit mir von eurer Schönheit und von der großen Liebe geſprochen, die er zu euch hegt, und mich erſucht hat, ihn euch zu empfehlen und euch zu bitten, ihn ſo herzlich zu lieben, als er euch liebt. Auch hat er mir ein Geſchenk gegeben, das ich euch in ſeinem Namen überreichen ſoll.

Und was denn? fragte das Mädchen.

Es iſt das holdeſte Ringchen, antwortete jene, das ihr je geſehen habt.

Wie, ein Ring? entgegnete Cicilia. Was ſoll ich denn damit anfangen?

Nichts anderes, antwortete Naſtagia, als daß ihr ihn als Pfand des Zieles anſehet, um deſſen willen er euch liebt.

Und was iſt dieſes Ziel? fragte ſie.

Euch zur Frau zu bekommen, war die Antwort, wenn es euch nicht unlieb wäre.

Keineswegs, antwortete Cicilia, vielmehr äußerſt lieb; wenn es aber auch wahr iſt, daß er mich liebt, wie du ſagſt, ſo kann ich ihm doch nicht verſprechen, um was er mich bittet. Aber wo iſt der Ring, von dem du ſagſt, daß er ſo hold anzuſchauen ſei?

Hier habt ihr ihn, antwortete Nastagia, und er hat mir gesagt, daß er euch damit sein Herz schicke.

Bei diesen Worten lächelte das Mädchen, nahm den Ring in die Hand und lobte ihn sehr, indem er ein Zeichen der Treue an sich trug.

Wie mache ichs nun aber, fragte sie, indem sie ihn an den Finger steckte, um ihn tragen zu können?

Ihr müßt, antwortete Nastagia, den, der ihn euch schickt, zum Manne nehmen.

Wäre nur, entgegnete sie, mein Vater damit so zufrieden, wie ich es wäre.

Sie behielt den Ring und übergab ihr ein hübsches Paar Handschuhe, um sie dem Jüngling zu überbringen als Gegengabe für das ihr geschickte Geschenk und zum Zeichen, daß sie ihn so aufrichtig liebe, als er sie. Nastagia brachte dem jungen Manne diese Kunde und gab ihm zugleich die Handschuhe, welches Geschenk ihm große Freude machte. Er meinte nun, es fehle jetzt nichts mehr zur Erfüllung seiner Wünsche, als daß er Cicilia's Vater bestimme, sie ihm zur Frau zu geben. Er versuchte dazu alle möglichen Wege, aber Alles war umsonst wegen seines im Vergleich zu Messere Horatio's Reichthum geringen Vermögens. Während nun die Liebe zwischen den beiden jungen Leuten auf diese Weise fortging, fand Rinieri Gelegenheit, ein Fest zu besuchen, bei welchem auch Cicilia anwesend war. Er tanzte mit und am Ende des Fackeltanzes fügte es sich so glücklich, daß beim Wechsel der Orte und Personen, wie das bei einem solchen Tanze gewöhnlich ist, Rinieri Cicilia bei der Hand faßte; er drückte sie fest und sie die seinige.

Mein Leben, flüsterte ihr der Jüngling zu, ich brenne.

Und sie gab ihm zur Antwort: Und ich bin schon verbrannt, Rinieri, und fast nichts mehr, als Asche.

Als der Tanz aus war, nahm der Jüngling Urlaub und sprach zu ihr: Ich lasse mein Herz in euren Händen.

Und sie zu ihm: Und ich meine Seele.

Weiter konnten ſie ſich nichts ſagen und ſchieden von einander, beider Herzen aber waren voll der glühendſten Flammen. — Als Rinieri ſah, daß Cicilia's Vater ihren beiderſeitigen Wünſchen entgegenſtand, gedachte er durch Vermittelung Naſtagia's ſeinen Zweck zu erreichen. Als er eines Tages mit ihr ſprach, ſagte er zu ihr: Naſtagia, ich ſehe, wie genau ihr mit Cicilia bekannt ſeid und wie ſie ſich mit ihren Frauen in dieſem euren Garten ergeht.

Bei dem Hauſe des Duftkrämers war nämlich ein zwar kleiner, aber doch wol der ſchönſte Garten in ganz Imola.

Ich weiß, fuhr Rinieri fort, daß wenn ihr wollt, ihr mir leicht Gelegenheit verſchaffen könnt, Cicilia zu heirathen und mich ihrer Liebe zu freuen. Darum bitte ich euch, habt doch Erbarmen mit mir, und wenn alles Andere mir widerſtrebt, laßt ihr mich nicht ganz zu Grunde gehen, da ihr ſo geſchickt und ohne Nachtheil helfen könnt.

Naſtagia war nicht von Stahl, ſie wünſchte die Liebſchaft, wie ſie ſie eingeleitet hatte, auch zu Ende zu führen, und ſagte, ſie wolle es gerne thun, wenn die Jungfrau damit einverſtanden ſei.

Daran zweifle ich nicht, ſagte Rinieri, da ſie mich ſo feurig liebt, wie ich weiß, und wenn ihr die Mittlerin macht, daß ſie ſich auf eine ſo ehrenhaft bezweckte Sache einlaſſen wird.

Die gute Alte verſprach ihm wiederholt ihre Dienſte, ging zu der Jungfrau und ſagte ihr, was ihr Rinieri aufgetragen hatte. Cicilia war ſchon völlig mit ihrem Liebhaber ein Weſen geworden, ſie antwortete daher, wofern ſie nur ihre Ehre dabei unverletzt bewahren wolle, ſei ſie bereit, zu thun, was ihr gefalle. Naſtagia kehrte alſo zu Rinieri zurück und bewies ihm, daß Cicilia ganz bereit ſei, ihn zum Manne zu nehmen, weshalb ſie unter ſich ſorgfältig verabredeten, was zu thun ſei. Nach einigen Tagen ließ die Muhme, welche das Mädchen unter ihrer

Obhut hatte, der Duftkrämerin sagen, sie wolle morgen mit ihrem Mädchen in ihren Garten kommen. Daher ordnete Nastagia mit den Liebenden die Feier der Vermählung an. Die Frauen kamen in das Haus der guten Alten und traten in den Garten; während nun Cicilia Blumen pflückte, an welchen der Ort sehr reich war, ließen sich die beiden Alten in ein Gespräch ein über ihre Einkäufe, über Leinwand und Spinnerei. Unter anderem sagte Nastagia zu der andern, sie wolle ihr eine bewundernswürdige Weberei zeigen, welche eine ihrer Töchter außer dem Hause mache, wenn sie jemand hätte, der sie ihr holte. Die Frau sagte: Wir wollen meine Magd darnach schicken.

Cicilia, schon von Allem zum voraus unterrichtet, sagte: Ach nein, Muhme, schickt nicht hin! Wenn es euch recht ist, möchte ich lieber, wir gingen nach Hause, denn es überfällt mich ein solcher Schlaf, daß ich die Augen kaum offen halten kann.

Ei, sagte Nastagia, Gott sei Dank, ich habe auch Plätze zum Schlafen in meinem Hause.

Dann wandte sie sich zu der Magd und sagte: Geh, wohin dich die Frau sendet! Cicilia wird schon eine Ruhestätte finden.

Die Magd ging hin, Nastagia aber nahm die Jungfrau bei der Hand und führte sie sammt der Muhme in ein Zimmer, legte sie aufs Bette, schloß die Fenster und endlich auch die Thüre und gab der Muhme des Mädchens den Schlüssel. Sodann gingen beide in den Garten und erwarteten die Magd, welche das Gewebe holen sollte. Die gute Alte hatte kurz, ehe die Frauen kamen, Rinieri in jener Kammer verborgen. Sobald er nun seine Cicilia hineingeschlossen hörte, kam er aus seinem Versteck hervor, ging an das Bette, nahm die Geliebte in den Arm, preßte sie fest an seine Brust und gab ihr Tausende von Küssen und ebenso sie ihm. Nach vielen gegenseitigen Liebkosungen vermählte sich

Rinieri mit ihr und auf die Verſicherung des ehelichen Bundes pflückte er zu großer Wonne beider die erſehnte Frucht ihrer Liebe, ja ſie hatten ſo viel Muße, daß ſie ſich mehrmals von neuem ihrer Wonne hingeben konnten. Unterdeſſen war nämlich die Magd eingetroffen und durch Naſtagia's Geſchicklichkeit kamen beide Frauen in ein langes Geſpräch über die Weberei. Schon war es mehr als Abend geworden, da ſchien es Cicilia's Muhme, es ſei nun Zeit, ſich nach Hauſe zurückzuziehen. Sie ging mit Naſtagia an das Zimmer, wo Rinieri ſich in ſein Verſteck zurückgezogen hatte, und ſie öffneten Thüre und Fenſter. Das Mädchen ſchlief, denn nach der ausgeſtandenen Ermüdung hatte ſie wol Grund dazu, die Muhme weckte ſie und ſprach: Willſt du, Schlafhaube, den ganzen Tag verſchlafen? Es iſt Zeit, daß wir nach Hauſe gehen.

Cicilia rieb ſich die Augen, ſtand auf und kehrte, viel heiterer, als ſie gekommen war, nach Hauſe. Unterdeſſen war Meſſere Horatio zu Ohren gekommen, was auf dem zuvor erwähnten Balle zwiſchen den beiden Liebenden vorgefallen war. Daher faßte er den feſten Entſchluß, daß ſeine Tochter nirgends hin mehr weder allein noch in Begleitung gehen dürfe, und befahl, freilich zu ſpät, daß ſie in ſeinem Zimmer ſchlafe. Nur allein vor Naſtagia hütete er ſich nicht, durch deren Vermittelung Cicilia von einer Jungfrau zur Frau geworden war; denn das Schickſal ſcheint zu wollen, daß man ſich in ſolchen Fällen vor jedermann in Acht nimmt, nur vor denen nicht, wo es am nöthigſten wäre. Die beiden Liebenden waren über die neuen Beſchränkungen unſäglich betrübt und da ſie ſich den Weg abgeſchnitten ſahen, zuſammenzukommen, brachte den Bekümmerten nur das noch einigen Troſt, daß Naſtagia Botſchaften hin- und hertrug. Kaum aber war ein Monat verfloſſen, ſeit Rinieri die Zuſammenkunft mit Cicilia gehabt hatte, da fing ihr an die Eßluſt zu vergehen und ſie fühlte Übelkeiten, was ſie Naſtagia mittheilte.

Meine Tochter, sagte diese, ihr werdet wol schwanger sein.

Das fürchte ich auch, antwortete sie; und so bin ich das unglücklichste Geschöpf, das je mit einem Manne zu thun hatte, denn wenn das mein Vater merkt, so wird er mich ganz gewiß ums Leben bringen; auch wäre es leicht möglich, daß er Rinieri ermordete, denn ich weiß, wie weit sein Zorn geht, wenn er beleidigt ist.

Nastagia tröstete das Mädchen, ging weg und berichtete Alles Rinieri, welcher sich schnell besann, seine Frau in seine Heimat fortzunehmen. Bis er aber verschiedene Vorkehrungen getroffen hatte, welche ihm nöthig schienen, um sie sicher dahin zu bringen, gingen einige Monate vorüber und ihr Vater merkte untermittels, daß Cicilia schwanger war. Er war darüber so betrübt, als man nur über ein heftiges Unglück sein kann. Doch verschloß er sein Leid in sich, wollte auch nicht wissen, von wem sie schwanger war, und sein ganzes Trachten ging darauf, sie ums Leben zu bringen. Doch beschloß er, nicht selbst sich mit ihrem Blute die Hände beflecken zu wollen. Er rief einen gewissen Maltrova, seinen alten Diener, dessen er sich bediente, um denjenigen den Tod zu geben, die ihn beleidigt hatten. Er entdeckte ihm seinen Plan und brachte ihn mit leichter Mühe dazu, Cicilia zu ermorden; dann aber solle er so weit weggehen, daß man in Imola nichts mehr von ihm erfahre. Er versprach ihm dafür so viel Geld, daß er genug hätte, um überall davon leben zu können. Nachdem die Sache unter ihnen abgeschlossen und die Art der Ausführung verabredet war, führte Horatio Cicilia aufs Land unter dem Vorwand, einen Ausflug zur Erholung zu machen. Nachdem er einige Tage mit erheuchelter Heiterkeit dort gewesen war, kam eines Abends der verruchte Maltrova mit seiner Gattin, die nicht minder gottlos war, als er. Sie kamen in Messer Horatio's Haus und thaten, als kommen sie ganz unversehens an und wollen ihre Pferde

etwas ausruhen laſſen, welche den Wagen zogen, auf dem ſeine Frau mit einigen Habſeligkeiten ſaß. Der Verräther ward ſammt ſeinem Weibe von Cicilia mit dem heiterſten Geſichte empfangen; Meſſere Horatio war nämlich gerade abweſend, da er, um den Unmuth zu zerſtreuen, der ihm das Herz beklemmte, mit einem Sperber auf die Wachteljagd gegangen war. Als er nach Hauſe kam und den Henker anſichtig wurde, hieß er ihn willkommen, es war ſchon ſpät, man ſetzte ſich zu Tiſche und über dem Eſſen fragte Meſſere Horatio, wo ihre Reiſe hingehe. Die Alte antwortete, ſie wollen ein Paar Hochzeiten von Verwandten mitmachen, welche in Maſſa gefeiert werden. Cicilia wich gerne den Blicken ihres Vaters aus in Beſorgniß, er möchte merken, was er ſchon längſt gemerkt hatte. Daher ſagte ſie bei dieſer Mittheilung: Wie gerne ginge ich mit dahin, wenn es mein Vater erlaubte.

Und warum ſollte er es nicht zugeben? ſagte die Alte.

Weil, antwortete Meſſere Horatio, vorſätzlich ſeinen eigentlichen höchſten Wunſch verbergend, weil meine Tochter gar nicht gewohnt iſt, umherzureiſen.

Ei, ſagte die gottloſe Alte, die in den ganzen Plan eingeweiht war, wollt ihr, Meſſere, daß das Mädchen wie eine Nonne immer im Hauſe ſich vergrabe? Vergönnt ihr doch auch je und je eine anſtändige Zerſtreuung! Der Ort, wohin wir gehen, iſt nicht weit, der Weg gut und ungefährlich, die Jahreszeit lädt zu Vergnügungen ein, bei den Hochzeiten werden viele adelige Fräulein ſein, wie Cicilia, und ich will ſchon über ſie wachen und ihr Geſellſchaft leiſten, als wäre es mein eigen Kind. Daher bitte ich euch, mir zu erlauben, daß ſie mit mir kommt und mit meinem Manne, wir haben ſie ja von Kindheit auf ſchon gepflegt und gewartet.

Meſſere Horatio that noch immer, als ſei er nicht einverſtanden, und die unglückliche Cicilia, welche nicht wußte, was das für Folgen haben werde, um was ſie

so einfältig bat, bestürmte ihren Vater unablässig, ihr die Erlaubniß zu ertheilen. So bat also einerseits die Tochter, andererseits die böse Alte, und die andern, die im Hause waren, und am Ende stellte er sich zufrieden. Am Morgen ließ Messere Horatio Cicilia ein carmosinrothes Zendelkleid anziehen und übergab sie Maltrova und dem gottlosen Weibe auf ihren Wagen. Messere Horatio that, als wollte er seiner Tochter noch eine alte Frau zur Gesellschaft mitgeben; die andere aber sprach: Ihr habt wenig Zutrauen zu mir, Messere, daß ihr meint, sie brauche noch ein anderes Geleite, wenn ich bei ihr bin. Sollte ich etwa nicht verstehen, sie zu bedienen?

Der Vater schien sich auf diese Worte der Gottlosen zu beruhigen, das unglückliche Fräulein meinte eine Lustreise anzutreten und machte sich auf den Weg mit solchen, die sie zum Tode führten. Maltrova schlug den Weg gegen Ravenna ein und als sie in einen dichten Wald kamen, that er, als sei ein Holz am Wagen gebrochen, und sagte zu seinem Weibe und der jungen Frau, sie sollen aussteigen, damit er die zerbrochene Stange wieder in Ordnung bringe. Die zwei Frauen stiegen ab und als Cicilia auf dem Boden stand, nahm sie Maltrova beim Arme und sprach: Empfiehl deine Seele Gott, denn hier mußt du durch meine Hand sterben.

Die junge Frau war bei diesen Worten halb todt und fing an laut zu weinen und zu schreien.

Ach, Maltrova, sagte sie, sind das die Hochzeiten, zu denen du mich führen willst? Behandelt man so Frauen meines Gleichen?

Ja, antwortete der Verruchte, so behandelt man Weiber, die ohne Rücksicht auf die Ehre ihrer Familien thun, was du gethan hast, schnödes Weib! Hier soll deine Hochzeit gefeiert werden, wie es sich für dich gehört.

Aus diesen Worten erkannte die Unglückliche, daß der Vater ihren Fehltritt bemerkt und sie deshalb diese

Manne übergeben habe, daß er ſie umbringe. Deſſenungeachtet warf ſich die Unglückliche vor Maltrova auf die Knie und ſprach weinend zu ihm: Ich leugne nicht, gefehlt zu haben; aber nichts deſto weniger habe ich ja dich niemals beleidigt und dir keine Schmach angethan, wofür du dich rächen müßteſt. Ach, wenn du nicht mit mir Erbarmen haben willſt, ſo habe wenigſtens Mitleid mit dem unglücklichen Geſchöpfe, das ich unter dem Herzen trage. Gib nicht außer mir auch ihm den Tod, das noch nichts verbrochen hat, ja noch gar nicht geboren iſt.

Dann ſtand ſie auf und wandte ſich an die grauſame Alte.

Ach, meine Mutter, ſprach ſie, ich bitte euch, erlaubt doch nicht, daß ich von eurem Gatten, dem ich immer, wie ihr wißt, nur Freude machte, ſo grauſam hingemordet werde!

Die mitleidsloſe Alte ſagte nichts anderes zu ihr, als: Wenn dein Vater ſich deiner nicht erbarmt hat, wie willſt du, daß wir es ſollen? Sterben mußt du, darum hab Acht, nicht mit dem Leib auch die Seele zu verlieren!

Da nahm ſie Maltrova bei den Haaren und hob das Schwert auf, um ihr den Kopf abzuſchlagen. Während er aber ausholte, faßte die Alte, in der in das Erbarmen Platz gegriffen hatte, doch das Mitleid mit dem jungen Weibe, ſie hielt den Arm des Gatten auf und ſprach zu der unglücklichen Cicilia: Wenn du uns verſprichſt, ſo weit wegzugehen, daß dich niemand kennt und nie jemand ſagt, daß du noch am Leben biſt, ſo will ich dir das Leben ſchenken.

Cicilia meinte, es ſei eine Stimme vom Himmel in ihre Ohren gedrungen, ſie verſprach es ihr und ſchwur ihr bei Gott, es ſo zu machen. Da bewog die Alte ihren Gatten, wiewol mit Mühe, ſie nicht umzubringen. Man nahm ihr nun den Rock von Zendel und alle Zieraten ab, welche ihre edle Abkunft andeuten konnten, und ließ ſie im bloßen Hemde. Da ſchenkte ihr die Alte

einen schlechten sehr vertragenen Unterrock von ihr, welchen sie anlegte. Maltrova ließ sie im Walde allein, stieg auf seinen Wagen und fuhr weiter sammt den Kleidern der unglücklichen jungen Frau und Allem, was Messere Horatio ihm zu seinem Zwecke gegeben hatte. Aber kaum hatte er sich von Cicilia zehn Meilen weit entfernt, als eine Räuberbande sie überfiel und ihm und seiner Frau den verdienten Tod gaben; und mit Cicilia's Kleid nahmen sie ihnen Alles, was sie von Messere Horatio bekommen hatten und was sich auf mehr als vier Tausend Gulden in Gold belief. Aber die göttliche Gerechtigkeit fügte es, daß auch sie bald hernach den Lohn für ihre verbrecherischen Thaten bekamen, denn sie begegneten dem Polizeimeister von Ravenna, der mit einer starken Schaar ausgezogen war, sie gefangen nahm und vor den Richter führte, wo sie nach geleistetem Geständniß ihrer Mordthaten die gebührende Strafe fanden. Die unglückliche Cicilia hatte eingenäht in einen Gürtel, den sie unter dem Hemde auf dem bloßen Leibe trug, ein Paar hundert Goldgulden und einige Kleinode, denn da sie mit Rinieri von ihrem Vaterhause fliehen wollte, hatte sie schon angefangen, werthvolle Sachen zusammenzusuchen, um sie mit sich zu nehmen. Sie zog daher zwei Paar Goldgulden heraus und ging so lange durch den Wald weiter, bis sie den Weg nach dem Meere fand. Sie stieg in eine Barke, welche gegen Loretto ging und ließ sich nach dem Hafen von Ricanati führen. Dort fand sie ein frommes und ehrbares altes Weiblein, mit der sie ihre armselige Lebensweise theilte; sie hieß Isabella von Narne. Zwei Tage darauf fing Messere Horatio an, sich zu verwundern, daß Cicilia nicht zurückkehre. Er schickte einen seiner Leute nach Massa, wohin Maltrova gesagt hatte, daß sie auf die Hochzeit gehen wollen. Der Diener kehrte zurück und meldete, er sei nicht nur nicht dorthin gegangen, sondern es sei dort gar keine große Hochzeit gefeiert worden. Als Messere Horatio dies hörte,

fing er an zu ſchreien und zu wehklagen und den größten Schmerz zu heucheln und ſich und ſein Unglück zu verfluchen, das ihn verleitet habe, ſeine Tochter einem ſolchen Manne und Weibe anzuvertrauen. Er ſchickte Reitende nach allen Seiten, um zu ſehen, ob man nicht eine Spur von Maltrova finden könne. Alle Leute in der Stadt bejammerten mit ihm einen ſo unerklärlichen Vorfall, wunderten ſich aber unter ſich, daß Meſſer Horatio ſich dieſem Manne in einer Sache von ſolcher Wichtigkeit anvertraut habe. Man wußte darüber nichts anderes zu ſagen, als, nachdem Meſſere Horatio mit Hilfe dieſes Menſchen andern tauſendfach Schmach angethan, habe Gott endlich dieſen Vorfall geſtattet, um zu zeigen, daß aus böſer Handlungsweiſe und aus dem Umgang mit Böſen weiter nichts zu ernten iſt, als Böſes. Die Leute, die ausgegangen waren, um Maltrova zu ſuchen, kehrten zurück und ſagten, er ſei gar nirgends zu finden, ſie haben aber gehört, im Hafen von Ravenna ſei ein Schiff von Kaufleuten, die nach Otronto geſegelt ſeien, um von dort nach Conſtantinopel zu fahren; ſie halten es für ſicher, daß er mit dieſem Schiffe entflohen ſei und Cicilia dem Großtürken bringe, indem er denke, da ſie ſo ſchön ſei, einen großen Gewinn daraus zu ziehen. Meſſere Horatio ſchickte nach Otronto und erfuhr, das Schiff ſei ſchon über acht Tage weggefahren. Nun ſtellte er ſich als den unglücklichſten Vater, der da lebe (obwol ich glaube, daß ſein Schmerz nicht ganz nur Verſtellung war), und trauerte tief. Während dies in Imola vorfiel, gebar Cicilia im Hauſe der guten Alten einen wunderſchönen Knaben, dem ſie den Namen Ninieri beilegte, um durch den Namen ihres Kindes die Sehnſucht um ihren Gemahl zu lindern, welche ſie verzehrte und dem ſie ſich doch nicht zu entdecken wagte theils wegen des Eides, den ſie Maltrova hatte ſchwören müſſen, um nicht wider Gott zu ſündigen, theils weil ſie fürchtete, es könnte ihrem Vater zu Ohren kommen, und er würde

dann sie beide umbringen lassen, nachdem sie schon einmal seine Grausamkeit erprobt hatte. Cicilia's Schicksal ward in der ganzen Romagna bekannt und kam auch zu Rinieri's Ohren, welcher höchst betrübt darüber nach Imola ging und von Nastagia zu erfahren suchte, was an der Sache sei. Als er nun kein Mittel sah, Cicilia wiederzufinden, nahm er den Dolch, den er an der Seite trug, und wollte sich erstechen. Nastagia aber gab es nicht zu und überredete ihn, seine Frau aufzusuchen, denn sie sei versichert, wenn er eifrig suche, werde er sie finden und einst noch glücklich mit ihr zusammen leben. Rinieri ergriff diesen Rath und ging, ohne weiteres Merkmal anzugeben, nachdem er erkundet hatte, welchen Weg Maltrova eingeschlagen habe, nach dieser Richtung hin. Nachdem er lange gesucht, fand er einen Schäferknaben, welcher sagte, er habe gesehen, wie einer eine junge Frau umbringen wollte, die er auf dem Wagen gehabt, und er glaube auch, er habe sie umgebracht, denn er habe sie später nicht mehr gesehen. Auf diese Kunde war Rinieri so betrübt, daß es nicht zu sagen ist. Als er weiter ging, fand er einen andern, der ihm sagte, der Mann auf dem Wagen sei nebst einem alten Weibe von Räubern umgebracht worden, eine junge Frau habe er aber nicht bei sich gehabt. Rinieri dachte, nun brauche er nicht weiter zu gehen, denn er war nun überzeugt, daß nach der Aussage des Hirtenknaben seine Geliebte todt sei. Er wollte daher nach Imola zurückkehren und sich auf demselben Bette den Tod geben, auf welchem sie ihre Vereinigung gefeiert hatten. Aber siehe da, während er diesen Gedanken nachhing, sah er einen Mann kommen, welcher das Kleid anhatte, das Cicilia trug, als Maltrova sie umbringen wollte. Rinieri erkannte es sogleich für dasselbe, welches das Fräulein auch an dem Tage trug, wo er und sie ein Paar wurden. Er fragte ihn freundlich, wo er es herhabe, und erhielt zur Antwort, er habe es in Ravenna in einem Juden-

laden gekauft. Rinieri bat ihn, mit ihm nach Ravenna zurückzukommen, und er war es zufrieden. Sie gingen beide nach der Stadt, der Fremde führte ihn dahin, wo er das Kleid gekauft hatte, und Rinieri erfuhr von dem Juden, es habe einigen Räubern gehört, die in Ravenna gehenkt worden ſeien. Rinieri begab ſich zu den Richtern und den Notaren des Amtes, erforſchte, was ſie bei den Räubern gefunden und von ihnen erfahren haben, und dieſe zeigten ihm denn unter Anderem einen Brief, welchen ſie Maltrova nebſt einer Geldſumme abgenommen. Er hatte denſelben gleich, nachdem er Cicilia verlaſſen, geſchrieben, um ihn dem erſten vertrauten Boten zu übergeben, den er fände; er benachrichtigte darin Meſſere Horatio, daß er ſeinem Auftrage gemäß ſeine Tochter umgebracht habe. Rinieri nahm den Brief und kaufte das Kleid zurück, mit dem feſten Entſchluß Rache zu nehmen für die Frau, die er wie ſein Leben liebte. Er begab ſich daher zu dem Präſidenten der Romagna, welcher gerade in Cervia war, überreichte ihm den Brief und bat, ihm Gerechtigkeit nicht zu verſagen. Dem Präſidenten war der Vorfall mit Cicilia bereits gemeldet worden und er hegte bei ſich die Überzeugung, daß der Vater um das ihr zugeſtoßene Schickſal ſicher wiſſen müſſe. Als er daher den Brief ſah, verfügte er ſich alsbald nach Imola und ließ in der folgenden Nacht Meſſere Horatio verhaften und ins Gefängniß ſetzen. Am Morgen ließ er ihn vorführen und fragte ihn, was aus ſeiner Tochter geworden ſei. Bei dieſer Frage ging ihm ein Stich durchs Herz. Doch machte er, ſo gut er konnte, ein heiteres Geſicht und ſagte, er wiſſe nicht mehr davon, als die ganze Stadt. In dieſem Augenblicke trat Rinieri unvermuthet hinter einem Bette hervor, wo ihn der Präſident hatte verbergen laſſen, trat Meſſere Horatio entgegen und zeigte ihm Cicilia's Kleid mit den Worten: Ha, alter Schurke, kennſt du dieſes Kleid? Übergabſt du nicht dem Maltrova deine Tochter in dieſem

Aufzuge, damit er sie umbringe? Gabst du ihm nicht so und so viel Goldgulden und Kleinodien?

Er war nämlich vom Amte in Ravenna vollständig unterrichtet, weil die Räuber bekannt hatten, welche Habseligkeiten dem Maltrova abgenommen worden waren.

Gabst du sie ihm nicht, damit er dies ausführe? Kennst du diesen Brief, gottloser Mensch!

Bei diesen Worten zeigte er ihm Maltrova's Brief.

Lies ihn und du wirst sehen, grausamer Mann, daß der verruchte Henker dein Verlangen erfüllt hat.

Der arme Alte las den Brief, sah das Kleid und da er sich so bis ins Einzelne den Hergang vorerzählen hörte, wußte er nicht, was er antworten sollte, und stand wie versteinert, denn er konnte sich gar nicht erklären, wie dieser Mensch das alles wisse. Da nun der Präsident sah, daß er in diesem Grade allen Muth verloren hatte, hielt er ihn mit Überzeugung für schuldig und sprach zu ihm: Behandeln Väter ihre Töchter so, Messere Horatio? Aber ihr sollt so dafür gestraft werden, daß es euch jammern soll.

Der arme Schelm antwortete: Ja, so machen es die Väter, wenn sie die Schmach nicht ertragen können, die ihre Töchter der Familie anthun, indem sie sich Männern hingeben, die nicht ihre Gatten sind.

Darauf erwiderte Rinieri: Nur ihrem Gatten hatte sich Cicilia hingegeben, Verruchter, von ihm war sie schwanger, sonst von keinem; und dieser bin ich. Aber ich danke Gott, daß deine Züchtigung dich erwartet; und nicht mit einem Tode allein solltest du gestraft werden, sondern mit zweien, wenn du zweimal sterben könntest, da du mit einem Male die Tochter und den unschuldigen Enkel ums Leben gebracht hast.

Da sprach Messere Horatio zu Rinieri: Hätte ich dich nur früher, als jetzt gekannt, so hättest du nicht Zeit gefunden, mich anzuklagen; jetzt aber sterbe ich nur darum ungerne, weil du am Leben bleibst; dir aber ge-

bührte eine weit größere Strafe, als mir, weil du die erſte Urſache des ganzen Unheils biſt. Und der Herr Präſident handelt unrecht, wenn er dich nicht züchtigt und dich lehrt, den Vätern freie Hand zu laſſen in Verheirathung ihrer Töchter.

Die Ehen ſind frei, Meſſere Horatio, antwortete der Präſident, und wenn die Töchter ſich nach ihrem Wunſche verheirathen, darf man ſie deshalb nicht umbringen.

Nach dieſen Worten ließ er Meſſere Horatio wieder ins Gefängniß bringen unter ſorgfältige Bewachung und zeigte dem Papſte an, wie die Sache ſtehe. Dieſer ſchrieb ihm zurück, er ſolle ihm ihn nach Rom ſchicken. Der Präſident ſchickte ihn hin, der Papſt ließ ihn ſogleich verhören und fand ihn zweier Tode ſchuldig, darum wurde er verurtheilt, geköpft zu werden, nicht ſowol, um ihn für die Ausführung des Todes zu beſtrafen, als weil er jenen Mörder mit Geld zu einer ſo verbrecheriſchen That bewogen hatte, damit er ein abſchreckend Beiſpiel würde für die Welt und zeigte, welche Strafe diejenigen verdienen, die ſolche Böſewichte zum Morde anderer, namentlich der eigenen Angehörigen mit klingender Münze dingen. Meſſere Horatio war, wie wir geſagt haben, in ſeiner Heimat ein Mann von edlem Hauſe und großem Vermögen; deshalb hatte er auch einen weiten Ruf, und er war nicht ſo bald zum Tode verurtheilt, als ſich das Gerücht davon da- und dorthin verbreitete. So kam es auch nach Recanati zu Cicilia's Ohren. Dieſe Nachricht berührte ſie ſchmerzlich, und ſo ſehr ſie Rinieri liebte, ſo hörte ſie doch mit großem Misfallen, daß er es geweſen ſei, der ihren Vater zum Tode gebracht habe. Sie beſchloß daher, ihn zu retten, und meinte, den Eid, den ſie dem Maltrova habe leiſten müſſen, ſich nicht zu offenbaren, dürfe ſie unter ſolchen Umſtänden wol brechen und ſie könne das thun, ohne Gott zu verletzen. Daher nahm ſie Abſchied von der guten Alten, machte ſich mit ihrem Söhnchen auf den Weg und langte gerade an

dem Tage in Rom an, wo Messere Horatio zur Richtstätte geführt wurde. Als Cicilia auf den Platz kam, wo das Todesurtheil vollzogen werden sollte, und den Henker sah mit dem Schwert in der Hand, bereit ihm den Kopf abzuschlagen, da drängte sie sich gewaltig durch das Volk und fing an zu schreien, was sie konnte: Halt ein mit deinem Schwert, halt ein mit deinem Schwert, Scherge! Der wackere Mann hat den Tod nicht verdient, denn sie lebt sammt ihrem Kinde, um derenwillen er zu diesem grausamen Tode verurtheilt wurde.

Alles anwesende Volk wandte seine Blicke nach diesem Schreien und sah die junge Frau mit dem Knäblein im Arme, das war das schönste Kind, das je ein sterbliches Auge erblickte, und wegen des Mitleids, das alle mit Messere Horatio hatten, ließ man die Hinrichtung nicht vollziehen, denn man dachte, es könne die Tochter des Edelmanns sein. Cicilia kam mit ihrem Söhnchen im Arme auf das Schafott, wo der Unglückliche kniete mit auf den Rücken gebundenen Händen, den tödtlichen Schlag erwartend. Sie fiel ihrem Vater um den Hals und rief: Ach, liebster Vater, seht hier eure unglückliche Tochter, die Gott sei Dank noch lebt und die euch in so großer Noth auch das Leben bringt, gänzlich vergessend, daß ihr sie dem verruchten Maltrova übergeben habt, um sie zu ermorden. Seht hier bei ihr euren Enkel, um dessenwillen euch auch mit ein so schlimmes Loos getroffen hat. Verzeiht mir, lieber Vater, wenn ich euch beleidigt habe, und nehmt von mir euer Leben an!

Bei diesen Worten fühlte sich ihr Vater seine Empfindungen so das Herz beklemmen, daß er keine Sylbe hervorbrachte. Er weinte vor Rührung und hätte seine Tochter gerne umarmt und ihr das liebe Kind abgenommen, wenn dem Armen nicht die Hände gebunden gewesen wären. Rinieri, welcher dabei war, um dem Schwiegervater den Kopf abschlagen zu sehen, und seine Frau lebendig und mit dem wunderschönen Söhnlein auf den Armen erblickte,

erkannte ſie ſogleich. Wie närriſch lief er auf ſie zu, umarmte ſie vor allem Volk nebſt dem Kinde und auch ſie umarmte ihn. Daraus erkannte denn jedermann, daß es die Tochter des Meſſere Horatio und daß der Jüngling ihr Gatte war. So kamen aus Freude und Mitgefühl allen die Thränen in die Augen. Der Gerichtshauptmann that dem Papſte den Vorfall zu wiſſen, der denn höchlich verwundert Meſſere Horatio und die andern vor ſich führen, ſich alles Einzelne genau erzählen ließ und Gott lobte, daß die junge Frau ſo zeitig eingetroffen ſei. Er tadelte die Tochter, daß ſie ohne Wiſſen ihres Vaters ſich vermählt habe, und Meſſere Horatio, daß er darum ſie hatte ans Meſſer liefern wollen. Am folgenden Tag aber ließ er ein koſtbares Mahl bereiten und die unter den zwei Liebenden heimlich geſchloſſene Ehe von neuem in ſeiner Anweſenheit feierlich einſegnen nach vorgängiger Zuſtimmung des Vaters. Dieſer ließ ſeiner Tochter und ſeinem Enkel all ſein Vermögen als Erbgut und ging, der Welt ſatt, in ein Mönchskloſter, wo er ſein Leben fromm beſchloß. Rinieri aber lebte mit Cicilia fortwährend in glücklicher Eintracht und beide dankten Gott, daß er ſie nach ſolcher Bekümmerniß für ſo große Wonne aufgeſpart.

---

## 56. Delio und Daſne.

(2, 7.)

In der Stadt Ferrara, die zwar vielen andern Städten Italiens an Alter, keiner einzigen aber an innerem Werthe und Berühmtheit nachſteht, theils wegen der Milde und Gerechtigkeit ihrer Beherrſcher, theils wegen der Schönheit ihrer Lage, der Pracht ihrer Paläſte,

der Fruchtbarkeit des Landes, der Tugenden und Fähigkeiten der ausgezeichneten Geister, die in ihr blühten, lebte ein Jüngling Namens Delio, von edler Familie und von guter Erziehung, der, als er kaum sieben Jahre alt war, anfing, in dem Hause eines Messer Gianni Mazzo, das der Wohnung seines Vaters schräg gegenüber lag, vertraut aus- und einzugehen. Es hatte dieser Edelmann eine reizende anmuthige Tochter, von vierzehn Jahren, die, ich weiß nicht, ob wegen ihres eigentlichen Namens, oder wegen der besondern Reize, die man an ihr wahrnahm, von ihren Hausgenossen und der ganzen Nachbarschaft Dafne genannt wurde. So oft nun Delio mit dieser Jungfrau sprach, scherzte sie mit ihm, angesehen, daß er ein sehr artiger Knabe war, liebkoste ihn nach Mädchenweise und fragte ihn um dies und das. Delio, der noch in zu frühem Alter stand, um das Feuer der Liebe in seiner Brust aufzunehmen, blieb aber doch immer gern bei ihr, scherzte gerne mit ihr, und wenn es einmal vorkam, daß die Jungfrau ihn in die Arme nahm, so meinte er eines Vorschmacks der Himmelsfreuden theilhaftig zu sein. Während solchergestalt dieser Liebeshandel seinen Fortgang hatte, wuchs Delio zu dem Alter von vierzehn Jahren heran, und ward aus dem kindischen Wohlgefallen, das er an Dafne und ihrer Gegenwart empfand, in seinem Herzen allmälig eine so starke Leidenschaft, daß es vor krankhafter Sehnsucht nirgends mehr Ruhe fand, als bei ihr. Er liebte und besuchte sie häufiger und heftiger, als zuvor, und Dafne ging es ebenso, denn sie war für ihn entbrannt, so gut als er für sie. Die beiden jungen Leute hielten nun zwar das Feuer in ihrer Brust verschlossen, aber doch merkten es die beiderseitigen Eltern. Deshalb wurde das Mädchen von den Ihrigen sorgfältiger, als bisher, gehütet, Delio aber fortan verboten, sie zu besuchen; und dies geschah nicht allein von Seiten des Mädchens, sondern auch von Seiten Delio's. Denn so wie Delio's Eltern fürch-

teten, die Liebe zu Dafne, die ſie an ihm verſpürten, möchte ihn von den philoſophiſchen Studien abziehen, die ſie ihn bereits hatten beginnen laſſen, ſo begaben ſie ſich mit ihm auf einen zwölf Meilen von der Stadt entfernten Landbeſitz und nahmen einen ſehr geſchickten Lehrer mit ſich, damit er ihn auf dem bereits eingeſchlagenen Pfade der Wiſſenſchaft zu einem löblichen Ziele führe. Sie hielten dafür, durch Delio's Entfernung von der Urſache ſeiner Liebe die ihn verzehrende Flamme erlöſchen zu ſehen. Wie ſich nun aber die Liebenden nicht nur der ſüßen Gewohnheit des Zwieſprachs, ſondern auch der Möglichkeit, ſich zu ſehen, beraubt fanden, geriethen ſie beide wie außer ſich ſelbſt und kannten keinen Augenblick der Ruhe mehr, als den ihnen die Kunde gab, die eins vom andern vernahm. Ja, Delio der jüngere, und der vielleicht minder fähig war, der geheimen Macht der Liebe Widerſtand zu leiſten, erkrankte ſo gefährlich, daß er nach Ferrara gebracht und ärztlichen Händen übergeben werden mußte, die ſich mit größtem Eifer um ſeine Wiederherſtellung bemühten. Aber weil das Heilmittel für ſeine Krankheit nicht im Bereiche der ärztlichen Kunſt lag, ſchlugen auch die Arzeneien nicht an. Zu dieſer Zeit erſah Dafne, die um der Krankheit des Jünglings willen vielleicht ebenſo großen Schmerz empfand, als der Leidende ſelbſt, eines Tages von ungefähr einen zehnjährigen Bruder Delio's, von dem ſie hörte, daß weder ſein Vater noch ſeine Mutter eben zu Hauſe ſei, und dem ſie deshalb ein Sträußchen Damascenerroſen gab mit der Bitte, es ſeinem kranken Bruder von ihr zu bringen und ihm ihre herzlichen Grüße zu ſagen. So einfältig der Knabe die Blumen von der Jungfrau nahm, ſo dienſtfertig und liebreich trug er ſie ſeinem Bruder hin. Als Delio das Geſchenk ſah, das ihm von derjenigen kam, von der ſein Leben abhing, als er den Gruß hörte, den ſie ihm ſandte, fühlte er ſo innige Freude, daß der Geruch der Blumen und die Vorſtellung dieſer Liebesbezeugung ſeines Mädchens

ſein Befinden merklich beſſerten. Er ließ ſich von ſeinem kleinen Bruder Schreibzeug reichen, und dankte ſo gut er konnte in einem zärtlichen Briefe, den er mit zitternder Hand ſchrieb, dem Mädchen aufrichtig dafür, daß ſie durch ihren Gruß und das Geſchenk dieſer ſchönen Blumen ihn wieder zum Leben geweckt habe; und in Ermangelung eines zuverläſſigeren Boten gab er den Brief eben wieder dem Kinde zur Beſtellung an das Mädchen. Er hatte dem Kleinen allerdings eingeſchärft, den Brief niemanden zu übergeben, als ihr. Das Schickſal wollte aber Delio auch in dieſen geringen Troſt ſein Gift miſchen, denn das unbefangene Kind trat zu dem Mädchen in das Zimmer, worin ſie mit ihrer Mutter ſaß, hielt ihr den kleinen Zettel hin und ſagte: Nehmt, das ſendet euch mein Bruder.

Die Jungfrau ward an der Seite ihrer Mutter feuerroth im Geſicht und wollte den Brief nicht nehmen. Als die Mutter dies ſah, nahm ſie ihn, las ihn, und da ſie ſah, woher er kam und was ſein Inhalt war, erhob ſie einen großen Lärm gegen ihre Tochter, zerriß ihn in deren Gegenwart, ſchalt den Knaben, der ihn ihr gebracht hatte, heftig aus und hätte ihn beinahe mit Schlägen fortgejagt. Der kleine Knabe lief zu ſeinem Bruder zurück, ſagte ihm indeſſen kein Wort von dem erlittenen Ungemach, weil ihn ſeine erſte Unachtſamkeit behutſam gemacht hatte, keine zweite zu begehen, und hinterbrachte ihm im Gegentheile, Dafne habe den Brief mit Freuden empfangen und empfehle ſich ſeinem Andenken. Über dieſe Nachricht war Delio ſo ſehr erfreut, daß er in kurzem ſeine Geſundheit wiedergewann. Und von dem Verlangen getrieben, die Jungfrau, in der ſeine Seele lebte, wiederzuſehen, ließ er ſich ſeine völlige Herſtellung ſelbſt ſo angelegen ſein, daß er in wenigen Tagen im Stande war, auszugehen und zu ſpähen, ob er ſeine Geliebte erblicke. Indem er nun nach dieſem Troſte ſtrebte, ſiehe da kam von Dafne abgeſandt ihre Amme auf ihn zu

und erzählte ihm, was durch die Unbedachtſamkeit des Knaben vorgefallen ſei und wie Dafne aus dieſem Grunde in ſo ſtrengem Gewahrſam gehalten werde, daß ſie noch nicht einmal ſo viele Freiheit gehabt habe, die Feder zu ergreifen, um ihm ihre Betrübniß ſchriftlich zu ſchildern. Es läßt ſich nicht ſagen, wie empfindlich den Jüngling dieſe Botſchaft traf. Da ihm jeder perſönliche Umgang mit ſeiner Geliebten benommen blieb, ſo verabredete er mit der Amme, ihr zu ſchreiben und ſich brieflich das mitzutheilen, was ſie bei der Hut, unter welcher die Jungfrau ſtand, einander nicht erzählen konnten. Indem ſie nun ſo in geheimem brieflichen Verkehr ihre Liebesgluthen hegten, ging eine geraume Zeit hin; und bei ſo großem Misgeſchick ſchien es ihnen eine große Erquickung in ihrer Qual, wenn ſie Briefe von einander leſen durften. Unterdeſſen hatte Meſſer Gianni die vollſtändige Gewißheit erlangt, Delio's Vater hege durchaus nicht die Abſicht, Dafne mit ſeinem Sohne zu verheirathen. Da dieſe nun bereits einundzwanzig Jahre alt geworden war, beſchloß er, ſie ſogleich einem andern zur Frau zu geben. Er ſprach daher hierüber mit ſeiner Tochter und ſetzte ihr mit vielen Gründen auseinander, ſie könne unmöglich länger ſo bleiben, wie ſie ſei; er habe ihr ſchon einen ihrer würdigen Gatten auserſehen. Vater und Tochter hatten über dieſen Gegenſtand ein langes Zwiegeſpräch, bei deſſen Ende das Mädchen dem Vater die Bitte vortrug, er möge ihr geſtatten, noch eine Zeit lang bei ihm zu bleiben. Er erwiderte ihr aber, ſie ſei nicht dazu geboren, ihr ganzes Leben im elterlichen Hauſe zuzubringen, und bei reiflichem Nachdenken, werde ſie gewiß einſehen, daß er blos auf ihr eigenes Beſte Bedacht nehme. So verließ ihn Dafne, das Herz mit bitterem Leidweſen erfüllt, und ſuchte ihre Amme auf, bei der ſie ſich heftig über die Äußerungen ihres Vaters beklagte. Die Amme tröſtete ſie ſo gut ſie vermochte, indem ſie ihr den Rath gab, in einem warmen und liebevollen Briefe Delio alles

mitzutheilen, was ihr Vater gesagt hatte. Und so schrieb sie ihm denn und bat ihn inständig, da sie all ihr Glück auf ihn setze, möge er nicht zugeben, daß sie, um auf immer alle Freude zu verlieren, in die Hände eines andern komme, was, wenn er sie liebe, wie er ihr immer versichert habe, ihm nur zum größten Leidwesen gereichen müßte. Die Amme überbrachte dem Jüngling den Brief und fügte zu Dafne's feurigen Worten noch selbst alles Dasjenige hinzu, was ihr geeignet schien, das Gemüth des Jünglings zu bewegen, auf die ehrbaren Wünsche Dafne's, die sie gesäugt und auferzogen hatte, einzugehen. Doch bedurfte es dazu nicht vieler Worte, denn Delio war nur allzusehr eben dazu geneigt. Er las den Brief der Geliebten, hörte die Worte der Amme an und erwiderte, Dafne sei seine Seele, ohne sie gebe es für ihn kein Gut auf Erden, und er hätte wol gewünscht, daß es dem Himmel gefallen haben möge, daß auch sein Vater so gesinnt sei, denn er würde dann nicht gewartet haben, bis ihm von ihr Briefe und Botschaften zugekommen wären, die ihn dazu ermunterten, wornach über Alles in der Welt seine Sehnsucht stehe. Da die Dinge nun aber gegenwärtig so weit gekommen seien, wie er sie erblicke, so werde er nicht unterlassen, alles Mögliche zur Erfüllung ihrer beiderseitigen Wünsche zu thun. Die Amme hatte ihn auch kaum verlassen, als der tief niedergeschlagene Delio einen seiner Verwandten, der bei seinem Vater in großem Ansehen stand, in sein Vertrauen zog und ihn bat, allen seinen Einfluß bei seinem Vater aufzubieten, daß, nachdem er sich Dafne zur Ruhe seines Lebens erwählt, derselbe ihn nicht ihrer beraube, denn er würde sein Leben lang dadurch unglücklich werden. Der wackere Mann empfand Mitleid mit dem Jüngling und ging zu dem Vater, dem er mit aller möglichen Eindringlichkeit auseinandersetzte, was ihm Delio selbst vorgestellt hatte, und alle Gründe zu bedenken gab, die er für dienlich erachtete, um die Wünsche des Sohnes

durchzuſetzen. Meſſer Chriſtofano, ſo hieß Delio's Vater, war ein gemäßigter, weiſer und verſtändiger Mann, wie kein anderer in ſeiner Stadt. So liebreich er auch gegen ſeinen Sohn geſinnt war, meinte er doch nichts deſto weniger, in dem, was ſein wahres Wohl betreffe, weiter, als er ſelbſt zu ſehen, und hatte feſt beſchloſſen, das Mädchen nimmermehr als ſeine Schwiegertochter aufzunehmen. Er äußerte ſich alſo, er liebe Delio über alles Maaß, und wenn er mit ihm ſprechen wolle, ſo werde er ihm in keinem Punkte entſtehen, wo er einſehe, daß es ſich um ſeinen Nutzen oder um ſeine Ehre handle. Der ehrliche Fürſprecher berichtete dem Jüngling von dieſer Unterredung Wort für Wort. Wiewol er die Äußerungen des Vaters als ſehr liebevoll erkannte, ſo hoffte er dennoch nicht mehr, als zuvor. Die Überzeugung jedoch, daß es mit ihm nicht ſchlimmer werden konnte, als es war, beſtimmte Delio, die Unterredung zu verſuchen. Er ſuchte ſich daher die rechte Zeit und Gelegenheit aus, eröffnete mit der ſchuldigen Ehrerbietung dem Vater ſeine Abſicht und verband damit die eindringlichſten Bitten, die er wußte, um ſeine Wünſche durchzuſetzen. Der Vater hörte ihm ganz freundlich zu und nachdem jener fertig war, begann er mit halb finſterem halb heiterem Geſichte alſo: Lieber Sohn, ich habe ſehr wohl deine Wünſche verſtanden; ſie würden dir aber nicht ſo verſtändig vorkommen, wie du jetzt meinſt, wäre dir erſt eine weitere Einſicht in die Folgen gegönnt, welche dieſe deine jugendliche Lüſternheit zuletzt nach ſich ziehen muß, und die gerade das Gegentheil deſſen ſind, was dir als dein höchſtes Wohl erſcheinen mag. Denn abgeſehen davon, daß dein gegenwärtiges Alter vielmehr ein kindiſches, als ein zur Ehe taugliches zu nennen iſt, und daß deine bereits aufs Beſte eingeleiteten Studien, zu einem glücklichen Ausgange gefördert, dir einen guten Ruf verſchaffen und eine Frau von ganz anderem Stande verdienen können, als du jetzt verlangſt, gehe ich zu

deiner Äußerung über, dieſe Jungfrau ſei deine Ruhe und Zufriedenheit, ſo muß ich dir ſagen, wofern dem alſo wäre, ſollteſt du gewiß und wahrhaftig nicht nöthig haben, mich mit Bitten zu beſtürmen, daß ich ſie dir zur Frau gebe. Aber eben weil ich klar ſehe, was deine thörichte Begierde dich nicht ſehen läßt, weil ſie dir das Auge des Geiſtes geblendet hat, erkläre ich dir, erköreſt du Dafne zu deinem Weibe, ſo wäre es eben nichts anderes, als trauteſt du dir eine ewige Plage an. Denn betrachten wir zuvörderſt die Beſchaffenheit dieſer Jungfrau, ſo iſt es ein höchſt unnatürlicher und ungewöhnlicher Fall, daß du dich in Liebe zu ihr entzünden mochteſt, während du kaum dein funfzehntes Jahr erreicht haſt, ſie aber eins weniger als zweiundzwanzig alt iſt; ſodaß bei dem erſten Sohne, den ſie dir gebären würde, ganz unzweifelhaft der Umſtand einträte, daß ſie vielmehr deiner Mutter, als deiner Gattin ähnlich ſähe; und wenn ſie gar erſt mehr als Ein Kind von dir hätte, würde ſie ſo welk werden, daß ſie dir ſelbſt unkenntlich würde und mit der nächſten Zeit nach der Sättigung deiner jugendlichen Lüſte dir fürwahr ſo läſtig fiele, daß du ſie ungern dir entgegenkommen ſäheſt. Ich ſelbſt, mein lieber Sohn, nahm in meinem fünfundvierzigſten Jahre deine Mutter zur Frau, die damals noch nicht in ihrem achtzehnten Jahre ſtand, und mir will es ſcheinen, ich habe dies zur rechten Zeit gethan und als wäre ſie eben alt genug für mich. Nun bedenke du wohl, was aus dir werden würde, wenn du in dieſem deinem zarten Alter dieſes Mädchen nähmeſt. Nächſtdem nimmt man eine Frau zur Ruhe und Bequemlichkeit des Hausweſens; du weißt nun, wie wenig Dafne deiner Mutter behagt und wohlgefällt, und begreifſt leicht, daß von zwei unvermeidlichen Dingen nothwendig eines geſchehen müßte, wäre ſie deine Frau: entweder gäbe es zwiſchen Schnur und Schwiegermutter ſtets Mißhelligkeiten und Zwiſt, eine Sache, die in dem zwiſchen deiner Mutter und mir obwaltenden Frieden

eine Störung machen könnte, oder du trennteſt dich mit deiner Frau von uns. Die Liebe aber, mit der ich dich erzogen und vor allen meinen andern Kindern bevorzugt habe, verdient meines Bedünkens nicht, daß du jetzt in dieſem meinem Alter mich verläßſt, da du ganz beſonders derjenige biſt, auf den ich als auf meine feſteſte Stütze meine Ruhe gebaut habe, daß du mich verläßſt, ſage ich, um eines ſolchen Frauenbildes willen, das weder für das ſchönſte noch für das edelſte dieſer Stadt gelten kann.

Mit Thränen in den Augen endete hier der Greis ſeine Rede. Von der Ehrfurcht überwunden, die Delio gegen ſeinen Vater hegte, und gerührt von ſeinen letzten Worten, konnte er nicht anders, als ſagen, daß er zwar mit der geliebten Jungfrau ſein höchſtes Gut in dieſem Leben verlieren werde, daß er ſich aber den väterlichen Geboten eher als gehorſamer Sohn fügen werde, als Gründe anführen, welche den von ihm gegebenen entgegenſtehen könnten. Hier brachen ſie die Unterredung ab. Indeſſen hatten Vater und Sohn noch viele ähnliche Geſpräche über denſelben Gegenſtand, doch Delio verſuchte ſein Glück jedesmal ohne beſſern Erfolg. Meſſere Gianni verſprach ſeine Tochter einem andern Jüngling und ſo wurde beiden Liebenden jede Hoffnung benommen, ſich durch das Band der Ehe vereinigen zu können, was ihnen den bitterſten Schmerz verurſachte. Als nun Dafne bereits verheirathet war, trug es ſich zu, daß ſie mit Delio auf einer Hochzeit zuſammenkam, wo ihnen die Gelegenheit ward, lange miteinander zu ſprechen. Daſelbſt ſagte Delio: Ich danke dem Glücke, Dafne, das mir heute nach ſo viel Widerwärtigkeiten, die es mir hat zuſtoßen laſſen, die Gunſt geſtattet, euch zu ſehen und zu hören und mit euch ſprechen zu dürfen. Wenn auch mein Unglück und die Härte anderer bewirken konnten, daß ich euch jetzt an eines andern Mannes Hand ſehen muß, ſo wird es ihnen doch nimmermehr gelingen, weder

mein Herz von euch abzuwenden, noch euer Bildniß, das in meine Bruſt eingegraben iſt, zu verlöſchen, noch mein eifrigſtes Verlangen zu erkälten, euch immer wohlgefällig zu ſein; und es gereicht mir zum höchſten Troſte, einzuſehen, daß mein Andenken bei euch ebenſo lebt, wie das eurige in mir lebt und immer dauern wird, ſo lang ich ſelbſt lebe.

Mit einem ſchweren Seufzer antwortete ihm Dafne: Delio, du kannſt aus freiem Willen erkennen, wie ſehr es mich ſchmerzen muß, daß es zwiſchen uns zu einem ſolchen Geſpräche kommen mußte. Da mich aber unſer hartes und ungerechtes Geſchick weder die deinige ſein noch dich beſitzen läßt, ſo werde ich zwar zeitlebens elend bleiben; da aber die Pflicht der Keuſchheit mich nöthigt, dem anzugehören, der mir aufgezwungen worden, beſchwöre ich dich bei aller Liebe, die ich immer für dich hegen werde, und bei dem Eifer für meine Ehre, den ich bei all deiner Liebe zu mir immer in dir wahrgenommen habe, daß es dir gefallen möge, weder meinem Gatten noch einem andern Menſchen Veranlaſſung zum Argwohn zu geben, denn du würdeſt nur meinen Ruf beflecken und Zeit und Mühe vergeuden. Ich werde dich immerdar lieben, aber fernerhin dir mit anderem Verlangen und für ein anderes Ziel, als zuvor, zugethan ſein; denn damals liebte ich dich, weil ich dich zum Manne bekommen konnte; von nun an will ich dich lieben, als wäreſt du mein Bruder. Laß uns der Nothwendigkeit uns fügen, Delio, und nichts anderes wollen und wünſchen, als was mit meiner Ehre ſich verträgt.

Delio lobte Dafne's ehrbare Vorſätze, dankte ihr für ihre Zuneigung und ſo endete ihre Unterredung. Die junge Frau lebte noch einige Monate mit ihrem Gatten, der ſie viel ſchlechter behandelte, als er bei ihrer Güte und Sanftmuth hätte verantworten können, ließ aber deſſen ungeachtet keinen Gedanken in ſich aufkommen, der der Sittſamkeit zuwider geweſen wäre. Um dieſe

Zeit ſuchte eine ſchwere grauſame Peſt nicht nur die Stadt Ferrara, ſondern ganz Italien heim, und es erfolgte aus ihr an allen Orten unter den Menſchen eine ſo große Sterblichkeit, daß es ein Graus und Entſetzen war, in den von Kranken und unſeligen Leichen ganz überfüllten Städten zu ſein. Auch Meſſere Chriſtofano's Haus blieb damals von der verderblichen Seuche nicht unverſchont, und obgleich er ſich auf das Land begab und alle Vorkehrungen und Arzeneien anwandte zur Heilung der Kranken und Bewahrung der Geſunden, vermochte er doch weder ſich noch ſeine Frau noch alle ſeine Kinder vom Tode zu erretten. Auch Delio wurde von der Krankheit ergriffen, aber kam durch Gottes Gnade glücklich davon. Wie er nun eben nach Ferrara zurückkehrte und an das Thor der Stadt gekommen war, erblickte er Dafne's Amme, die er ſogleich befragte, wie es um ihre Herrin ſtehe.

O weh, Delio, rief ſie, es geht ſo gar ſchlimm mit ihr, daß es mir das Herz zerbricht. Die Peſtilenz iſt in ihrem Hauſe ausgebrochen, ihr Mann iſt entflohen und hat ſie ganz allein und hilflos zurückgelaſſen.

Auf dieſe Worte warf der von Mitleid mit der Frau tief ergriffene Jüngling alle Rückſicht auf Todesgefahr beiſeit, die er ſelbſt mit ſeiner Familie jüngſt erſt überſtanden hatte, und ebenſo den Schauder vor den Todesfällen der Seinigen, die er mit angeſehen, Dafne's Errettung ging ihm ſeiner eigenen und allem Andern vor und er eilte an ihr Haus. Nachdem er an die Thüre geklopft, erſchien Dafne, welche allein im Hauſe war, am Fenſter und meinte, wie ſie Delio wahrnahm, einen Engel des Himmels zu ſehen, der geſandt ſei, ihr in ihrem Elende hilfreich beizuſtehen. Vom Fenſter aus ſprach ſie weinend zu ihm: Es iſt ſo gekommen, Delio, wie ich immer meinte, daß es kommen müſſe, wenn ich nicht dich zum Mann erhielte, daß ich nämlich die elendeſte unglücklichſte Frau geworden bin, die auf Erden lebt.

Denn ich Arme erfahre jetzt zu meinem unsäglichen Schmerz, daß es noch anderer Dinge bedarf, als Ringe und goldener Ketten, um die Gattin dem Gatten in Liebe zu verbinden. Sobald mein Mann die Gewißheit ersehen hatte, daß sein Haus von der Krankheit angesteckt war, floh er von dannen, und ließ mich hier ohne Hoffnung auf Unterstützung unter Tod und Graus allein.

Hierauf erwiderte ihr Delio, von unsäglichem Mitleid ergriffen: So lange ich lebe, Dafne, soll man nicht sagen, daß ihr verlassen gewesen seid; denn das Schicksal hat mich mehr, als mir lieb ist, gelehrt, Mitleid mit den Bedrängten zu haben, und so sollt ihr denn auch von mir Alles erhalten, was ihr braucht.

Dafne dankte ihm und legte ihm vor Allem ihre Ehre ans Herz. Er gab ihr darauf sein Wort, das er noch mit einem Eide bekräftigte, und bat sie, ihm ihre Thüre zu öffnen, damit er zu ihr hinaufkommen könne.

Ich will nicht, sagte Dafne, daß du heraufkommst, ich komme vielmehr zu dir hinab.

Bei diesen Worten zog sie das Seil und machte die Thüre auf, Delio trat in die Hausflur und die Unglückliche fing an die Treppen herunterzusteigen. Doch welch ein Unfall, der auch das härteste Herz rühren könnte, begab sich da! Die unglückliche Dafne hatte fast schon die unterste Treppenstufe erreicht, als eine Ohnmacht sie anwandelte. Ob ihr die plötzliche Freude über den Anblick Delio's, der in ihrer größten Noth zu ihrer Hilfe herbeieilte, die Adern erweitert und alles Blut nach ihrem Herzen gedrängt, oder ob ein Funke der Pest ihre edleren Lebenstheile in der Aufregung ihres Blutes mit größerer Gewalt ergriffen haben mochte, bleibt ungewiß: wie todt sank sie hin und konnte sich nicht bewegen. Als Delio dies bemerkte, ging er ihr mit offenen Armen entgegen und sagte zu ihr: O weh, meine theuerste Seele, was ist mit euch?

Dafne, deren Geist fast schon ihren Körper verlassen

hatte, antwortete nichts; aber sie wendete ihre vom Tode gebrochenen Augen nach ihm, als flehte sie mit jammervollem Blicke um Hilfe. Delio legte sie auf ein Bett nieder, das in einer Stube im Erdgeschosse stand, löste ihr vorn das Kleid auf, jammerte und weinte bitterlich und versuchte die schon entflohenen Lebensgeister zu ihrem Dienste zurückzurufen. Als er sich aber am Ende überzeugen mußte, daß sie todt sei, sprengten Wehklagen gewaltsam seine Zunge und er rief aus, indem er ihren Körper fest mit seinen Armen umschloß: Welch übergrausames Geschick, Dafne, zwingt mich jetzt, da ich dem Tode dich zu entreißen hoffte, dich todt in meine Arme fallen zu sehen? Warum hat mich der Himmel für solche Unglückseligkeit erhalten? Warum hat er mich nicht lieber mit den Meinigen zugleich sterben lassen? Warum läßt er mich dich also vor mir sehen, wie ich dich jetzt sehe?

Er umarmte sie und drückte sie an sich und konnte nicht aufhören zu weinen und zu klagen. Zuletzt jedoch ermannte er sich aus seinem Schmerz und sprach: Da ich nun, mein süßes Herz, nichts mehr für dich zu thun fähig bin, so liegt mir in diesem Äußersten nur noch die letzte Pflicht gegen dich nach Kräften zu erfüllen ob; ich will sorgen, daß diese Glieder, einst die würdige Herberge deiner edeln Seele eine so würdige Bestattung finden, als die gegenwärtigen Zeitumstände irgend gestatten, eine angemessene Ehrenbezeugung aber behalte ich mir für bessere Verhältnisse vor.

Nach diesen Worten kleidete er die Geliebte in ein schneeweißes Gewand, und da er in einem Fenster einen Asch mit blühenden rothen Nelken hatte stehen sehen, brach er zwei der schönsten ab, und steckte sie der Gestorbenen an den Busen mit den Worten: Nimm diese Blumen, meine Freundin, an deine einst so schöne wie getreue Brust, zum Zeugniß des herben Andenkens, das mir, so lange ich lebe, von dir bleiben soll.

Hiernach ließ er sie vorläufig in einem ganz ausgepichten Sarge beerdigen, bis die Verhältnisse ihm gestatten würden, sie wieder ausgraben zu lassen. Nach Verlauf eines Jahres aber ließ er sie dem Kasten entnehmen und in die Gruft seiner Ahnen beisetzen, wohin auch er dereinst seinen Leib bestattet haben wollte, damit bis zum jüngsten Tage seine Gebeine mit den ihrigen vereinigt blieben und auf den Posaunenruf des Engels neues Fleisch annähmen und in unauflöslicher Gemeinschaft der Seligkeit des Himmels sich erfreuten. Wunderbar genug waren die beiden Nelken, die Delio an den Busen Dafne's gesteckt hatte, unter dem Staube und unter dem Gebeine, das er aus dem Sarge hob, so frisch und blühend geblieben, wie damals, als er sie dahin brachte. Als Delio dies bemerkte, nahm er sie hinweg und erhielt ihnen ihr Ansehen so lange es möglich war; darnach legte er sie zu seinen theuersten Sachen, und darunter verwahrt er sie noch jetzt, sowie das unverlöschliche Bild seiner innig geliebten Dafne ewig frisch in seinem Herzen lebt.

---

## 57. Der Mohr von Venedig.

(3, 7.)

In Venedig lebte vor Zeiten ein sehr tapferer Mohr, dessen streitbarer Arm sowol, als die große Klugheit und Geistesgegenwart, die er in Kriegssachen bewiesen hatte, ihn den Herren jener Stadt sehr werth machten, die immer in Belohnung vorzüglicher Handlungen alle Republiken der Welt übertroffen hat. Nun begab es sich, daß ein tugendreiches Fräulein von wunderbarer Schönheit, Disdemona genannt, nicht von weiblichen Begierden,

ſondern von den Tugenden dieſes Mohren angezogen ward, ſich in ihn zu verlieben, während er, von der Schönheit und der edeln Geſinnung der Dame beſiegt, gleichfalls für ſie entbrannte. Die Liebe war ihnen ſo günſtig, daß ſie ſich beide durch die Ehe verbanden, obgleich die Eltern des Fräuleins alle ihre Kräfte aufboten, um ſie zu vermögen, einen andern Mann zu nehmen; und ſo lange ſie in Venedig blieben, lebten ſie beide in ſolcher Eintracht und Zufriedenheit zuſammen, daß nie auch nur ein unzärtliches Wort unter ihnen vorfiel. Unterdeſſen geſchah es, daß die Herren von Venedig ihre Kriegsmannſchaft ablöſten, die ſie in Cypern zu halten pflegen, und den Mohren zum Anführer des Heeres wählten, welches ſie dahin ſchickten. So vergnügt dieſer auch über die ihm gewordene Ehre war, denn eine Ehrenſtelle dieſer Art wird gewöhnlich nur Männern übertragen, die ſich durch Adel, Tapferkeit, Treue und ausgezeichnete Verdienſte empfehlen, ſo verminderte doch der Gedanke an die Länge und Beſchwerlichkeit der Reiſe, welche ſeine Disdemona ſcheuen möchte, dieſe Freude um kein Geringes. Sie aber, die außer dem Mohren kein Glück auf der Welt kannte und über die Achtung, die eine ſo mächtige und edle Republik ihrem Mann bezeugte, ſehr erfreut war, konnte die Stunde kaum erwarten, in der ihr Gemahl mit ſeinen Leuten die Reiſe antreten und ſie ihn auf einen ſo ehrenvollen Poſten begleiten würde; aber es betrübte ſie ſehr, ihren Gatten misſtimmt zu ſehen. Da ihr die Urſache unbekannt war, ſprach ſie eines Tages bei Tiſche zu ihm: Wie kommt es, daß ihr ſo ſchwermüthig ſeid, da euch doch der Staat ein ſo ehrenvolles Amt übertragen hat?

Der Mohr antwortete Disdemonen: Die Liebe zu dir trübt die Freude über die Ehre, die mir geſchieht, denn ich ſehe, daß nothwendig eins von zwei Dingen geſchehen muß, entweder daß ich dich mit mir den Gefahren des Meeres ausſetze, oder daß ich dich in Venedig

zurücklasse, um dir diese Unannehmlichkeit zu ersparen. Das erste würde mir sehr schwer ankommen, weil jedes Leiden, das dir widerführe, und jede Gefahr, die wir zu überstehen hätten, mir den äußersten Kummer verursachen würde; das andere, dich hier zu lassen, würde mich mir selbst unerträglich machen, weil ich von dir scheidend zugleich von meinem Leben schiede.

Als Disdemona ihn so reden hörte, sprach sie: Ei, lieber Mann, was sind das für Gedanken, die euch durch den Sinn gehen? Wie könnt ihr euch solcher Dinge halb beunruhigen? Ich folge euch gern aller Wege, wohin ihr geht, und müßte ich im Hemd durchs Feuer gehen, sowie ich jetzt mit euch in einem sichern wohl bewahrten Schiffe durchs Wasser gehen soll. Gibt es dabei auch Gefahren und Leiden, so werde ich sie freudig mit euch theilen und ich würde mich für sehr wenig von euch geliebt halten, wolltet ihr mich nicht mit euch über das Meer führen und mich in Venedig lassen, als ob ich mich hier sicherer glaubte, als wenn ich mit euch dieselbe Gefahr bestehe. Darum schickt euch von meinetwegen nur mit all der Heiterkeit zur Reise an, welche euer jetziger hoher Rang verdient!

Hierauf schlang der hocherfreute Mohr die Arme um den Hals der Gattin und sagte zu ihr mit einem zärtlichen Kusse: Gott erhalte uns lange in so liebevollem Einverständniß, meine theure Gattin!

Bald darauf vollendete er seine Zurüstungen, brachte alles zur Reise in Ordnung, und bestieg mit seiner Gemahlin und seinen Leuten die Galeere, die die Segel aufzog und in See stach, worauf sie denn bei vollkommen ruhigem Wasser nach Cypern gelangten. In seinem Gefolge hatte er einen Fähndrich von sehr schönem Äußern, wenn auch von der ruchlosesten Sinnesart, die je ein Mensch auf der Welt haben konnte. Er war bei dem Mohren sehr beliebt, weil dieser nichts von seiner Bosheit ahnte; denn so niederträchtig sein Herz war, so wußte

er doch die Niederträchtigkeit, die ſein Inneres beherbergte, ſo hinter hochtrabenden gleisneriſchen Worten und ſeiner Schönheit zu verbergen, daß er von außen einem Hektor oder Achilles gleichſah. Dieſer Nichtswürdige hatte auch ſeine ſchöne und ſittſame junge Frau mit ſich nach Cypern gebracht, die als Italiänerin von der Gemahlin des Mohren ſehr geliebt wurde und die meiſte Zeit des Tages bei ihr zubrachte. Ferner war in dem Gefolge des Mohren ein Rottenführer, welchen derſelbe ſehr werth hielt. Er kam ſehr häufig in das Haus des Mohren und aß mit ihm und ſeiner Gemahlin, welche, da ſie ihn bei ihrem Gemahl ſo ſehr in Gunſt ſah, ihm gleichfalls Beweiſe des größten Wohlwollens gab, und dies war dem Mohren ſehr erwünſcht. Der verruchte Fähndrich nun, aller Treue gegen ſeine Gattin und aller Freundſchaft, Treue und Pflicht gegen den Mohren vergeſſend, verliebte ſich leidenſchaftlich in Disdemona, und richtete all ſein Sinnen und Trachten darauf, ſich ihrer Reize zu erfreuen, wiewol er nicht den Muth hatte, ſich gegen ſie zu erklären, weil er beſorgte, der Mohr werde ihn auf der Stelle tödten, ſobald er die Sache merke. Er beſtrebte ſich daher vielfach, ſo heimlich er konnte, der Dame ſeine Liebe zu verſtehen zu geben; ihr Gemüth war aber einzig nur dem Mohren zugewandt und wußte weder etwas von dem Fähndrich, noch von einem andern, und alle ſeine Verſuche, ſie in ihn verliebt zu machen, blieben wirkungslos. Er bildete ſich daher ein, die Schuld davon ſei, daß ſie für den Rottenführer entbrannt ſei, und nahm ſich vor, ihn aus ihren Augen zu entfernen; aber er blieb dabei nicht ſtehen, ſondern verwandelte ſeine Liebe zu der Dame in den bitterſten Haß und gab ſich alle Mühe, ein Mittel zu finden, wie er den Rottenführer umbringen und, wenn er ſelbſt die Dame nicht genießen ſolle, auch den Mohren verhindern könne, ſie zu genießen. Nachdem er zu dieſem Ende mehrere Bubenſtücke und Schurkenſtreiche überlegt, beſchloß er endlich,

sie bei ihrem Gemahl des Ehebruches anzuklagen und den Rottenführer als den Ehebrecher zu bezeichnen. Da ihm aber die zärtliche Liebe des Mohren gegen Disdemona und seine Freundschaft gegen den Rottenführer bekannt war, so sah er wohl ein, es werde unmöglich sein, ihm das eine oder das andere einzureden, wenn er ihn nicht durch seine List betrüge. Er nahm sich daher vor, es abzuwarten, bis Zeit und Gelegenheit ihm den Weg zu einem so verbrecherischen Unternehmen eröffnen würde. Es währte nicht lange, so entsetzte der Mohr den Rottenführer seiner Stelle, weil er gegen einen Soldaten auf der Wache den Degen gezogen und ihn verwundet hatte. Disdemona, der dies sehr leid that, versuchte oft, ihren Gemahl mit dem Rottenführer auszusöhnen. Um diese Zeit sagte der Mohr zu dem verrätherischen Fähndrich, seine Gemahlin lasse ihm so keine Ruhe wegen des Rottenführers, daß er fürchte, er müsse ihn zuletzt wieder in seine Stelle einsetzen. Dies sah der Bösewicht sogleich als einen Wink an, seinen hinterlistigen Plan auszuführen und sagte: Disdemona hat vielleicht Ursache, dies gern zu sehen.

Und welche? fragte der Mohr.

Ich möchte nicht gern Mann und Frau entzweien, antwortete der Fähndrich; aber ihr dürft nur die Augen aufthun, um es selbst zu bemerken.

Weiter wollte der Fähndrich nicht gehen, so sehr der Mohr auch in ihn drang, sich näher zu erklären. Aber seine Worte ließen einen so scharfen Dorn in der Brust des Mohren zurück, daß er ganz trübsinnig wurde und an nichts dachte, als was die Worte des Fähndrichs wol zu bedeuten haben möchten. Als es daher seine Gattin eines Tages von neuem versuchte, seinen Zorn gegen den Rottenführer zu besänftigen, indem sie ihn bat, er möchte doch die treuen Dienste und die Freundschaft so vieler Jahre nicht um eines kleinen Versehens willen vergessen, zumal da der Rottenführer mit dem verwun-

deten Soldaten wieder ausgeſöhnt ſei, gerieth der Mohr in heftigen Zorn und ſprach: Es iſt doch auffallend, Disdemona, daß du ſo viel Antheil an dem Manne nimmſt. Er iſt doch weder dein Bruder noch dein Anverwandter, daß er dir ſo ſehr am Herzen liegen ſollte.

Ganz demüthig und liebreich antwortete die Dame: Ihr werdet mir hoffentlich deshalb nicht zürnen. Ich habe dazu keinen andern Beweggrund, als daß es mir leid thut, euch eines ſo theuren Freundes beraubt zu ſehen, wie der Rottenführer nach eurem eigenen Zeugniß euch geweſen iſt. Er hat doch keinen ſo ſchweren Fehler begangen, daß ihr ihm deshalb ſo ſehr zürnen dürftet. Aber ihr Mohren ſeid ſo hitziger Natur, daß jede Kleinigkeit euch zu Zorn und Rache reizt.

Über dieſe Worte noch mehr erzürnt antwortete der Mohr: Das könnte wol noch mancher erfahren, der es nicht dächte. Ich will die Beleidigungen, die man mir zufügt, rächen, bis ich geſättigt bin mit Rache.

Die Dame erſchrak heftig bei dieſen Worten, und da ſie ihren Gemahl gegen ſeine Gewohnheit wider ſich erzürnt ſah, ſagte ſie mit vieler Demuth: Nur die beſte Abſicht hat mich bewogen, mit euch hiervon zu ſprechen; um euch aber nicht ferner wider mich zu erzürnen, will ich nie mehr ein Wort davon reden.

Da der Mohr ſah, wie ſeine Gemahlin von neuem ſich zu Gunſten des Rottenführers verwandt hatte, überzeugte er ſich, die Worte, die er vom Fähndrich vernommen, können nichts anderes bedeutet haben, als daß Disdemona den Rottenführer liebe. Er begab ſich alſo ganz trübſinnig zu jenem Schurken, und fing an, in ihn zu dringen, daß er ſich deutlicher erklären möge. Der nach dem Verderben des unglücklichen Weibes trachtende Fähndrich ſtellte ſich zuerſt an, nichts ſagen zu wollen, was ihm misfallen könnte, ſprach aber am Ende, wie von ſeinen Bitten überwältigt, zu dem Mohren alſo: Ich kann nicht leugnen, daß ich, wie leid es mir auch

thut, euch etwas zu sagen habe, das euch überaus unangenehm sein muß; aber da ihr nun einmal verlangt, daß ich reden soll, und da mich die Sorge um eure als meines Gebieters Ehre selbst dazu antreibt, so will ich jetzt eurer Forderung und meiner Pflicht Genüge thun. Ihr müßt also wissen, daß eure Gemahlin aus keinem andern Grunde sich die Ungnade, in welcher der Rottenführer bei euch steht, so zu Herzen nimmt, als weil sie, so oft er in euer Haus kommt, sich mit ihm vergnügt, denn sie ist eurer Schwärze bereits überdrüßig.

Diese Worte schnitten dem Mohren bis in die Wurzel seines Herzens ein; aber um noch mehr zu erfahren, und wiewol er bei dem Argwohn, der schon vorher in seiner Seele erweckt war, den Worten des Fähndrichs durchaus Glauben beimaß, brach er doch finsterblickend in die Worte aus: Ich weiß nicht, was mich abhält, dir diese freche Zunge ausreißen zu lassen, die sich unterfängt, meine Gemahlin einer solchen Schmach zu bezichtigen.

Der Fähndrich entgegnete: Ich erwartete für meinen Liebesdienst keinen andern Lohn von euch, mein Hauptmann! Aber da mich meine Pflicht und der Eifer für eure Ehre einmal so weit geführt hat, so betheuere ich euch wiederholt, daß die Sache sich so verhält, wie ihr gehört habt, und wenn das schlaue Weib euch durch den Anschein ihrer Liebe zu euch die Augen so verkleibt hat, daß ihr bis jetzt nicht gesehen habt, was ihr doch hättet sehen sollen, so ist es darum nicht minder wahr, was ich euch sage; denn der Rottenführer selber hat es mir gesagt, weil es ihm scheinen mochte, daß seine Glückseligkeit keine vollkommene sei, wenn er nicht jemand in die Mitwissenschaft derselben ziehe.

Er fügte hinzu: Hätte ich nicht euren Zorn gefürchtet, so würde ich ihm, als er mir dies sagte, seinen verdienten Lohn gegeben und ihn getödtet haben. Da mir aber die Mittheilung einer Sache, die euch doch mehr als irgend jemand sonst angeht, einen so übeln Lohn eingetragen,

muß ich bereuen, nicht ſtillgeſchwiegen zu haben, wo dann ich mir wenigſtens nicht eure Ungnade zugezogen hätte.

Der Mohr verſetzte ihm in voller Hitze: Überzeugſt du mich nicht durch meinen eigenen Augenſchein von der Wahrheit deiner Angaben, ſo ſei verſichert, daß du zu der Erkenntniß kommen ſollſt, du wäreſt beſſer ſtumm geboren.

Dieſe Überzeugung hätte ich euch leicht verſchaffen können, fügte der Böſewicht hinzu, ſo lange er noch euer Hausfreund war; jetzt aber, da ihr ihn ohne Noth vielmehr aus einer ganz geringfügigen Urſache verjagt habt, geht das nicht ſo bequem; denn wenn ich auch der Anſicht bin, daß er fortwährend Disdemona genießt, ſo oft ihr ihm Gelegenheit dazu gebt, ſo fängt er es doch jetzt ſicherlich feiner, als vorher an, da er weiß, daß ihr ihn jetzt haßt, was früher nicht der Fall war. Aber deſſenungeachtet gebe ich die Hoffnung noch nicht auf, euch durch den Augenſchein zu beweiſen, was ihr mir nicht glauben wollt.

Nach dieſen Worten ſchieden ſie voneinander. Der unglückliche Mohr ging nach Hauſe, wie von dem ſchärfſten Pfeil getroffen, und erharrte den Tag, an welchem ihm der Fähndrich das zeigen ſollte, was ihn für immer unglücklich machen mußte. Aber ebenſo unruhig war der verwünſchte Fähndrich über der Keuſchheit, welche, wie er wohl wußte, Disdemona beobachtete, und bei der es ihm unmöglich ſchien, einen Weg zu finden, um dem Mohren ſeine falſche Angabe zu erhärten. In ſeinen Gedanken ſich vielfältig damit beſchäftigend verfiel der Verleumder auf eine ganz unerhörte Bosheit. Die Gattin des Mohren kam, wie ſchon geſagt, oft zu der Gattin des Fähndrichs ins Haus und brachte einen guten Theil des Tages bei ihr zu. Da nun der Fähndrich bemerkte, daß ſie um dieſe Zeit ein Schnupftuch trug, das ihr, wie er wußte, der Mohr geſchenkt hatte, das äußerſt fein auf mauriſche Weiſe gearbeitet war und von der Dame

wie von dem Mohren sehr werth gehalten wurde, so bildete sich bei ihm der Vorsatz aus, ihr dieses Tuch heimlich zu entwenden und mittelst desselben sie ins Verderben zu stürzen. Er hatte ein Töchterchen von drei Jahren, das Disdemona sehr liebte. Dies nahm er, als die unglückliche Dame eines Tages in das Haus dieses Bösewichts kam, auf den Arm und setzte es ihr auf den Schooß. Disdemona nahm es und drückte es an ihre Brust. Indeß nahm ihr der Betrüger, der sich vortrefflich aufs Taschenspielen verstand, das Taschentuch so geschickt vom Gürtel, daß sie nicht das Geringste davon bemerkte, und ging voller Freuden von ihr hinweg. Disdemona, die davon nichts ahnte, ging nach Hause und vermißte, da sie mit andern Gedanken beschäftigt war, das Schnupftuch nicht. Einige Tage nachher aber, da sie es suchte und nicht fand, war sie sehr in Furcht, der Mohr möchte, wie er öfter that, darnach fragen. Der gottlose Fähndrich ersah sich indeß eine gelegene Zeit, ging zu dem Rottenführer und ließ mit verschmitzter Bosheit das Schnupftuch zu Häupten seines Bettes zurück, was der Rottenführer erst am folgenden Morgen bemerkte, denn als er vom Bett aufstand, trat er mit dem Fuß auf das Schnupftuch, das zur Erde gefallen war. Er erkannte es als das Eigenthum Disdemona's, ohne begreifen zu können, wie es in sein Haus gekommen sei, und beschloß es ihr zurückzugeben. Er wartete, bis der Mohr ausgegangen war, begab sich an die Hinterthüre des Hauses und klopfte an. Aber das Glück, das sich mit dem Fähndrich zum Verderben der Armen verschworen zu haben schien, wollte es, daß der Mohr in demselben Augenblicke wieder nach Haus kam. Da er nun an der Thüre klopfen hörte, trat er an das Fenster und rief heftig erzürnt: Wer klopft da?

Als der Rottenführer die Stimme des Mohren vernahm, fürchtete er, er möchte herabkommen, um ihn zu verderben, und ergriff die Flucht, ohne zu antworten.

Der Mohr ſtieg die Treppe hinab und öffnete die Thüre. Als er aber auf die Straße trat und ihn ſuchte, fand er ihn nicht mehr. Er ging alſo voller Wuth ins Haus zurück und fragte ſeine Gattin, wer unten geklopft habe. Sie antwortete, der Wahrheit gemäß, ſie wiſſe es nicht.

Mich däuchte aber, ſagte der Mohr, es war der Rottenführer.

Ich meines Theils, antwortete ſie, weiß nicht, ob er es war oder wer ſonſt.

Der Mohr hielt ſeine Wuth zurück, obgleich er vor Zorn glühte, und wollte nicht eher etwas unternehmen, bis er mit dem Fähndrich geſprochen, zu dem er ſich ſchleunigſt begab, ihm den Vorfall erzählte und die Bitte hinzufügte, den Rottenführer ſo genau als möglich darüber auszuforſchen. Über einen ihm ſo willkommenen Vorfall höchſt erfreut, verſprach ihm der Fähndrich, es auszuführen. Darauf ſprach er eines Tages mit dem Rottenführer an einem Orte, wo der Mohr zugegen war und ihrer Unterredung zuſehen konnte. Er ſprach mit ihm über tauſend Dinge, aber mit keiner Sylbe von Disdemona, ſchlug das hellſte Gelächter auf, ſtellte ſich ſehr verwundert und geberdete ſich mit Haupt und Händen wie einer, dem unerhörte Dinge erzählt werden. Sobald der Mohr ſah, daß ſie von einander gegangen waren, begab ſich der Mohr zu dem Fähndrich, um zu hören, was ihm jener geſagt habe. Dieſer ließ ſich erſt lange bitten und ſprach dann endlich: Er hat mir nicht das Geringſte verhehlt und geſtanden, daß er eurer Gemahlin genoſſen habe, ſo oft ihr ihnen durch eure Abweſenheit dazu Gelegenheit gegeben habt. Das letzte mal, da er bei ihr war, hat ſie ihm jenes Nastuch geſchenkt, welches ihr bei eurer Vermählung ihr gegeben habt.

Der Mohr dankte dem Fähndrich und war nun überzeugt, wenn es ſich finde, daß ſie das Schnupftuch nicht mehr beſitze, ſo ſei kein Zweifel mehr, daß alles wahr ſei, was der Fähndrich ihm geſagt habe. Er verlangte daher

eines Tages, da er sich nach Tische in mancherlei Gespräche mit seiner Gattin eingelassen hatte, das Schnupftuch zu sehen. Die Unglückliche, welche diese Frage längst gefürchtet hatte, wurde darüber feuerroth im Gesicht und lief um ihr Erröthen zu verbergen, das der Mohr jedoch wohl bemerkt hatte, an ihren Schrein, wo sie that als suche sie es. Nach langem Suchen sprach sie endlich: Ich weiß nicht, wie ich es heut nicht finden kann. Hättet ihr es vielleicht gehabt?

Wenn ich es gehabt hätte, sagte er, warum würde ich dich darüber befragen? Aber suche doch noch einmal genauer nach!

Indem er jetzt von ihr ging, war sein Sinnen nur darauf gerichtet, wie er seine Frau und zugleich den Rottenführer tödten könne, ohne ihres Mordes beschuldigt zu werden. Er dachte Tag und Nacht an nichts anderes und seine Frau konnte nicht umhin zu bemerken, daß er nicht mehr wie sonst gegen sie war. Sie sagte vielmals zu ihm: Was habt ihr nur, das euch so verstört? Ehemals waret ihr der aufgeweckteste und nunmehr seid ihr der schwermüthigste Mann von der Welt.

Der Mohr ersann darauf verschiedenartige Antworten, aber keine einzige genügte ihr; und wiewol sie wußte, daß kein Vergehen von ihrer Seite diese Stimmung des Mohren veranlaßt haben könne, so fürchtete sie doch, gerade durch ihre große Zärtlichkeit, ihm zur Last gefallen zu sein. Sie sagte einigemal zu der Gattin des Fähndrichs: Ich weiß nicht, was ich von dem Mohren denken soll. Er pflegte sonst ganz Liebe zu mir zu sein, und ist jetzt, ich weiß nicht, seit wie viel Tagen, ein ganz anderer geworden. Ich fürchte sehr, ich werde den Mädchen ein warnendes Beispiel werden, sich nicht gegen den Willen der Ihrigen zu vermählen, und die italiänischen Frauen werden von mir lernen können, daß man sich nicht zu Männern gesellen soll, welche Natur, Himmel und Lebensweise von uns absondern. Da ich nun aber weiß, daß

der Mohr ein vertrauter Freund eures Gatten iſt und ihm ſeine Angelegenheiten mittheilt, ſo erſuche ich euch, wenn ihr irgend etwas von ihm hörtet, das mir zu wiſſen nützlich wäre, mir eure Hilfe damit nicht zu verſagen.

Sie vergoß, während ſie dieſe Worte ſprach, die bitterſten Thränen; die Gattin des Fähndrichs aber, welche alles wußte, da ſie ihr Mann als Vermittlerin des Mordes der Dame hatte gebrauchen wollen, wiewol ſie ſich mit allen Kräften dagegen geſträubt, wagte aus Furcht vor ihrem Gatten ihr nichts von alle dem zu verrathen. Nur ſoviel ſagte ſie: Sorget ja, daß ihr eurem Gatten keinen Grund zum Argwohn gebt, und ſucht ihm eure Liebe und Treue auf alle Weiſe zu bethätigen!

Das thue ich, ſprach Disdemona, aber es hilft mir nichts.

Der Mohr ſtrebte mittlerweile ſich immermehr von dem zu überzeugen, was er doch ſo gar nicht zu finden wünſchte, und bat den Fähndrich, es zu bewirken, daß er das Schnupftuch im Beſitz des Rottenführers ſehen könne. Dem Böſewicht war dies freilich eine ſchwierige Aufgabe, indeſſen verſprach er ſein Möglichſtes zu thun, um ihn zu befriedigen. Der Rottenführer hatte ein Frauenzimmer bei ſich im Hauſe, welches am Stickrahmen ungemein feine Stepparbeiten machte. Als dieſe das Tüchelchen ſah und hörte, es gehöre der Gattin des Mohren an und ſolle ihr zurückgegeben werden, begann ſie ſich, ehe es fortkam, ein ähnliches darnach zu verfertigen. In dieſer Arbeit begriffen ſah ſie einſt der Fähndrich am Fenſter ſitzen und bemerkte zugleich, daß ſie damit jedem Vorübergehenden auf der Straße ſichtbar ſei. Er zeigte dies daher dem Mohren, welcher ſich nun vollkommen überzeugt hielt, daß ſeine durchaus keuſche Frau wirklich eine Ehebrecherin ſei. Er beſchloß alſo mit dem Fähndrich, ſie und den Rottenführer umzubringen, und indem ſich beide beriethen, wie dies anzugehen ſei, bat ihn der Mohr, den Mord des Rotten-

führers auf sich zu nehmen, wogegen er ihm auf ewige Zeiten verpflichtet zu bleiben versprach. Der Fähndrich weigerte sich zwar, diese That zu begehen, weil sie, wie er sagte, sehr schwierig und gefährlich wäre, da der Rottenführer nicht minder gewandt als tapfer sei. Nachdem ihn aber der Mohr lange gebeten und er ihm viel Geld gegeben hatte, brachte er ihn endlich zu der Zusage, er wolle sein Glück versuchen. Als sie diese Verabredung getroffen hatten, kam der Rottenführer eines Abends aus dem Hause einer Buhlerin, bei welcher er sich zu vergnügen pflegte, und der Fähndrich benützte die Dunkelheit, schlich sich mit gezogenem Schwerte an ihn heran und richtete ihm einen Hieb nach den Beinen, um ihn zu Fall zu bringen. Der Zufall fügte es, daß er ihm den rechten Schenkel entzwei schlug, sodaß der Unglückliche niederstürzte, worauf der Fähndrich herbeieilte, um ihm den Garaus zu machen. Aber der Rottenführer, der Herzhaftigkeit genug besaß, und an Blut und Tod gewöhnt war, zog das Schwert und suchte sich, so schwer verwundet er auch war, zu vertheidigen, wobei er mit lauter Stimme schrie: Man bringt mich um.

Als daher der Fähndrich Leute herzulaufen hörte und einige Soldaten, die in der Nähe ihr Quartier hatten, ergriff er, um nicht erwischt zu werden, die Flucht, drehte sich aber plötzlich um und stellte sich, als komme er auch auf den Lärm herbeigelaufen. Er mischte sich unter die übrigen und da er das Bein entzwei sah, so schloß er, daß der Rottenführer, ob er gleich noch nicht todt war, doch ganz gewiß an dem Schlage sterben werde, und obwol er darüber sehr froh war, so bezeugte er doch dem Rottenführer so viel Mitleid, als ob er sein leiblicher Bruder gewesen wäre. Den andern Morgen verbreitete sich die Sache durch die ganze Stadt und kam auch zu den Ohren Disdemona's, und sie, die sehr liebreich war und nicht ahnte, daß dies schlimme Folgen für sie haben könne, zeigte sich schmerzlich betrübt über diesen Vorfall.

Der Mohr legte ihr dies ſehr übel aus, ging wieder zu dem Fähndrich und ſagte zu ihm: Denke nur, die Närrin von meiner Frau iſt über den Unfall des Rottenführers ſo betrübt, daß ſie faſt von Sinnen kommt.

Und wie konntet ihr euch das anders vorſtellen, verſetzte der Fähndrich, da er ihre Seele war?

Ihre Seele, ha! entgegnete der Mohr. Ich will ihr ſchon die Seele aus dem Leibe reißen. Ich würde mich für keinen Mann halten, wenn ich dieſe Schändliche nicht aus der Welt ſchaffte?

Sie berathſchlagten hierauf, ob ſie Disdemona mit Gift oder Dolch umbringen ſollten, aber keines von beiden ſchien ihnen thunlich.

Da fällt mir ein, ſagte der Fähndrich, wie ihr euch Genugthuung verſchaffen könnt, ohne daß euch der geringſte Verdacht trifft. Nämlich das Haus, worin ihr wohnt, iſt alt und die Decke eurer Kammer voller Ritzen. Ich denke alſo, wir ſchlügen Disdemona mit einem mit Sand gefüllten Strumpfe ſo lange, bis ſie ſtürbe, damit man keine Spur, daß ſie geſchlagen worden, an ihr wahrnimmt; und wenn ſie dann todt iſt, werfen wir einen Theil der Decke auf ſie herab und zerſchlagen ihr den Kopf, als hätte ein herabgefallener Balken ſie zerſchmettert und getödtet. Auf dieſe Weiſe wird niemand Verdacht auf euch werfen und jedermann ihren Tod einem bloßen Zufalle zuſchreiben.

Dem Mohren gefiel der grauſame Rath. Er paßte alſo die Zeit ab, die ihm am gelegenſten ſchien, und da er eines Nachts mit ihr im Bette lag, machte der Fähndrich, den er vorher in ein Cabinet, das an die Kammer ſtieß, verborgen hatte, plötzlich der Verabredung gemäß in dem Cabinet ein Geräuſch. Der Mohr hörte es ſogleich und ſagte zu ſeiner Gattin: Haſt du das Geräuſch gehört?

Ja wohl habe ichs gehört, entgegnete ſie.

So ſteh auf, verſetzte der Mohr, und ſieh, was es ſein mag!

Die unglückliche Disdemona stand auf und sobald sie sich dem Cabinete näherte, trat der Fähndrich heraus und gab ihr stark und kräftig, wie er war, einen so grausamen Schlag mit dem Sack voll Sand über den Rückgrat, daß sie plötzlich zur Erde fiel und kaum noch zu athmen vermochte. Doch mit der wenigen Stimme, die ihr noch blieb, rief sie den Mohren um Hilfe an. Dieser sprang aus dem Bette und sprach: Das ist der Lohn, du ruchloses Weib, für deine Untreue. So behandelt man die Weiber, die unter dem Schein der zärtlichsten Liebe gegen ihre Männer ihnen Hörner aufsetzen.

Wie die unglückliche Frau dies hörte und ihr Ende nahen fühlte, denn der Fähndrich hatte ihr noch einen Streich versetzt, so rief sie zum Zeugen ihrer Unschuld, da ihr auf Erden kein Recht widerfahren solle, die himmlische Gerechtigkeit an und flehte zu Gott, ihr beizustehen, indem der ruchlose Fähndrich sie mit dem dritten Streiche völlig tödtete. Darauf legten die beiden sie in das Bett, zerschlugen ihr das Haupt und rissen, wie sie zuvor ausgemacht hatten, die Stubendecke ein. Sodann hub der Mohr an, um Hilfe zu rufen, da das Haus einfalle, bis die Nachbarn auf seinen Ruf herbeistürzten und bei Untersuchung des Bettes das arme Weib unter den Balken erschlagen fanden. Die Trauer hierüber war allgemein wegen der Vorzüge der Dame, und so wurde Disdemona am folgenden Tag unter den Klagen der ganzen Einwohnerschaft zur Erde bestattet. Der gerechte Gott aber, welcher die Herzen der Menschen durchschaut, wollte nicht, daß eine so unerhörte Schandthat der ihr gebührenden Strafe ermangeln sollte. Denn der Mohr hatte seine Gattin mehr als das Licht seiner Augen geliebt und von der Stunde an, da er sich ihrer beraubt sah, überkam ihn eine solche Sehnsucht nach ihr, daß er wie außer sich selbst gerieth und sie allerwärts in seiner Wohnung suchte. Ja, indem er bedachte, daß er durch die Schuld des Fähndrichs mit seiner Gattin allen Reiz des Lebens

und ſich ſelber verloren habe, wurde ihm der Böſewicht ſo in der Seele verhaßt, daß er ihn nicht mehr anſehen konnte und ihn wol gar auf offener Straße umgebracht haben würde, hätte er nicht vor der unbeſtechlichen Gerechtigkeit der Herren von Venedig Scheu getragen. Da er nun ſo etwas nicht wohl mit Sicherheit vollbringen konnte, ſo entzog er ihm die Fahne, und ſtieß ihn aus ſeinem Gefolge, woher eine ſo heftige Feindſchaft zwiſchen beiden entſprang, wie man ſie ſich nicht ärger denken könnte. Der Fähndrich, der garſtiger war als alle Verbrecher, richtete alle ſeine Gedanken darauf, dem Mohren zu ſchaden, und da er dereinſt den Rottenführer antraf, der wiederhergeſtellt war und ſtatt ſeines abgehauenen Beines mit einem hölzernen einherging, ſagte er zu ihm: Die Zeit iſt gekommen, da du dich für dein abgehauenes Bein rächen kannſt; und wenn du mit mir nach Venedig kommen willſt, ſo werde ich dir ſagen, wer der Verbrecher iſt, denn hier habe ich aus mancherlei Rückſichten dazu nicht den Muth. Ich will es dir aber dort vor Gericht bezeugen.

Der Rottenführer, welcher ſo ſchwer beleidigt war, ohne zu wiſſen warum, dankte dem Fähndrich und ging mit ihm nach Venedig. Sobald ſie dort angelangt waren, ſagte er ihm, der Mohr ſei es, der ihm das Bein abgehauen, weil dieſer ſich in den Kopf geſetzt, er habe bei Disdemona geſchlafen, und aus demſelben Grunde habe er dieſe getödtet und nachher ausgeſchrien, die eingefallene Stubendecke habe ſie erſchlagen. Sobald der Rottenführer dieſe Nachricht erhalten hatte, verklagte er den Mohren bei der Regierung wegen ſeines abgehauenen Beines und wegen der Ermordung der Dame und ſtellte als Zeugen den Fähndrich vor Gericht, welcher ausſagte, das eine wie das andere ſei wahr, denn der Mohr habe ihm alles mitgetheilt und ihn zuerſt ſelbſt überreden wollen, beide Verbrechen für ihn zu begehen, und nachdem er aus thieriſcher Eiferſucht, die er ſich in den Kopf geſetzt, ſein

Weib gemordet, habe er ihm anvertraut, auf welche Weise er dieſe That zu Stande gebracht. Als die Herren von Venedig vernahmen, welche Grauſamkeit der Barbar gegen eine ihrer Mitbürgerinnen begangen habe, ließen ſie den Mohren in Cypern verhaften und nach Venedig bringen, wo ſie ihn durch vielerlei Martern zu zwingen ſuchten, die Wahrheit einzugeſtehen. Aber die Kraft ſeiner Seele half ihm alle Marter beſiegen und die That mit ſolcher Hartnäckigkeit leugnen, daß nichts aus ihm herauszubringen war. Obgleich er aber durch ſeine Standhaftigkeit dem Tod entging, ſo ward er doch nach langer Gefangenſchaft zu lebenslänglicher Verbannung verurtheilt, in welcher er zuletzt von den Verwandten ſeiner Frau, wie er es verdiente, umgebracht wurde. Der Fähndrich kehrte nach ſeiner Heimat zurück, und da er von ſeiner Gemüthsart nicht laſſen konnte, ſo beſchuldigte er einen ſeiner Gefährten, er habe ihn verleiten wollen, einen Edelmann, der ſein Feind geweſen, ums Leben zu bringen. Der Angeklagte ward hierauf ergriffen und auf die Folter gebracht, und da er die Anklage leugnete, ſo ward der Fähndrich ebenfalls auf die Folter geſpannt und ſo heftig gemartert, daß ihm die Eingeweide zerſprangen. Als er daher aus dem Gefängniſſe entlaſſen und nach Hauſe gebracht wurde, verſchied er elendiglich. So rächte Gott die Unſchuld Disdemona's; und den ganzen Hergang erzählte die Frau des Fähndrichs, die nun alles wußte, nachdem er, wie ich euch erzählt habe, ums Leben gekommen war.

---

## 58. Die Witwe von Fondi.

(6, 6.)

In Fondi, einer der Familie Colonna gehörigen Stadt, lebte dereinſt eine verwitwete Edelfrau Namens Livia, welche einen einzigen ſehr artigen und wohlerzogenen Sohn

hatte, den die Mutter über alles in der Welt liebte. Dieſer Jüngling verliebte ſich in eine der Frauen, welche zuchtlos andern ihren Körper preis geben, er bekam über ſie mit einem andern Edelmann Streit, ſie ſelbſt nach Art von ihres Gleichen liebte weder den einen noch den andern, außer inſofern ſie dachte, dem einen vortheilhafter als dem andern die Haut abziehen zu können. So begegnete denn das Unglück, daß die beiden Männer vor der Thüre jener Buhlerin zu den Dolchen griffen und miteinander in Streit geriethen; leider wurde der Sohn der Witwe durch einen Stich unter der linken Bruſt verwundet, der Stich drang ſo tief ein, daß er ihm das Herz berührte und er plötzlich todt niederfiel. Der Mörder ſah die Schergen des Schultheißen auf ſich zueilen, um ſich ſeiner zu bemächtigen; er verſuchte, ſchnellfüßig, wie er war, ſich durch die Flucht zu retten, fand in ſeinem Laufe die Thüre der Mutter des getödteten Jünglings offen und trat zitternd und zagend vor Livia mit den Worten: Erbarmt euch meiner, Madonna, und verbergt mich vor den Schergen des Schultheißen, die hinter mir drein ſind, um mich zum Tode abzuführen.

Die gute Frau, zu der die Nachricht von ihres Sohnes Ermordung noch nicht gedrungen war, fühlte ſich von tiefem Mitleid ergriffen mit dem Unglücklichen, forſchte nicht lange nach dem Grunde, weshalb er den Tod fürchte, und ſprach: Sei verſichert, daß du in meinem Hauſe ſo wohl geborgen ſein ſollſt, wie mein eigenes Kind.

Darauf verbarg ſie den Jüngling an einem Orte, den ſie für ſicher halten zu dürfen glaubte. — Während ſie nun in Angſt und Sorge war, die Häſcher möchten in das Haus kommen und nach dem jungen Manne ſuchen, brachte man ihren erſchlagenen Sohn einher unter allgemeinen Trauerbezeugungen von der ganzen Nachbarſchaft. Als die arme Mutter ihren Sohn todt ſah, begann die Tiefbetrübte laut gen Himmel zu ſchreien, ſie rang die Hände, zerkratzte ſich das Geſicht, rief ihren

Sohn bei Namen und ſprach: O Scipione (dies war der Name des Todten), kaum noch biſt du von mir geſchieden, und wie ganz anders wirſt du nun zu mir zurückgebracht! Weſſen war die grauſame Hand, die mich dir ſo elendiglich geraubt hat? In welchem unſeligen Augenblicke mußteſt du, mein Sohn, aus dem Hauſe gehen und deine trauernde Mutter verlaſſen? Wehe mir, die ich faſt das mir bevorſtehende Unglück ahnte und bis an die Thüre dich begleitend dich nicht auszugehen bat! O daß ich mit dir gegangen wäre! Ich würde dich gegen die ruchloſe Hand vertheidigt haben, die mir dein Leben nahm. O hätteſt du deiner Mutter gefolgt, ſo würdeſt du noch am Leben und ich nicht das betrübteſte Weib auf Erden ſein. Du, mein Sohn, haſt alle meine Ruhe und Zufriedenheit mit dir hinweggenommen, und mich in den tiefſten Abgrund der Trauer geſtürzt, der auf Erden einen menſchlichen Geiſt umfangen kann. Wohin ſoll ich nunmehr noch meine Hoffnungen richten? Wer ſoll nunmehr die Stütze meines hinfälligen Alters ſein, da du mir ſo grauſam entriſſen biſt? Warum habe ich den Böſewicht, der dich mir getödtet hat, nicht in meinen Händen, um durch ſeinen Tod für den deinigen die Rache zu nehmen, die ich dir als deine Mutter ſchuldig bin, die dich, liebſter Sohn verloren hat!

Unter ſolchen und ähnlichen Klagen trocknete ſie das Blut der Wunde mit ihren aufgelöſten Haaren und wuſch ſie mit ihren heißen Thränen, ſodaß nicht nur das Haus, ſondern die ganze Straße von ihrem Jammergeſchrei ertönte; dabei wünſchte ſie nichts ſehnlicher, als daß der Mörder erwiſcht und vom Henker in Stücke geriſſen werde. — Die Häſcher hatten bereits Anzeige erhalten, daß Scipione's Mörder in das Haus der Mutter des Todten geflohen ſei, und während ſie die Leiche ihres Sohnes in den Armen hielt, traten ſie zu der Frau und ſagten: Wir haben gehört, daß der Ubelthäter in deinem

Hauſe ſich verſteckt hat. Liefere uns ihn aus, damit wir ihm die gerechte Strafe für ſein Vergehen angedeihen laſſen und dich durch eine Rache für deines Sohnes Tod befriedigen können.

Von ihrem Schmerze hingenommen erwiderte Livia kein Wort und bekümmerte ſich mit dem Todten beſchäftigt überhaupt nicht um das, was um ſie her vorging und geſprochen wurde. Die Diener der Gerechtigkeit traten daher ins Haus, ſuchten viel umher und fanden zuletzt den Mörder, welcher bereits den Lärm gehört hatte, der bei den Nachforſchungen nach ihm entſtand, und voll Todesangſt zitterte und bebte. Sie ergriffen ihn, banden ihm die Hände und ſagten: Du Miſſethäter, die göttliche Gerechtigkeit hat es gefügt, daß du gerade in das Haus der Frau gekommen biſt, der du ihren geliebten Sohn erſchlagen haſt.

Dann ſchleppten ſie den Gebundenen vor Livia.

Sieh hier, Frau, den Mörder, ſprachen ſie. Morgen wirſt du ihm den Lohn ertheilen ſehen, welchen er verdient.

Livia ſah nun, daß es derſelbe Jüngling war, dem ſie ihren Schutz zugeſagt hatte, und wurde mit einem Male vom heftigſten Zorn und vom erbarmendſten Mitleid ergriffen; zu jenem ſpornte ſie der Anblick der Leiche ihres Sohnes, wobei ſie ſehnlich wünſchte, den Mörder deſſelben zum Tode geführt zu ſehen, zu dieſem die Betrachtung des Misgeſchicks des Jünglings, der ſich eben in das Haus derjenigen geflüchtet hatte, die er am ängſtlichſten hätte meiden ſollen. Außerdem bewog ſie aber ihr ihm gegebenes Wort, ihn ſo ſicher zu hüten, als ob es ihr Sohn wäre, zu dem chriſtlichen Verlangen, ihm zu vergeben und ihn vom Verderben zu erretten. Sobald der Jüngling ſich in dieſe Lage gebracht ſah, daß er ſeinen Tod für ganz ſicher hielt, warf er ſich vor Livia auf die Kniee nieder und ſprach zu ihr mit Thränen in den Augen: Madonna, da mein Unſtern gewollt hat,

daß ich statt dieses Land zu verlassen, um mich zu flüchten, oder, wenn mir das nicht möglich geworden wäre, mich in der Stadt selbst an tausend Orte zu begeben, wo ich sicher gewesen wäre, ich gerade in euer Haus gekommen bin, die mich nicht nur nicht erretten darf, da ich der Mörder eures Sohnes geworden bin, sondern die ein Recht hat mir alles Schlimme anzuwünschen, wie nur irgend einem Todfeinde, so bitte ich euch in dieser meiner äußersten Noth, mir wenigstens die Gnade zu erweisen, mir meinen Fehltritt zu vergeben, nicht, um der Strafe des begangenen Mordes zu entgehen, welche ich euch mit Recht in Anspruch nehmen sehe, die ich, wie ich selbst erkenne, wohl verdiene und zu welcher mich meine Führer, die mich in Verhaft genommen, nun bringen werden, sondern um doch wenigstens beim Tode den Trost mit ins andere Leben zu nehmen, von euch Vergebung meiner Verirrung erlangt zu haben; und nicht ohne Grund nenne ich es Verirrung, denn nicht mit meinem Vorsatz, sondern durch Zufall ist dieser Jüngling gestorben, dessen Tod ihr nun beweinet, und ebenso konnte er mich umbringen, wie das Schicksal nun gefügt hat, daß ich ihn umgebracht habe, was mich aufs tiefste schmerzt, nicht allein weil ich jetzt selbst den Tod drohend vor mir sehe, sondern wegen des Schmerzes, den ich, wie ich sehe, euch bereitet habe, die mir so liebevoll sich zu meinem Schutze bereit erklärt hat; und wenn ich jetzt mit meinem Tode eurem Sohne das Leben wieder gewinnen könnte, so würde ich ihn sehr gerne übernehmen, ja hier vor euren Augen würde ich mir ihn selbst geben, nicht um mich der Hand der Gerechtigkeit zu entreißen, in welcher ich jetzt bin, sondern um nach bestem Vermögen euch zufrieden zu stellen; oder vermöchte ich die Gesetze des Blutes und der Natur umstoßend mich in euren Sohn zu verwandeln, und euch zu bewegen, meine Mutter zu werden, ich würde gewiß ebenso liebreich und gehorsam gegen euch sein, als wenn ihr mich geboren hättet. Da

ich aber dies nicht zu leiſten vermag und ſehe, daß es umſonſt wäre, euch zu bitten, ihr ſollt mich zu euerm Sohne annehmen, da ihr den, den ihr geboren, todt vor euch ſeht, der euch mich nicht als euren Sohn, ſondern als euren Feind betrachten läßt, Dank ſei es meinem Unſtern, ſo kehre ich zu meiner erſten Bitte zurück und erſuche euch von neuem, mir zur Erleichterung meines Elends zu verzeihen; ich flehe darum nicht um meinetwillen, ſondern bei der Liebe, die ihr für euren Sohn gehabt, und bei dem Worte, das ihr mir gegeben, als ihr mich in euer Haus ſo liebevoll aufnahmet. Gewährt es mir, daß im Gedanken, dies von eurer Güte erlangt zu haben, mir der Tod weniger ſchwer wird, den ich vor euren Augen ſehe.

Dieſe Worte rührten ſogar die Schergen, welche ſonſt an Grauſamkeit gewöhnt ſind, zum Mitleid mit dem armen Manne, geſchweige das weiche Herz der trauernden Mutter. Wiewol ſie ihren getödteten Sohn noch in den Armen hielt, ſo wandte ſie ſich doch mit folgenden Worten an den Jüngling: Ich glaube nicht, daß es auf Erden einen ſchärferen Schmerz gibt noch geben kann, als den ich empfunden und noch empfinde um den Tod des von dir grauſam erſtochenen Sohnes, den ich hier ſehe; denn er war mir der beſte und gehorſamſte Sohn, den je eine Mutter geboren. Betrachtete ich blos den großen Verluſt, den ich durch dich erlitten, und den unglaublichen Kummer, von dem du mich erfüllt ſiehſt, ſo würde ich es nicht nur nicht über mich gewinnen, dir zu vergeben, ſondern ich müßte wünſchen, dich ſo blutig geſtraft zu ſehen, wie es die Beſchaffenheit des begangenen Verbrechens verdiente. Da es aber Gottes Wille geweſen iſt, daß du, der mein Haus wie das eines Todfeindes hätte fliehen ſollen, hereingekommen biſt, um Rettung zu ſuchen, und ich dich, als wäre ich deine Mutter, hier aufgenommen und dir mein Wort verpfändet habe, dich zu retten, ſo muß ich annehmen, es ſei dies auf

eine geheime Fügung der unsterblichen Götter geschehen, welche meine Gesinnung auf die Probe stellen und sehen wollten, ob ich auch zu der Zahl derjenigen Frauen gehöre, welche von Natur nach Rache verlangen, und so weiß ich dir so zu vergeben, wie andere Rache zu nehmen verstehen würden. Da es nur durch einen Zufall geschehen ist, daß ich meines Sohnes beraubt worden bin, und nicht dein Wille die Schuld trägt, so soll auch in mir die Gnade die Oberhand erhalten über die Racheluſt, die mich mit schärfstem Stachel zu deinem Tode treibt, ich will jetzt die Gesetze der Natur und die Vorschriften des Blutes überwinden, die dir so unüberwindlich scheinen: und wenn du von mir Vergebung begehrst, um diesen Trost mit ins andere Leben nehmen zu können, so gewähre ich ihn dir gerne so, daß du in diesem Leben noch meiner Gnade dich zu erfreuen habest: und nicht allein vergebe ich dir die Verirrung, die du unüberlegt begangen, bereitwillig, sondern da du es zufrieden bist, mein Sohn zu sein und dich mir als solchen anbietest, so nehme ich dich auf diese Weise an und werde dich immer nicht minder hoch halten, als den, den ich unter dem Herzen getragen und welcher hier im Tode dein Bruder geworden ist. Bleib hier, um zu erkennen, wie Groſses du von mir erlangt hast, und werde mir, wie dieser mir ein gehorsamer und liebender Sohn war, ebenso und halt mich als Mutter fortan, wie ich dich immer wie einen Sohn halten werde, so können wir beide glücklich leben.

Mit diesen Worten umarmte sie den Jüngling und nahm ihn zum Sohn an. Diese That der Milde erfüllte alle Umstehenden mit Rührung und Erstaunen. Die Schergen aber, so sehr auch selbst dieser Auswurf der Menschen sich über diese Handlung des Erbarmens wunderte, wollten doch nicht unterlassen, den Gefangenen vor den Schultheißen zu führen. Es half nichts, daß die Witwe vorstellte, daß das Unrecht ja ihr geschehen sei und wenn sie dem Mörder verzeihe, so dürfe sich nie-

mand weiter um das, was ihr begegnet ſei, bekümmern, als ſie ſelbſt. Sie führten alſo den Jüngling zum Gerichtsvogte ab, und er rief ihr noch ſcheidend zu: Meine Mutter, da ihr mich als euren Sohn angenommen habt, vertheidigt mich mütterlich!

Durch dieſe Worte wurde ſie ſo innig gerührt, daß ſie den Leichnam ihres Sohnes mit einem ſchwarzen Tuche bedeckte und dem armen Sünder bis ins Gerichtshaus folgte.

Meſſere, ſagte ſie zum Schultheißen, es kommt euch nicht mehr zu eure Gewalt gegen dieſen Gefangenen anzuwenden, denn ich, die Mutter des Jünglings, den er erſchlagen hat, habe ihm verziehen und ihn an Kindes Statt angenommen. Ich wünſche ebenſo herzlich ſein Wohlergehen, wie das meines leiblichen Sohnes, und erſuche euch nicht weiter gegen ihn zu verfahren.

Der ſehr ſtrenge Richter, dem der harte Buchſtabe des Geſetzes mehr galt, als die Milde der Frau, erwiderte ihr aber: Livia, wenn ihr dem Mörder verziehen und ihn zum Sohn angenommen, ſo habt ihr wohlgethan und einen giltigen Beweis eures edeln Sinnes abgelegt. Aber es hat ihm um deſſen willen noch keineswegs das Recht verziehen und ich kann durchaus nicht umhin, ihn für etwas anderes, als für einen Mörder zu halten, wenn ich die Gerechtigkeit aufrecht erhalten will, zu deren Schutze ich aufgeſtellt bin: ich darf nicht unterlaſſen, ihm den Tod zuzuerkennen.

Er befahl hierauf, ihn ins Gefängniß zu führen und ihm am folgenden Tag den Kopf abzuſchlagen.

Ach, Meſſere, ſprach die Witwe ferner zu ihm, thut mir doch nicht mit eurer ſtrengen Gerechtigkeit die Ungerechtigkeit an, mich doppelt elend zu machen! Ein unvorhergeſehener Unfall gab mir Veranlaſſung, den Tod eines Sohnes zu beweinen, den ich der Natur verdanke, und ihr wollt mit Vorbedacht durch eure Härte mich den Tod dieſes andern beweinen machen, der durch die freie

Wahl mein eigen geworden ist! So hätte ich mich weit mehr über euch zu beklagen, wenn ihr das thätet, als über den, der mir meinen ersten Sohn umgebracht hat.

Diese Worte machten jedoch keineswegs auf das Gemüth des Richters Eindruck, vielmehr zeigte er sich entschlossen, der vollen Strenge des Gesetzes freien Lauf zu lassen, um den ihm von seinen Obern aufgelegten Pflichten Genüge zu thun. Es befanden sich gerade damals in Fondi Herr Prospero Colonna, ein ebenso wohlwollender und menschenfreundlicher, als hochsinniger und kraftvoller Herr. Sowie nun Livia von seiner Anwesenheit Kunde erhielt, ging sie zu ihm und sprach zu ihm zuversichtlich: O gnädiger Herr, seid mir doch auch so huldvoll günstig, wie der Name Prospero, den ihr führt, mich vertrauen läßt, daß ihr sein werdet. Da euch die göttliche Gnade Macht und Gewalt über Gesetze und Richter gegeben hat, um ihre Härte und noch vielmehr eure eigenen Befehle zu mildern und beide auf das Maß der Billigkeit zurückzuführen, so bitte ich euch um Gnade für meinen unglücklichen Sohn, den euer Schultheiß zur Enthauptung verurtheilt hat. Weder meine Bitten noch angeführten Gründe haben ihn zu bewegen vermocht, Milde zu üben, und so werde ich bald seinen Tod beweinen müssen, wofern mir nicht eure Barmherzigkeit Trost verleiht in meiner Bedrängniß.

Hierauf erzählte sie dem edeln Herrn Alles, was vorgegangen war. Der Grundherr staunte über das Wunder, welches die Gnade in dem Gemüthe dieses Weibes bewirkt hatte, welche uneingedenk des Todes ihres Sohnes seinen Mörder an Sohnes Statt angenommen. Daher sprach er, als er ihre Seelengröße sah, mit echt römischem Sinne: Deine milde Gesinnung, Weib, soll die Strenge des Gesetzes und die Bestimmtheit unserer Aufträge beugen, und da du so hochherzig und tugendhaft gehandelt hast, so schenke ich dir den Sohn deiner Wahl, dem zwar der Schultheiß von Rechtswegen den Tod zuer-

kannt hat, dem aber meine Gnade das Leben ferner friſten will.

Er ließ hierauf auch den Jüngling ſelbſt vorführen und erklärte ihm: Dein Vergehen würde dem Urtheil des Schultheißen gemäß den Tod verdienen; doch der Edelmuth, womit dir dieſe Witwe ihres Sohnes Mord vergilt, während du ihr ſo großen Anlaß gegeben hatteſt zu dem Wunſche, dich todt zu ſehen, verdient, daß ich dich ihr lebendig überlaſſe. Ich thue dies gern ihr zu Gefallen und damit ſie die Frucht ihrer Großmuth genieße. Bedenke du, wie ſehr du ihr verpflichtet biſt, und bezeuge dich immer gegen ſie ſo, wie ihre außerordentliche Güte verdient, wodurch ſie ſich um ſo mehr erhaben über ihr Geſchlecht gezeigt hat, als die von dir erlittene Beleidigung ſie nicht beſtimmen konnte, dir gnädig zu ſein.

Der Jüngling ſagte dem Herrn den tiefſten Dank dafür, daß er ihm das Leben geſchenkt, und verſprach ihm, ſich immerdar ſo aufzuführen, daß die Witwe ebenſo wie er ſelbſt Urſache haben, fortwährend mit der von ihm geübten Dankbarkeit zufrieden zu ſein. — Von ihrem hochſinnigen Gebieter entlaſſen gingen ſie ſofort nach Hauſe, bereiteten dem Todten ein ſtattliches ehrenvolles Begräbniß und lebten in Eintracht zuſammen. Nach einigen Jahren fühlte die Witwe das Ende ihres Lebens herannahen. Ehe ſie ihren Geiſt aufgab, ließ ſie den Jüngling rufen, welchem ſie den Namen ihres verſtorbenen Sohnes beigelegt hatte, reichte ihm die Hand und ſprach: Scipione, es iſt nunmehr der letzte Abſchnitt meines Lebenslaufs eingetreten; ich fühle mich dem Tode nahe, vor welchem ich als vor der der ganzen Menſchheit nothwendigen und allgemeinen Beſtimmung an ſich ſelbſt keine Scheu trage. Wohl aber ſchmerzt es mich, daß ich bei meinem Scheiden aus dieſem Leben mich auch von dir trennen muß, mit dem ich ſo gern einen viel längeren Zeitraum vereint geblieben wäre, als das Schickſal

mir gönnt. Da es indeſſen die Naturnothwendigkeit ſo erheiſcht und nicht anders zuläßt, ſo will ich, Scipione, gleichwie ich mich im Leben dir als liebreiche Mutter erwieſen habe, daß du mich auch als eine ſolche im Tode erkennſt, und habe dich demgemäß in meinem Teſtamente zum Haupterben eingeſetzt. Ich bitte dich bei dem Wohlwollen, daß ich dir von dem Augenblicke an bethätigte, als ich dich wie meinen Sohn empfing und dir ſeinen Namen beilegte, und bei der innigen Übereinſtimmung, die zwiſchen uns beſtand, ſo lange unſer gemeinſchaftliches Leben dauerte, daß du mein Andenken immerdar lebendig in dir erhältſt. Wofern ich dieſe Hoffnung mit mir nehmen kann, wird es mir, wiewol ich dich verlaſſen muß, doch nicht anders ſein, als lebte ich noch bei dir.

Scipione konnte nach dieſer Anrede die Thränen nicht zurückhalten und erwiderte: Mir iſt es nicht minder ſchmerzhaft, als euch, meine theuerſte Mutter, uns durch den Tod von einander geſchieden zu ſehen, und ich würde mich überglücklich ſchätzen, wenn ich dies durch irgend ein Mittel abzuwenden wüßte, ebenſo wie ich mich höchſt unglücklich fühle, wenn ich ſehe, daß es nicht in meiner Macht ſteht. Da euch denn aber die verhängnißvolle Stunde ſo bald ſchlagen ſoll, ſo will ich doch in Gedanken unabläſſig bei eurem ſeligen Geiſte im Himmel weilen, gleichwie ich euch gegenwärtig hier vor Augen ſtehe. Darum fürchtet nicht, daß euer Gedächtniß je in meinem Sinne erſterben werde, ſo lange mein Leben währt, dem ich eine ewige Dauer wünſchen möchte, nur damit das Andenken eures Namens ewig in mir lebe.

Ich glaube, es wird geſchehen, erwiderte die Frau; ſie ließ ſich von ihm die rechte Hand reichen, drückte ſie ihm feſt als Zeichen der Treue, zog ihn zu einem feurigen Kuſſe zu ſich heran und nahm dann von Scipione den letzten Abſchied.

Mein Sohn, ſprach ſie, die himmliſche Gnade laſſe

es dir wohlergehen und ſegne Alles, was du hienieden thuſt; dies iſt mein inbrünſtiges Gebet.

Nach dieſen Worten endete ſie ihr Leben zum größten Leidweſen ihres Sohnes. Er ließ ſie ehrenvoll in ein Grab von weißem Marmor begraben und auf daſſelbe Verſe einhauen, welche die edle Milde der Frau und ſeine Trauer um ihren Tod ausführlich ausſprachen.

## 59. Filippo Sala und ſein Herr.

(6, 7.)

Filippo Sala ein edler ferrariſcher Bürger war von Natur mit ſchönem Äußern, ſehr einnehmendem Geſchick zur Unterhaltung, Rede und Verhandlung ausgeſtattet, und auch ſonſt war das Glück nicht karg mit ſeinen Gaben gegen ihn geweſen; denn durch Erbſchaften, welche ihm von ſeinem Vater, ſowie von andern Verwandten zufielen, erlangte er einen anſtändigen Reichthum. Wenn nun dieſer Reichthum jedem andern hätte genügen können, der nicht über ſeine Kräfte hinausgeſtrebt, ſo gab er, obwol ein geborner Bürger, ſich doch das Anſehen eines großen Herrn und fing unbedachtſamer Weiſe an, große Summen in Spiel, Kleidern, Pferden, Jagden, auf die er ſich zu Lande wie mit Falken gründlich verſtand, zu verſchwenden, und dehnte ſeine Liebeshändel ſo weit aus, daß er in kurzer Zeit Alles ausgegeben hatte, was er beſaß, und in Armuth verſunken war. Er pflegte oft nach Venedig zu kommen, das einen Überfluß an leichtfertigen für Geld erkäuflichen Frauen beſitzt; dort lebte er mit vielen von ihnen äußerſt vertraut, er bezahlte und ſchenkte reichlich, als wäre er ein großer Fürſt, ſein Äußeres war ſehr einnehmend, er konnte ſingen, ſpielte

verschiedene Instrumente, besonders die Laute, sehr geschickt, und erwarb sich solche Beliebtheit bei derartigen Frauen, daß keine war, die nicht gewünscht hätte, sich ihm zu ergeben, um seiner ritterlichen Freigebigkeit theilhaftig zu werden und sich seiner Anmuth zu erfreuen. Da geschah es, daß eine dieser Dirnen, die in ihrem schändlichen Gewerbe eines großen Rufes genoß, für Filippo so heftig entbrannte, daß ihr gar nicht wohl war, als so lange sie in seiner Gesellschaft verweilte, und auch er verliebte sich in ihre außerordentliche Schönheit dergestalt, daß er auch, als er nicht mehr viel zu verschwenden hatte, nicht unterließ, sein Verlangen nach ihr zu befriedigen und durch Geschenke ihre Liebe zu nähren. Als es nun aber mit seinem Vermögen ganz zu Ende war, schied er, ehe die Frau seinen Verlust bemerkte, unter einem guten Vorwande von ihr, hinterließ ihr jedoch eine Menge von Versprechungen und namentlich die, daß er in wenigen Tagen wieder zu ihr zurückkehren werde. Als er nach Ferrara kam und ihm nun nichts übrig geblieben war von seiner reichlichen Verschwendung, als der Verdruß, hielt er sich ärmlich zu Hause. Doch hatte er die ihm angeborene Seelengröße keineswegs eingebüßt und er ertrug seine gedrückten Verhältnisse mit eben der hohen Gesinnung, womit er seine Reichthümer durchzubringen wußte, und trotz dem, daß er Alles verloren hatte, glaubte er doch in seinen Gedanken noch auf silbernen Gefäßen Fasanen, Rebhühner, Hasen und andere Leckerbissen zu verspeisen, gleich als ob er sie in der That noch in so reicher Menge, wie vordem besessen hätte, da er sie zu bezahlen im Stande war. Ebenso pflegte er es mit seiner Kleidung und andern Bedürfnissen des Lebens zu halten, an denen es ihm gebrach. Wie große Noth er aber auch litt und wie viele Edelleute ihm auch aus Mitleid mit seiner Armuth ihre Unterstützung anboten, so wollte er doch durchaus nicht das Mindeste von ihnen annehmen, son-

dern behauptete, er könne ebenſowol ihnen Geſchenke geben, als ſie ihm. Es lebt in Ferrara der Graf Paolo Coſtabili, nicht weniger freigebig und edel geſinnt, als ſich bei ſeinem großen Reichthum ſchickt; dieſer als ein Freund kräftiger Menſchen fühlte ſich von Filippo's Feſtigkeit, ſeiner Anmuth in der Unterhaltung, ſeiner Geſchicklichkeit in Geſchäften und andern ſeiner obengenannten Eigenſchaften, welche jedem großen Fürſten theuer ſein müſſen, ſo angezogen, daß er ihn ins Haus nahm, nicht als Diener, ſondern als lieben Freund, und alle ſeine Bedürfniſſe mit freigebigſter Hand befriedigte, ſodaß er ſagen konnte, er habe in dieſem edeln Hauſe, was er wünſche. — Derweil nun Filippo's Schickſal dieſe Wendung genommen hatte, erwartete die obenerwähnte Buhlerin in Venedig ſehnſüchtig ſeine ihr zugeſagte Rückkehr; und da ſie Monate ja vielleicht Jahre verſtreichen ſah, ohne daß er zu ihr kam, fürchtete ſie von ihm vergeſſen und verſchmäht zu ſein, und da ſie weder Brief noch Botſchaft von ihm erhielt, beſchloß ſie, getrieben vom ſcharfen Stachel der Liebe, welche Filippo's Liebenswürdigkeit und ritterlich freigebiges Weſen in ihr entzündet hatte, nach vielem Beſinnen, nach Ferrara zu gehen, um ihn aufzuſuchen, denn ſie meinte, er ſitze in demſelben Reichthum, wo er reichlich ſpenden und geben könne, wie er es in Venedig ſeiner Zeit geübt habe. Sie ſchickte alſo einen Diener nach Ferrara voraus, um eine Wohnung auf einige Tage zu miethen; dann ließ ſie eine Barke für ſich zurecht machen, beſtieg ſie in Geſellſchaft ihrer Dienerinnen und fuhr nach Ferrara ab. Als ſie ſich bei ihrer Ankunft nach einem Herrn Filippo Sala erkundigte, fand ſie keine Spur von ihm auf, weil die Armuth, worin er verſunken war, ſeinen Namen faſt in gänzliche Vergeſſenheit begraben hatte; außerdem ließ er ſich in Venedig Herr Filippo nennen, während er in Ferrara nur unter dem Namen Filippino oder Philippchen bekannt war und ihm niemand den Titel

Herr gab, den er sich durch seine Freigebigkeit in Venedig erworben hatte. — Die Frau bereute nun fast, die Reise unternommen zu haben um seinetwillen. Während sie nun so darüber nachdachte, erblickte sie zufällig einen der Gefährten Filippo's, der in Venedig gleichfalls ihre Bekanntschaft gemacht hatte. Sie rief ihn zu sich und fragte nach Herrn Filippo. Er kannte seine Verhältnisse genau, antwortete ihr aber vorsichtig, er habe ihn schon geraume Zeit nicht gesehen, weil er in bedeutenden Geschäften seines Herrn zu thun gehabt habe, halte aber dafür, daß es ihm wohlergehe. Auf diesen Bescheid konnte die Frau noch in der Hoffnung beharren, ihn in guten Umständen wiederzufinden und mit ihrem Besuche in Ferrara ihm nicht ungelegen zu kommen.

Seid doch so gut, sagte sie, zu ihm zu gehen und ihm zu sagen, ich sei, von meiner großen Liebe zu ihm angetrieben, nach Ferrara gekommen, um ihn zu sehen, und veranlaßt ihn mich zu besuchen! Ihr könntet mir keinen größeren Gefallen und Freundlichkeit erzeigen, als damit.

Filippo's Freund antwortete ihr, sobald er ihn sehe, wolle er mit Vergnügen sich dieses Auftrages entledigen. Er nahm von ihr Abschied und begab sich sogleich zu Filippo, um es ihm zu melden.

Du weißt wol nicht, sagte er, daß die wohl Bekannte nach Ferrara gekommen ist und dich eifrig aufsucht. Ich fürchte, sie erlangt am Ende Kunde von deinen jetzigen Umständen und geht unzufrieden mit dir und mit den geringen Ehren, in denen du stehst, nach Venedig zurück, und während du dort seither für einen großen Herrn gegolten, gibt man dir am Ende einen von dem jetzt erworbenen sehr verschiedenen Namen.

Diese Worte gingen Filippo durchs Herz und er fragte seinen Freund, wie er zu dieser Nachricht gekommen sei. Der Freund erzählte alles, was zwischen ihm und der Kurtisane besprochen worden sei und was er zu

ſeinen Gunſten geſagt habe, und Filippo dankte ihm vielmals, ſo behutſam gegen ſie ſich ausgedrückt zu haben, ward aber ganz betrübt und niedergeſchlagen, als er nach dieſem Geſpräche bedachte, wie er doch auf keine Weiſe auch nicht im Geringſten im Stande ſei, dem Rufe zu genügen, den er ſich in Venedig erworben und in dem ihn jener neuerdings gegen die Frau beſtätigt hatte. Der Graf, der gewohnt geweſen war, ihn heiter und aufgeräumt zu ſehen und nun mit Einem Male dieſe unendliche Schwermuth an ihm entdeckte, der zufolge Scherz und Spaß und alle gute Laune und Heiterkeit von ihm gewichen und vertrieben war, ſagte zu ihm: Was haſt du, Filippo? Was wandelt dich ſo plötzlich an, das dich ſo außer dir ſelbſt bringt und dich ſo ganz anders erſcheinen läßt, als du warſt? Wo iſt deine Munterkeit und dein fröhliches Weſen hin?

Filippo kannte zwar den Grafen als einen freigebigen großmüthigen Herrn; es ſchien ihm jedoch unmäßig viel dazu zu gehören, der hohen Meinung, welche jenes Weib in Venedig von ihm gefaßt hatte, zu genügen, ſodaß er nicht wagte, ſeinem Beſchützer die Urſache ſeiner Betrübniß zu entdecken.

Graf, antwortete er daher, der Grund des mich bedrückenden Kummers liegt allzu tief, und da ich weiß, wenn ich ihn ausſpräche, würdet ihr um meinetwillen betrübt werden, ſo ſchweige ich, um euch nicht zu beläſtigen, und ertrage ein Übel, dem nicht abzuhelfen iſt, für mich allein.

Hierauf ſprach der Graf mit ſehr wohlwollendem Geſichte: Ei, Filippo, ſo lange wir noch leben und athmen, gibt es in allen Dingen Rath und Hilfe. Verbirg mir die Urſache deiner Schwermuth nicht! Vielleicht iſt das, was du als ſo unrettbar aufgibſt, doch nicht ſo ganz verloren, wie du glaubſt, und du ſiehſt wol deine hoffnungsloſe Niedergeſchlagenheit noch in völlige Genüge übergehen. Sage es mir, ich bitte dich. Wenn es etwas iſt,

worin ich dir mit Allem, was mir zu Gebote steht, helfen kann, so sollst du mich so bereit finden, es zu thun, als wenn es für mich selber wäre.

Diese Worte erweckten in Filippo große Hoffnungen, er könne auch in seiner Armuth die schöne Venezianerin glauben machen, der Titel Herr gebühre ihm in Ferrara so gut, als er ihn in Venedig erworben hatte.

Herr Graf, sagte er daher zu dem Grafen, während mir das Schicksal noch lächelte, liebte ich in Venedig eine sehr schöne feine Curtisane und zu meinem Glück oder Unglück entbrannte auch sie in solcher Leidenschaft gegen mich, daß sie alle andern verschmähend, welchen sie vorher gefällig gewesen war, ihr ganzes Sinnen und Trachten ausschließlich auf mich allein richtete und daß ich der Besitzer dieser seltenen Schönheit wurde, die jeden mit Bewunderung erfüllte, für alle die zu grenzenlosem Neide, die sich früher von ihr für besonders begünstigt erachteten. Diese Liebschaft hielt aus, so lange als mein Beutel, nicht etwa, als ob sie mich nun weniger hochgeschätzt hätte, sondern weil ich mich in der Unmöglichkeit sah, längere Zeit auf demselben Fuße, wie seither, mit ihr zu leben. Ich hielt es demnach für gerathener, mich von ihr zu entfernen, und sie in der von mir gefaßten Meinung zu lassen, als länger bei ihr zu bleiben, das Ansehen zu verlieren, das ich bei ihr gewonnen, und am Ende unter großer Schmach den andern zum Gelächter zu werden, die sie um meinetwillen verlassen hatte. Ich setzte daher Versprechungen an die Stelle, wo ich mit Thaten nicht ausreichte, schützte ein unvorhergesehenes wichtiges Ereigniß vor, das mich nach Ferrara zurückrufe, und trennte mich von ihr. Die Augen standen ihr voll Thränen, als ich von ihr Abschied nahm, und als sie mich das letzte mal umarmte, bat sie mich, unsere baldige Wiedervereinigung nicht zu verzögern. Ich ging nur mit dem innigsten Misvergnügen von ihr fort, und wenn ich außer dem vergeudeten noch weiteres Vermögen gehabt

hätte, ſo ſchwöre ich euch bei meiner Ehre, ich würde es zu Geld gemacht haben und hingegangen ſein, um ſie noch ferner zu genießen. Aber mein Schickſal wollte, daß ich ſchon meinen letzten Heller mit ihr durchgebracht hatte. Ich meinte nun längſt von ihr vergeſſen zu ſein und ſie denke nicht mehr an mich, ſiehe da kommt ſie nach Ferrara und ſpürt mir eifrig nach. Nun fürchte ich ſehr, ſie möge mich finden und für den armgewordenen Edelmann erkennen, der ich bin, wenigſtens der That, ob auch nicht dem Geiſte nach, und das erregt mir unendliches Leidweſen; denn ich ſehe klar, daß der Ruf, den mir mein früheres Leben bis hierher erhalten hat, mir nunmehr von meinem jetzigen ganz entriſſen wird, und meine Armuth ſelbſt die ich ſtets muthvoll ertragen habe, iſt mir nie ſo läſtig geweſen, als jetzt, wo ich mir die Mittel fehlen ſehe, dieſe nach meinem Wunſche und nach dem Verdienſte ihrer Handlungsweiſe zu ehren, indem ſie herkommt, mich aufzuſuchen.

Der Graf, deſſen Sinn nicht dahin ging, Schätze aufzuhäufen, wie diejenigen zu thun pflegen, die ihren Reichthum nicht beſitzen, ſondern vielmehr von ihm wie Sklaven in der Weiſe beſeſſen werden, daß ſie keinen Heller für ſich ſelbſt, geſchweige denn für andere auszugeben wagen, ſagte, als er die ihm von Filippo erzählte Geſchichte vernommen hatte: Wie nun, Filippo, haſt du ſo wenig Vertrauen zu mir, daß du nicht glaubſt, ich werde dir das Unrecht vergüten, das dir dein ſchlimmes Geſchick anthut? Sei gutes Muths, denn es iſt mein Wille, daß, wenn dich dieſes Weib in Venedig für einen Herrn gehalten hat, ſie dich in Ferrara für einen König halten ſoll. Die Meinigen ſind, wie du weißt, in Viconovo und ich bin hier mit acht oder zehn Dienern, Pferden, Wagen und allen Dingen, die nur irgend von Nöthen ſein würden, irgend einer großen Dame die ſchuldigen Ehren anzuthun. Mein Haus ſammt allem, was darin iſt, ſei für zehn Tage dein! Hole deine Geliebte mit

meinem Hofwagen zu dir ab. Ich lasse dir alle diese Diener auf diese Zeit zu Befehl und gehe die wenigen Tage aufs Land. Du magst indessen in meinem Hause gebahren, wie du von mir voraussetzen würdest, daß ich thäte, um ein zärtlich geliebtes Weib ehrenvoll darin zu empfangen.

Filippo fühlte sich durch die Worte des Grafen vollkommen getröstet, schämte sich jedoch, zuzugeben, daß der Graf sein Haus verlasse und ihm ganz einräume, und ihn so ganz über das Haus und was darin war schalten lasse.

Eure Gefälligkeit gegen mich, sagte er zu dem Grafen, ist mir zwar theuer und ich konnte von eurer Großmuth nichts anderes erwarten; aber da ich nicht durch Annahme eures mir gütigst gemachten Anerbietens, während ich meine Achtung vor andern zu erhalten suche, nicht mich euch gegenüber in ein nachtheiliges Licht setzen möchte, kann ich dieses Erbieten nicht in seinem ganzen Umfange annehmen. Es genügt mir, mit einer oder zwei Abendmahlzeiten diese meine Geliebte ehrenvoll zu empfangen und sie anständig auszustatten, um nach Venedig zurückzukehren; das Weitere will ich mit Worten abmachen und bin gewiß, sie wird zufrieden wegreisen.

Der Graf, dessen Großmuth den Umfang seiner Reichthümer noch übersteigt, ließ sich durch Filippo's Worte nicht von seinem Plane abbringen.

Filippo, sagte er, wenn du auch, wie du mir gesagt hast, zufrieden wärest, so wäre doch ich noch nicht zufrieden, da ich sonst nicht das Bewußtsein hätte, für einen Freund Alles gethan zu haben, was ich in ähnlichem Falle um meinetwillen thäte. Darum bleibe es dabei, und wenn es dir zu viel scheint für deine Bescheidenheit, so scheint es mir noch viel zu wenig für das, was ich einem Freunde wie du zu thun verpflichtet bin.

Nachdem er dies gesprochen, rief er alle seine Diener vor sich und sagte zu ihnen: Ich lasse in meinem Palaste

auf zehn Tage Filippo als unumſchränkten Gebieter über das Haus und Alles, was darin iſt, zurück, und es iſt mein Wille, daß ihr ihm gehorchet und dienet, nicht anders, als wenn ich es ſelbſt wäre. In dieſer Zeit ſagt ihr der Frau, welche er hierher bringt, das Haus und was darinnen iſt, gehöre Filippo; und wer von euch hierin mir zuwider handelt, hat meine Ungnade zu gewärtigen.

Dann faßte er Filippo's Hand.

Du wirſt, ſagte er zu ihm, ihnen befehlen, was dir erforderlich ſcheint, um dieſe deine Frau hier in Ferrara zu ehren und ſie nach Venedig zurückzubringen, ſo ehrenvoll, als dir zweckmäßig ſcheint; und dieſe meine Leute ſollen deinen Befehlen aufs Bereitwilligſte gehorchen, wie wenn ich ſelbſt die Befehle ertheilte.

Filippo wollte durchaus ſo viel nicht annehmen, aber der Graf geſtattete keine fernere Widerrede, ließ ihn im Beſitz von Allem und begab ſich auf das Land. Filippo zog nun die vornehmſten Kleider an, die der Graf beſaß, beſtieg das ſchönſte Reitpferd mit reichem Geſchirr und ſuchte mit vier Reitknechten ſeine Geliebte auf, welche ihm, als ſie ihn erblickte, mit offenen Armen entgegeneilte.

Ach, Herr Filippo, rief ſie, wie habt ihr es ſo lange können anſtehen laſſen, ohne mich zu beſuchen! Euer langes Ausbleiben hat mich auf die Vermuthung gebracht, ihr liebet mich nicht mehr. Fürwahr, wenn ihr das Feuer der Liebe ſo ſehr gefühlt hättet, wie ich es fühle, ſo hättet ihr gegenüber von mir das gethan, was ihr ſeht, daß ich gegenüber von euch gethan habe. Ich konnte die Bedrängniß des Wartens nicht länger mehr aushalten und habe mich genöthigt geſehen, euch endlich aufzuſuchen, während doch eure unbeſtreitbare Schuldigkeit war, daß ihr eurem Verſprechen gemäß, zu mir kamet.

Laſſen wir, ſagte Filippo, die Beſchwerden beiſeit, liebes Herz, und denken nunmehr an die Freude, da ihr jetzt hier ſeid.

Er brachte sodann dieselbe Ausrede vor, die schon sein Freund gegen sie geäußert hatte.

Nur das eine, sagte er, will ich zu meiner Entschuldigung anführen, daß ich im Dienste meines Herrn in sehr wichtigen Angelegenheiten beschäftigt war; er hält mich fortwährend in Arbeit und läßt mich kaum Athem schöpfen. Wenn ich aber auch nicht nach Venedig gekommen bin, so ist doch mein Herz immer bei euch gewesen und ich habe fortwährend gewünscht, es möge sich mir eine Gelegenheit bieten, wo ich mit dem Wohlnehmen meines Fürsten abkommen könnte, um euch aufzusuchen. Da ich aber dies nicht thun konnte, bin ich euch um so dankbarer für die mir bethätigte Liebe, indem ihr mich hier aufsuchtet. So angenehm mir aber auch dies ist, so kann ich dennoch nicht umhin, mich deshalb sehr über euch zu beschweren, daß ihr bei eurer Ankunft in Ferrara in eine Miethwohnung gezogen seid, statt bei mir selbst in meinem Palaste abzusteigen. Ich komme aber euch aufzusuchen, sobald ich von eurem Hiersein vernommen, um euch abzuholen aus diesem Hause und in das eurige zu bringen, denn der Palast, in welchem ich wohne, soll ebenso gut der eure sein, wie er mir gehört.

Damit wandte er sich zu einem der Diener und sagte: Geh schnell und laß meinem Wagen rüsten und herbringen, daß wir Madonna in den Palast führen.

Während der Diener hineilte, blieb Filippo bei der Frau in süßen Gesprächen, bis der Wagen kam. Als dies geschah, stieg sie mit ihren Frauen hinein und fuhr begleitet von Filippo in den Palast. Als sie diesen sah, der vielleicht seines Gleichen nicht in der Stadt hat, denn er sieht eher wie das Schloß eines großen Fürsten aus, als wie das eines Edelmanns, als sie in die Gemächer trat und alle mit den reichsten Tüchern behangen und mit reichen und sehr schönen Betten ausgestattet sah, dachte sie, der habe wol mit Recht in Venedig den Titel Herr geführt. Wenn nun die Essensstunde kam, so stand

immer Morgens und Abends der Tiſch voll der beſten Speiſen und köſtlichſten Weine, es waren Diener umher, welche alle ein ſo anſtändiges Ausſehen hatten, daß ſie lauter Herren ſchienen. Dies Alles ſetzte ſie in Erſtaunen. Auf ſolche Weiſe ging es ſechs Tage fort. Endlich begehrte ſie nach Venedig zurückzukehren und ſagte eines Abends nach dem Eſſen: Herr Filippo, ich bin lange von Hauſe weggeweſen; mit der Zeit, wo ich euch geſucht habe, mit der, in welcher ich bei euch geweſen bin und mich hier aufgehalten habe, ſind zwölf Tage hingegangen. Nachdem ich euch nun aber geſehen und zu meiner großen Freude einige Tage euren Umgang genoſſen habe, will ich mit eurer Vergünſtigung nach Venedig zurückkehren; nicht als ob ich nicht wünſchte, mit euch mein ganzes Leben hinzubringen, ſondern weil, wie euch die Angelegenheiten eures Fürſten vollauf beſchäftigen, ſo auch meiner in Venedig Geſchäfte von nicht geringem Belange warten und mich dahin abrufen, da ſie ſonſt einen ganz ſchlimmen Gang nehmen möchten, wenn ich nicht dabei wäre.

Filippo wollte nun die ganze Vollmacht ausüben, welche die Großmuth des Grafen ihm geſtattet hatte.

Liebe Seele, ſagte er, es ſcheint, ihr ſeid ſo lange bei mir geweſen, daß es euch genügt, und mir iſt es, als wäret ihr erſt geſtern Abend hierhergekommen. So wünſche ich denn, daß ihr wenigſtens noch zehn Tage bei mir bleibet.

Er ſagte dies, weil er ſchon die Eile ſah, womit die Frau ſich zur Abreiſe rüſtete und daher ſicher war, daß ſie einen ſo langen Aufſchub nicht annehmen würde. Er täuſchte ſich auch in dieſem Gedanken nicht, denn ſie ſagte: Ich wünſchte ganz und auf immer hier bleiben zu können, wie ich euch ſchon ſagte, aber die Verhältniſſe zwingen mich wider meinen Willen zurückzukehren. Darum bitte ich euch, zufrieden zu ſein und mich zu entlaſſen.

Filippo ſpielte darüber den Verdrießlichen.

Ich werde glauben müssen, sagte er, daß ihr mich nicht im Ernste liebt, wenn ihr euch nicht noch zehn Tage bei mir aufhalten mögt.

Ich kann nicht, mein Herr, meiner Treu ich kann nicht, antwortete sie; wenn ich so lange wegbleibe, so bin ich sicher, daß alle meine Angelegenheiten in Venedig schief gingen. Ich weiß aber, daß ihr meinen Schaden nicht begehrt.

Keineswegs, antwortete er; und wenn ihr nicht noch zehn Tage bleiben wollt, so bleibt wenigstens sechs!

Sie behauptete von neuem, es sei ihr unmöglich, und so brachte er sie dahin, noch die vier Tage zu bleiben, mit welchen sein Regiment ablief. So ging denn die Lebensweise und die Bedienung in derselben Ordnung und Überfülle fort, daß sie Filippo für nichts anderes, als einen großen Herrn halten mußte. — Am Morgen des zehnten Tages kam der Graf zurück nach Ferrara, ließ Filippo zu sich rufen und sprach: Nun, Filippo, wie ist die Sache abgelaufen? Hast du deiner Geliebten Ehre erwiesen?

Ja, gnädiger Herr, antwortete er, Dank eurer Güte, und ich wollte ich hätte tausend Zungen und eine Stimme von Stahl um euch vollständig und anhaltend danken zu können für so große Gefälligkeit, für welche ich euch immer unendlich verbunden sein werde, so lange ich lebe.

Der Graf versetzte: Ich weiß nicht, ob du nicht vielleicht noch länger im Besitze des Meinigen zu bleiben wünschest; sage mir's, du wirst keine Fehlbitte thun.

Nur zu lange, Herr Graf, habt ihr mich darin gelassen, antwortete er, und es war nahezu eine Unzartheit, daß ich gestattete, daß ihr so lange aus eurem Hause wegbliebet, um mich, der ich euer Diener bin, eure Stelle darin einnehmen zu lassen. Überdies will die Frau morgen früh ohnfehlbar nach Venedig zurückreisen und ich habe sie nur mit Mühe bis heute aufgehalten.

Da sie nun weggehen will, sagte der Graf, möchtest

du ihr nicht gerne ein Geſchenk machen, damit ſie dich im Andenken behalte?

Wenn ich nur ſo viel hätte, Graf, fügte Filippo bei, als ich ihr zu geben wünſchte. Da ich aber ſonſt nichts habe, ſo werde ich ſie mit Verſprechungen befriedigen, ſo gut ich kann.

Ich wünſche aber, ſagte der Graf, daß du ſie mit einem Geſchenke entlaſſeſt, das der ihr gethanen Kundgebung entſpricht. Darum nimm dieſen Ring und ſchenke ihr ihn!

Bei dieſen Worten gab er ihm einen koſtbaren Diamant. Filippo wollte ihn durchaus nicht annehmen in der Überzeugung, daß der Graf bis hierher nur allzuviel gethan habe und daß er ihn nicht noch weiter beſchweren dürfe. Aber er war genöthigt, ihn doch anzunehmen, was denn ſeine Heiterkeit verdoppelte. Hierauf wollte der Graf auch mit ihm nach Hauſe gehen, um zu ſehen, ob der Ruhm der Schönheit, den Filippo der Frau zuerkannt, in der That der Art ſei, wie er geſchildert. Er trat in den Palaſt, und Filippo that, als wäre es ein ihm befreundeter Edelmann, der ihn beſuche. Er zeigte ihm die Frau und ließ ſie ihm die Hand reichen. Da gedachte der Graf, Filippo habe noch wenig geſagt im Verhältniß zu dem, wie er es gefunden hatte, und konnte ſich nicht ſatt an ihr ſehen. Filippo wußte, daß der Graf ein großer Verehrer von ſchönen Frauen war und keine Ausgabe ſcheute, um den Beſitz einer jeden zu erwerben, die ihm wünſchenswerth ſchien. Er ſtellte ſich daher vor, der Graf habe ſich auch in dieſe Frau verliebt, und ſagte zu ihm: Graf, ſie iſt weder meine Tochter, noch meine Frau, noch meine Schweſter, ſondern ein Weib, das zwar nicht jedermann angehört, aber doch gegen vornehme Herren, die nach ihr trachten, nicht karg iſt. Da mir nun vorkommt, ihre Schönheit habe Eindruck auf euch gemacht, ſo geſtattet mir, wenn es euch recht iſt, daß ich euch bei ihr laſſe; und damit ihr ungeſtört mit ihr ſeid,

will ich mich von Hause entfernen und ihr andeuten, daß ich nichts dawider habe, wenn sie zu euch hält, nicht als wollte ich auf diese Weise eure Großmuth vergelten, welcher ich nicht im Geringsten es gleichthun könnte, und wenn ich mein Leben für euch ließe, sondern ich möchte nur nicht für einen niedrigen Menschen gelten und euch das verweigern, was ich ohne allen Nachtheil für mich euch zu eurer Genugthuung gewähren kann.

Der Graf, der zu anderer Zeit und unter andern Umständen den ihm angebotenen Besitz der schönen Venezianerin nicht nur mit Freuden angenommen, sondern selbst gerne um den höchsten Preis erkauft hätte, wollte doch nicht durch eine thörichte Lust die Handlung der Edelmuth beflecken, die er im Dienste seines Freundes geübt hatte. Er sagte daher: Filippo, deine Geliebte ist weit schöner, als du mir gesagt hast, und die Lust könnte mich wol dahin bringen, auf deinen Vorschlag einzugehen. Behüte aber der Himmel, daß mich ein loses Feuer dazu verführe. Ich habe sie zur Genüge genossen, indem ich deiner Leidenschaft zu ihr Vorschub leistete, und wie du sie hierher gebracht hast als die deinige, so führe sie auch als solche von hinnen.

Ohne weiter ein Wort hinzuzufügen, ging er aus seinem Hause fort und ließ Filippo in Freiheit, alle nöthigen Vorkehrungen zur Abreise seiner Schönen zu treffen. Er brachte sie reichlich mit Lebensmitteln versehen in ehrenvollster Begleitung zu Schiffe und gab ihr, als er mit ihr die Barke bestiegen hatte, den schönen Ring, den ihm der Graf geschenkt, mit den Worten: Nehmt dies und behaltet es zum Andenken an euren Filippo.

Dann verabschiedete er sich zum letzten Mal von ihr und verließ sie äußerst befriedigt mit ihm. Als in der Folge öffentlich verlautete, was der Graf für seinen Freund gethan hatte, erachtete ihn jedermann für den allervollkommensten Edelmann seines Landes, zählte ihn

unter die wenigen, die ihren Reichthum dann wahrhaft zu besitzen glauben, wenn sie ihn freigebig im Dienste ihrer Freunde und Diener verwenden, und man wünschte nur, daß in der Stadt unter den reichen Edelleuten viele, welche ihm glichen, gefunden würden.

---

## 60. Maß für Maß.

(8, 5.)

Als Kaiser Maximilian der große, dieser seltene Spiegel der Ritterlichkeit, Großmuth und hoher Gerechtigkeit, das römische Reich mit so vielem Glücke beherrschte, schickte er seine Diener aus, um die Provinzen zu verwalten, welche unter seinem Scepter blühten. So trug er unter andern die Statthalterschaft über Inspruck dem Juriste auf, einem Manne, der sein Vertrauen und seine Liebe besaß. Ehe dieser dahin abging, sprach der Kaiser zu ihm: Juriste, ich habe, seit du in meinen Diensten stehst, eine so günstige Meinung von dir gefaßt, daß ich beschlossen habe, dir die Verwaltung einer so edeln Stadt wie Inspruck zu übertragen. Über ihre Verwesung hätte ich dir vielerlei Dinge anzuempfehlen, ich fasse aber alles in die eine Anweisung zusammen, daß du die Gerechtigkeit unverletzlich handhaben mögest, solltest du auch gegen mich selber, der ich dein Herr bin, zu entscheiden haben. Wisse nämlich, daß ich dir alle andern Fehltritte, die du aus Unkenntniß oder auch aus Nachlässigkeit begehen könntest (obgleich es mein Wille ist, daß du auch diese nach allen Kräften vermeidest), vergeben könnte, aber für ein Vergehen wider die Gerechtigkeit würdest du niemals bei mir Vergebung finden. Fühlst du nun vielleicht, daß du nicht also bist, wie ich dich

wünſche, denn ein Menſch iſt nicht zu allem gut, ſo enthalte dich, dieſe Würde anzunehmen, und bleib lieber hier am Hof in deinen gewohnten Beſchäftigungen, in denen du mir werth biſt, denn indem ich dich zum Statthalter dieſer Stadt mache, habe ich dir eine Gnade erwieſen, die ich nur mit großem Widerwillen und aus Rechtsgefühl dann zurücknehmen müßte, wenn du die Gerechtigkeit verletzteſt.

Hier ſchwieg der Kaiſer ſtill, und Juriſte, der ſich viel weniger ſelbſt kannte, als über das ihm zuertheilte Amt erfreut war, dankte ſeinem Gebieter für ſein huldreiches Andenken und ſagte zu ihm, er fühle ſich zwar ſchon durch ſich ſelbſt zur Ausübung der Gerechtigkeit angetrieben, er werde ſie aber nun um ſo ſtrenger beobachten, da ſeine Worte ihm als Fackel dienen müſſen, die ihm auf dem Wege der Erfüllung ſeiner Pflichten vorleuchte. Er wolle ſich Mühe geben, ſein Amt ſo zu verwalten, daß ſeine Majeſtät nur Veranlaſſung haben werde, ihn zu loben. Der Kaiſer nahm Juriſte's Worte wohlgefällig auf und ſagte: Gewiß werde ich nur Urſache haben, dich zu loben, wenn deine Handlungen ſo gut ausfallen, als deine Worte.

Er ließ ihm darauf den ſchon ausgefertigten Beſtallungsbrief einhändigen und entließ ihn nach ſeinem Beſtimmungsort. Juriſte begann die Stadt mit Umſicht und Eifer zu beherrſchen, ließ es ſich ſehr wichtig und angelegen ſein, überall die Wage gerade zu halten, ebenſowol in den Gerichten als bei Vertheilung von Ämtern, in Belohnung der Tugend und Beſtrafung des Laſters. Und lange Zeit gewann er durch ſolche Mäßigung die größte Gunſt ſeines Herrn und erwarb ſich die Liebe des ganzen Volkes, ſodaß er in der That wäre glücklich zu preiſen geweſen, wenn er ſeine Amtsführung auf dieſe Weiſe fortgeſetzt hätte. Da geſchah es jedoch, daß ein Jüngling Namens Vico einer jungen Bürgerin aus Inspruck Gewalt anthat und deshalb bei Juriſte

angeklagt wurde. Dieſer ließ ihn alsbald feſtnehmen, brachte ihn zum Geſtändniß, daß er die Jungfrau genothzüchtigt habe, und verurtheilte ihn nach dem Geſetz jener Stadt, welches dahin lautet, daß einem Schuldigen dieſer Art der Kopf abzuſchlagen ſei, ſelbſt wenn er geneigt wäre, die Entehrte zu heirathen. Der Jüngling hatte eine Schweſter, eine Jungfrau von nicht über achtzehn Jahren, die mit einer ungemeinen Schönheit ausgeſtattet war und in ihrer Rede wie in ihrem ganzen Auftreten einen ſüßen Liebreiz kund gab, den ihre jungfräuliche Reinheit noch erhöhte. Epitia, ſo war ihr Name, wurde von dem bitterſten Schmerze durchdrungen, als ſie das Todesurtheil ihres Bruders vernahm, und beſchloß, ſie wolle ſehen, ob ſie wo nicht den Bruder freimachen, ſo doch ſeine Strafe mildern könne. Sie hatte zugleich mit ihrem Bruder den Unterricht eines alten Mannes genoſſen, den ihr Vater ins Haus genommen hatte, um ſie beide in der Philoſophie zu unterweiſen, von welcher freilich ihr Bruder keinen guten Gebrauch gemacht hatte. Sie ging alſo zu Juriſte und bat ihn Erbarmen mit ihrem Bruder zu haben, wegen ſeines zarten Alters (denn er war noch nicht über ſechzehn Jahre alt), das ihn entſchuldbar mache, wegen ſeiner geringen Erfahrung und wegen des heftigen Triebes, womit die Liebe ihn aufgeſtachelt. Sie ſetzte ihm auseinander, wie es die Anſicht der größten Weiſen ſei, daß der Ehebruch, der aus Drang der Leidenſchaft begangen werde und nicht darum, um den Gatten der Frau zu beſchimpfen, geringere Strafe verdiene, als wenn man ihn aus beleidigender Abſicht verübe; daſſelbe gelte von dem Falle ihres Bruders, welcher nicht um zu beſchimpfen, ſondern von glühender Liebe gedrängt, das gethan habe, um deswillen er verurtheilt worden ſei; überdies wolle er ja ſein Vergehen im Weſentlichen dadurch wieder gut machen, daß er das Mädchen zu heirathen geneigt ſei; wenn auch das Geſetz vorſchreibe, daß dies Jungfernſchändern nichts

helfen solle, so könne ja er als ein kluger Mann diese Strenge mildern, welche eher ein Unrecht als Gerechtigkeit in sich schließe, denn er sei ja vermöge der vom Kaiser ihm übertragenen Gewalt das lebendige Gesetz, und sie sei der Ansicht, daß seine Majestät ihm solche Gewalt dazu verliehen habe, daß er sich bei aller Unparteilichkeit lieber gnädig als hart erweise; und wenn je in einem Falle Milde anwendbar sei, so sei dies bei Vergehen der Liebe, vorzüglich dann, wenn die Ehre der Geschwächten gerettet werde, wie dies hier bei ihrem Bruder der Fall sei, welcher vollkommen bereit sei, sie zur Frau zu nehmen; sie glaube, jenes Gesetz sei mehr der Abschreckung wegen gegeben, als um es in Vollzug zu setzen, denn es dünke sie grausam, ein Vergehen mit dem Tode zu strafen, das zur Genugthuung des gekränkten Theils auf ehrenvolle und gottgefällige Weise wieder gut gemacht werden könne. Mit diesen und vielen andern Gründen suchte sie den Juriste zu überreden, daß er dem Verbrecher verzeihe. Juriste, dessen Ohr die süße Stimme und Rede der Epitia eben so sehr ergetzte, als ihre seltene Schönheit seinen Augen wohlgefiel, konnte sich nicht satt an ihr hören und sehen und veranlaßte sie, ihm ihre Gegenvorstellungen noch einmal zu wiederholen. Die Jungfrau, welche dies als ein gutes Zeichen ansah, sagte dasselbe noch einmal und noch viel eindringlicher, als zuvor. Die Anmuth, womit Epitia sprach, und der Zauber ihrer Schönheit entwaffnete ihn völlig. Von heftigem Sinnenreiz ergriffen kam er auf den Gedanken, sich desselben Verbrechens an ihr schuldig zu machen, um dessen willen er Vico zum Tode verurtheilt hatte.

Epitia, sprach er zu ihr, deine Bitten haben es deinem Bruder ausgewirkt, daß die Vollziehung des Urtheils, nach welchem er schon morgen den Kopf verlieren sollte, so lange verschoben bleiben soll, bis ich die Gründe erwogen habe, die du mir vorgetragen hast. Wenn ich sie so beschaffen finde, daß ich dir deinen Bruder frei-

geben kann, ſo gebe ich dir ihn um ſo lieber zurück, als es mich ſchmerzen würde, ihn zum Tode führen zu ſehen um der Strenge des Geſetzes willen, das eine ſolche Härte beſtimmt.

Dieſe Worte gaben Epitien frohe Hoffnung; ſie dankte ihm vielmals, daß er ſich ihr ſo gnädig erwieſen habe, und betheuerte, ihm ewig dafür verpflichtet bleiben zu wollen, denn ſie erwartete, er werde ſich in Befreiung ihres Bruders ebenſo gefällig finden laſſen, als er ſich in Vertagung des Endziels ſeines Lebens gefällig erwieſen hatte. Sie fügte hinzu, ſie hege das feſteſte Vertrauen, das, was ſie geſprochen, werde ihn bei näherer Erwägung beſtimmen, ihren Wunſch durch Freilaſſung ihres Bruders ganz zu erfüllen; worauf er erwiderte, er werde ihre Gründe erwägen und wenn er es ohne Beleidigung der Gerechtigkeit thun könne, nicht ermangeln, ihrem Wunſch zu willfahren. Mit der ſchönſten Hoffnung verließ ihn Epitia, begab ſich zu ihrem Bruder und erzählte ihm ausführlich, welchen Schritt ſie bei Juriſte gethan und welche Hoffnungen ſie aus ſeinen Äußerungen entnehmen zu dürfen glaube. In ſo bedrängter Lage vernahm Vico dies mit Freuden, bat ſie, nicht abzulaſſen, ſeine Befreiung nachzuſuchen und die Schweſter gelobte ihm ihre nachdrücklichſte Verwendung. Juriſte, dem ſich die Geſtalt des Mädchens in die Seele geprägt hatte, dachte in ſeiner Lüſternheit nur darauf, Epitiens zu genießen und erwartete daher mit Ungeduld ihre Wiederkunft. Epitia ließ drei Tage vergehen und erſchien darauf wieder bei Juriſte mit der beſcheidenen Frage, was er beſchloſſen habe. Sobald Juriſte ſie erblickte, fühlte er ſich ganz Feuer und Flammen und ſprach: Sei mir willkommen, ſchönes Mädchen! Ich habe nicht ermangelt, die Gründe, womit du deinen Bruder gegen mich vertheidigteſt, indeß nochmals zu erwägen, ja, ich habe ſogar deren neue aufgeſucht, um dich zufrieden zu ſtellen. Aber leider habe ich mich überzeugen müſſen, daß ihm alles nur den Tod

zuſpricht, da nach dem allgemeinen Geſetze kein Menſch, der nicht ohne Vorwiſſen, ſondern nur aus Unwiſſenheit ſündigt, Entſchuldigung finden kann; denn er hätte wiſſen ſollen, was alle Menſchen ohne Unterſchied wiſſen müſſen, um rechtlich zu leben, und wer aus einer ſolchen Unwiſſenheit fehlt, verdient weder Entſchuldigung noch Mitleid. Dein Bruder iſt in dieſem Falle; er mußte wiſſen, daß das Geſetz einem Jungfrauenſchänder den Tod zuerkennt; er muß alſo ſterben und ich kann ihn von Rechtswegen keine Gnade angedeihen laſſen. Allerdings wünſchte ich dir zu Gefallen alles mögliche zu thun, und wenn du daher, da du deinen Bruder ſo ſehr liebſt, dich dazu verſtehen wollteſt, dich mir zu ergeben, ſo wäre ich gern bereit, ihm das Leben zu ſchenken und ſein Todesurtheil in eine mildere Strafe zu verwandeln.

Epitien ſtieg auf dieſe Worte das Blut ins Geſicht und ſie ſagte zu ihm: Das Leben meines Bruders iſt mir allerdings viel werth, aber weit theurer iſt mir doch meine Ehre, und ich wollte meinen Bruder lieber mit dem Verluſte meines Lebens, als mit dem meiner Ehre erretten. Darum ſteht ab von dieſem eurem unehrbaren Gedanken! Kann ich aber auf andere Weiſe, als dadurch, daß ich mich euch hingebe, meinem Bruder das Leben retten, ſo werde ich das gerne thun.

Einen andern Weg, ſagte Juriſte, gibt es nicht, als den ich dir bezeichnet habe. Auch ſollteſt du dich nicht ſo ſpröde gegen mich beweiſen, da es ſich leicht fügen könnte, daß ich dich in Folge unſerer erſten Zuſammenkünfte zu meiner Frau erköre.

Ich will meine Ehre nicht in Gefahr bringen, erwiderte Epitia.

Wie ſo in Gefahr? fragte Juriſte. Vielleicht biſt du ſo beſchaffen, daß du dir nicht vorſtellſt, es werde gut gehen. Denke hübſch darüber nach! Ich erwarte deine Antwort morgen.

Die Antwort gebe ich euch auf der Stelle, erwiderte

ſie, denn wenn ihr mich nicht zur Frau nehmt, da ihr doch wollt, daß die Befreiung meines Bruders hiervon abhängen ſoll, ſo iſt alles in den Wind geſprochen.

Juriſte verſetzte nochmals, ſie ſolle die Sache erwägen und ihm morgen ihren Entſchluß zu wiſſen thun, wobei ſie auch reiflich überlegen möge, wer er ſei, welche Macht er hier zu Lande beſitze und wie nützlich er nicht nur ihr werden könne, ſondern jedem, dem er wohlwolle, denn er habe hier Recht und Gewalt in Händen. Epitia ging höchſt beſtürzt von ihm zu ihrem Bruder, dem ſie hinterbrachte, was zwiſchen ihr und Juriſte vorgefallen, und ſchloß damit, ſie wolle ihre Ehre nicht verlieren, um ihm das Leben zu retten. Sie bat ihn unter Thränen ſich vorzubereiten, das Loos geduldig hinzunehmen, das ihm das Verhängniß oder ſein ungünſtiger Zufall bereite. Da begann Vico plötzlich heftig zu weinen und ſeine Schweſter zu bitten, ſie möge ihn nicht ſterben laſſen, da ſie doch auf die von Juriſte vorgeſchlagene Weiſe ihn befreien könne.

Willſt du denn, Epitia, ſprach er, mir das Henkerbeil am Halſe und den Kopf von dieſem Körper abſchlagen ſehen, den derſelbe Leib, wie dich, getragen, derſelbe Vater erzeugt hat? Willſt du mich, der bisher mit dir aufgewachſen iſt und denſelben Unterricht mit dir genoſſen hat, vom Henker zu Boden geworfen ſehen? O meine Schweſter, laß die Stimme der Natur, des Blutes und der Liebe, die ſtets zwiſchen uns waltete, dich bewegen, mich, da es ja in deinen Kräften ſteht, von einem ſo jämmerlichen und ſchändlichen Ende zu befreien. Ich habe gefehlt, ich geſtehe es; du, Schweſter, die meine Fehler wieder gut machen kann, ſei nicht karg mit deiner Hilfe! Hat dir Juriſte geſagt, daß er dich zur Frau nehmen könne, warum willſt du es nicht für möglich halten, daß es geſchehe? Du biſt ſehr ſchön, mit allen Reizen begabt, womit die Natur eine Edelfrau ſchmücken kann; du biſt von guter Familie und anmuthig,

beſitzeſt eine wunderliebliche Art dich auszudrücken, lauter Vorzüge, welche dich ſammt und ſonders dem Kaiſer der ganzen Welt, geſchweige den Juriſte, wünſchenswerth machen müſſen. Du haſt alſo nicht Grund, zu fürchten, daß Juriſte anſtehen werde, dich zum Weibe zu nehmen und ſo iſt deine Ehre geſichert und zugleich deines Bruders Leben gerettet.

Vico weinte bei dieſen Worten, und mit ihm weinte Epitia, welche Vico umarmt hielt und nicht eher wieder losließ, bis ſie von den Thränen des Bruders gerührt ihm verſprach, ſich ſeinem Rathe gemäß dem Juriſte hinzugeben, wenn dieſer ihm das Leben ſchenke und ſie in der Hoffnung befeſtige, daß er ſie zum Weib nehme. Als dies unter ihnen beſchloſſen war, begab ſich die Jungfrau am folgenden Tage zu Juriſte und ſagte ihm, die Ausſicht, welche er ihr eröffnet habe, nach den erſten Zuſammenkünften ſein Weib zu werden, und der Wunſch, den Bruder nicht nur vom Tode, ſondern von aller Strafe, die er durch ſein Vergehen verwirkt haben könne, zu befreien, haben ſie zu dem Entſchluß gebracht, ſich ganz ſeiner Willkür zu überlaſſen; aus beiden Rückſichten ſei ſie alſo bereit, ſich ihm hinzugeben; vor allem aber beſtehe ſie darauf, daß er ihr das Leben und die Freiheit ihres Bruders verſpreche. Juriſte hielt ſich für den glücklichſten der Menſchen, daß er eines ſo ſchönen und reizenden Mädchens genießen ſolle, und ſagte ihr, er mache ihr jetzt dieſelben Hoffnungen, die er ihr neulich gemacht habe und der Bruder ſolle ihr den Morgen nach der Beiwohnung freigegeben werden. Nachdem ſie zuſammen zu Nacht geſpeiſt, begaben ſich Juriſte und Epitia zu Bett, wo der Niederträchtige ſich vollkommen an dem Mädchen erſättigte. Ehe er ſich aber mit der Jungfrau zur Ruhe begeben, hatte er, ſtatt Vico freizulaſſen, Befehl gegeben, ihn ſogleich zu enthaupten. Das Mädchen konnte vor Begierde, ihren Bruder frei zu ſehen, das Erſcheinen des Tages kaum erwarten, und nie hatte ihr

die Sonne ſo ſäumig geſchienen, den Tag heraufzuführen, als in dieſer Nacht. Als es hell wurde, entwand ſich Epitia den Armen des Juriſte und bat ihn mit den zärtlichſten Worten, daß er die Hoffnung, die er ihr gegeben, ſie zum Weibe zu nehmen, erfüllen und vor allem ihr den Bruder frei zuſchicken möge. Er antwortete ihr, er habe in ihrer Umarmung volle Freude genoſſen und ſehe alſo gern, wenn ſie die Hoffnung nähre, die er ihr gegeben habe; den Bruder werde er ihr ins Haus ſchicken. Nach dieſen Worten ließ er den Gefangenwärter kommen und ſprach: Geh in den Kerker und hole den Bruder dieſer Frau und bring ihn in ihre Wohnung!

Als Epitia dies hörte, begab ſie ſich voller Freuden nach Hauſe und erwartete ihren Bruder. Der Kerkermeiſter ließ den Leichnam des Vico auf eine Bahre heben, legte ihm das Haupt unter die Füße, ſpreitete ein ſchwarzes Tuch darüber und ließ ihn nach Epitia's Hauſe tragen; er ſelbſt ſchritt dem Zuge vorauf. Da ſie ins Haus traten, ließ er das Mädchen rufen und ſprach: Dies iſt euer Bruder, welchen euch der Herr Statthalter aus dem Gefängniß freigibt.

Mit dieſen Worten ließ er das Tuch wegziehen und zeigte ihr den Bruder in dem Zuſtande, wie ihr vernommen habt. Kaum möchte eine Zunge im Stande ſein, es auszuſprechen, oder ein menſchliches Gemüth, es zu faſſen, welcher Schmerz und welcher Schrecken über Epitia kam, indem ſie jetzt ihren Bruder auf dieſe Weiſe getödtet erblickte, den ſie erwartet hatte, mit frohlockendem Herzen ſobald als lebend und frei von jeder Pein begrüßen zu können, und gewiß nehmt auch ihr, meine Damen, an, daß der Schmerz der Unglücklichen ſo groß war, daß er jede Art von Entſetzen übertraf. Dennoch verſchloß ſie alles in ihrem Herzen, und wo jedes andere Weib geweint und geſchrien haben würde, blieb ſie, welche von der Philoſophie gelernt hatte, wie der menſchliche Geiſt in jeder Lage beſchaffen ſein müſſe,

ſcheinbar ruhig und zufrieden. Sie ſagte zu dem Kerkermeiſter: Hinterbring deinem und meinem Herrn wieder, daß ich meinen Bruder annehme, ſowie es ihm gefallen hat, ihn mir zu ſenden, und daß es mir, da er meinen Willen nicht habe thun wollen, recht ſei, den ſeinigen erfüllt zu haben, den ich zu dem meinen mache, inſofern ich glauben will, er habe an dem, was er gethan, eben recht gehabt. Empfiehl mich ihm mit der Verſicherung, daß ich zu jeder Zeit bereit ſei, ihm zu dienen!

Der Kerkermeiſter meldete Juriſte Wort für Wort, was Epitia ihm für ihn aufgetragen, und berichtete ihm, daß ſie bei dem entſetzlichen Anblicke auch nicht das mindeſte Zeichen von Unmuth habe blicken laſſen. Juriſte freute ſich, als er das hörte, in ſeinem Innern ſehr, und ward der Meinung, das Mädchen möchte ihm wol nach wie vor ihren Beſitz geſtatten, als wenn ſie ſeine Frau wäre und er ihr Vico lebendig zurückgegeben hätte. Sowie der Kerkermeiſter fort war, hub Epitia an, über ihren todten Bruder bitterlich zu weinen und lange und ſchmerzliche Klage zu erheben. Sie verwünſchte Juriſte's Grauſamkeit und ihre eigene Einfalt, daß ſie ſich ihm vor der Befreiung ihres Bruders ergeben. Nachdem ſie lange geweint, ließ ſie den Leichnam zur Erde beſtatten und zog ſich darauf ſelbſt in ihre einſame Kammer zurück, wo ſie, von gerechtem Unwillen erregt, zu ſich ſagte: Alſo willſt du es ruhig dulden, Epitia, daß dieſer Schurke dir deine Ehre geraubt und er dir dafür den Bruder lebend freizugeben verſprochen, darnach aber ihn dir todt in ſo jämmerlicher Verunſtaltung dargebracht hat? Willſt du es ruhig dulden, daß er ſich doppelten Betrugs, den er an deiner Einfalt begangen, rühmen könne, ohne daß er dafür von dir die gebührende Züchtigung erhält?

Mit ſolchen Worten feuerte ſie ſich zur Rache an und ſagte weiter: Meine Einfalt hat dieſem Böſewichte den Weg gebahnt, das Ziel ſeiner ſchändlichen Wünſche zu erreichen. Seine Lüſternheit ſoll mir nun das Mittel

zu meiner Rache an die Hand geben; und wenn auch die Rache mir nicht das Leben meines Bruders zurückgibt, ſo ſoll ſie mir doch das Gemüth erleichtern helfen.

Bei ſolcher Aufregung beſtärkte ſie ſich in dieſem Gedanken immer mehr und wartete nur darauf, daß Juriſte ſie von neuem zu ſich beſcheiden laſſen werde, um bei ihr zu ſchlafen. Für dieſen Fall hatte ſie beſchloſſen, heimlich ein Meſſer mit ſich zu nehmen und ihn wachend oder ſchlafend, ſobald ſich die Gelegenheit dazu darböte, zu ermorden; ja, wenn es irgend möglich wäre, wollte ſie ihm den Kopf abſchneiden, denſelben auf das Grab ihres Bruders tragen und ſeinem Schatten weihen. Nachher dachte ſie der Sache freilich auch wieder reiflicher nach und ſah ein, daß, wenn es ihr ſelbſt gelänge, den Schuldigen zu tödten, doch mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen ſei, daß man ſie ein ehrloſes Weib nennen und glauben werde, ſie habe dieſe That viel mehr aus Bosheit und Eiferſucht vollbracht, als weil er ſo treulos an ihr gehandelt. Da ihr nun die große Gerechtigkeitsliebe des Kaiſers wohl bekannt war, welcher ſich damals zu Villaco aufhielt, ſo beſchloß ſie zu ihm zu gehen und ſich bei ſeiner Majeſtät über die Undankbarkeit und Ungerechtigkeit Juriſte's gegen ſie zu beklagen, in der feſten Überzeugung, der ſo gnädige und gerechte Kaiſer werde dem Böſewicht den verdienten Lohn für ſeine Ungerechtigkeit und Undankbarkeit ertheilen. In Trauerkleider gehüllt trat ſie heimlich und ohne Begleitung den Weg zu Maximilian an, bat um ein Gehör und als es ihr gewährt wurde, warf ſie ſich ihm zu Füßen, und ſprach mit klagender Stimme und der ganzen Haltung einer tief Gebeugten: Erhabenſter Kaiſer, es führt mich vor eure Majeſtät der arge Verrath und die unglaubliche Ungerechtigkeit, welche Juriſte, euer kaiſerlichen Majeſtät Statthalter zu Inspruck an mir verübt hat; ich habe die Hoffnung, ihr werdet die Gerechtigkeit, die nie einem Unglücklichen verſagt blieb, auch hier auf

eine Weiſe üben, daß dieſer Juriſte, über den ich mich des beiſpielloſen Unrechts wegen, das er mir gethan hat, unermeßlich zu beklagen habe, nicht triumphiren dürfe, mich ſo jämmerlich erwürgt zu haben: Entſchuldige euer Majeſtät dieſes Wort, das, ſo ſtark es auch ſcheint, doch der grauſamen und unerhörten Schande nicht gleichkommt, die mir dieſer Böſewicht zugefügt, der ſich zugleich höchſt ungerecht und höchſt treulos an mir erwieſen hat.

Hierauf erzählte ſie dem Kaiſer unter vielen Thränen und Seufzern, wie Juriſte unter der Vorſpiegelung, ſie ehelichen und ihr ihren Bruder freigeben zu wollen, ihr Magdthum geraubt und dann ihr den Bruder todt auf einer Bahre, das Haupt zu den Füßen, ins Haus geſandt habe. Alsdann ſtieß ſie einen ſo heftigen Schrei aus und ihre Augen floſſen ſo reichlich von Thränen über, daß der Kaiſer und alle Herren in der Umgebung ſeiner Majeſtät vor Rührung und Mitleid wie verſteinert daſtanden. Aber obgleich Maximilian ſie ſehr bedauerte, und das eine Ohr den Klagen Epitiens öffnete, welche er, nachdem ſie ihre Anrede geendigt hatte, ſich erheben ließ, ſo hielt er doch das andere für Juriſte frei und ſchickte die Dame zur Ruhe. Hierauf ließ er ſogleich Juriſte rufen und befahl dem Boten und allen Anweſenden bei Verluſt ſeiner Gnade dem Juriſte kein Wort von dem, was vorgefallen war, zu entdecken. Juriſte, der ſich eher alles andere gedacht hätte, als daß Epitia ſich an den Kaiſer gewandt habe, ſtellte ſich ganz unbefangen ein, und da ihn ſeine Majeſtät vorließ, neigte er ſich und fragte, was er befehle.

Gleich, ſagte Maximilian, gleich wirſt du es erfahren.

Er ließ alsbald Epitia rufen. Als Juriſte ſah, daß ſie hier ſei, die er ſich bewußt war tief gekränkt zu haben, erſchrak er, vom Gewiſſen gefoltert, ſo heftig, daß er von allen Lebensgeiſtern verlaſſen am ganzen Leibe zu zittern begann. Als Maximilian dies ſah, erkannte er, daß die Anklägerin nichts als die reine Wahrheit geſagt habe.

Er wandte ſich zu ihm und ſprach mit der Strenge, die ſeine Grauſamkeit verdient hatte: Vernimm, was dieſes Mädchen dir Schuld gibt!

Dann befahl er Epitien, ihre Klage vorzubringen. Dieſe erzählte von neuem den ganzen Hergang und wandte ſich zum Schluſſe nochmals mit der Bitte um Genugthuung an den Kaiſer. Als Juriſte die Anklage vernommen, wollte er ſie durch Schmeicheleien verſöhnen und ſprach: Ich hätte nie geglaubt, daß ihr, die ich ſo herzlich liebe, vor ſeiner Majeſtät meine Anklägerin werden könntet.

Aber Maximilian duldete nicht, daß Juriſte dem Mädchen ſchönthue und ſprach: Es iſt hier nicht der Ort, den Verliebten zu ſpielen; beantworte nur die Klage, welche ſie vorbringt!

Juriſte mußte alſo dieſe Liſt fahren laſſen, welche ihm hätte gefährlich werden können.

Es iſt wahr, ſprach er, daß ich ihren Bruder habe enthaupten laſſen, weil er eine Jungfrau entführt und geſchwächt hatte; aber das habe ich gethan, um die Heiligkeit der Geſetze aufrecht zu erhalten und jene Gerechtigkeit zu üben, welche euer Majeſtät mir ſo ſehr eingeſchärft hatte; denn ohne dieſe zu verletzen konnte ich ihn nicht am Leben laſſen.

Hier fiel ihm Epitia ins Wort: Wenn du nun aber die Gerechtigkeit dabei vor Augen hatteſt, wie kam es, daß du mir doch ſein Leben unter jener Bedingung zuſicherteſt, und mir mit der Vorſpiegelung, mich zur Frau zu nehmen, mein Magdthum raubteſt? Verdiente mein Bruder wegen ſeiner einen Verſündigung, die Strenge der Gerechtigkeit zu ſchmecken, ſo verdienſt du dies zwiefach mehr.

Da ſtand ihr Juriſte verſtummt gegenüber und der Kaiſer nahm zunächſt das Wort.

Meinſt du, Juriſte, ſagte er, es heiße Gerechtigkeit bewahren, wenn du ihr einen ſo gefährlichen Stoß bei-

bringst, daß nicht viel zu ihrer völligen Ermordung fehlt, wenn du den größten Verrath übst gegen dieses Mädchen, wie nur je der gemeinste Verbrecher gethan? Aber es soll dir nicht so leer ausgehen, das glaube mir!

Juriste fing nun an, um Gnade zu bitten und Epitia ihrerseits, um Gerechtigkeit zu flehen. Maximilian erwog die Einfalt der Jungfrau und Juriste's Bösartigkeit und überlegte, wie er der Ehre der Jungfrau und der Gerechtigkeit zugleich Genüge thun könne. Er besann sich, was zu thun sei, und beschloß, Juriste solle Epitia heirathen. Sie wollte darein nicht willigen, indem sie behauptete, sie könne nicht erwarten, in der Ehe mit ihm etwas anderes als Mishandlungen und Verrath zu erleben, aber Maximilian verlangte, daß sie sich bei seinem Beschluß befriedige. Epitia wurde mit Juriste vermählt und dieser meinte nun, alle Noth überstanden zu haben, aber es geschah ganz anders; denn Maximilian entließ die Frau mit der Weisung in ihre Herberge zurückzugehen, und wandte sich dann zu dem zurückgebliebenen Juriste mit folgenden Worten: Was du verbrochen, ist zweierlei, eines nicht minder schwer, als das andere; erstens hast du diese Jungfrau geschändet und zwar auf so betrügliche Weise, daß man mit Recht sagen kann, du habest ihr Gewalt angethan; sodann hast du wider dein ihr gegebenes Wort ihren Bruder ums Leben gebracht, der zwar allerdings den Tod verdient hat, dem du aber nichts desto weniger, einmal auf dem Wege der Rechtsverletzung begriffen, schuldig warst, das seiner Schwester gegebene Versprechen zu halten, nachdem sie dich bei deiner zügellosen Lüsternheit zu der Zusage auf Ehrenwort gebracht hatte, und nicht statt dessen, wie du befohlen hast, nachdem du ihre Ehre geraubt, ihn ihr todt zuzusenden, wie du gethan. Da du nun das erste Vergehen wieder gut gemacht hast, indem ich dich veranlaßt habe, die Geschwächte zu heirathen, befehle ich zur Sühnung des zweiten, daß dir ebenfalls der Kopf

abgeſchlagen werde, wie du ihn ihrem Bruder abſchlagen ließeſt.

Wie groß Juriſte's Betrübniß war, als er den Spruch des Kaiſers vernommen, iſt leichter ſich zu denken, als ausführlich zu erzählen. Juriſte wurde daher den Schergen übergeben, um am nächſtfolgenden Morgen dem Urtheil gemäß hingerichtet zu werden. Juriſte war alſo ganz auf den Tod gefaßt und erwartete nichts anderes, als ſich in kurzem unter den Händen des Henkers zu befinden. Unterdeſſen vernahm Epitia den Urtheilsſpruch des Kaiſers, und ſo erbittert ſie vorher auch gegen Juriſte geweſen war, ſo trug doch ihre natürliche Herzensgüte den Sieg davon. Sie meinte, es wäre ihrer unwürdig, wenn ſie zugäbe, daß Juriſte, den ſie einmal vom Kaiſer als ihren Gatten angenommen, um ihretwillen den Tod erlitte. Sie fürchtete, man werde ihr dies eher als Rachedurſt auslegen, denn als Verlangen nach Gerechtigkeit. Sie wandte daher all ihr Sinnen und Trachten auf die Rettung des armen Verbrechers, begab ſich zu dem Kaiſer und ſagte zu ihm, nachdem es ihr geſtattet war, zu reden, alſo: Erhabenſter Kaiſer, die Ungerechtigkeit und der Verrath Juriſte's an mir trieben mich an, gegen ihn bei euer Majeſtät Recht zu ſuchen. Eurer großen Gerechtigkeit gemäß habt ihr ihn wegen zweier Verbrechen auf das allergerechteſte beſtraft: für den betrügeriſchen Raub meiner Jungfräulichkeit durch den Befehl mich zu ehelichen, für die Hinrichtung meines Bruders gegen das mir gegebene Wort durch ſeine Verurtheilung zum Tode. Wie ich aber, bevor ich ſein Weib geworden, darauf beſtehen mußte, daß euer Majeſtät ihn mit der Todesſtrafe belege, welche dieſelbe gerechterweiſe über ihn verhängt hat, ſo müßte ich mich jetzt, nachdem es euch gefallen hat, mich mit dem heiligen Bande der Ehe an Juriſte zu knüpfen, für eine Pflichtvergeſſene, Unmenſchliche, der ewigen Schande Preisgegebene halten, wenn ich in ſeinen Tod willigte. Unmöglich kann dies die Abſicht euer Majeſtät ſein, welche

bei seiner Verurtheilung nur meine Ehre bezweckte. Damit also, erhabenster Kaiser, die gute Absicht euer Majestät ihr Ziel erreiche und meine Ehre unbefleckt bleibe, bitte ich euch demüthigst und in tiefster Ehrfurcht, nicht zuzugeben, daß das Schwert der Gerechtigkeit zufolge des Urtheils euer Majestät das Band so jämmerlich wieder auflöse, durch welches dieselbe mich mit Juriste zu vereinigen geruhte; und wie das Urtheil euer Majestät ihn zum unzweideutigen Beweis ihrer Gerechtigkeit mit dem Tode bestrafte, so möge es derselben jetzt gefallen, wie ich von neuem inbrünstiglich flehe, eure kaiserliche Gnade an seiner Freigebung zu offenbaren, denn die Übung der Gnade, erhabenster Kaiser, ist für den, in dessen Händen die Herrschaft der Welt ruht, wie sie jetzt in den euren würdiglich beschlossen ist, kein geringerer Ruhm, als die Handhabung der Gerechtigkeit; denn wenn diese beweist, daß er die Laster haßt und mit der verdienten Strafe verfolgt, so macht ihn jene den unsterblichen Göttern ähnlich; und erlange ich diese einzige Bitte von eurer Milde, so werde ich für die an mir demüthigster Magd euer Majestät gewirkte Handlung der Güte ewig mit Andacht zu Gott flehen, daß er euer Majestät auf lange glückliche Jahre erhalten möge, damit ihr zur Wohlthat der Sterblichen und zu eurer eigenen Ehre und unsterblichem Ruhm bis in späte Zeiten Gerechtigkeit und Gnade üben möget.

Hiermit beschloß Epitia ihre Anrede. Maximilian war erstaunt, daß sie die von Juriste empfangene schwere Unbill schon vergessen habe und mit so vieler Wärme von ihm spreche. Solche Güte, wie er an dieser Dame erblickte, schien es ihm wohl zu verdienen, daß er ihr den aus Gnade freigebe, den er um des Rechts willen zum Tode verurtheilt. Er ließ also den Juriste in eben der Stunde, in welcher er erwartete, zum Tode geführt zu werden, vor sich bringen und sprach zu ihm: Verräther, die Güte Epitia's hat so viel über mich vermocht, daß

ich dir, deſſen Verruchtheit den Tod doppelt verdient hätte, um ihretwillen das Leben ſchenke, und du ſollſt wiſſen, daß du nur ihr deſſen Erhaltung zu danken haſt; und da ſie es zufrieden iſt, mit dir zu leben, nachdem ſie das Band an dich geknüpft hat, das dich auf meinen Befehl mit ihr verbindet, ſo bin ich es auch zufrieden, daß du mit ihr lebeſt. Aber kommt es mir je zu Ohren, daß du ſie anders, denn als eine liebevolle und großmüthige Gattin behandelſt, ſo ſollſt du erfahren, in welchen Unwillen ich darüber gerathe.

Nach dieſen Worten faßte der Kaiſer Epitiens Hand und übergab ſie dem Juriſte, worauf ſie und Juriſte mit ihr ſeiner Majeſtät für die ihnen erwieſene Huld und Gnade ihren Dank ausſprachen. Juriſte aber erwog, welche Großmuth Epitia an ihm geübt habe, und hielt ſie immer theuer und werth und ſo konnte ſie den Reſt ihrer Tage glücklich mit ihm verleben.

## 61. Die unglückliche Mutter.

(9, 3.)

In Salerno lebte einſt ein Mann Namens Marino, welcher von ſeiner liebenswürdigen Frau, welche Placida hieß, ein einziges Kind, einen Knaben hatte. Das Kind hatte kaum ein Alter von zwei Jahren erreicht, als der Vater heftig erkrankte, und kein Arzneimittel wollte helfen, er mußte ſterben. Als er ſich nun dem Tode nahe ſah, rief er ſeiner Frau und bat ſie, auch den Knaben mitzubringen, welchem er den Namen Perpetuo beigelegt hatte; dieſer Name*) ſollte dem Kinde und der ganzen Familie

*) „Der Fortdauernde" zu deutſch.

eine gute Vorbedeutung werden, daß in ihm dem Hause fortdauernde unaufhörliche Freude erwachse. Als die Frau mit ihrem Söhnchen ins Zimmer trat, erhob er sich, so gut er konnte, im Bette, nahm die Mutter mit der einen Hand und das Kind mit der andern und sprach zu seiner Gattin: Placida, ich sehe meine letzte Stunde vor Augen, und es ist klar, daß ich nicht den Fleiß und die Sorgfalt auf die Erziehung und Heranbildung dieses unseres Söhnchens zu einem brauchbaren Manne verwenden kann, wie ich so sehr wünschte und worauf alle meine Gedanken gerichtet waren. Er hätte das in seinem zarten Alter sehr nöthig, aber ich sehe, ich muß ihn schon in seinen ersten Lebensjahren verlassen, und dies würde mir den Tod sehr verbittern, wenn ich nicht wüßte, daß deine Klugheit im Stande ist, reichlich zu ergänzen, was der unausweichliche Zwang der Natur mich nicht selbst ausführen läßt. Darum, meine theure Gattin, befehle ich dir dieses Kind, in welchem ich selbst gewissermaßen fortzuleben meine, wiewol die letzte Stunde mir bald die Augen schließen wird, ich befehle ihn dir, sage ich, ganz in deine Hände und zu deiner Leitung und bitte dich bei dem ganz besonderen guten Vernehmen, das unsere Verbindung seither fortwährend bezeichnet hat, daß du, während du ihm bis jetzt für und für eine liebevolle Mutter gewesen bist, ihm von nun an Vater und Mutter zugleich sein mögest; und da es Gottes Wille ist, daß ich nicht länger bei dir bleibe, wünsche ich, daß du die Liebe, die du mir zugewandt hättest, wenn ich bis zu den grauen Haaren mit dir gelebt hätte, alle diesem Kinde zuwendest und in ihm auch mich fortliebest, wie, wenn ich mit dir lebte. Wenn ich diese Hoffnung mit ins andere Leben nehmen darf, so wird mir der Tod nicht schwer werden.

Bei diesen Worten legte er die Hand des Kindes in die Hand der Mutter, schlang seinen Arm um ihren Hals und sprach, indem er seine Lippen auf die ihrigen drückte: Ich befehle dir ihn, meine theure Gattin, und lasse an

meiner Statt dir dieſes theure Pfand als ſicheres Zeugniß unſerer beiderſeitigen Liebe.

Er konnte dieſe letzten Worte nicht ausſprechen, ohne reichliche Thränen zu vergießen, und Placida konnte nicht umhin, die ihrigen mit denen ihres theuerſten Gemahls zu vermiſchen. Es wurde ihr ſchwer unter lauter Schluchzen zum Worte zu kommen und ſo ſprach ſie: Marino, du nimmſt den beſten Theil von mir mit dir fort, indem du aus dieſem Leben ſcheideſt; denn mein Herz wird dich begleiten und dir verbunden bleiben mit jenem Bande, womit treueſte Liebe uns in dem Leben zuſammengekettet, das du nunmehr zu verlaſſen auf dem Punkte ſtehſt, um mich voll unglaublichen Schmerzes zurückzulaſſen. Ich wünſchte ſehr, daß es Gott gefiele, daß zur gleichen Stunde mit dem deinigen auch mein Leben ſein Endziel erreichte. Aber nun hat er anders beſchloſſen, vielleicht, damit dieſes unſer Söhnlein nicht ohne Führer bleibe; und ſo werde ich ihm denn die Fülle der Liebe ganz zuwenden, welche die Mutterliebe mich ihm zu widmen antreibt. Freilich hätte er zu ſeiner Erziehung und Anleitung zur Tugend dich mehr, als mich, nöthig gehabt; aber ich will nun allen mir inwohnenden Geiſt und Eifer anwenden, damit du nicht in der guten Meinung getäuſcht werdeſt, die du von mir hegſt, und damit dieſes unſer Söhnlein, in welchem ich dein Bild abgedrückt ſehe, deinem Verlangen nachkomme und ein brauchbarer Mann werde. Ach könnte ich nur, mein Gemahl, durch irgend ein Mittel, ja durch Vergießen meines eigenen Blutes dein Hinſcheiden von uns verhindern! Aber gewiß werde ich dich immer lieben in dieſem unſerm gemeinſchaftlichen Kinde, das du in meine Hand befohlen haſt und befohlen haſt in meine Treue, die ich auch im Tode dir ebenſo feſt bewahren werde, als ich ſie dir im Leben bewahrt habe.

Darauf ſchwieg ſie unter Thränen, ihr Mann freute ſich der innigen Liebe ſeiner Gattin und lobte ſie ſehr.

Kurz darauf gab er wirklich seinen Geist auf zum unsäglich großen Schmerze Placida's. Als ihr Mann todt war und sie ihn hatte ehrenvoll bestatten lassen, verfehlte Placida nicht alles das auszuführen, was ihr nöthig schien, um ihren Sohn gut zu erziehen; dieser war auch von Natur sehr leicht zur Tugend zu lenken und seiner Mutter so sehr in Liebe zugethan, daß er von ihren Befehlen niemals abwich und in kurzem seinem Alter voraus war an Gelehrsamkeit, seinem Betragen und guten Sitten, worüber man in der ganzen Stadt sich verwunderte und seine Mutter wegen ihrer Sorgfalt rühmte. Als der Knabe zwölf Jahre alt war, wurde er von einem Fieber befallen, welches sich bald so bald so äußerte und die Ärzte auf die Besorgniß brachte, es möchte in eine Schwindsucht ausarten und am Ende den Knaben das Leben kosten. Placida war darüber so betrübt, daß sie sich nicht weniger vom Kummer verzehrte, als sie fühlte, daß das Fieber ihren Sohn verzehre, und unterließ nichts, was zur Wiederherstellung des Jünglings dienen konnte. Auch die Ärzte sparten keinen Fleiß, um zu verhindern, daß das Fieber in Mark und Bein eindringe und dann wie ein verdecktes schleichendes Feuer mit unbilliger Hitze jene feuchte Naturgrundlage des Lebens aufzehre. Sie bemühten sich daher, den Körper frisch und feucht zu erhalten, um auf diese Weise der Hitze Einhalt zu thun und endlich das Feuer ganz zu verlöschen, welches die Lebenskräfte des armen jungen Menschen vernutzte. Sie verordneten ihm daher abgezogene Wasser, welche diesem Plane ihrer Heilart entsprachen. Die Mutter hatte die Obliegenheit, ihm jeden Morgen bei Sonnenaufgang eine gewisse Latwerge mit Endivienwasser vermischt zu reichen, und wiewol es der Frau nicht an Dienern und Aufwärtern fehlte, denn sie war sehr vornehm, so wollte sie doch nicht, daß ein anderer, als sie, sich erlaube, dem Sohne das, was die Ärzte verordnet hatten, zu reichen; daher stand sie denn immer mit Tagesanbruch auf, be-

reitete den Trank und reichte ihn mit eigener Hand dem Kranken. Nun ſeht aber, wie ſchlecht das ſchnöde Schickſal uns behandelt, wenn es uns übel will und uns Widerwärtigkeit bereitet! Placida ſtand noch in jugendlichem Alter, denn ſie zählte noch nicht viel über dreißig Jahre, und wiewol ſie durchaus ſittſam lebte und feſt entſchloſſen war, keinen Mann mehr zu nehmen, ſo hielt ſie doch darauf, die Schönheit zu bewahren, welche die Natur mit freigebiger Hand ihr dargereicht hatte. Sie gebrauchte daher Sublimatwaſſer, um das Geſicht glänzend und rein zu erhalten und ſich, ſo gut ſie konnte, zu wahren gegen die Runzeln, welche die Jahre bringen und die einem männlichen Geſichte Ernſt und Würde verleihen, dem weiblichen aber die Lieblichkeit rauben. Dieſe edle Frau hatte nun in einem Fläſchchen ſolches Waſſer, das ſie zu dieſem Zwecke verwendete und eine ihrer Frauen hatte es aufzuheben. Als nun eines Morgens Placida mit ihrem Putze fertig war, gab ſie das Fläſchchen dem Mädchen, das ſie bediente, mit dem Auftrage es an ſeinen Platz zurückzuſtellen. Als ſie das Zimmer verließ, kam einer der Diener ihr entgegen, welcher ihr das Fläſchchen mit dem Endivienwaſſer gab, das man zur Heilung des Kranken anwendete; das Mädchen hielt nun beide Fläſchchen in der Hand, legte ſodann das eine in die Büchſe, wohin das Sublimatwaſſer gehörte, und gab das andere ihrer Gebieterin, welche es dahin ſtellte, wo dasjenige ſtand, aus welchem ſie das Waſſer für ihren Sohn nahm. Als nun der Morgen kam, ſtand Placida auf und reichte nach ihrer Gewohnheit ihrem Sohne den Trank. Kaum hatte der Unglückliche denſelben eine Weile im Magen, ſo empfand er die unſäglichſten Schmerzen, es war ihm, als würden ihm die Eingeweide zerfreſſen und er fühlte ſeinen Tod nahe. Darum ſchickte die Mutter plötzlich zu den Ärzten und erzählte ihnen die ſeltſame Wirkung, welche heute der Trank hervorgebracht, der doch bisher ihrem Sohne ſo wohlthätig geweſen ſei.

Die Ärzte verwunderten sich und konnten sich nicht einbilden, wie das komme. Sie traten zu dem Kranken, beobachteten die Zufälle, die ihn quälten, und erkannten, daß Zeichen von Vergiftung vorlagen.

Madonna, sagten sie daher zu der Mutter, euer Sohn hat nicht den Trank bekommen, den er sonst zu nehmen pflegte, sondern statt dessen hat er ein äzendes Gift verschluckt, das ihn verzehrt.

Wie, Gift? rief Placida. Ich Unglückliche! Ihr täuscht euch, ihr Herren, denn niemand, als ich, hat ihm den Trank gereicht, und ich habe ihm den gleichen gegeben, wie sonst immer.

Vielleicht, sagten die Ärzte, haben die, die ihn geholt haben, euch getäuscht und das Wasser vergiftet.

Sogleich wurde der Diener gerufen, welcher sagte, er habe das, was der Apotheker in die Flasche gethan, ins Haus gebracht ohne Trug und Täuschung; ehe er eine solche Schurkerei beginge, würde er sich lieber das Leben genommen haben, denn er liebe den Sohn des Hauses, wie sein eigenes Leben. Der Diener war ein rechtschaffener Mensch und galt dafür bei jedermann, weshalb man auch gern seinen Worten glaubte. Sie ließen den Apotheker rufen, welcher sagte, er habe das Wasser verabreicht, ohne irgend etwas daran zu fälschen. Die Ärzte wollten sich jedoch so gut als möglich aufklären, wie es mit der Sache sich verhalte, und ließen sich das Fläschchen mit dem Wasser bringen, betupften sich den Finger damit und brachten ihn an die Zunge, wo sie dann die tödtliche Schärfe empfanden, die das Wasser in sich schloß; sie sprachen daher zu der Mutter: Madonna, man hat euch getäuscht, dies ist kein Endivienwasser, sondern wirklich Gift.

Nun betrachtete es die Frau genauer und erkannte, daß es ein Fläschchen Sublimatwasser sei, das sie zur Erhaltung ihrer Schönheit anzuwenden pflegte. Nun fing sie an zu schreien und zu jammern und sah, daß

die Dienerin ſich in der Ähnlichkeit der Gefäße (denn ſie ſahen ſich beide ſehr ähnlich) getäuſcht hatte, da der Diener ihr die Flaſche mit dem Endivienwaſſer gab, während ſie noch die andere in der Hand hatte; hier vertauſchte ſie die beiden, ſtellte die Arznei in die Büchſe und gab Placida das Gift. Sobald die Ärzte dies bemerkten, ermangelten ſie nicht, jedes mögliche Heilmittel für ihren unglücklichen Sohn in Anwendung zu bringen; aber die tödtliche Gewalt des Gifts hatte ſchon ſo ſehr um ſich gegriffen, daß alle Mittel umſonſt waren und der Jüngling ſtarb. Die arme Mutter im Bewußtſein, Gift ſtatt Arznei dem Sohne gereicht zu haben, der ihr Gut, ihr Leben, ihr Herz war, fühlte ſich ſo ſchmerzlich ergriffen, daß ſie den todten Sohn umarmte und über ihn hinſank in ſolcher Ohnmacht, daß man meinte, das Leben ſei ganz von ihr gewichen. Da jedoch die gegenwärtigen Ärzte ihre Mittel anwandten, riefen ſie ihre Lebensthätigkeit zurück, worüber die Frau ganz unzufrieden war und ſich beklagte, daß ſie ſie nicht haben ſterben und ihre Seele hinziehen laſſen, um der ihres Sohnes nachzueilen.

Aber, ſagte ſie, was der Schmerz nicht vermocht hat, ſoll meine Hand vollenden.

Sie hatte ein Meſſer in einer Scheide am Gürtel hängen, riß es heraus und wollte ſich umbringen; aber die Anweſenden hielten ſie zurück. Das Leben war ihr jedoch verhaßt und darum nannte ſie ſie grauſam, daß ſie ſie bei ſolchem Schmerze noch zum Leben zwingen. Sie verwünſchte das Schickſal, ſie beklagte ſich über die Fügung, bezichtigte die Sterne und den Himmel der Grauſamkeit und verlangte durchaus, daß ihr jene Dienerin herbeigeholt werde, denn ſie wolle ſie eigenhändig erwürgen, da ſie durch ihre Fahrläſſigkeit ihren theuern Sohn in den Tod geſtürzt und ihr einen ſo herben Schmerz bereitet habe. Die Umſtehenden ſuchten ſie zu überzeugen, es ſei nur ein Verſehen, nicht böſe Abſicht geweſen und

das Mädchen verdiene deshalb nicht den Tod. Da sie aber ihren Zorn nicht beschwichtigen konnte, begehrte sie, man solle sie den Händen der Gerechtigkeit übergeben, damit sie zum Tode verurtheilt würde. Nach einem gründlichen Verhöre fanden indeß die Richter, daß sie eher unvorsichtig, als schuldig sei, und sprachen sie von jeder Strafe frei. Dies war für Placida ein harter Schlag, denn sie war nicht zufrieden mit dem, was das Recht verlangte, sondern ließ sich einzig vom Zorn leiten und von der Wuth. Man nahm ihr daher das Mädchen aus dem Hause und sie ging voll Trauer hinweg, denn sie war sich bewußt, durch ihre Unvorsichtigkeit einen bedeutenden Unfall veranlaßt zu haben. Als nun Placida sah, daß die frei ausgegangen war, die sie gerne zu einem grausamen Ende gebracht gesehen hätte, war ihr auch der kleine Trost entwunden, den sie aus dem Untergang derjenigen zu ziehen hoffte, die sie als die Ursache des Todes ihres Sohnes ansah. Sie kehrte daher den ganzen Zorn wider sich selbst, sie zog in Betracht, daß alles das geschehen sei zu Aufrechterhaltung ihrer Schönheit, und zerkratzte und verderbte sich dermaßen ihr Gesicht, daß ihre bisher schönen Züge viel häßlicher wurden, als die des garstigsten alten Weibes, das man je gesehen. Sie sprach auch von nichts, als daß sie sich den Tod geben wolle.

Nimmermehr, rief sie, werde ich, die Mörderin meines Sohnes, am Leben bleiben. Diesen Sohn hat sein Vater Perpetuo genannt, in der Meinung, er werde in langer Nachkommenschaft sein eigenes Leben fortpflanzen.

Und fortwährend weinte und seufzte sie.

Du, Perpetuo, sagte sie, bleibst todt und die dich umgebracht hat soll leben bleiben? Leben bleiben soll die, die dich von der Hand deines Vaters empfangen, um dich zur Tugend zu erziehen und zu den Jahren der Reife zu bringen! Und jetzt hat sie dich getödtet? Nein, nein, das darf nicht sein.

Dann bat ſie die, welche ſie bewachten, daß ſie ſich nichts Leides thue, ſie mögen ihr den Tod geben. Als ſie aber kein Mittel wußte, ſich das Leben zu nehmen, verfiel ſie endlich darauf, nicht mehr zu eſſen und zu trinken. Ihre Wärter mußten ihr mit Gewalt den Mund öffnen und Flüſſigkeiten hinuntergießen, um ſie am Leben zu erhalten. Doch war die Gewalt ihres Schmerzes ſo groß, daß ſie ganz verrückt wurde; während ihrer Verrücktheit, welche ihr jede vernünftige Überlegung raubte, führte ſie fortwährend den Namen ihres Sohnes im Munde, und in dieſem Zuſtande ſtarb ſie nach einigen Jahren. Man darf dieſe Verrücktheit als ein Glück für ſie betrachten, da ſie ihr das Bewußtſein des Unglücksfalls entzog, welcher ein Herz von Stein und Eiſen, geſchweige das Herz einer ſo liebenden Mutter, wie Placida ihrem Sohne war, hätte mit Jammer erfüllen müſſen.

---

## 62. Täuſchung und Treue.

(9, 7.)

In Mantua der edeln Stadt der Lombardei, die durch ihre Lage und Annehmlichkeit, ſowie durch die feine Bildung ihrer Beherrſcher und ihrer Einwohner berühmt iſt, der Stadt, welcher weit größere Ehre der göttliche Genius Virgils verſchafft, als Oenus, der Sohn des Mantus, von dem ſie den Namen erhielt, in Mantua lebte vor kurzem eine ſehr artige und höfliche Jungfrau Namens Nonna, welche auf das Glühendſte in einen Edelmann Namens Pantheone verliebt war. Aber obwol die Jungfrau ſehr ſchön, in der Blüthe ihres Alters und unter den Sittſamen die ſittſamſte war, ſo galt ſie doch für arm und er für reich, und obwol er ihre Liebe

zu ihm kannte, ſchlug er doch, weil er wußte, daß der Zweck ihrer Liebe nicht auf Wolluſt, ſondern einzig darauf ging, ihn zum Manne zu bekommen, es nicht hoch an, von ihr geliebt zu werden, ſondern verachtete ſie ſo ſehr, daß er niemand hören wollte, der ihm von ihr ſprach, was der Jungfrau unerträglichen Kummer bereitete. Bei alle dem aber ließ ſie die Hoffnung nicht ſinken, ſondern dachte, da ſie ihn zu einem guten Zwecke liebe, müſſe ihr Gott den Weg zeigen, um das erſehnte Ziel ihrer Liebe zu erreichen. Pantheone war aber in ein anderes Mädchen verliebt Namens Lipera, welche gerade ſo ihn verſchmähte, wie er Nonna verſchmähte. Sie wollte zwar nicht den Anſchein haben, als ſei er ihr zuwider, und wenn er ſie grüßte, ſo grüßte ſie ihn wieder; aber ſie wollte nie eine Botſchaft von ihm annehmen noch auch ihm die Gunſt bezeugen, daß er ſelbſt nur ein Wörtchen mit ihr ſprechen konnte. Wiewol er bei ihrem Vater um ſie angehalten, hatte er doch keine Antwort bekommen, die ihm gefallen hätte. Denn da der Vater wußte, daß das Mädchen ſich nicht dazu verſtehe, ihn zu erhören, und wußte, daß die Frauen, die ſich verheirathen ſollen, einen Mann bekommen müſſen, der mehr ihnen zuſchlägt, als ihrem Vater und ihrer Mutter oder ſonſt jemand, der für ſie zu ſorgen hat, da ja ſie auch ihr Lebtage mit dem Manne leben müſſen, ſuchte er die Ausflucht, er wolle ſeine Tochter noch gar nicht verheirathen; wenn er ſie aber irgend einem Manne in der Stadt zu geben hätte, würde er nicht anſtehen, ſie ihm zu geben. Mit dieſen und ähnlichen Antworten fertigte er die ab, die mit ihm davon ſprachen. Dies konnte jedoch die Liebe zu ihr in Pantheone nicht mindern. Andererſeits wandte auch Nonna, obwol ſie ſich von ihm verſchmäht ſah, ihre Liebe auf keinen andern, als auf ihn. Während die Sachen ſo ſtanden, kam Nonna die Liebe zu Ohren, die Pantheone für Lipera hegte und daß dieſe ihn gar nicht liebe; darum kam ihr

oft und viel der Wunsch, sich in jene verwandeln zu können. Da sie aber einsah, daß dies unmöglich war, fing sie an, bei sich zu überlegen, ob sie ein Mittel finden könne, Pantheone so zu täuschen, daß sie sich selbst die Liebe zuwenden könnte, die er für jene andere fühlte. Es fiel ihr aber nichts ein, womit sie ihren Zweck zu erreichen hoffen durfte. Sie dachte, wenn sie nur mit ihm sprechen könnte, würde sie ihm so eindringlich beweisen, wie sehr sie ihn liebe, das er sich schämen müßte, sie nicht hochzuschätzen und sie mit Gegenliebe zu belohnen. Wie sehr sie aber auch ihren Kopf damit anstrengen mochte, es wollte ihr nie gelingen, so wenig Pantheone die Gunst zu Theil wurde, mit der andern sprechen zu können. Das Glück aber, das Nonna's Liebe so begünstigen wollte, daß sie ein ersehntes Ziel erreichen durfte, ließ aller menschlichen Berechnung entgegen einen Fall eintreten, der Nonna zur höchsten Befriedigung gereichen sollte. Pantheone hatte nämlich einen Brief an Lipera geschrieben, in welchem er sie bat, seine treue Liebe anerkennen zu wollen und ihm geneigtes Gehör zu gönnen; diesen übergab er einer Frau, welche viel in das Haus des Mädchens kam, an das er gerichtet war, und sagte zu ihr: Da, nimm diesen Brief und bring ihn der Dame, die, wie du weißt von mir über Alles in der Welt geliebt ist.

Er hatte sich ihrer nämlich schon öfters in diesem Liebeshandel als Mittelsperson bedient.

Begleite das Schreiben mit den Worten, die dir geeignet scheinen, um sie zu bestimmen, daß sie mir Antwort gebe. Denn wenn ich das durch deine Vermittelung erreiche, so werde ich dir so reichlich lohnen, daß es dich nicht reuen soll, mir gedient zu haben.

Mesa (so hieß sie) nahm den Brief, versprach ihm, seinen Auftrag zu bestellen, und ging weg. Da sie aber aus früheren Erfahrungen wohl wußte, wie sehr Lipera ihn hasse, und daß es in den Wind geredet wäre, wollte man sie zu dem zu bestimmen suchen, was Pantheone

verlangte, so beschloß sie, Pantheone zu sagen, sie habe zwar den Brief überbracht, allein die Jungfrau habe trotz aller Worte und Bitten ihn gar nicht annehmen wollen. Dieselbe Frau war nun sehr genau bekannt mit Nonna, denn da diese ihre Freundschaft mit Pantheone kannte, hatte sie sie auch mehrfach als Vermittlerin gebraucht, um ihn zur Gegenliebe zu stimmen. Sie ging nun zu ihr und erzählte ihr, was sie mit dem ihr zur Bestellung übergebenen Briefe anfangen wolle.

Ich unglückliche, sagte Nonna weinend, was traf doch mich für ein herbes Loos, daß ich, obwol ich diesem Mann mit solcher Treue und Liebe zugethan bin, nie die Gunst erreichen kann, ihm ein Wörtchen zu sagen; und er müht sich vergebens, von einer geliebt zu werden, die ihn doch haßt und die darum ebenso von ihm gehaßt zu werden verdient, als sie von mir gehaßt wird, denn in ihr ist das Ende der Liebe meines Geliebten.

Bei diesen Worten wandte sie sich zu Mesa und bat sie, ihr den Brief zu zeigen und sie ihn lesen zu lassen. Die gute Frau gewährte es ihr und gab ihr ihn.

Ach, sprach sie, als sie ihn gelesen hatte, warum hat der Himmel nicht gewollt, daß er diesen Brief mir schickte? Ich würde mich damit für das glücklichste Weib auf Erden halten.

Als Mesa dies hörte, sagte sie zu ihr: Da ich ihn euch gebracht habe, so seht es an, als habe er ihn euch geschickt; ihr könnt euch so selbst täuschen und seid dann auch glücklich.

Das wäre nicht anders, entgegnete Mesa, als wachend träumen und von der Luft leben ohne Hoffnung, dem Ziel meiner Wünsche näher zu rücken.

Indem Nonna so sprach und weinte, rührte Mitleid mit dem Mädchen das Herz Mesa's. Sie wandte all ihr Dichten und Trachten darauf und strengte all ihren Verstand an, um sie zu befriedigen; und wiewol ihr für jetzt nichts Passendes einfiel, so dachte sie doch, es werde

ſich mit der Zeit ein Mittel finden. Daher ſuchte ſie das Mädchen zu tröſten und ſagte zu ihr: Und was meintet ihr, wenn dieſer Brief euch nicht allein mit Hoffnung erfüllte, ſondern mir auch noch die Mittel an die Hand gäbe, eure Wünſche wirklich zu befriedigen?

Und wie ſollte das geſchehen? fragte Nonna.

Ich will euch ſagen, was mir eingefallen iſt. Ich meine, nachdem ſich einmal dieſe Gelegenheit euch geboten hat, ſolltet ihr euer Glück benützen und denken, dies ſei einzig nach der Fügung der unſterblichen Götter geſchehen, welche eure ehrbaren Beſtrebungen Pantheone zum Mann zu bekommen, begünſtigen wollen. Damit nun dies erfolge, ſollt ihr ſtatt des von ihm geliebten Fräuleins in der Art, wie es euch am beſten ſcheint, ihm antworten, ich bringe ihm den Brief und er iſt in der Meinung, er komme von ſeiner Geliebten, befriedigt. Er wird antworten, ich bringe euch die Antwort, und es könnte geſchehen, wenn er immer ſchreibt und ihr antwortet, würde ſich leicht ein Zwiſchenfall einſtellen, der euch auf immer glücklich machen könnte.

Weh mir, ſagte Nonna, wie ſchlimm iſt es doch, Meſa, dergleichen Dinge zu erſinnen, und wie wenig Werth haben ſie, wenn man ſie ſich nur vorſtellt! Aber wenn ich auch auf die Täuſchung, die du mir vorſchlägſt, eingehe, was wird die Folge davon ſein, als daß ich klar erkenne, daß er jene andere liebt und mich geringſchätzt, daß ich Schatten umarmen darf, während ſie Pantheone ans Herz drückt? Und wenn ich das je ſehen müßte, ſo würde es mir den herbſten Schmerz bereiten.

Was meint ihr aber, verſetzte Meſa, wenn euch Gott dadurch zeigen wollte, daß er der Urheber der Gnaden und derjenige iſt, der alle Wunder in der Welt thut und der auf uns unbekannten Wegen Haß in Liebe zu verwandeln weiß? Ich bitte euch, thut, was ich ſage, denn ich erwarte davon nur Gutes. Mein Herz hat mir nie zu etwas gerathen, das nicht am Ende irgend-

wie gut ausgegangen wäre. Schreibt ihm nur, zeigt ihm unter der Maske der andern eure Liebe und sagt ihm, die strenge Aufsicht, unter der euch der Vater halte, lasse euch nicht die Mittel finden, mit Bequemlichkeit mit euch zu sprechen; sobald sich aber die Gelegenheit biete, werdet ihr sie ihm kund thun, da ihr nicht minder sehnlich wünschet, mit ihm zu sprechen, als er mit euch; unterdessen bittet ihr ihn, seine Liebe zu euch mit der Treue fortzusetzen, womit ihr an ihm hanget. Habt ihr ihm das geschrieben, so überlassen wir es dem Schicksal, den guten Anfang weiter zu leiten und einem guten Ziele zuzuführen.

Nonna war zwar der Meinung, der Vorschlag der guten Alten könne zu nichts führen; dennoch schrieb sie den Brief in der Weise, wie Mesa ersonnen hatte, und diese überbrachte ihn Pantheone, welcher in der Meinung, er komme von seiner Geliebten, der Botin tausend Dank sagte und ihr noch überdies ein reichliches Geschenk machte. Voll Wonne antwortete er auf den Brief, Nonna schrieb auf die Antwort wieder und gab ihm auf Mesa's Rath Hoffnung, nicht nur, daß er mit ihr werde sprechen können, sondern auch, daß sie ihm ihre höchste Gunst gewähren wolle, sobald sich Gelegenheit zeige, wofern er sie zur Frau nehmen würde. Pantheone zitterte vor Freuden über diese Nachricht, es wurden hin und her noch mehrere Briefe gewechselt und so kamen die Festlichkeiten des Carnevals heran. Männer und Frauen fingen an, sich zu verkleiden und maskirt Feste zu besuchen. Als Pantheone dies sah, welcher von Nonna unter dem Namen Lipera's Briefe voll der unbeschränktesten Anerbietungen und Versprechungen erhalten hatte, sagte er zu Mesa, welche den Betrug zu Nonna's Gunsten leitete: Wenn meine Geliebte die Versprechungen, die sie mir gegeben, zur Ausführung bringen wollte, so ist jetzt die Zeit da, wo sie mich selig machen könnte.

Und was wollt ihr, fragte die Alte, daß sie thue!

Was ich wollte, daß ſie thue? verſetzte er. Sie ſoll ſich maskiren und ſo irgend wohin kommen, wo ich die Frucht meiner Liebe genießen könnte, die ſie ſich ſo verlangend zeigt mir zu übergeben.

Ich weiß nicht, ſetzte Meſa hinzu, ob ihr Vater es zugeben wird, daß ſie ſich eine Maske macht, denn ich weiß, er iſt eiferſüchtig ſogar auf die Ratzen, die ihm durchs Haus laufen. Aber geſetzt auch, daß ſie dies von ihrem Vater erhielte, was ich kaum glauben kann, glaubt ihr, daß ſie ſich ſo euren Händen anvertrauen werde, ohne ihrer Ehre ſicher zu ſein? Das würde ſie nicht thun, ſo ſehr ſie euch liebt, und ich würde ihr auch dazu nie zureden, denn ich weiß, daß ihr jungen Leute, ſobald ihr euer Gelüſte geſättigt habt, euch nicht mehr um die Frauen kümmert, die euch zu Willen geweſen ſind, als wenn ihr ſie gar nie geſehen hättet. Mit der Begattung erliſcht eure Liebe und die Sehnſucht nach ihnen: ich bin nicht erſt von geſtern her, Pantheone, um nicht die Natur der jungen Leute allmälig zu kennen.

Das werde ich nicht thun, fiel er ihr ein, vielmehr verſpreche ich bei meinem Worte, wie ich wünſche, ſie fortwährend zur Frau zu haben, werde ich mich nicht vor dem Eheverlöbniß mit ihr vereinigen, und ich wünſche, daß ihr dies immer, überall und vor jedermann bezeugen mögt.

Da ihr ſo geſinnt ſeid, ſprach ſie, könnte es nur gut ſein, wenn ihr an ſie ſchriebet und ſie bätet, euch ihr Verſprechen zu erfüllen, indem ihr ihr zeigt, daß ſie es jetzt bei Gelegenheit des Faſchings leicht ausführen könnte; dabei gebt ihr ihr denn Sicherheit in Betreff ihrer Ehre, wie ihr mir ſoeben auseinandergeſetzt habt; dann will ich zu ihrer und eurer Befriedigung die Sache verſuchen, und vielleicht werde ich mich nicht umſonſt bemühen und euch beide glücklich machen, da ich ſehe, daß die Liebe dieſes Mädchens zu euch und eure Liebe zu ihr ſo groß iſt.

Pantheone war nicht faul die Feder zu ergreifen und einen Brief zu schreiben voll Liebesglut; den gab er der Frau, daß sie ihn seiner Geliebten überliefere. Sobald sie den Brief in Händen hatte, ging sie alsbald zu Nonna, händigte ihr ihn ein und sie las ihn.

Was sehe ich, sprach sie, als sie damit fertig war, aus diesem Briefe anderes, als daß Pantheone eine andere liebt und sich um mich nichts bekümmert, daß er wünscht, sich mit jener zu vereinigen und mich beiseit zu lassen? Welchen Trost kann mir das Feuer bereiten, das hierinnen verschlossen ist, und die Treue, die er verspricht, wenn er von einem andern Feuer glüht und die Treue einer andern, als mir, zugesagt ist? Ich weiß hieraus nichts zu entnehmen, als Kummer und die sichere Verzweiflung an dem, was ich mit solcher Hingebung so lange gewünscht habe.

Hier fing sie an jämmerlich zu weinen. Mesa, welche bereits ihre Plane mit ihr entworfen hatte, sprach zu ihr: Nonna, wenn ihr euch meinem Rathe fügen wollt, so sagt mir mein Herz, daß ich euch so heiter machen werde, als ihr jetzt traurig und kummervoll seid.

Und wie willst du das je bewerkstelligen, fragte jene, wenn alle meine Freude davon abhängt, Pantheone zum Mann zu bekommen, und er der Gatte einer andern werden will?

Gerade, sagte sie, will ich, daß er euer Gatte werde.

Und wie soll das geschehen? fragte Nonna.

Folgendermaßen, antwortete jene. Pantheone hat bis jetzt geglaubt und glaubt noch immer, das Mädchen, das er liebt, habe allezeit auf seine Briefe geantwortet, ich habe diesen Glauben zu euern Gunsten stets in euch genährt in Erwartung, daß die Zeit euer und mein Verlangen auf eine ehrenhafte Weise erfüllen werde; denn mein Verlangen geht nach eurer Zufriedenheit, gerade als wäret ihr meine Tochter. Und mir scheint nun, es sei das eingetroffen, was ich zu eurem Besten seit dem

Beginn dieſer Unternehmung im Auge hatte. Ihr ſeht, wie ſehr Pantheone wünſcht, mit dieſem Mädchen zuſammen zu ſein. Nun ſollt ihr ſtatt ihrer zu mir kommen, und ich will machen, daß Pantheone ſich mit euch verbindet, in der Meinung, bei ſeiner Freundin zu liegen.

Als Nonna dies hörte, ſtieg ihr das Bedenken auf, die Alte könnte mit dieſer Liſt ſie Pantheone preisgeben und dann, nachdem er befriedigt wäre, ſich nicht weiter darum kümmern, ob ſie mit Schande bedeckt bleibe; darum ſagte ſie: Ich weiß recht wohl, Meſa, wenn ich nicht für meine Ehre hätte ſorgen und mich Pantheone hingeben wollen, ſo hätte ich weder deine noch ſonſt jemandes Vermittelung nöthig gehabt, um mit ihm zuſammen zu kommen; aber wie das früher nicht meine Abſicht war, ſo begehre ich es auch jetzt keineswegs; deshalb kann ich mich auf deinen Vorſchlag nicht einlaſſen und du ſollteſt glühen vor Scham, mir ihn anzubringen, denn ich ſehe nicht, was mir anders daraus entſpringen könnte, als Schande ohne irgend welchem Vortheil, und unter dieſer Bedingung möchte ich nicht mit Jupiter ſelbſt mich vereinigen, geſchweige mit Pantheone; lieber will ich, daß die Flammen, von welchen ich glühe, mich elendiglich verzehren, als daß ich das thue.

Ihr habt euch, antwortete jene, gleich das Schlimmſte eingebildet, was hier möglicher Weiſe geſchehen könnte. Glaubt ihr wol, Nonna, daß ich ſo gottlos wäre, euch ſchandbar mit ihm zu verkuppeln? Da kennt ihr mich ſchlecht, Nonna, wenn ihr eine ſolche Meinung von mir habt. Ein ehrenhafter Zweck treibt mich zu dieſem Unternehmen, nicht eure Schande; und darum, wenn es euch recht iſt, die Sache einzugehen, die ich euch vorgeſchlagen habe, ſo ſoll er nicht bei euch liegen, ohne daß er euch zur Frau nimmt, ehe er euch anrührt.

Eine größere Gnade, entgegnete Nonna, könnte mir freilich der Himmel nicht beſcheren, und wenn dies geſchehen ſoll, ſo werde ich dir unendlich verbunden ſein

und du wirst mich niemals satt sehen, dir eine so große Wohlthat zu vergelten.

Es wird geschehen, sagte die Frau, und ich werde mich hinlänglich belohnt erachten, wenn ich euch vollständig befriedigt sehe.

Wie soll das aber geschehen? fragte Nonna.

Sobald es Zeit ist, will ich euch beweisen, daß ich euch liebe und daß vom ersten Briefe an, den ich euch brachte, bis zum letzten ich an nichts anderes gedacht habe, als daß ihr das ersehnte Ziel eurer Liebe erreichen möget. Darum müßt ihr ihm auf diesen Brief erwidern, er solle nur Allem glauben, was ich ihm als Antwort vermelde; denn ihr und ich haben miteinander beschlossen, was zur Ausführung dieser Angelegenheit erforderlich sei.

Nonna that, wie die Frau verlangte. Diese nahm den Brief, begab sich zu Pantheone, der sie mit der größten Sehnsucht von der Welt erwartete, und überreichte ihm den Brief. Als er darin nur ein Beglaubigungsschreiben für sie sah, fragte er sie, was geschehen und was in der Sache angeordnet sei. Die Frau sagte: Pantheone, ich habe ein solches Feuer im Herzen eurer Geliebten erweckt, daß, wenn nicht die Rücksicht auf ihren Vater sie abgehalten hätte, sie mit mir zu euch gekommen wäre; aber die große Furcht vor ihm, dessen Wesen hart und furchtbar ist und der sie in beständiger Angst erhält, ließ es ihr nicht zu. Ich wollte indeß nicht unterlassen, Alles zu versuchen, was mir geeignet schien, euch zufrieden zu stellen; daher sagte ich zu ihr: Und warum maskirt ihr euch nicht und kommt in mein Haus? Ich werde Pantheone hinbestellen und ohne daß euer Vater etwas davon erfährt, könnt ihr euch eurer Liebe freuen.

Sie antwortete mir aber sogleich: Wie soll ich mich denn maskiren? Mein Vater würde nimmermehr zugeben, daß ich auch nur zu Hause eine Maske aufsetzte, geschweige daß ich damit ausginge. Ihr wißt ja, daß seit meine Mutter gestorben ist, er kein Auge mehr von

mir läßt und, wenn er ausgeht, mich ſo in ſeine Zimmer verſchließt, daß ich keinen Fuß hinausſetzen kann.

Als ich dies hörte, ſagte ich zu ihr: Und wenn ich euern Vater dazu brächte, daß er es erlaubt, würdet ihr euch dann nicht maskiren und würdet ihr nicht mit mir kommen?

Darauf antwortete ſie: Von ganzem Herzen gerne.

Als ich ſo die Einwilligung des Mädchens hatte, habe ich mich bei dem Vater dafür verwandt, daß er erlaube, daß ſie ſich maskire und morgen ein Paar Stunden mit mir komme. Ich muß ſie alſo morgen abholen und werde ſie in eure Arme führen, aber nur mit dem Beding, daß ihr, ehe ihr ſie berührt, euch mit ihr verlobt und ſie auf der Stelle für eure Frau erklärt.

Ich glaube nicht, holde Frauen, daß eines Menſchen Sinn die Freude faſſen kann, die Pantheone nunmehr fühlte. Er ſegnete tauſend mal den Tag, da er in das Mädchen ſich verliebt habe, tauſend und aber tauſend mal die Liebe, die ihm Meſa zugeführt als Vermittlerin dieſes Verkehrs. Er konnte nicht ſatt werden, der Alten zu liebkoſen und den Dienſt zu loben, den ſie ihm erwieſen. Am folgenden Tage ging das gute Weib zu Nonna und meldete ihr, was ſie mit Pantheone verhandelt hatte.

Niemals, fügte ſie hinzu, hat Pantheone mit Lipera geſprochen, die euch ſo ſehr verhaßt iſt, auch hat er niemals mit euch geſprochen; eure Perſon gleicht vollkommen der ſeiner Geliebten, und wenn ihr das Geſicht bedeckt habt, ſo fehlt zur Täuſchung nichts mehr, als die Augen; dafür aber hat die Natur geſorgt, denn die eurigen ſind eben ſo ſchwarz und lebendig, als Lipera ſie hat, und können die Meinung, daß ſie es ſei, eher bekräftigen, als ſchwächen. Wollte er auch aber etwa, während er bei euch iſt, die Maske abnehmen, wie es geſchehen könnte, ſo müßt ihr euch dem widerſetzen, indem ihr euch, wie euch am beſten ſcheint, ausredet, ſo aber, als wäre Lipera's Vater der eurige.

Nonna war mit alle dem einverstanden.

Aber, sagte sie, gesetzt, daß alles, wie du es ausgesonnen hast, ein glückliches Ende nehme, zuletzt muß ja doch der Betrug an den Tag kommen, und wenn das geschieht, was soll alsdann aus mir werden?

Werde, sprach Mesa, was da will! Er hat euch einmal zur Frau genommen und muß euch behalten auch gegen seinen Willen; ich werde beständig zu euren Gunsten Zeugniß ablegen. Es geschieht dann nur, was dem alten Patriarchen widerfuhr, der um Rachel gedient hatte, aber Lea zum Weibe bekam. Ich will aber hoffen, wie Gott dort geholfen hat, so wird er auch hier nach seinem Erbarmen alle Hindernisse hinwegräumen.

Als Nonna hörte, was Mesa zu ihr gesagt und was sie ersonnen hatte, bat sie Gott um seinen Beistand. Sie zog ein Nonnenkleid an, nahm eine Maske vor und vermummte sich das Gesicht mit Binden und Schleiern, wie wir es Nonnen machen sehen. Daher war die Maske nicht leicht vom Gesicht abzunehmen, wenn man nicht den ganzen verwickelten Kopfputz in Unordnung bringen wollte. Sie machte sich also mit der Frau auf den Weg nach ihrer Wohnung. Bald darauf kam auch Pantheone und als er das Mädchen dort sah, glaubte er, es sei Lipera, und wollte ihr die Arme um den Hals schlingen. Sie aber drängte ihn sanft zurück und sprach: Pantheone, die absonderliche Liebe, die ich für euch fühle, hat mich hergeleitet, und ich erkenne wohl, daß ich hierin gegen meinen Vater ein großes Unrecht begehe, indem ich so ohne seine Zustimmung zu euch komme. Aber meine Liebe zu euch war mächtiger, als die Ehrerbietung, die ich meinem Vater schuldig wäre. Doch da mich die Liebe hierzu gezwungen hat, ihm solches Unrecht zu thun, so möchte ich ihm nicht noch ein zweites weit größeres zufügen, nämlich, daß ich mich euch hingäbe mit Verlust meiner Ehre, so meinen guten Namen verlöre und den Glanz meines Blutes verdunkelte. Ehe daher etwas

Weiteres zwiſchen uns erfolgt, verlange ich, daß ihr mich heirathet und mich zu eurer Gattin nehmt; dann bin ich vollkommen bereit, euch zu Willen zu ſein.

Pantheone heftete ſeinen Blick auf die Augen des Mädchens und er fand ſie denen gleich, aus welchen ihm Fackeln und Pfeile der Liebe zugeflogen waren, er vernahm den holden Ton ihrer Stimme, der bei Nonna bewundernswürdig war, und durch die Lebhaftigkeit der Blicke und die Süßigkeit der Rede war er ganz in die Gewalt der Jungfrau gefangen, die er für ſeine Geliebte hielt.

Auch ich, verſetzte er daher, bin in keiner andern Abſicht hergekommen, als um euch zum Weibe zu nehmen, und ich will euch das ſogleich beweiſen.

Er hatte zwei der ſchönſten Ringe mitgebracht, durch dieſe verlobte er ſich mit ihr und nahm ſie zur Frau. Dann wollte er ihr die Maske abnehmen und ſich zu ihr legen. Nonna aber ſprach: Thut das nicht, mein Gemahl, denn mein Vater hat mich mit eigener Hand ſo angezogen und mir geſagt, er habe mir beim Befeſtigen der Maske und beim Zurechtlegen der Binden und Schleier darüber ein Zeichen gemacht, das ich nicht kenne; wüßte ich, worin es beſteht, ſo hätte ich nicht gewartet, bis ihr mir die Maske abzieht, ſondern ich hätte ſie ſelbſt abgenommen, um deſto ungezwungener eure Liebe genießen zu können. Wenn ich ihm aber meinen Kopfputz nicht wieder gerade ſo nach Hauſe bringe, wie er mir ihn angemacht hat, ſo werde ich unglücklich; ſicherlich könnte ich, wenn ich die Maske abnähme, das Zeichen leicht verderben, und wenn das wäre, würde ich Gefahr laufen, daß er mich umbrächte, denn ich weiß, wie heftig er iſt. Wollt ihr daher jetzt bei mir ſein, ſo wie ich bin, wohlan, ich bin ganz die eure; ſeid ihr aber damit nicht zufrieden, ſo bitte ich euch, bringt mich nicht durch Ablegen meiner Maske in Gefahr, ums Leben zu kommen. Wenn es euch viel-

leicht nicht gefiele, auf diese Weise mit mir zusammen zu sein, so laßt mich für jetzt! Es wird schon eine Zeit kommen, wo wir mit größerer Sicherheit unsere Vereinigung schließen können, als es jetzt geschähe, wenn ich mich maskirt mit euch verbände.

Pantheone glühte so von Sehnsucht nach der Frau, daß er nicht nur in diesem Aufzuge, sondern selbst wenn sie ganz mit Waffen bedeckt gewesen wäre, nicht unterlassen hätte, sich ihr zu nahen. Er umarmte sie daher und sagte tadelnd: Wie, ich soll euch lassen? Nimmermehr wird Pantheone das thun.

Er legte sie nun auf ein sehr bequemes im Zimmer stehendes Bette und verband sich mit ihr in leidenschaftlicher Hingebung zu unendlicher Wonne von beiden, denn Pantheone glaubte, bei Lipera zu sein, Nonna aber sah ihre Liebe an einem ehrenvollen Ziele angelangt. Nachdem sie sich lange Zeit miteinander vergnügt hatten, trat die gute Frau, welche das Spiel geleitet hatte, vor und sagte zu dem jungen Manne: Pantheone, bei dieser Sache muß man klüglich verfahren, damit nicht eure Freude sich in das gräulichste Ärgerniß auflöse. Da ihr also sicher seid, daß diese junge Frau niemand, als euch angehören kann und ihr den Besitz eurer Liebe angetreten habt, so bleibt uns nur noch übrig, ihren Vater zu der Einwilligung zu bestimmen, daß ihr sicher sein Schwiegersohn seid und bleibt. Da jedoch hierzu Zeit erforderlich ist, müßt ihr euch begnügen, euch in dem Verhältniß zu begegnen, wie früher, ehe ihr euch einander ergeben habt; denn wenn der Vater etwas merkte, so wären wir, die junge Frau und ich, übel angeführt. Ihr wißt, wie euch Lipera schon zuvor gesagt hat, wie heftig er ist; darum bitte ich euch, geht auf das ein, was ich euch sage, damit wir allmälig und ohne Gefahr für einen von uns seine Einwilligung erlangen können, und ich werde euch zur Mittelsperson dienen, um auch dies, wie ich das Bisherige geleitet habe, einem guten Ziele zuzuführen.

Dem jungen Manne fiel das ſchwer, doch da ſich mit Meſa's Worten Nonna's Bitten vereinigten, ſagte er: Nachdem mir Gott die Gnade erzeigt hat, mit euch zuſammen zu kommen, Lipera, will ich nicht, daß dieſes unſer Beiſammenſein eine andere Frucht trage, als Freude. Damit wir alſo in gutem Einvernehmen mit eurem Vater uns froh und ruhig genießen können, will ich, da ich gerade in Rom einen Rechtsſtreit von nicht geringer Wichtigkeit habe, mich indeſſen dorthin verfügen, denn hier könnte ich es nicht aushalten, ohne zu euch zu kommen oder ohne daß ihr zu mir kämet. In der Zwiſchenzeit mag dieſe unſere gemeinſchaftliche Freundin, die uns bereits ſo viel Glück bereitet hat, das Übrige zu dem Ende führen, das wir erwarten.

Das will ich thun, ſprach Meſa, und die beiden Gatten überließen ſich neuen Umarmungen, wobei Pantheone ſtets eifrigſt Rückſicht nahm, den Kopfputz ſeiner jungen Frau zu ſchonen, aus dem bereits angeführten Grunde. Meſa aber drängte Nonna durch die Bemerkung, der Vater habe ſie ihr auf zwei Stunden anvertraut, jetzt aber ſeien mehr als drei vorüber.

Ach, ſagte ſie zu Pantheone, lieber Herr, die Trennung von euch fällt mir äußerſt ſchwer; doch da mich die feſtgeſetzte Zeit zu meinem Vater zurückruft, bitte ich euch, zu geſtatten, daß ich mich entferne.

Dieſer Abſchied fällt mir nicht minder ſchwer, fügte Pantheone hinzu, als euch; doch da es denn ſo ſein muß, ſo geht hin, mein Leben! Morgen reiſe ich nach Rom. Zum Abſchied laſſe ich euch mein Herz zum Pfande zurück. Und was gebt ihr mir mit auf den Weg?

Die Seele, ſagte Nonna, und wo ihr weilet, wird ſie euch beſtändige treue Geſellſchaft leiſten.

Nach dieſen Worten küßte Pantheone die Maske rechts und links, die Liebenden trennten ſich und Nonna kehrte nach Hauſe. Pantheone machte ſich am folgenden Tag auf den Weg und ging nach Rom. Nonna blieb voll von

großer unbeschreiblicher Wonne zurück. Nur das machte sie einigermaßen besorgt, daß sie nicht wußte, wie es werden würde, wenn Pantheone die Täuschung einsehe, was doch früher oder später geschehen müsse, ob sie nicht ganz in Ungunst bei ihm falle, theils weil er sich nun alle Hoffnung geraubt sehe, nachdem er sie zum Weibe genommen, sich je mit seiner Geliebten verbinden zu können, theils weil sie arm und dies bisher die Hauptursache gewesen sei, daß er sich nie hatte bestimmen lassen, sie zu lieben, denn Mesa hatte ihr oftmals gesagt: Nonna, eure Schönheit und eure Armuth ist schuld, daß Pantheone sich nicht dazu versteht, euch zu lieben; denn da ihr so außerordentlich schön seid, fürchtet er, die Liebe für euch könnte ihn drängen, euch arm wie ihr seid zur Frau zu nehmen.

Da es aber, wie ich glaube, vom Schicksal bestimmt ist, daß diese Ehe zu Stande kommen soll, so traf auch der Himmel Vorsorge gegen jede Unordnung, die sie irgendwie hätte stören können. Denn ein Bruder von Nonna's Vater, welcher sehr reich war und das Mädchen sehr lieb hatte, starb, und da er keine näheren Verwandten hatte, als sie, hinterließ er ihr sein ganzes Vermögen, das über zehntausend Goldgulden betrug. Lipera's Vater aber gab noch im Laufe des angeführten Carnevals seine Tochter einem ferrarischen Edelmann zur Frau, dieser brachte sie nach Beendigung des Carnevals nach Ferrara. Als dies Pantheone hörte, nachdem er kaum einen Monat in Rom gewesen war, fühlte er sich tief betrübt, er ließ plötzlich alle Geschäfte im Stich und kam nach Mantua. Er suchte die Frau auf, welche seine Heirath eingeleitet hatte, und beklagte sich bitter über das Vorgefallene. Sie fand aber gleich Ausflüchte und sagte, sie habe es an nichts fehlen lassen und alle möglichen Mittel bei Vater und Tochter angewandt, um die neue Vermählung zu verhindern, aber er habe durchaus sich nicht dazu verstehen wollen, zu erlauben, daß sie einem

andern angehöre, als dem, dem er ſie ſchon ſeit geraumer Zeit zugeſagt hatte; der jungen Frau habe ſie geſagt, ſie habe ſich ihm zur Gattin gegeben und könne ſich daher nicht mit einem andern vermählen; ſie habe ihr aber geantwortet, nur mit großem Schmerze werde ſie die Frau eines andern, als Pantheone's, und ſie ſei auf dem Punkte geſtanden, ihrem Vater das dem Pantheone gegebene Wort anzuführen, ſie habe ſich aber mit ihrem Beichtiger darüber berathen und dieſer habe ihr geſagt, da keine kirchlichen Feierlichkeiten dabei ſtattgefunden haben, gelte die Ehe nicht, und aus dieſem Grunde habe ſie den Zorn ihres Vaters nicht ohne Nutzen gegen ſie aufregen wollen, ſich alſo damit einverſtanden erklärt, deſſen Gattin zu werden, dem ihr Vater ſie übergeben habe. Pantheone war ſehr betrübt über dieſe Mittheilungen und wollte kein Mittel unverſucht laſſen, diejenige zurückzubekommen, mit welcher er die Ehe vollzogen zu haben glaubte. Aber Meſa ſagte zu ihm: Ich will nicht unterlaſſen, euch meine Meinung zu ſagen; thut hernach, was euch lieb iſt und was euch angemeſſen ſcheint. Ihr habt das Mädchen genoſſen und nachdem ihr ihre Blume gepflückt, iſt ſie in eines andern Hand übergegangen. Das muß euch, wie mich dünkt, eher Freude machen, als daß ihr nun ſie dem wieder nehmen wollt, der ſie ſeither genoſſen hat. Dies könnte euch nur zur Schande gereichen, denn jedermann würde euch, um es gerade herauszuſagen, für einen Hörnerträger halten, und es könnte leicht kommen, daß der, der jetzt das junge Weib beſitzt, ſie euch ohne Widerrede zurückgäbe, um mit einer andern in die Ehe zu treten. Darum, wenn ich ihr wäre, ließe ich dem Waſſer ſeinen Lauf und würde mich nach einer neuen Frau umſehen, da ja bei der erſten die Kirche ihren Segen noch nicht ertheilt hat, ſie ſomit auch nicht wirklich eure Frau war. Thut ihr das, ſo könnt ihr immer über jenen lachen, der eure erſte zur Frau genommen, nachdem ihr zuerſt ihr beigewohnt, gerade wie er über euch lachen würde,

wenn ihr ſuchtet, ſie ihm zu entreißen und als eure Frau zu behalten. Es fehlt hier zu Lande nicht an Frauen, die für euch paſſen. Da iſt unter andern die Nonna, die euch bekanntlich liebt und die euch eine würdige Gattin wäre. Jetzt hat ſie auch durch den Tod ihres Oheims ein ſo großes Vermögen geerbt, daß ſie eine ganz andere Mitgift euch zubrächte, als ihr von der andern bekommen hättet, und wenn euch etwa mehr die Schönheit beſtimmen ſoll, eine Frau zu nehmen, als der Reichthum, ſo iſt Nonna nicht minder ſchön als irgend eine im Lande. Ich glaube daher, ihr thut wohl, die andere jenem, der ſie einmal hat, zu laſſen, und Nonna zu heirathen, mit der ihr vielleicht viel zufriedener und bequemer leben werdet, als mit der andern der Fall geweſen wäre.

Die Worte der Alten blieben nicht ohne Wirkung bei Pantheone. Er zog namentlich in Betracht, daß Lipera, bei welcher er geſchlafen zu haben glaubte, ihm doch nicht mehr ohne Schande für ihn angehören könne, und entſchloß ſich, Nonna zu nehmen, ſobald er ſich überzeugt hätte, daß wegen Mangels der kirchlichen Feier bei ſeiner Vermählung mit Lipera ſie nicht wirklich ſeine Frau geworden ſei. Als er nun fand, daß die beſten Gewährsmänner der Anſicht waren, daß ſolche heimlich geſchloſſene Eheverträge keine Giltigkeit haben, nahm er Nonna zum Weibe. Es dauerte aber nicht lange, ſo hielt er ſich für den unglücklichſten und betrogenſten Mann, der je ſich mit einem Weibe eingelaſſen hätte. Nonna war nämlich von ihren erſten Berührungen, die ſie unter fremdem Namen mit Pantheone gehabt hatte, ſchwanger geworden, was Pantheone zwei Monate nach ſeiner wirklichen Verheirathung bemerkte. Der Kummer über dieſe Wahrnehmung ließ ihn nicht Ruhe noch Raſt finden und oft ſprach er bei ſich: Seht doch wie ich Schafskopf mir ſelber Hörner angeſetzt habe, indem ich dieſe zum Weibe nahm, die ſchon ſchwanger in mein Bett gekommen iſt.

Ganz ſchwermüthig ſann er fortwährend auf Mittel, ſich von dem Weibe loszumachen, und oft hatte er geradezu im Sinne, ſie ohne Weiteres zu verlaſſen. Freilich ſah er wohl ein, daß dies nicht das rechte Mittel war, um zu machen, daß ſie nicht mehr ſeine Frau wäre; er kam daher auf einen viel grauſameren Plan und bedachte, wie er ihr das Leben nehmen wollte, da er wußte, daß nichts, als der Tod, den Knoten löſen könne, mit dem er zu ſeinem Unheil an Nonna gefeſſelt zu ſein wähnte.

Von ſo läſtigen Gedanken gepeinigt verwünſchte er ſein Geſchick und Meſa, die ihn an eine ſolche Klippe geführt, um daran zu ſcheitern. Als Nonna dies merkte und wußte, mit welch großer Mitgift ſie ihren Gatten erkauft hatte, beſchloß ſie, ihm zu entdecken, was zwiſchen ihr und ihm durch Vermittelung der guten Alten vorgefallen war. Sie erzählte ihm daher in einer Stunde, die ihr geeignet ſchien, wie ſie von ihm ſchwanger ſei, enthüllte ihm vollſtändig das Verfahren, wodurch ſie auf Meſa's Rath ſeine Frau zu werden geſucht habe, und zeigte ihm die Ringe, die er ihr zur Verlobung gegeben. Als Pantheone die Wahrheit ihrer Erzählung einſah, erkannte er, wie groß die Liebe Nonna's zu ihm geweſen und wie ſehr ſie verdiene von ihm geliebt zu werden. Er verwandelte den Argwohn, den er gefaßt hatte, in die anhänglichſte Liebe und freute ſich, daß ſie durch ſolche Täuſchung ſeine Gattin geworden ſei. Auch Meſa erntete Lob dafür, daß ſie, um die Sache zu Ende zu führen, ihm eine ſolche Falle gelegt habe. Er lebte glücklich mit Nonna und hielt Meſa beſtändig werth dafür, daß ſie ihn mit Nonna zuſammengebracht hatte.

# 63. Ein Gottesurtheil.

(10, 7.)

In Ägina der vornehmsten Insel der Cykladen lebte um die Zeit, wo dieselbe mit Athen um die Herrschaft auf dem Meere wetteiferte, eine junge Frau von sehr vornehmer Abkunft Namens Eupia. Sie war außerordentlich schön, sehr wohlwollend und reizend und von so einnehmendem Betragen, daß sie bei jedermann beliebt war. Sie war an einen Mann verheirathet, welcher sich ganz dem Handel und der Kaufmannschaft widmete und Eupoleo hieß. Seine Geschäfte hielten ihn meist von der Stadt entfernt. Einst war er nach Euböa, dem heutigen Negroponte, gegangen, um gewisse Unternehmungen zu machen, die ihn auf einige Monate daselbst fesselten. Unterdessen kam ein sehr vornehmer Ritter aus Athen nach Ägina und wohnte zu seiner Unterhaltung in der Stadt, die denselben Namen wie die Insel führte. Hier fiel ihm Eupia ins Auge und er entbrannte so sehr für sie, daß er seine Gedanken auf nichts anderes wandte, als wie er ihre Liebe gewinnen und die letzten Früchte derselben sich aneignen könne; und da die junge Frau von vornehmem Stande und, wie gesagt, sehr artig und höflich war, wurde in Ägina kein Fest noch Gastmahl gefeiert, wozu sie nicht gerufen worden wäre, und ebenso wurde dazu der milde und erlauchte Ritter geladen, welcher Eleuterio hieß. Bei einem solchen Feste tanzte Eleuterio mit Eupia. Dies schien ihm die passendste Zeit, um der jungen Frau seine Liebe zu entdecken, wegen der Freiheit, womit Männer und Frauen sich beim Tanze die Hände geben und ungestört sprechen dürfen; so sagte er denn, indem er sie bei der Hand hielt: Eupia, eure seltene Schönheit, dergleichen ich nie sonst gesehen zu haben glaube, nicht allein hier sondern in ganz Griechen-

land, hat mich ſo ſehr für euch entzündet und ich habe ſie ſo mächtig in meinem Herzen empfunden, daß ich euch zur Herrin meiner Seele und meines Lebens und ohnehin aller meiner Habe, die übrigens nicht gering iſt, gemacht habe. Und da ich euch ebenſo höflich, als ſchön ſah, bin ich auch zu der Überzeugung gekommen, meine Liebe auf eine durchaus freundliche Dame gewendet zu haben, und dieſe Anſicht ließ mich hoffen, daß, wenn ihr von edlem Gemüthe ſeid und der Adel der Liebe dient, ihr geneigt ſein werdet, mir ebenſo eure Liebe zuzugeſtehen, wie ich ganz mit all meinem Geſchick mich eurer Willkür zu Befehl ſtelle. Darum bitte ich euch bei der Schönheit, die mich zu eurem Knechte gemacht und mein Leben und Sterben in eure Hand gelegt hat, und bei eurer Höflichkeit, aus der ich große Hoffnung geſchöpft, und bei dieſer meiner inbrünſtigen Liebe zu euch, daß es euch gefallen möge, daß ich euch liebe, und daß es euch ferner gefallen möge, daß ihr mich liebet und mir gewähret, was eine ſchöne gütige Frau einem aufrichtigen treuen Liebhaber gewähren ſoll; und wenn ich dieſe Gunſt von euch erlange, wie ich ſie erlangen ſollte, ſo werde ich es ſo betrachten, als habe ich von euch das Leben empfangen, das ich ganz ſicher in wenigen Tagen laſſen müßte, wenn ich eure Liebe entbehren ſollte.

Hier ſchwieg er, drückte aber immer die weiche zarte Hand der jungen Frau in der ſeinigen und erwartete die Antwort. Ihre Züge verriethen ebenſo viel Güte, als würdigen Stolz, und ſie ſprach zu ihm: Wie ich es nie zugeben wollte, daß euch jemand irgend einmal mit Recht für ungefällig halten dürfte, ebenſo wollte ich, daß mir nie jemand ein anderes Zeugniß geben könne, als das der Ehrbarkeit und Treue. Der erſtere Umſtand macht, daß alle Gefälligkeiten, die ein edler Geiſt ohne Nachtheil für ſeine Ehre von einer ehrbaren Frau erreichen kann, euch von mir zu Theil werden ſollen, nicht aber der Zweck, aus dem ihr, wie mir ſcheint, mich zu

lieben angebt. Denn die zweite der genannten Eigenschaften, die Keuschheit und Treue verlangt, daß ich mich dem Manne rein und treu erhalte, mit dem es dem Himmel gefallen hat, daß ich in Gemeinschaft lebe; und gerade so würde ich mich auch euch erhalten, wenn ich eure Gattin wäre, wie ich die Eupoleo's bin; und wenn ich anders handelte, so würde ich glauben, gerade jene angebliche Schönheit an mir zu beflecken, welche ihr so sehr zu erheben euch bemüht und um deren willen ihr mich zu lieben behauptet. Während ihr mich jetzt ihretwegen liebt, müßtet ihr, wenn ihr mich unkeusch erfändet, mich als garstig und verächtlich auf den Tod hassen. Wenn ihr aber wollt, daß ich so schön bleibe, wie ihr meint, daß ich sei, und darum glaube, daß ihr mich liebet, und verlangt, daß ich euch liebe, so bitte ich euch, lenkt eure Gedanken auf etwas anderes, als daß ihr mich gegen meine Ehre versuchet; denn wenn ihr bei diesem Vorsatze beharret, so sage ich euch zum voraus, daß ich euch nicht allein nicht glauben werde, daß ihr mich liebet, sondern ich werde euch für einen sehr schlechten Freund, ja für meinen Feind ansehen. Wie dies demnach das erste Mal gewesen ist, daß ich euch angehört habe, so soll es auch das letzte sein; nicht allein werde ich euch nicht anhören, wenn ihr mit mir reden wollt, sondern auch nie auf eine Seite sehen, wo ich denken könnte, daß mir euer Anblick begegne.

Nach diesen Worten ging auch der Ball zu Ende. Eleutherio sah zwar, daß Eupia's Gedanken den seinigen sehr entgegenstanden, dennoch aber wollte er nichts zu versuchen unterlassen, wozu sich ihm günstige Gelegenheit bot und was er für geeignet hielt, um den Sinn der jungen Frau nach seinem Wunsche zu stimmen. Er sparte deshalb weder an Botschaften noch an Geschenken: von diesen aber wollte Eupia nie auch nur das geringste annehmen; von jenen aber wollte sie gleich von Anfang an keine hören, die von dieser Sache sprach. Nach einigen

Tagen hatte jedoch Eleutherio eine Nachbarin gewonnen, welche viel in Eupia's Haus kam, ihr zu ſagen, da ihr Gatte abweſend ſei, ſolle ſie ſich nicht ſo ſpröde zeigen, einem andern Manne anzugehören, um nicht ihre Jugend einzubüßen; wenn ihr Gemahl mehr auf ſeine Handelſchaft ſehe, als auf ſeine Frau, ſo müſſe auch ſie mehr Rückſicht auf ſich nehmen, als auf ihn. Eupia gerieth aber in ſolchen Zorn über dieſe Reden, daß ſie die Nachbarin gar nicht mehr in ihr Haus laſſen wollte, und als ſie zuletzt von ihr Abſchied nahm, ſagte ſie: Du kannſt Eleutherio ſagen, daß ich, ehe ich Empoleo zum Manne nahm, wohl wußte, daß er Kaufmann ſei und daß er mir nicht beſtändig zur Seite bleiben könne. Wenn er aber auch weit von mir entfernt iſt, ſo bin ich nichts deſto weniger mit meinen Gedanken ihm beſtändig nahe, und dies iſt der Grund, weshalb ich die Frucht meiner Jugend pflücke, nicht, wie er meint, verliere. Den Beweis für unſere gegenſeitige Liebe mag Folgendes liefern. Vor einiger Zeit war er zwei volle Jahre abweſend, wir beobachteten die Stunden und die Minuten, wo wir an einander dachten, und brachten ſie in ein Verzeichniß; da ergab ſich denn, daß wir beide um dieſelbe Zeit, an demſelben Tage, in demſelben Augenblicke uns im Geiſte und in ſüßer Erinnerung, die wir einander bewahrten, zuſammenfanden und, wiewol leiblich getrennt, uns ganz nahe kamen, uns im Geiſte umarmten und im Gedächtniß gatteten, gerade als wären wir beiſammen. Auf dieſe Weiſe habe ich von jeher die Frucht der Jugend geerntet und ernte ſie noch, die ich nach Eleutherio's Meinung verliere bei der Entfernung von meinem Gatten. Deshalb möge er für die Zukunft unterlaſſen, mich zu beläſtigen, denn er iſt mir wirklich ſehr beſchwerlich, er pflügt das Geſtade und ſäet in den Sand.

Nach ſo vielen Angriffen auf die Frau verzweifelte Eleutherio gänzlich, je etwas bei ihr zu erreichen, was

der Ehre zuwiderliefe. Aber seht, welche Gewalt die Schönheit einer keuschen Frau auf ein edles freies Gemüth hat. Wiewol Eleutherio in Eupia eine andere Gesinnung zu finden wünschte, als wirklich der Fall war, so gefiel ihm doch so ausnehmend der feste Vorsatz der jungen Frau, ihrem Gatten Treue zu bewahren und sich keusch zu erhalten, daß er, als er auf den Tod erkrankte, seinen Bruder, welcher gekommen war, ihn in der Krankheit zu pflegen, als er sein Ende nahe fühlte, zu sich rief und zu ihm sagte, er habe Eupia auf das Glühendste geliebt und alle Mittel bei ihr angewandt, um sie zu bewegen, ihm ihre Liebe zu schenken, habe sie aber immer weit entfernt von jedem wollüstigen unehrbaren Gedanken gefunden, und weder Bitten noch Geschenke noch Botschaften noch sonst etwas habe sie von ihrem festen Entschlusse abbringen können; er wolle nun zeigen, daß er als Ritter eben diese Ehrbarkeit kenne, die er an Eupia gesehen habe, und wünsche daher, daß sie nicht allein das erhalte, was er ihr gegeben haben würde, wenn sie seinen wollüstigen Wünschen Gehör geschenkt hätte, sondern außerdem Alles, was er sonst noch in Ägina besitze, was etwa sechstausend Thaler werth war; für sein übriges Vermögen setzte er seinen Bruder zum Gesammterben ein, bat ihn jedoch im Falle seines Todes gegen eine so keusche Frau diesen seinen letzten Willen zu vollziehen. Der Bruder versprach ihm, ganz getreulich auszuführen, was er so großmüthig angeordnet habe. Er ließ also den Notar und die Zeugen kommen und verfügte, was alles nach seinem Tode geschehen solle. Er feierte in seinem Testamente höchlich die Keuschheit und Treue Eupia's gegen ihren Gatten. Nachdem das Testament fertig war, starb er. Der Bruder wollte seinem gegebenen Worte nicht untreu werden, dennoch fürchtete er, Eupia möchte von allem, was er ihr anbiete, gar nichts annehmen wollen, so keusch hatte sie ihm Eleutherio geschildert. Er ließ daher einen Bruder der jungen Frau zu sich rufen und erzählte ihm, was

er an Eupia für einen Auftrag habe, und forderte ihn zu der Gefälligkeit auf, ſeine Schweſter zu bewegen, das von dem todten Eleutherio als Pfand ihrer Sittſamkeit in Empfang zu nehmen, was ſie, ſo lange er gelebt hatte, nie als Zeugniß ſeiner Liebe zu ihr hatte annehmen wollen. Der Bruder ging zu der Schweſter und ſuchte ſie durch viele Gründe zu bewegen, anzunehmen, was ihr die ſtrenge Hut ihrer Ehre zum Gewinn bereitet habe, indem er ſagte, ſie habe in wenigen Monaten ihrem Mann durch ihre Ehrbarkeit einen weit größeren Erwerb eingebracht, als er durch die Bemühungen vieler Jahre in der Handelſchaft zu thun im Stande geweſen ſei. Eupia, vor Allem auf ihre Ehre bedacht, ſprach zu ihrem Bruder, welcher Eſippo hieß: Du weißt, mein Bruder, welchen Nachtheil es einer ehrbaren Frau bringen kann, ihrem Gatten Argwohn einzuflößen, und welch ein unbedeutender Umſtand oft in den Männern die Eiferſucht wecken kann, welche eine wahrhaft tödtliche Peſt iſt für liebende Seelen, wenn ſie irgendwie bei ihnen Eingang findet. Darum möchte ich nicht, daß die Geſchenke, die ich von Eleutherio nie habe annehmen wollen, ſo lange er lebte, um dem keinen Argwohn gegen mich einzuflößen, gegenüber von dem ich mich von jedem Verdachte fern halten muß, daß dieſe Geſchenke, wenn ich ſie jetzt nach ſeinem Tode annähme, mich in das verfallen machten, was ich immerdar zu fliehen ſuchte, und dieſer Nutzen mir zum großen Nachtheil gereichte bei meinem Manne. Deswegen bin ich der Anſicht, lieber nichts von dem anzunehmen, was er mir hinterlaſſen hat.

Ihr Bruder entgegnete ihr, es ſei eine Thorheit, aus eitler Furcht eine Gelegenheit dieſer Art vorübergehen zu laſſen; wenn ihr Mann da wäre, ſo würde dieſer gewiß ſich kein Gewiſſen daraus machen; darum ſolle ſie nicht von der Hand weiſen, was ihre Ehrbarkeit und ihr Glück ihr dargeboten habe. Und wenn je in das Gemüth ihres Gatten ein Verdacht Eingang finden ſollte, von deſſen

Möglichkeit er sich übrigens keineswegs überzeugen könne, so würde das der Fall sein, ob sie die Geschenke annehme oder nicht; denn wenn er höre, und er werde es hören, daß Eleutherio sie ihm durch sein Testament hinterlassen habe, so würde derselbe Argwohn in seine Seele kommen. Er ermunterte sie deshalb von neuem, die Geschenke anzunehmen; denn, wenn auch je ein schlimmer Gedanke in die Seele ihres Gatten käme, würde es nicht an Mitteln fehlen, sie ihm zu nehmen. Es wurde viel gesprochen von ihr und von ihm, am Ende aber gab Eupia dem Andringen ihres Bruders nach. Es dauerte nicht lange, so kam ihr Gatte nach Haus und wurde von ihr mit großer Zärtlichkeit und Liebe willkommen geheißen und ebenso nahm sie ihn auf. Da er aber das Haus auf andere Weise geschmückt sah, als er es verlassen hatte, fragte er Eupia um den Grund dieser Veränderung; sie sagte ihm, was vorgefallen sei, und zeigte ihm, was ihr Eleutherio durch sein Testament hinterlassen, mit dem Beifügen, er habe dies verfügt zum klaren Zeugniß ihrer großen Sittsamkeit.

Nein, rief Empoleo erzürnt, er hat es dir hinterlassen, böses Weib, zum offenbarsten Zeichen deines Ehebruchs. Meinst du, ich sei ein Kind und werde die Thorheiten glauben, die du dir ersonnen hast? Als ob ich nicht wüßte, daß die Männer ihr Eigenthum nicht so wegwerfen, ohne zu wissen wie. Aber ich werde dich züchtigen für deine Thorheit und dir zeigen, daß die Weiber ihren Gatten auch treu sein müssen, wenn sie fern von ihnen sind.

Eupia wollte ihre Gründe vorbringen, um ihm diese schlimme Ansicht auszureden. Empoleo aber glühend vor Zorn fiel ihr ins Wort.

Bist du noch so frech, sagte er, mit mir zu reden?

Bei diesen Worten griff er nach dem Dolche, den er an der Seite trug, und wollte sie umbringen. Die Frau floh in ihrem Schrecken, so schnell sie konnte von

ihm und ging in das Haus des Bruders, zu dem ſie weinend ſprach: Es iſt genau eingetroffen, Eſippo, was ich vermuthet habe, daß geſchehen werde, wenn ich das annähme, was mir Eleutherio zurückgelaſſen. Lieber Bruder, daß ich mehr deinen Willen that, als den meinigen, hat mich in die ſchlimmſte Lage verſetzt, und ich kann wol ſagen, daß ich zu meinem Unheil dieſen Mann geſehen habe, denn todt und lebendig mußte er mir Mühſal bereiten.

Dann erzählte ſie ihm in tiefer Bekümmerniß, daß Empoleo ſie habe umbringen und keinerlei Gründe anhören wollen, die ſie ihm zu Gunſten der Wahrheit und ihrer Ehre habe vorbringen mögen. Eſippo empfand darüber das größte Misvergnügen. Doch ſuchte er ſeine Schweſter zu tröſten.

Die erſten Aufwallungen, ſagte er, haben die Leute nicht in der Gewalt.

Der Zorn, meinte er, habe Empoleo über die rechten Schranken geführt; ſobald er ſich etwas beruhigt habe, wolle er mit ihm reden und ihn auf andere Gedanken bringen. Er ließ dieſen und den folgenden Tag vorübergehen, damit die Vernunft bei Empoleo Platz greifen könne, und dann ſuchte ihn Eſippo wieder auf und ſagte, was ihm geeignet ſchien, um ihn von der Wahrheit zu überzeugen, wobei er ihn namentlich verſicherte, er ſelbſt habe Eupia veranlaßt, das Vermächtniß anzunehmen, ſie für ſich habe es durchaus nicht nehmen wollen aus Beſorgniß, es möchte das geſchehen, was ſein unbegründeter Zorn wirklich bewahrheitet habe, da er in die Treue und Ehrbarkeit ſeiner Frau nicht das gebührende Vertrauen ſetze. Empoleo wollte ſich aber hierdurch keineswegs beruhigen.

Wie hätte ſie, ſagte er, ſich nicht ſcheuen ſollen, das Vermächtniß anzunehmen, da ſie wußte, daß dies ein Zeugniß ihrer Unkeuſchheit war? Und ihr hättet ſie nicht nur nicht veranlaſſen ſollen, es zu nehmen, ſondern es war eure Pflicht, ihr die Züchtigung zu ertheilen, die

eine böse treulose Gattin verdiente. Aber was ihr habt thun wollen, das werde ich thun; seid dessen versichert!

Esippo war jung, rüstig und in Waffen geübt. Als er daher sah, daß kein Vernunftgrund bei diesem unvernünftigen Menschen Platz griff, sprach er, erhitzt von den verwunderlichen Reden seines Schwagers: Es thut mir sehr leid, daß du nicht der Mann bist, um dich mit mir in den Waffen zu messen, denn sonst würde ich dir mit dem Schwert in der Hand zeigen, daß du keine Vernunft kennst und daß, wenn du meine Schwester des Ehebruchs zeihst, du dich von der Wahrheit trennst, und daß eine falsche Meinung, die dir den Sinn befangen hält, dich das Rechte nicht sehen läßt. Wenn du aber deinen Sinn nicht änderst und in hartnäckiger Thorheit Eupia und mit ihr unserem ganzen Hause diesen Flecken anhängen willst, so wirst du machen, daß ich alle Rücksichten beiseit werfe und dir beweise, daß nicht sie, sondern du verdienst, für diese deine Narrheit gezüchtigt zu werden.

Als Empoleo seinen Schwager so entrüstet sah und wohl wußte, daß er nicht im Stande sei, mit ihm sich auf Waffenkampf einzulassen, wagte er nicht, ihm eine Sylbe zu antworten, aus Furcht, es könnte ihm übel bekommen, und er entfernte sich von ihm, so gut er konnte. Empoleo hatte aber einen Bruder, Areio mit Namen, der war ein junger Mann und ein kräftiger und muthiger Krieger. Diesem erzählte er, was zwischen ihm und Esippo vorgefallen war. Als er das hörte, beschloß er, den Kampf zu wagen, nicht nur zur Vertheidigung seines Bruders, sondern auch, im Vertrauen auf seine Versicherung, zum Beweise, daß seine Schwägerin eine Ehebrecherin sei. Unterdessen begab sich Empoleo zu dem Richter, der über Ehebrüche zu erkennen hatte, und den Frauen, welche sich solche Fehltritte zu Schulden kommen ließen, die empfindlichsten Strafen zuerkannte. Bei diesem verklagte er seine Frau und sagte, die Reich-

thümer, die ſie empfangen habe, ſeien ein offenbares Zeugniß für die Sünde der Frau, und ſie verdiene deshalb die Strafe, welche die Geſetze einem ſolchen Verbrechen androhen. Der Richter ließ Eupia rufen, welche, als ſie die Beſchuldigung hörte, welche ihr Mann über ſie angebracht hatte, weinend zu dem Richter ſagte: O Herr, ich habe niemals meinen Gatten hintergangen, denn auf ihn allein gingen ſtets alle meine Gedanken aus, niemals dachte ich, vor euch gerufen zu werden aus einem ſolchen Grunde. Da es aber meinem Gatten gefallen hat, dies zu thun, ſo erkläre ich, daß, wenn bei dieſer Sache ein Fehler gemacht wurde, ſo fällt er nicht mir zur Laſt; die erſte Urſache iſt die Natur, die mich ſo ſchuf, daß die Schönheit, die ſie mir verlieh, Eleutherio reizte, mich zu lieben, ohne daß er je von mir etwas empfangen hätte, woraus er den Schluß ziehen konnte, von mir geliebt zu werden. Die zweite Urſache iſt mein Gatte, indem er ſich von mir entfernt hat und damit Eleutherio auf die Anſicht brachte, ich ſei vom Feuer der fleiſchlichen Luſt getrieben, und er könne mich dadurch bewegen, ihm zu Willen zu ſein, ſo lange mein Gatte abweſend wäre. Der dritte Schuldige in der Sache iſt Eleutherio, welcher von mir dachte, was man von einer ehrbaren und treuen Frau nie denken ſollte. Mir ſelbſt aber iſt keine Verirrung zur Laſt zu legen, wenn man mir nicht etwa zur Sünde anrechnen will, daß ich ſtandhaft blieb in der grauſamen Schlacht, die mir Eleutherio mit Boten, Geſchenken und Sendungen lieferte, während er für Alles, was er thun mochte, von mir auch nicht einen Blick erreichen konnte, der ihm Hoffnung gegeben hätte, ich ſage nicht, ſeine Wünſche erfüllt zu ſehen, ſondern nicht einmal, daß ich ihm einen freundlichen Blick zuwenden werde. Dies können die Vermittlerinnen beweiſen, welche er benützte, um mir Geſchenke und Botſchaften zu überbringen, und die ich, als meine Todfeindinnen, immer mit Scheltworten von mir gejagt habe,

ohne ihre Bitten zu hören oder Geschenke anzunehmen. Und wenn er mir im Tode die Geschenke hinterlassen hat, welche meinem Mann eine schlimme Meinung von mir beigebracht haben, so kann ich dies nur dem Glück oder Unglück zuschreiben; dem Glücke, insofern ihn dies veranlaßt hat, in demselben Testamente, in welchem er mir sie vermachte, ein unumwundenes Zeugniß meiner Ehrbarkeit abzulegen, und insofern mein Gatte dadurch bereichert worden ist; meinem Unglücke, weil ganz unverdientermaßen Empoleo davon Anlaß genommen hat, mich für ehrvergessen zu halten und deshalb vor euch zu verklagen. Möge mich nur Gott durch seine Gnade und Barmherzigkeit so gewiß wieder in die Gunst meines Gatten zurückführen, als ich nichts von allem, was mir Eleutherio vermacht, annehmen wollte. Aber mein Bruder Espippo war der Meinung, es wäre eine wahre Thorheit, ein solches Glück nicht anzuerkennen und sich anzueignen, und bestimmte mich gegen meinen Willen, alles anzunehmen, was Eleutherio zu meinen Gunsten verfügt hatte. Habe ich hierin einen Fehler begangen, so rührte er nicht von mir her, sondern von meinem Bruder, der immer liebevoll für mich gesorgt und mich Empoleo zur Gattin gegeben hat. Hätte er auf alles dieses Rücksicht genommen, so würde er mich nur für keusch gehalten und das freundlich und in gutem Sinne aufgenommen haben, womit ihn meine Ehrbarkeit und sein Glück verbunden mit der Freigebigkeit des verstorbenen Ritters bereichert hat. Hier ist das Testament, durch welches er glänzendes Zeugniß ablegt für meine Ehrbarkeit, indem er darthut, daß einzig hierdurch er bewogen wurde, mir eine so glänzende Urkunde zu geben; hier sind die Mittelspersonen, welche euch sagen werden, wie sie mich immer gefunden haben; hier ist mein Bruder, der euch sein Wort geben wird, daß er mich veranlaßt hat, anzunehmen, was ich nicht annehmen wollte, lauter Umstände, die sammt und sonders meinem Manne jeden bösen Gedanken hätten

benehmen müſſen, wenn er ſie hätte überlegen wollen. Aber da er doch gethan hat, was er nicht hätte thun ſollen, und mich vor euch lud, ſo vertraue ich zu eurer Weisheit und Gerechtigkeit, daß ihr mich aus den angeführten Gründen von der weiteren Verfolgung, die mir ſo unverdientermaßen zur Laſt fällt, und ebenſo von dieſer ungerechten Verleumdung freiſprecht, und ich hoffe Euer Gnaden werde mich durch einen gerechten Spruch meinem Gatten als das zu erkennen geben, was ich in Wahrheit bin.

Hier ſchwieg die Unglückliche unter Thränen. Nachdem Eupia alſo geſprochen hatte, fragte der Richter Eupoleo, was er dagegen einzuwenden habe, und er ſprach zu ihm alsbald: Alle von dieſer Frau zu ihrer Rechtfertigung angeführten Gründe ſprechen gegen ſie und zu meinen Gunſten. Was die Schönheit anbetrifft, deren ſie die Natur anklagt, ſo ſage ich, daß, wenn ſie die Sittſamkeit im Bunde mit ſich behalten hätte, wie die Natur ſie ihr verliehen, ſo hätte ſie ſich vielmehr ſpröde, als ſchamlos gezeigt, und wenn ſie in der That und in ihrem Äußern ſo geweſen wäre, wie ſie jetzt durch ihr Geſchwätz ſich dafür ausgeben will, ſo hätte ſie jedem Manne vorweg alle Hoffnung abgeſchnitten, ſie zu verſuchen, ſo kühn und frech er auch hätte ſein mögen; denn es iſt kein Mann ſo alles Verſtandes baar, daß er, nachdem er ſich von einer reinen Frau beſtimmt abgewieſen ſieht, nicht unterließe, ſie zu beläſtigen. Auch meine Entfernung hätte niemand Anlaß geben können, ſich zu erdreiſten, ſie zu verſuchen oder ihr Botſchaften und Geſchenke zu ſchicken. Ferner die Frauen, welche bei der Sache die Vermittlerinnen gemacht haben, beweiſen ihre Schuld, denn nur ſchlechte Weiber hätten ſich erkühnt, zu einer Frau von Ehre hinzugehen, und dieſe wären alſo nicht zu ihr gekommen, wenn ſie ſie als keuſch gekannt hätten, die ſich nun für die Keuſchheit ſelbſt ausgeben möchte. Darum darf man glauben, daß

sie sehr wohl gewußt haben, daß sie ihnen selbst den Weg öffnete, um die Botschaften an sie zu bestellen und ihnen die Geschenke zu geben. Daß sie sie zuerst ausgeschlagen, später aber doch angenommen hat, was ihr Buhle ihr in seinem Testamente vermacht hatte, um nach seinem Tode ihr anzugehören, beweist, daß sie so miteinander übereingekommen waren, um durch diesen Kunstgriff den Ehebruch zu verstecken und dann, er möchte leben oder nicht, auf einmal zu erhalten, was er ihr zu verschiedenen Zeiten geschickt hatte. Ich weiß nur zu gut, daß bei ausschweifenden Weibern, wie dieses, die Habsucht die Mutter des Ehebruchs ist. Wenn er im Testamente gesagt hat, er hinterlasse es ihr zum Zeugniß ihrer Sittsamkeit, so hat er hierin als braver Ritter gehandelt, denn es ist eines Mannes, der die Gunst einer Frau genießt, durchaus unwürdig, sie, nachdem sie ihn erhört hat, in den Ruf der Unkeuschheit zu bringen. Aber wo wäre der Thor, der einem Manne, der im Verdachte des Ehebruchs steht, sogleich glauben möchte, daß diejenige sittsam sei, die um seinetwillen als Ehebrecherin verklagt wird? Wenn sie behauptet, ihr Bruder habe sie gezwungen, das Vermächtniß anzunehmen, so sieht man deutlich, daß sie genöthigt worden ist, weil sie es gewollt hat; und wenn man ihr zuletzt Alles ins Haus gebracht hat, so zeigt dies ihre Einwilligung; da ich aber hierüber mit ihrem Bruder hinlänglich gesprochen habe, so werde ich mich nicht weiter in Gerede darüber verbreiten. Es bleibt mir nur übrig, euch zu beweisen, daß es mehr, als wahr ist, daß, wenn eine Frau einmal die Schranken der Scham überschritten hat, sie sichs zur Ehre rechnet, auch offen als schamlos erkannt zu werden. Die Ehrlose hat es über sich gewonnen, hier in eurer Gegenwart, wo sie in Anbetracht ihrer Schuld und der ihr gebührenden Strafe hätte verstummen sollen, zu äußern, ich sollte mich freuen über den Zuwachs meiner Habe, den mir ihr Ehebruch ins Haus geführt, als wäre

ich einer von denen, die, wenn ſie nur ihr Haus gefüllt finden, ſich nichts darum kümmern, Hörner an der Stirne zu tragen. Gottloſes Weib, das du biſt, meinſt du ich ſolle mich freuen, mich ſo ſchmachvoll bereichert zu ſehen? Weißt du nicht, daß alles Gold und Edelgeſtein, das ich auf dieſem Wege bekäme, mir nur wie lauter Koth und Geſtank vorkäme? Aber ich wundere mich nicht, Herr Richter, wenn dieſe Gottloſe, die für ſittſam gehalten werden will, während ſie doch das Zeugniß ihres Ehebruchs bei ſich hat, ſich nicht ſchämt zu ſagen, ich ſollte mich darüber freuen; denn wenn ſie nicht ſo alle Scham abgelegt hätte, ſo müßte ſie ſich ſo ſchämen, daß ſie lieber todt, als mit einer ſolchen Schmach bedeckt lebendig ſein wollte. Darum bitte ich euch, ihren ſchlimm angelegten Lügen kein Gehör zu leihen und nicht zu ermangeln, ihr mit Hilfe der Gerechtigkeit den Lohn zu ertheilen, den ſie für ihre böſe gottloſe Handlungsweiſe verdient.

Nachdem der Richter beide angehört hatte, wollte er ſich Zeit nehmen, um zu überlegen, was er in dieſem Falle nach dem Rechte thun müſſe. Er entließ daher die beiden Theile, beendigte den Streit und zog ſich zurück, um reiflich den ſeltſamen Fall zu betrachten, der ihm ſo zweifelhaft entgegengetreten war, daß er unter den gegebenen Umſtänden ſelbſt nicht wußte, auf welche Seite er ſich neigen ſollte. Da erſchien Areio und ſagte zu Eſippo, er habe nicht wohlgethan, ſeinen Bruder als Betrüger darzuſtellen, er habe nicht die Wahrheit geſagt, indem er jene offenbare Ehebrecherin für ehrbar ausgeben wollte. Als Eſippo ſich auf dieſe Weiſe beleidigt ſah, ſagte er ſogleich, er wolle ihm mit allen beliebigen Waffen (vorausgeſetzt, daß Ritter ſie im Kampfe gebrauchen können) beweiſen, daß ſeine Behauptung vollkommen wahr ſei. Ein Wort gab das andere, wie es bei dergleichen Händeln zu gehen pflegt, und am Ende kamen ſie zu dem Schluſſe, die Waffen entſcheiden zu laſſen. Als der beſtimmte Tag kam, erſchien Areio als der

Schuldige und Esippo als Kläger auf dem Kampfplatze, den ihm Esippo in einer berühmten Stadt von Salamis vorgeschlagen, und den er als rechtlich und sicher angenommen hatte. Areio hatte beschlossen, zu Pferde zu kämpfen, und er schickte ihm eine vollständige Waffenrüstung zu, der Helm aber bedeckte nur das Gesicht von den Augen abwärts und der obere Theil des Kopfes blieb ganz unbedeckt, was zwar Esippo nicht gefiel, da es ganz gegen Kriegsgebrauch und Ordnung der Ritterschaft verstieß, er aber doch hinnahm, da er sehen wollte, worauf der ganze Handel hinauslaufe. Zuletzt schickte er ihm einen Degen und einen Schild. So stiegen denn beide zu Pferd. Das Pferd des Areio war fast drei Spannen höher, als gewöhnliche Pferde und außerdem so gewöhnt, daß, wenn der Ritter die Zügel im Munde hielt, er es ebenso gut leitete, als ein anderer mit der Hand. So blieb ihm die linke Hand frei, um den Kopf mit dem Schilde zu decken, und die rechte zum Schlagen. Esippo dagegen mußte sein Pferd mit der linken Hand leiten und konnte sich seines Schildes gar nicht bedienen; deshalb blieb der Kopf unbeschützt und konnte von jedem Schlage des Feindes gefährlich getroffen werden. Als er dies bemerkte, weigerte er sich, auf diese Weise zu kämpfen, indem er sagte, das seien keine ritterlichen Waffen und man pflege im Kriege nicht die Pferde auf solche Weise zu lenken und zu führen. Er berief sich auf den Kampfrichter, wo der Schuldige für sich anführte, wie im allgemeinen Kriege Listen und ein Sieg durch Gewandtheit und Schlauheit ebenso, wie durch Tapferkeit, ja sogar der Sieg mit Hinterhalt gestattet sei und das Überwinden für löblich gelte, so müsse es auch erlaubt und gestattet sein in einem Kampfe der wegen eines Privatkampfes zwischen zweien stattfinden. Seine Gründe wurden jedoch nicht angenommen, denn der Richter sagte, in den allgemeinen Kriegen geschehe das, weil man nicht ein Heer dem andern gleich machen, noch das eine vor

den Nachſtellungen des andern bewahren könne, wiewol Alexander der große weder durch Hinterhalt noch durch Betrug noch durch Übervortheilung in der Nacht noch durch irgend ein gelegenes Mittel kämpfen wollte; ſondern einzig durch ſeine Tapferkeit und die ſeiner zwar wenigen, aber muthvollen und klugen Soldaten überwanden ſie die zahlloſe Menge der Kriger Aſiens, und darum wurden zu ſeiner Zeit ſeine Siege geprieſen und werden es werden, ſo lange der Bau dieſer Welt beſteht. Einzelkämpfe aber, die nach gemeinſchaftlicher Übereinkunft von den Parteien verſucht werden, und mit Genehmhaltung der Fürſten, werden an einem ſichern Orte veranſtaltet, wo keine Furcht vor Gewalt oder Hinterhalten ſtattfinde, und ſie werden erlaubt, damit ohne Vortheil des einen oder des andern Waffen ohne Hinterliſt, wie ſie muthvollen Rittern ziemen, angewandt werden. Darum, ſagte er ferner, dürfe man nicht mit ſolchen Sophiſtereien kommen, und jeder Ritter, der ſich weigere, mit einem zu kämpfen, der ſolche Waffen auf den Kampfplatz bringe, wie Areio gethan habe, handle als ein ehrlicher Krieger, ſowie ſich andererſeits der ſehr wenig ehre, der mit ſolchen Kunſtgriffen bei Zweikämpfen vorſchreiten wolle, und vielmehr ſich als Feigling, denn als muthig erweiſe; und wenn auch mit ungewöhnlichen Waffen gekämpft werden ſolle, was er nicht zugebe, ſo müſſe der, der ſie wähle, dem Gegner wenigſtens zwei Monate zuvor Kenntniß geben, damit, wenn er ſie annehme, er ſich darin üben und dem Kampfe gewachſen werden könne. So wurde beſchloſſen, eine andere Waffengattung für dieſes Gefecht zu wählen. Als Areio ſah, daß nicht erfolgt war, was er ſich erſonnen hatte, und er nicht der Feigheit beſchuldigt werden wollte, beſchloß er zu Fuß zu kämpfen, halb bewaffnet auf der Vorderſeite, mit der Sturmhaube, in der linken Hand den Schild, in der rechten ein Schwert. Ferner wurde ausgemacht, wenn das Schwert zerbreche,

so solle es ausgetauscht und dafür ein frisches gegeben werden. Auf diese Weise gerüstet traten die beiden Ritter einander gegenüber, nach einigen Schlägen zerbrach das Schwert des Areio und sogleich gebot der Kampfrichter Stillstand, bis ihm ein anderes gegeben wurde. Die Ritter fochten dann weiter, Esippo brachte seinem Gegner einen Stoß bei, er deckte ihn mit dem Schilde; der Stoß war aber so heftig, daß sich das Schwert umbog, wie ein Schießbogen, wodurch es zum Kampfe unnütz und zum Pariren wenig geeignet geworden war. Deshalb verlangte er, man solle ihm das Schwert austauschen. Areio widersetzte sich diesem Begehren, denn das Schwert sei nicht zerbrochen, wie es in der Übereinkunft laute, Esippo dagegen behauptete, man müsse ihm ein anderes geben, denn das seinige sei so krumm, als wenn es gebrochen wäre. Die Übereinkunft sei auch nur darum getroffen worden, weil ein zerbrochener Degen nicht mehr passend sei zum Kampfe, und unbrauchbar sei auch der seinige geworden, welcher so gebogen sei, daß man ihn nicht mehr anwenden könne; deswegen sei es derselbe Fall, wie, wenn er zerbrochen wäre. Während die beiden Ritter vor dem Kampfherrn standen, welcher aus dem angegebenen Grunde das Gefecht unterbrochen hatte, erschien auf dem Kampfplatze ein greiser Mann von ehrwürdigem Ansehen, trat vor den Richter, machte ihm eine Verbeugung und sprach: Herr, ich habe den Grund dieses Gefechtes gehört. Wie mir scheint, sind diese beiden Ritter im Streit über die Sittsamkeit einer Frau, die von ihrem Gatten als ehrvergessen angeklagt wird; einer von ihnen nimmt die Partei der angeschuldigten Frau, der andere ist ihr Gegner, urd es sind bei der Obrigkeit, wo der Ehemann seine Frau belangt hat, solche Zeichen für beide Theile vorhanden, daß die Sache rechtlich höchst zweifelhaft bleibt; und wenn man sich auch im Zweifelsfall zu Gunsten der Frau aussprechen müßte, so würde man damit doch den Verdacht nicht aus der Seele des

Gatten entfernen, und derſelbe Fall wäre es, wenn der Vertheidiger der Frau über den andern der beiden Ritter den Sieg davontrüge. Darum habe ich mich auf ein Mittel beſonnen, wobei die Ritter keinen Anlaß mehr haben, zu kämpfen, und es ſich durch ſichern Beweis herausſtellen muß (was weder bei dem Spruche des Richters noch bei der Kampfprobe des Ritters der Fall wäre), ob die Frau keuſch oder eine Ehebrecherin iſt, und ſomit, ob ſie Lob oder Strafe verdient. Das Mittel iſt folgendes. Bei Korinth befindet ſich ein dem Neptun geweihter Tempel, worin unter dem Hauptaltar eine kleine dem Portunus gewidmete Kapelle ſteht, deſſen Bildniß dort ausgehauen iſt in ganz grünem Marmor, ſodaß man meint, es ſei der feinſte Smaragd. Dahin führt man, wenn ſonſt Beweiſe fehlen, diejenigen, die irgend eines Vergehens ſchuldig gehalten werden, und vor der Thüre des Tempels legt man einen Eid ab über die beſtrittene Sache; dann wird der Schwörende in den Tempel geführt und muß zu dem Götzenbilde hinunterſteigen. Hat er falſch geſchworen, ſo wird alsbald, wenn er vor dem Bilde ſteht, daſſelbe ſchwarz und er verliert ſo ſehr die Beſinnung, daß er den Weg aus dieſem Orte heraus nicht mehr findet. Dies iſt das ſicherſte Zeichen ſeiner Schuld und darum wird er geſtraft für das erſte Vergehen und für den Meineid. Wenn aber der Angeklagte recht geſchworen hat, ſo wird das Bildniß glänzend hell und der mit Unrecht Beſchuldigte findet ſogleich den Ausgang. Um alſo dieſen ſtreitigen Punkt aufzuklären, der an ſich ſo zweifelhaft iſt und den, wie geſagt, weder der Spruch des Richters noch der Sieg oder Verluſt der Ritter vollſtändig ins Licht ſetzen könnte, ſcheint mir, muß man die angeklagte Frau zu dieſer Probe führen; dann werden die Gründe wegfallen, das bürgerliche Gericht zu behelligen oder dieſe Ritter zum Zweikampfe zu veranlaſſen. Iſt die Frau rein, ſo bleibt ſie in Gunſt bei ihrem Gatten; iſt es vielleicht anders, ſo wird ſie

als Ehebrecherin verurtheilt und dem Feuer übergeben, wie das Geſetz mit Recht verordnet.

Dieſer Vorſchlag gefiel dem Kampfrichter wohl, er ließ das Gefecht innehalten und ſchickte, ohne damit den Parteien vorzugreifen, Botſchafter an den Fürſten von Ägina und that es ihm zu wiſſen. Dieſer befahl die Frau an jene Stelle zu führen, unter Zuſtimmung des Gatten, welcher mit ihr und mit den beiderſeitigen Verwandten ſich gleichfalls dahin begab; auch folgten die beiden Ritter. Als ſie an der bezeichneten Stelle angelangt waren, wurde durch den Prieſter des Tempels nach dem alten damals im Schwang gehenden Aberglauben der Frau der Eid vorgehalten und ſie ſchwur, daß ſie ihre Keuſchheit nie verletzt habe. Dann wurde ſie mit den andern, die gekommen waren, dieſe Probe zu ſehen, vor das Bild des Portunus geführt, und die Frau war nicht ſo bald eingetreten, als das Götzenbild einen ſolchen Schein verbreitete, daß man meinte, die Sonne ſei vom Himmel geſtiegen, um ſie zu erleuchten. Der ganze Raum war voll von Licht und ſogleich fand die keuſche Frau den Weg wieder heraus. Als die Umſtehenden dies bemerkten, wurde ſie für ganz ſittſam gehalten und war daher ihren Gatten von neuem höchſt theuer. Aller Streit hörte auf und man lobte höchlich Eleutherio, der nach ritterlicher Sitte ein ſo ausgedehntes Zeugniß abgelegt hatte von ſeiner Liebe zu Eupia und ſeiner innigen Freude über ihre Keuſchheit, indem ſie ſo beſtimmt ſeine Anträge zurückgewieſen hatte, um ihre Unbeſcholtenheit zu bewahren.

# XIX. Alessandro Sozzini.

1510.

## 64. Die drei Blinden und das Almosen.*)

Scacazzone kam eines Abends bei der Kirche der Madonna del Poggio**) vorüber, trat hinein und bemerkte, daß niemand darin war, als drei Blinde. Als diese jemand in der Kirche hörten, fingen sie alle an um ein Almosen zu bitten. Scacazzone gewährte es ihnen, indem er alle drei miteinander also anredete: Ich bin verpflichtet, einen Goldducaten als Almosen zu geben, ich will ihn euch allen drei geben.

Er fuhr fort: Da nehmt!

Alle drei streckten die Hand aus, er gab ihn aber keinem.

Wollt ihr meinem Rath folgen? fuhr er fort. Geht in die Schenke, und macht alle miteinander eine ordentliche Zeche.

Während er so sprach, bildete sich jeder von ihnen ein, einer der beiden andern Blinden habe den Goldducaten erhalten, und so faßten sie unter sich den Beschluß, die vorgeschlagene Zehrung zu veranstalten und machten sich auf den Weg nach der Schenke Marchino's in Diacceto, Scacazzone aber ging ihnen nach und immer nach. Die drei traten in die Schenke und Scacazzone gab dem Wirthe einen Wink, ihnen so wenig als möglich

---

*) Eine ähnliche Geschichte erzählt ein altfranzösisches Fabliau, bei Barbazan III, 398; Le Grand d'Aussy III, 49.

**) In Siena.

vorzusetzen, denn er habe einen Scherz mit ihnen vor und werde nachher ihre Zeche bezahlen, wenn sie gegessen haben. Dann blieb er auf der andern Seite von der Thüre, um zuzuschauen, worauf der Scherz hinauslaufen werde. Die Blinden setzten sich zu Tische und der Wirth brachte ihnen eine reichliche Portion Salat zum Anfang eines schlechten Nachtessens, dann trug er jedem einen Fleischkloß auf. Als sie damit fertig waren, fingen sie an, weiteres Essen zu verlangen.

Wir wollen uns heute gütlich thun, sagten sie. Wirth, halt uns gut! Wir haben einen Ducaten zu verzehren.

Der Wirth brachte ihnen sofort noch weiß Gott was für ein Geköch, erklärte aber, weiter könne er ihnen nichts reichen, sie mögen Geduld mit ihm haben; sodaß die Sache genau auf einen Testone sich belief.

Verzeiht mir, sagte er nochmals. Wenn ihr auf diese Weise in Gesellschaft zu mir kommen wollt, so laßt es mich vorher wissen! Dann seid unbesorgt, ich versspreche euch, da sollt ihr genug finden, um zu schwelgen.

Als die Blinden das zuvorkommende Anerbieten des Wirthes hörten, berathschlagten sie, ein ander Mal wieder herzukommen, und einer von ihnen sagte zu ihm: Wir wollen dir einen Goldducaten geben und damit den Testone auszahlen, den wir dir von heute Abend schuldig sind. Vom Übrigen bereite uns morgen Abend ein Festmahl! Wir kommen dann wieder miteinander zu dir.

Der Wirth antwortete alsbald: Ich will es schon einrichten, daß ihr mit mir zufrieden seid.

Dann aber fügte er hinzu: Gebt mir nur den Ducaten!

Da sagte einer von den Blinden zu den beiden andern: Wer ihn von euch hat, der gebe ihn her!

Die zwei aber erwiderten einstimmig: Ich habe ihn nicht.

Der erste versetzte alsbald: Es muß doch einer von euch ihn haben, denn ich habe ihn nicht.

Die andern beiden dagegen ſagten: Im Gegentheil, du mußt ihn haben, wenn wir ihn nicht haben. Und du haſt ihn auch, denn du ſtandeſt zunächſt an der Thür.

Wenn ich zunächſt an der Thür war, ſo ſtandet ihr weiter vorn und mit euch hat der geſprochen, der uns den Ducaten gab. Einem von euch hat er ihn eingehändigt, mir nicht.

Ha, du Verräther, ſagte einer der beiden zu ihm, wir beide ſtanden nebeneinander, und wenn er ihn uns gegeben hätte, ſo hätten wir es hören müſſen, wem von uns er ihn gegeben hätte.

Ihr Schelme, ſagte der erſte Blinde, ihr möchtet den Ducaten unter euch theilen und mir meinen Theil daran vorenthalten.

Damit hob er ſeinen Stock auf und fing an die andern zwei Blinden zu prügeln. Als ſie die Schläge fühlten, fingen ſie gleichfalls an, mit ihren Stöcken zu hantieren und theilten blindlings die heftigſten Streiche aus. Einer der beiden Freunde traf ungeſchickter Weiſe den andern auf den Arm, ſodaß er ſchreien mußte und ausrief: Wer von euch mich geſchlagen hat, iſt ein Mörder.

Damit ſuchte er ſich aus dem Gefecht zu entfernen und ſank zu Boden. Die beiden andern aber wurden handgemein und gaben ſich blindlings Fauſtſchläge. Scacazzone indeſſen brachte den Mund faſt nicht mehr zuſammen vor Lachen. Da er aber ſah, daß aus Veranlaſſung ſeines Betrugs dieſe armen Schelme ſich ſo gar übel zurichteten, trat er zwiſchen ſie (denn, obgleich bei dieſem wahrhaft blinden Lärm viele Leute zuſammengelaufen waren, hatte er doch nicht zugegeben, daß jemand ſich in die Sache miſche, um ſie zu trennen), richtete den zu Boden gefallenen Blinden auf und nahm die beiden andern an der Hand. Und als hätte er nichts gewußt von der Sache, fragte er die Blinden nach dem Grunde ihres Streites und dieſe erzählten ihm denſelben.

Wahrſcheinlich, erwiderte er darauf, hat jener keinem von euch den Ducaten gegeben und nur ſo geſagt, um ſich einen Spaß mit euch zu machen.

Der Blinde, welcher ſich aufgerichtet hatte, erkannte den Sprechenden an der Stimme, er merkte, daß er ihnen verſprochen hatte, einen Ducaten zu geben, und ſagte zu ihm in heftigem Zorn: Du haſt uns ſo zum Beſten gehabt, Verräther!

Scacazzone lachte einen Schocher und ſagte zu ihm: Das mußt du nicht ſagen. Ich bin jetzt hier erſchienen, und will, daß ihr Frieden ſchließt.

Einer der Blinden antwortete: Der Friede wird geſchloſſen werden, wenn du dem Wirthe drei Giuli zahlen willſt für das, was wir verzehrt haben auf Rechnung des Ducaten.

Scacazzone ſagte: Ich bin es zufrieden.

Und er gab dem Wirthe drei Giuli.

Die Blinden gingen fort und ſprachen unter ſich: Es iſt ſchon gut, wir ſind doch nicht ganz im Schaden geblieben.

Die Streiche aber, die ſie ſich gegeben hatten, behielten ſie, denn davon ließ ſich nichts abthun.

# XX. Lionardo Bruni von Arezzo.

1511.

## 65. Antiochus und Stratonica.

Es sind noch nicht viele Jahre, daß ich mich in Gesellschaft mehrerer edler Herren und Frauen auf dem Lande in der Nähe von Florenz befand. Es war daselbst Mahlzeit und festlicher Empfang und man hatte sich schon ziemlich lange verschiedentlich unterhalten, da beschloß der, der dafür zu sorgen beauftragt war, um den Frauen Erholung zu verschaffen, sie sollten sich alle nach einer kleinen Wiese begeben, welche zu dem Landgut gehörte, und zwar nicht umfangreich, aber sehr gut angelegt war und einen anmuthigen Aufenthaltsort abgab. Sie gingen dahin, ließen sich nieder und der Besitzer des Landguts zog zur Unterhaltung der Frauen ein Buch hervor mit dem Titel „Hundert Novellen, verfaßt von dem fürtrefflichsten Dichter Johann Boccaccio." Ein heiteres und sehr anmuthiges Fräulein aus der Gesellschaft schlug das Buch auf und fing an zu lesen. Zufällig stieß sie auf die Geschichte von Gismonda der Tochter Tancred's Fürsten von Salerno, die sie mit sehr klarer und wohlklingender Stimme las, und fesselte dadurch die Aufmerksamkeit aller anwesenden. Es wurde still und man hörte und vernahm nur sie allein mit großer Begierde, und es wäre nicht möglich auszusprechen, wie sehr die herben Schicksale, die jene Geschichte berichtet*), alle rührten, vornehmlich

*) Es ist die erste Novelle des vierten Tags im Decamerone. Die Überschrift gibt den Inhalt folgendermaßen an: Tancred, Fürst von Salerno, tödtet den Geliebten seiner Tochter und schickt ihr das Herz desselben in einem goldenen Becher. Sie gießt vergiftetes Wasser darüber, trinkt es aus und stirbt.

aber die leidenschaftlichen kläglichen Worte, die über Guiscardo's Herz gesprochen werden, das ihr der unglückliche trotzige Vater überschickte, sodann bei dem Tod der Tochter und beim Herbeieilen des Vaters, der sich schon einbildete, was sie gethan habe, und darüber betrübt war. Viele von den anwesenden Frauen vermochten nicht das Übergehen ihrer Augen zu verhehlen und die durch das Mitleid mit einem so herben Falle hervorgelockten Thränen. Unter den Herren befand sich daselbst auch einer unserer Mitbürger, dessen Namen wir für jetzt verschweigen, es ist aber ein in griechischer und lateinischer Literatur sehr bewanderter Mann, der den alten Geschichten eifrig nachforscht. Er saß zufällig neben dem schönen Fräulein, welches die Novelle gelesen hatte. Da er nun aller Stimmung getrübt sah, erzählte er, um Frohsinn und Heiterkeit wieder herzustellen, eine andere Geschichte fast entgegengesetzten Inhalts von jener, und leitete sie folgendermaßen ein: Es hat mir immer geschienen, edle Frauen, als ob die alten Griechen an Menschlichkeit und Edelsinn uns Italiäner weit übertroffen haben. Wie ich nun in der vorgelesenen Novelle von dem grausamen harten Herzen des Fürsten Tancred von Salerno hörte, der sich alles Trostes und seine Tochter des Lebens beraubte, fiel mir als Gegenstück eine Novelle oder vielmehr Geschichte ein von einem griechischen Edeln, der viel menschlicher und weiser als Tancred war, wie die Sache selbst erweisen wird. Wisset nämlich, daß unter Alexanders des großen Nachfolgern auch ein Fürst war von großem Ansehen und Macht, Namens Seleucus; derselbe war König von Syrien. In seiner Jugend nahm er zur Frau eine Tochter des Königs Ptolemäus von Ägypten, mit Namen Cleopatra geheißen, von welcher er in kurzer Zeit einen Sohn bekam Namens Antiochus und überdies mehrere Töchter, welche für jetzt nicht erwähnt zu werden brauchen. Da begab es sich nun, daß, als Antiochus schon vierzehn Jahre alt war, seine

Mutter Cleopatra in Folge einer Krankheit starb und sein Vater Seleucus ohne Frau blieb. Auf Antrieb und Zureden seiner Freunde nahm dieser jedoch eine zweite Frau, die Tochter des Königs Antipater von Macedonien, mit Namen Stratonica geheißen, welche er unter großem Pomp und Hochzeitfeierlichkeiten heimführte, und lebte mit ihr in größter Zufriedenheit. Stratonica war von Person ausnehmend schön und so anmuthig und erheiternd im Umgang, daß es nicht zu sagen ist. Sobald sie nun am Hofe ihres Gemahls einheimisch wurde, hatte sie oftmals in freundliche Berührung zu treten mit dem jungen Antiochus, sie spielte mit ihm, ritt mit ihm aus und erzeugte so, ohne es zu merken oder daran zu denken, in des Jünglings Gemüth die Flamme der glühendsten Liebe, welche von Tag zu Tag mehr in hellen Brand auszuschlagen drohte. Der Jüngling war um diese Zeit etwa achtzehn Jahre alt, aber sehr gesetzt und hochherzig, und da er wohl einsah, daß seine Liebe in Rücksicht auf seinen Vater unerlaubt war, hielt er sie so geheim, daß er sie niemand mittheilte. Aber je verborgener die Flamme war und je weniger ihr Linderung von außen wurde, um so mehr wuchs die Glut, die ihn im Grund des Herzens verzehrte, und es brauchte nur wenige Monate, so verwandelte sich die Farbe seines Gesichts, und seine kaum noch so kräftige Gestalt war eingefallen und mager anzuschauen, sodaß ihn sein Vater oft fragte, und auch andere Leute, was er denn habe, und ob er sich wohlfühle. Der Jüngling schützte aber bald dies bald jenes vor und lenkte ihre Gedanken auf alles andere, als auf die Wahrheit. Am Ende ließ er seinen Vater bitten, ihn von Hause wegzuschicken zum Oberbefehl des Heeres, indem er anführte, es würde ihm als einem Ritter das Tragen der Waffen und die Anstrengung des Kriegsdienstes die Beschwerden heben, welche ihm allzu große Muße und Ruhe verursacht habe. Diese Gründe bewogen

den Vater ihn zum Heere zu ſenden, in gutem Geleit von alten im Waffenwerk wohlgeübten Männern. Das Mittel wäre ſicherlich vollkommen gut geweſen, wenn Antiochus ſeine Gedanken hätte dahin mitnehmen können, wohin er ging. Da aber ſein Sinn durchaus auf dem Anblick der ſchönen Frau haftete und mit ihm beſchäftigt war, können wir ſagen, daß er ſein Äußeres, ſeinen Leib zum Heere trug, ſeine Seele aber dort blieb, wo die ſchöne Frau weilte. Obwol er beim Heere war, konnte er doch an nichts anderes, als an ſeine Geliebte denken, im Traume meinte er nicht anders, als er ſei bei ihr, und oft beweinte er ſeine Thorheit, daß er ſich von dem Anblick deſſen entfernt habe, was ihn allein noch beruhigen konnte. So vergingen nicht zwei Monate, als er niedergeſchlagen von ſeinen Gedanken in eine Krankheit verfiel, die ihn beſtändig ins Bett bannte. Er mußte daher nach einigen Tagen auf einer Tragbahre nach Hauſe gebracht werden zum großen Leidweſen aller ſeinem Vater unterworfenen Völker. Sie hatten das größte Zutrauen und Hoffnung auf die Tüchtigkeit des Jünglings und erwarteten von ihm eine vollkommen gute Regierung nach ſeines Vaters Tode. Es wurden daher ſogleich viele Ärzte zuſammenberufen, um ihn von der Krankheit, die ihn befallen hatte, zu befreien; aber ſo ſehr ſie auch berühmt und gefeiert waren, ſo ſehr ſie auch all ihr Geſchick aufboten, ſo ſchafften ſie ihm doch keine Abhilfe, denn die Wurzel ſeiner Krankheit war ihnen verborgen und ein Geheimniß und ſo wirkten ſie mit ihren Arzeneien nicht auf das daniedergeworfene Gemüth, das vom tödtlichen Schlage der Liebe betroffen war, ſondern ſuchten den Körper zu heilen, der vom Gemüthe beſtändig den Stoff der Krankheit überkam. Am Ende verzichtete man auf alle ärztliche Pflege und es war niemand, der ein Mittel gegen eine ſo verſteckte Krankheit anzugeben wußte. Unter andern war auch ein ſehr verſtändiger und gelehrter Arzt daſelbſt, Namens Philippus.

Es war der Arzt des Königs und Bürger der Stadt, in welcher der König residirte. Dieser gab sich alle erdenkliche Mühe, um der Krankheit des Jünglings auf die Spur zu kommen, und verfiel endlich auf den Gedanken und Verdacht, es sei vielleicht ein Liebesleiden, während die andern Ärzte der Ansicht waren, er leide an Abzehrung oder Schwindsucht. Da nun Philippus diesen Gedanken hatte, hielt er sich als ein geschickter und thätiger Mann viel in dem Zimmer des kranken Jünglings auf und beobachtete fleißig jede seiner Handlungen. Er sagte zum König, es sei zur Zerstreuung des Kranken erforderlich, daß die Königin und andere Frauen des Hofes wenigstens einmal täglich kommen und ihn besuchen und ihn dabei zu unterhalten bemüht seien. Dies wurde dann von dem König sogleich befohlen. Der Arzt setzte sich unter irgend einem Vorwand auf das Bett neben den Jüngling, hielt dessen linken Arm in der Hand und die Finger auf dem Puls, um zu sehen, ob er durch dieses schlau berechnete Mittel auf irgend eine Spur komme. Und wirklich brachte er so die Krankheit des Jünglings heraus; denn als ihn viele sehr schöne und anmuthige Frauen des Hofes besuchten, fühlte er nie eine Änderung in dem niedergeschlagenen Pulse des liebenden Jünglings, aber als die Königin hinkam, fühlte er in dem Pulse ein wunderbares Prickeln und lebendiges Pochen. Und als die Königin sich neben den Jüngling niedergesetzt hatte und ihn mit ihrer gewohnten Anmuth zu trösten anfing, schien der Puls sich ganz zu beruhigen und in geregeltem Gange sich zu bewegen. Als aber nach einigem Verweilen die Königin sich entfernte, war die Unruhe und Aufregung des Pulses so heftig, daß der Arzt das Äußerste befürchtete und der Kranke am Ende wie todt hinsank. Zugleich schaute der Arzt dem Jüngling ins Gesicht und sah, wie sich die Heiterkeit und Zufriedenheit in Trübsinn und Traurigkeit verwandelte. Daraus ersah der wackere Arzt mit voller

Sicherheit, daß die Krankheit nichts anderes sei, als Liebesleiden, und daß die Königin es sei, um derenwillen er in so gefährliche Krankheit gerathen. Aber nicht zufrieden mit Einem Male wollte der weise Arzt die Probe zwei und dreimal wiederholen, fand aber immer dieselben Zufälle. Da er nun die Sache für ausgemacht annahm, beschloß er mit dem Jüngling davon zu reden und ihm zu eröffnen, was er bemerkt habe. Er erwartete dazu einen günstigen Augenblick, hieß jedermann sich aus dem Zimmer entfernen und fing also zu sprechen an: Ich glaubte, Antiochus, du habest solches Zutrauen zu mir, daß du nicht allein in ärztlicher Beziehung, da es sich von der Rettung deines Lebens handelt, das in größter Gefahr schwebt, sondern auch in jeder andern geheimen oder öffentlichen Angelegenheit mir die Wahrheit nicht verhehlest. Nun habe ich aber erfahren, daß ich in sehr großem Irrthum war, und daß meine Treue vor deinem Angesicht nicht so viel Gnade sich erworben hat. Darüber bin ich sehr betrübt, wenn ich bedenke, daß die Sachen ganz anders stünden, wenn mir die Wahrheit nicht wäre verhehlt worden. In der That weder meine Kunst noch deine Genesung kann dadurch gewinnen, daß du mich auf solche Art hintergehst. Wisse demnach, daß die Wurzel deiner Krankheit, die du aus Scham hast verhehlen wollen, mir bekannt ist, und so offenbar, daß mir nicht entgeht, weder was noch wer die Veranlassung derselben ist. Ich bin auch kein so strenger Mann, daß ich nicht wüßte, daß das jugendliche Alter den Zufällen der Liebe unterworfen ist und daß es nicht in unserer Gewalt steht, wen wir lieben wollen. Aber sei getrost, denn gewiß meine Arzneikunst wird noch ein Mittel für diese deine Krankheit ausfindig machen, und zwar nicht aus Pillen und Säften, sondern dadurch, daß ich den König deinen Vater dazu bringe, daß er lieber seiner Gattin entsagt, als seinen Sohn verliert.

Während der Arzt also sprach, brach der Jüngling

in so heftiges Weinen aus, daß er sich gar nicht mehr fassen konnte, und er bat den Arzt mit Schluchzen und Seufzern, er möchte ihn ohne weitere Beläſtigung in Ruhe sterben und den Lauf seines ärmlichen Lebens beschließen lassen. Darüber tadelte ihn der Arzt ernstlich, indem er ihn auf den Schmerz hinwies, den sein Tod dem bekümmerten Vater verursachen müßte, und auf das Leidwesen, das die Völker seines ganzen Königreichs fühlen würden, die auf seine Vorzüge die größte Hoffnung eines guten Regiments und der Segnungen des Friedens bauten. Der verständige Arzt bewies ihm ferner, daß dies nichts sei, weshalb er den Tod wünschen müßte, zumal da der Sache ja leicht abgeholfen werden könne, wie er denke und nach der zuversichtlichen Hoffnung, die er auf seinen Zuspruch setzte. Nachdem er auf diese Weise dem Jüngling zugesprochen, ließ er ihn zu seinem geschwächten Zustande passende Speise nehmen und ging zum König, welcher, sobald er den Arzt ansichtig wurde, nach seinem Sohn fragte und wie er sich befinde und welche Hoffnung er in Betreff seiner habe. Der Arzt sagte mit einiger Schüchternheit, er müsse im Geheimen mit ihm sprechen. Sie zogen sich daher in ein anderes Gemach zurück, und als sie allein waren, sagte der Arzt: König, ich habe die Ursache der Krankheit deines Sohnes gefunden, nach der wir so lange umsonst geforscht haben. Aber wahrlich ich wollte viel lieber, die Sache wäre verborgen geblieben, da sich kein Mittel dagegen finden läßt.

Wie, sagte der König, was für eine große Sache ist denn Schuld, daß keine Abhilfe möglich ist, wenn man sie auch weiß?

Allerdings, sagte der Arzt, es ist keine Abhilfe möglich.

Der König fragte weiter und wollte durchaus wissen, was schuld sei. Da sagte der Arzt endlich: Die Leidenschaft der Liebe, und der Gegenstand seiner Wünsche ist meine Gattin; die will ich aber für mich behalten, und eher würde ich alle Qualen erdulden, als sie ihm zuge-

ſtehen. Da iſt alſo keine Abhilfe möglich, obwol ich weiß, daß er gerettet wäre, wenn er ſie haben könnte.

Da ſprach der König faſt weinend: O Philippus, willſt du ſo grauſam ſein, daß du mich einen ſolchen Sohn verlieren läßt um deiner Frau willen? Meinſt du, wenn du dieſe deine Gattin entläßt, keine andere ebenſo ſchöne und ebenſo edle und angenehme als dieſe finden zu können? Du weißt, daß Eheſcheidung aus achtbaren Gründen und Urſachen möglich iſt, und um die gegenwärtige Ehe aufzulöſen und ſtatt deſſen eine andere einzugehen, gäbe es keinen triftigeren Grund, als den vorliegenden. Ich erſuche dich daher und bitte dich, bei dem Vertrauen, das ich auf dich ſetze, bei den Ehren und Wohlthaten, die du von mir empfangen, und die ich dir noch in höherem Maße zu übertragen und zu vermehren gedenke, ich beſchwöre dich, daß du dich entſchließen mögeſt, mir dieſen Sohn zu erhalten als meine und des ganzen Reiches einzige Hoffnung. Denn wenn es dazu käme, daß er ſtürbe, ſo kannſt du dir wohl vorſtellen, wie ich leben und wie ich gegen dich geſinnt ſein werde, und mit welchem Blicke dich meine Augen betrachten können und mit welcher Miene du vor mir wirſt erſcheinen mögen, nachdem du, um einem Weibe nicht zu entſagen, da doch tauſend andere und ſchönere für dich zu finden wären, die Veranlaſſung geweſen biſt, daß mir ein ſolcher Sohn ums Leben kommt und daß mein Gemüth in ewiger Trauer leben muß.

Je mehr der König ſprach, je mehr Gründe er anführte, um ſo lieber hörte ihm der Arzt zu, denn er führte ja die triftigſten Gründe gegen ſich ſelbſt an. Nachdem daher der König ſeine Rede beendigt hatte, ſah er den Arzt feſt an, ob er wol geneigt ſei, ihm beizuſtimmen. Da antwortete der Arzt alſo: O König, deine Gründe ſind der Art und ſo eindringlich, daß ich nicht nur eine einzige mir über alles theure Frau, ſondern zehn laſſen wollte, um deinen Sohn zu retten. Aber ich wende nun

dieſelben Gründe gegen dieſen, die du gegen mich angeführt haſt, indem ich dir die Wahrheit mittheile, daß dein Sohn keine andere Krankheit hat, als heftige Liebe, und daß die, zu der er ſolche Leidenſchaft hegt, deine Gemahlin Stratonica iſt. Und wenn ich, der ich nicht des Jünglings Vater bin, zu ſeiner Rettung habe meine Frau entlaſſen und mir eine andere ſuchen ſollen, ſo mußt du als Vater zur Erhaltung deines eigenen Sohnes noch weit mehr daſſelbe thun.

Als der König dieſes hörte, wurde er ganz betroffen und wollte vom Arzte wiſſen, auf welche Art er das erfahren habe. Da er aber vernahm, daß die Königin davon nichts wiſſe und daß der Jüngling aus Scham und Ehrfurcht vor dem Vater lieber habe ſterben als die unerlaubte Begier offenbar werden laſſen wollen, ward er von Mitleid bewegt, und da er ſeine eigenen Gründe dem Arzt gegenüber nicht widerrufen konnte, faßte er den edeln Entſchluß, zur Erhaltung ſeines Sohnes ſeiner Gattin zu entſagen. Die Scheidung wurde daher vollzogen und mit ſchönen menſchlichen Worten und mit heiterer Miene gab er die Frau dem Sohne und drückte beiden ſeinen ernſtlichen Willen aus, daß dies alſo geſchehe. Es iſt kaum zu ſagen, wie dieſe paſſende Arznei im Augenblick wirkte. Der Jüngling, der anfangs faſt in die äußerſte Verzweiflung gerathen war, faßte, ſobald er die aufrichtige Zuſtimmung ſeines Vaters zu ſeinem höchſten Wunſche erkannte, ſolchen Muth, daß er ſich in wenigen Tagen ganz erholte. Er erhielt ſodann ſeine Stratonica zur Frau und lebte mit ihr in höchſter Freude und Wonne, bekam auch bald von ihr Kinder. Der Vater aber, der den Sohn aus ſo gefährlicher Krankheit errettet und in ſeinen Enkelchen die Nachfolge ſeinem Stamme geſichert ſah, lebte höchſt zufrieden und glücklich und pries täglich ſeinen Entſchluß, wobei er beſtändig dem tüchtigen und klugen Arzte dankte, der mit ſeiner ſcharfſinnigen Berechnung einen ſo wohlthätigen Erfolg

erzielt hatte. Auf solche Weise also schaffte der menschliche edle Sinn des griechischen Fürsten Abhilfe bei dem Unglück des Sohnes, rettete diesem das Leben und sicherte sich selbst fortdauerndes Glück. Ganz das Gegentheil davon that unser Landsmann Tancred, er raubte durch seine rohe Gesinnung der Tochter das Leben und sich selbst auf immer jede Freude des Daseins.

# XXI. Antonio Cornazzano.

## 1518.

---

### 66. Franzoſen und Italiäner.

(Nach Gamba's Bibliogr. S. 53 f.)

Ein Mailänder Namens Pietro von Puſterla kam als Geſandter an den König von Frankreich im Auftrage des Herzogs Francesco in einer dem Könige ſehr widerlichen Angelegenheit. Da er nun hörte, daß der König und alle Franzoſen den Italiänern nicht eben viel Gutes nachrühmten, beſann er ſich auf eine Liſt, um ſie zum Schweigen zu bringen. Er ſprach daher in meiner Gegenwart eines Tages vor dem König von Frankreich ſo viel Rühmliches über die Franzoſen, als ihm nur in den Sinn kam, er pries ihre Großmuth, Klugheit und alle möglichen Vorzüge, von welchen der Redende ſelbſt wohl wußte, daß er dabei in ſeinen Hals hinein log, denn die Franzoſen ſind alle unverſchämt und tollkühn. Endlich, als der König ihm genug und übergenug zugehört hatte, wandte er ſich zu Pietro und ſprach: Monsyr Piero, vous dite vrai, che tout les Francois sone du bien; ma nous non povon pa ainsi dire di vous Taliani.

Sogleich erwiderte Pietro: Ei freilich, erhabene Majeſtät, ihr könnt das und noch mehr.

Wie ſo? fragte der König.

Ihr lügt über die Italiäner, wie ich über die Franzoſen gelogen habe.

Dieſes Wort ſtopfte dem Sacke das Maul. Der König that zwar, als lächele er darüber, aber ich bin überzeugt, das Lächeln ging ihm nicht ſehr von Herzen und niemals ſprach weder er noch ſein Hof fortan Übles von den Italiänern, ſoweit wenigſtens uns zu Ohren gekommen iſt.

# XXII. Sebastiano Erizzo.

1525.

---

## 67. Die Tochter des Kaisers von Constantinopel.

(Tag 1, Nov. 1.)

Wie ich einst in den alten Geschichten der Kreter gelesen habe, lebte auf der Insel Kreta, welche jetzt Candia heißt, ein wackerer und sehr edler junger Mann Namens Erasto, aus hohem Geschlechte stammend und von königlichem Blute entsprossen, aber in Folge der wechselnden Bewegungen des Schicksals, welche die weltlichen Dinge so plötzlich umdreht, in arme und klägliche Verhältnisse gesunken, welcher nunmehr sich der Handelschaft ergab und mit einer Summe Geldes sich von seinem Vaterland entfernte, ein Schiff bestieg, durch den Archipel fuhr und verschiedene Inseln dieses Meeres berührte, welche, weil sie von der Natur gleichsam im Kreise her gelagert sind, schon vor Alters den Namen Kykladen oder Kreisinseln erhalten haben. Indem er sich also den Handelsgeschäften ergab, kaufte er auf diesen Inseln verschiedene Waaren, zog dann weiter und gelangte nach Constantinopel, einer sehr berühmten Handelsstadt, von wo er, nachdem er einige Geschäfte gemacht, in sein Vaterland zurückzukehren beschloß, um von den eingekauften Gütern einigen Gewinn zu ziehen. Während er nun seine Sachen für seine Heimkehr ordnete, wollte er nach der allgemeinen Sitte der Fremden die merkwürdigsten Sachen jener Stadt sehen, und nachdem er Vieles in Augenschein genommen, ging er am Palaste des Kaisers vorbei in einem wunderschönen

Garten voll verschiedener Gebüsche und Pflanzen und anmuthiger Wiesen mit tausenderlei Blumen, da fiel ihm eine Tochter desselben in die Augen mit Namen Filena, welche schon erwachsen und mannbar war, sodaß der Kaiser ihr Vater wegen einer Vermählung mit dem König Wilhelm von Sicilien unterhandelte. Sobald Erasto sie erblickte, meinte er sie sei über alle Vergleichung schön und verliebte sich so heftig in sie, daß er Tag und Nacht keinen Genuß und keine Ruhe hatte, wenn er sie nicht sehen durfte. Da nun der Garten, in welchem Erasto Filena erblickt hatte und wo sie ihn gleichfalls sehen konnte, ganz außerhalb des Palastes sich befand und sie oftmals zu ihrem Vergnügen dorthin kam, war dem Erasto das Glück in dieser Sache so günstig, daß, als er wieder des Weges kam, der an dem Garten hinlief, in dem Augenblick, wo der dem schönen Fräulein in die Augen fiel, sie in Erwägung des Wesens und Betragens Erasto's, welcher von schöner Gestalt und edelm Anblick war, sich gleichfalls in Liebe zu ihm entzündete; und die Schritte wurden ihr sehr theuer, welche Erasto um sie zu sehen eifrig und angelegentlich durch diese Straße machte. Während nun der liebende Jüngling so weit war und die Liebesflammen in seinem Busen verborgen hielt, jammerte er bei sich selbst und sprach, als er nach Haus kam: O grausames, unerbittliches und kränkendes Geschick, bist du jetzt noch nicht zufrieden mit deinen Schlägen, die mich früherhin so grausam gequält haben? Ist es dir nicht genug, du neidische Feindin jedes Glücklichen, mein ganzes Wohlsein umgestoßen zu haben, indem du mich aus einer hohen und erhabenen Stellung verdrängtest und in die tiefste Tiefe des Elends stürztest; blind mit deinem ungesuchten Rathe, indem du einige Zeit ganz die meinige warst, und taub meine traurigen Klagen über meine Widerwärtigkeiten zurückweisend hast du so trügerisch, so unversöhnlich dein Gesicht verändert? Ist es dir nicht genug, sage ich, so lange Zeit meine

Feindin gewesen zu sein und mich allenthalben grausam zu verfolgen, daß du noch in dieser letzten Zeit, da ich eben in mein Vaterland zurückzukehren und dort mit meinem Eifer und meinen Bemühungen mich aus deinen Händen zu befreien gedachte, mich gewaltsam zurückhältst und verlangst, daß ich leidig umkomme? O glühende schmeichlerische Liebe, großmächtiger Despot der menschlichen Herzen, mir wollte es nicht zu Sinne, daß deine Pfeile sich über die Unglücklichen und Armen auch ausdehnen dürfen und daß in bekümmerten Herzen, die von kranken und schweren Gedanken belastet sind, eine Stätte für dich sein soll. Aber ich sehe und erkenne wohl, daß nicht leicht von deiner Gewalt ein lebender Mensch sich losmachen kann und daß jeden noch so festen Vorsatz deine Waffen durchdringen, da ich unglücklicher Jüngling, ein wahrer Spiegel jedes Misgeschicks, obschon ich mir bestimmt vorgenommen, auf nichts anderes zu achten und mit sonst nichts die Zeit meiner Jugend auszufüllen, als einigen Gewinn zu machen, um mein Leben zu fristen und mich gegen die Armuth zu schützen, welche die Größe meiner Seele in keiner Weise geduldig ertragen kann, nunmehr durchbohrt von deinen Geschossen mitten auf dem Wege aufgehalten werde.

Auf diese Weise beklagte sich Erasto und als er weiter vernahm, daß der Kaiser schon beschlossen habe, die Tochter an jenen Fürsten zu vermählen, verfiel er in noch viel größere Betrübniß. Er beschloß, sich einige Zeit in Constantinopel aufzuhalten und besann sich, getrieben von glühendem Verlangen, das ihm das Herz entzündete, so gut als möglich die erkauften Waaren wieder zu verwerthen und sie in Baar umzusetzen, um seiner geliebten Filena folgen zu können, wohin sie gehe. Der Kaiser ließ ein wohlausgerüstetes und mit einer zu jedem Dienste geeigneten Mannschaft wohlversehenes Schiff bereit halten und gedachte damit die geliebte Tochter ihrem Bräutigam zu übersenden. Erasto hatte dies alles bis

ins Einzelne in Erfahrung gebracht, er bestach den Patron des Schiffes mit zweihundert Goldgulden, damit er ihn unter die Zahl derer auswähle, welche zur Bewachung der Prinzessin verordnet wurden, um mit eigener Person und am gleichen Orte seine theure Filena begleiten zu können. Er versah sich daher ganz gut mit Rüstungen und allem, was einem gut geschmückten Soldaten geziemt, und eines Morgens in der Frühe stiegen sie an Bord, die Tochter des Kaisers mit großen Reichthümern und Schmuck, nebst der ganzen Gesellschaft, die zu diesem Zwecke verordnet war, sie gingen mit gutem und günstigem Winde unter Segel, passirten die Meerenge von Gallipoli, entfernten sich von Romanien und kamen nach und nach an den Inseln des Archipels vorüber. Sobald Filena Erasto erblickt hatte, stellte sie sich sein Vorhaben vor und kam mit ihm eines Nachts heimlich ins Gespräch über ihr Liebesverhältniß. Aber sie waren kaum etwas über die Insel Palmosa hinaus gelangt, welche unter andern in dem besagten Meere liegt, als sie von einer ziemlichen Anzahl von Rennschiffen von Korsaren angegriffen wurden. Als diese das gut ausgestattete Schiff sahen, in welchem sie viel Gewinn und hinreichende Beute zu finden hofften, umzingelten sie es, bekämpften es mit aller Macht und zwangen die Schiffsleute wegen der Überzahl und Überlegenheit der Feinde den ungleichen Kampf zu verlassen, sich zu ergeben und den Korsaren als Beute zu überliefern, indem sie die Knechtschaft dem Tode vorzogen. Die schöne unglückliche Filena aber, als sie kein anderes Mittel für ihre Rettung sah und ihr nur die Wahl gegeben war zwischen dem Tode und kläglicher Gefangenschaft, ergriff einen Pack ihrer kostbarsten Juwelen, band sie mit einer goldenen Kette um den Hals fest, faßte eine Kiste und stürzte sich mit Erasto ins Meer. Er, der wie ein Fisch schwamm, hielt sie fortwährend empor und rettete sie beide mannhaft vom Tode. Auf der ersten Insel, die

sie erreichten (denn dieses ganze Meer ist besät mit unzähligen Inseln), ruhten sie aus, die schöne Filena legte männliche Tracht an und am folgenden Tag setzten sie auf einer kleinen Barke über nach Samos, einer nicht sehr weit von Asien entfernten Insel. So hatte sie ihr günstiges Schicksal frei gemacht und gegen den Angriff der Feinde gesichert. Erasto und Filena stiegen von aller Gefahr entledigt ans Land, wohnten in der folgenden Nacht in Smyrna und erreichten das Ziel ihrer zärtlichen Wünsche. Als Filena demnächst schwanger ward, kam sie auf verschiedene neue Gedanken und entschloß sich endlich nach Constantinopel zurückzukehren und nach den Kränkungen des Geschicks zu versuchen, ob sie beide mit Anwendung einiger List noch in ruhigem und heiterem Zustande leben können. Filena war nicht undankbar gegen die von Erasto empfangene Wohlthat, der ihr in so großer Gefahr das Leben aus den Wellen des Meeres gerettet hatte, sie verpfändete ihm ihr Wort und versprach ihm, nie jemand anders als ihn zur Ehe zu nehmen. Als nun die Sachen so standen und der Kaiser ihr Vater keine Nachricht erhielt von der Ankunft seiner Tochter bei ihrem Bräutigam, gerieth er in Besorgniß und schickte einen Botschafter mit eigenhändigen Schreiben, um Kundschaft über sie einzuziehen. Als dieser von Wilhelm ihrem Bräutigam erfahren hatte, daß nie ein Schiff bei ihm von dort angekommen sei, kehrte er zum Kaiser zurück und überbrachte ihm die betrübte Kunde. Der Vater war ganz niedergeschlagen über den Verlust seiner Tochter, die Unruhe trieb ihn beständig um und er versank in eine unglaubliche Schwermuth. Unterdessen verließen Erasto und Filena Smyrna, sie wandten sich von dort nach Natolien und kamen nach großen Reisebeschwerlichkeiten und mannigfachem Aufenthalt nach Scutari, von wo sie über die Meerenge setzend in Constantinopel ankamen. Da Filena in Männertracht auftrat und niemand sie erkannte, behielt sie Erasto mehrere Tage in

Constantinopel verborgen. In dieser Zeit ersann er einen neuen Betrug, gab sich für einen reisenden Kaufmann aus und schickte zu dem Kaiser, um ihm durch einen seiner Leute sagen zu lassen, es sei ein Kaufmann aus Morea hier angekommen, der Seiner Majestät Nachricht von seiner Tochter bringen wolle. Der bekümmerte Vater ließ ihn hierauf sogleich vor sich kommen und fragte ihn mit Thränen in den Augen, was an der Sache sei. Erasto erzählte ihm nun den ganzen Vorfall mit der Wegnahme des Schiffes durch die Korsaren, aber fügte bei, wie sie um tausend Goldgulden verkauft worden sei an einen edeln Mann von erlauchtem Blute, der nun ihn als Botschafter an Seine Majestät sende, um seine Tochter zur Frau zu bekommen. Er habe sie gekauft und die hohe Summe Geldes nicht gespart, sondern sie aus der harten Sklaverei der Korsaren und jedem andern Unglück gesund und wohlbehalten errettet. Als der Vater die Kunde vernahm von dem Leben Filena's, freute er sich so sehr, daß er antwortete, wenn jener Mann ihrer Person und ihres hohen Standes würdig sei, so werde er sie ihm gerne überlassen, doch wünsche er ihn und sie zu sehen, die er schon viele Monate als todt beweint habe. Erasto ließ nun wieder einen Monat verstreichen, bis er sie dem Vater zeigte, um sich den Schein zu geben, als sei sie von Ferne her gekommen. Als es ihm sodann Zeit schien, stellte er sie in Frauenkleidern ihrem Vater vor. Sobald der erfreute Vater seine Tochter sah, umarmte er sie zärtlich, küßte sie auf die Stirne und ließ sich ihr ganzes Unglück von ihr erzählen. Erasto, dem es Zeit schien, sein wankelmüthiges Glück auf die Probe zu stellen, sprach, da Filena schwieg, auf folgende Weise zum Kaiser: Es ist eine natürliche Sache, allgerechtester Kaiser, Wohlthaten zu säen, um die Früchte davon zu ernten, und ernstlich getadelt wird der, welcher im Anerkenntniß dessen lässig erfunden wird. Einen solchen nennt man mit Recht nicht nur einen undankbaren Menschen,

und der Undank gilt für das verwerflichste Laster, sondern auch einen gottlosen, einen Verletzer aller Religion. Und wenn das so ist, wie wir es in Wahrheit sehen, welches Gedächtniß, welches Verdienst, welche Vergeltung kann der Wohlthat dessen entsprechen, der einen andern vom Tode zum Leben, von der Verzweiflung zur Hoffnung, von grausamer Sklaverei zur Freiheit rettet und in seinen früheren Zustand, in welchem er sich wohlfühlte, zurückführt? Der Mann, der deine Tochter von Sklaverei und Tod befreit hat, ist der, welcher jetzt vor dir redet, er heißt Erasto, erlaucht durch Adel des Blutes, entsprossen aus dem erhabenen Stamme der kretischen Könige, aber durch den Neid des Schicksals in Armuth gesunken und hierher gekommen, um in Constantinopel Handelsgeschäfte zu treiben; als aber deine Tochter Filena zu ihrem Verlobten reisen sollte, faßte er den glücklichen Entschluß, sich auf demselben Schiffe einzuschiffen, welches sie wegzuführen bestimmt war, und mit einer Summe Geldes, die ihm eben verfügbar war, nach den Inseln des Archipels zu reisen. Nicht weit von der Insel Palmosa wurden wir, wie deine Tochter dir bereits erzählt hat, von Korsaren überfallen, welche das Schiff heftig angriffen und nahe daran waren, es zu erobern. Aus Furcht vor der Sklaverei stürzte sich die unglückliche Filena auf einer Kiste ins Meer; aus Mitleid mit ihr folgte ich ihr nach und bot ihr solchen Beistand, daß wir von einer Insel des Archipels zur andern übersetzten und ich sie nach langer Zeit endlich wohl und gesund von aller Gefahr frei hierher nach Constantinopel brachte. Und wie Filena dankbar für die empfangene Wohlthat mir ihr Wort gegeben hat, meine Gattin werden zu wollen, so hoffe ich von dir, der ein gerechter Fürst sein muß, schuldigermaßen die schon so sehr ganz von Filena mir gewährte Gunst erwarten zu dürfen. Und wenn den Weisen die Vernunft, den Barbaren die Nothwendigkeit, den Völkern die Sitte, den Thieren der Naturtrieb das

Gesetz vorschreibt, alle ihre Kraft und Mittel auf die Erhaltung ihres Lebens zu verwenden, wenn ich deiner Tochter das Leben erhalten habe, das sie zuerst von dir als ihrem früheſten Ursprunge empfangen hat, so mußt du als ihr Vater und die erste Ursache ihres Lebens die Erhaltung deines Eigenthums durch mich um so mehr als Verdienst anerkennen und nicht weniger vielleicht, als wenn ich dein eigenes Leben vom Tode errettet hätte, insofern du ja das Fleisch und Blut deiner Tochter als das deinige betrachten mußt.

Diese und andere gewichtige Gründe brachte Erasto dem Kaiser vor, und nachdem er seine Worte geendet hatte, antwortete ihm ihr Vater, der ihm sehr aufmerksam zugehört, er beabsichtige in keiner Weise ihm undankbar zu sein für die Errettung, welche durch seine Vermittelung Filenen zu Theil geworden; vielmehr, zumal er aus hohem königlichen Geschlechte stamme, werde er vielleicht, wenn er sich etwas darüber besonnen habe, sie ihm als Gemahlin übergeben. Er behielt sich nun einige Tage Bedenkzeit vor, um ihm zu antworten. Erasto wohnte von jetzt an im Palaste des Kaisers, Filena hatte den vierten Monat ihrer Schwangerschaft vollendet, ihre Beleibtheit nahm täglich zu und als sie eines Tages in ihrem Gemache mit ihrem Vater sich unterhielt, bemerkte er endlich diese ihre Umstände. Darüber war er trauriger als je und fragte sie eines Morgens, woher die Schwangerschaft rühre, die er an ihr bemerke. Filena leugnete und schrieb alles der natürlichen Beschaffenheit ihres Leibes zu. Der Kaiser aber schöpfte einen richtigen Verdacht, ließ Erasto unvermuthet festnehmen, brachte ihn auf die härtesten Foltern, die ein Mensch bestehen kann, und so ward er gezwungen, am Ende die Wahrheit zu bekennen. Er holte einen tiefen Seufzer und fing an zu seiner Vertheidigung mit dem Kaiser also zu sprechen: Ich leugne nicht, erbarmungsreicher Fürst, daß ich durch mein Vergehen deinen Unwillen verdient habe; aber ich bin auch

überzeugt, daß du als ein kluger und milder Herr in Anbetracht der drei Punkte, nämlich, mit wie großer Schönheit deine Tochter begabt, wie schwach die Kraft der Jugend und wie sicher das Eheversprechen ist, das mir Filena gegeben, in Rücksicht hierauf, sage ich, und da ich demüthig wegen der vergangenen Unbill um Verzeihung bitte, nachdem du mich zum armen Schelm gemacht, mich gerne loben wirst. Denn wenn du dich für beleidigt erachtest dadurch, daß ich ohne deine Zustimmung Filena erniedrigt habe, nachdem ich doch von ihr ein vollständiges Eheversprechen erhalten, das sie mir freiwillig, ohne Begehren von meiner Seite ertheilt hat und wodurch sie auch nicht geringer zu werden dachte, so war meine Sünde doch so bedeutend nicht, da ich in Gegenwart Gottes mit ihr den Ehebund schloß, daß ich deiner Begnadigung so durchaus unwürdig wäre. Ich unterlasse zu sagen, daß ich in keiner Weise mich überzeugen kann, du werdest mich, der ich deine Tochter von den Stürmen des Meeres und aus schnöder Sklaverei errettet habe, so behandeln wollen, als hätte ich unter den grausamsten Qualen sie und alle deine Verwandten ums Leben gebracht. Wäre es mir hiernach nicht besser gewesen, ich hätte deine Tochter ertrinken, sie den Fischen zur Beute werden und an den spitzigen Klippen zerschellen lassen, als daß ich sie frisch und gesund aus aller Gefahr erlöste? Wie könnte man je eine größere Grausamkeit finden? Wo ein so wildes erbarmungsloses Wesen, das zum Lohn für die Lebensrettung einem andern einen grausamen Tod gäbe? Nimmermehr kann ich glauben, daß ein so harter Spruch von einem Menschen ausgehen wird; denn es findet sich kein so barbarisches, so aller Menschlichkeit entblößtes Volk, das zum Lohn für eine so wichtige Wohlthat sich so ruchlos die Hände befleckte; man würde einen solchen Menschen eher für ein wildes Thier und für eine in menschliche Gestalt gekleidete lybische Schlange halten. Wirst du dich über den Tod des

Mannes freuen, der dir selber, der deinem Fleische das Leben gerettet hat? Wird mein Blut deine Begierde und deine Augen sättigen? Und glaubst du nicht, daß du viel unglücklicher wärest, wenn du lebtest, als ich, wenn ich so grausam gegen alle Vernunft, gegen das Gesetz der Natur und die Sitten der Menschen sterben müßte?

Bis hierher hatte Erasto mit traurigem und weinendem Gesichte mit dem Kaiser gesprochen, er warf sich vor ihm nieder und flehte um Gnade, und er bereitete sich vor, in seiner Rede fortzufahren, als jener voll Zorns und glühenden Unwillens ihn unterbrach.

Da wir, sagte der Kaiser, dich als Abkömmling eines hohen königlichen Stammes kennen, hätten wir deiner Bitte um die Hand Filena's gerne gewillfahrt, wenn du nicht vor unserer Zustimmung und vor der öffentlich vor aller Welt gefeierten Hochzeit unsere königliche Krone mit einem solchen Mackel belegt und ihre Ehre befleckt hättest. Nachdem du aber einen so großen Fehltritt gegen uns begangen und uns große Schande zugezogen, beabsichtigen wir, ein strenges Urtheil über dich und unsere Tochter ergehen zu lassen und euch zum Tode zu verdammen.

Nach diesen Worten befahl er, dem Drange seiner Leidenschaft folgend, einem seiner Getreuesten, welcher lange Zeit unter seiner Leibwache gedient hatte, die beiden gefangen zu setzen, und nach drei Tagen sie heimlich mit einem Gewichte am Hals ins Meer zu werfen und sie zu ersäufen. Wie groß hierüber die Verzweiflung und der Schmerz Erasto's und Filena's war, möge jeder sich selbst vorstellen. Die armen unglücklichen jungen Leute hatten nun nur noch einen einzigen Ausweg: sie gedachten durch große Summen die Wache zu bestechen, um auf diese Weise einem so schmachvollen Tode zu entgehen. Filena gab dem Wächter am ersten Abend zwei Juwelen vom höchsten Werthe, welche sie unter andern von ihren früheren Verlusten noch übrig hatte, worauf

er beide in der folgenden Nacht entweichen ließ. Als nun die Zeit kam, da er sein Henkeramt hätte vollzogen haben sollen, sagte er zum Kaiser, er habe sie seinem Urtheilsspruche gemäß im Meere ersäuft. Nachdem sie so der Gefahr entronnen waren, vertauschten Erasto und Filena ihren Anzug mit den gemeinsten Kleidern; nach so großer Noth lächelte ihnen das Schicksal schmeichlerisch und nach so heftigen und bedenklichen Schlägen des Geschicks bestiegen sie unerkannt ein kleines Fahrzeug, kamen vor die Meerenge von Gallipoli heraus nach Tenedo, begaben sich dort auf ein sicheres Fahrzeug und schifften in wenigen Tagen von einer Insel zur andern, bis sie glücklich nach so viel Leiden nach Kreta gelangten, woselbst sie fortan ein ruhiges Leben führten und ihrer schwer erworbenen Liebe Früchte lange Zeit ungestört genossen. Erasto machte Filena unverweilt zu seiner Gemahlin, sie gebar ihm einen Sohn nach Verlauf ihrer Schwangerschaft, welcher, so viel man weiß, nach vielen Jahren durch seine Tugenden und seinen Reichthum König dieser Insel wurde. Hieraus kann man sehen, daß man nicht so jedes Übel der Liebe zuschreiben muß, das wir vielmehr immer selbst veranlassen, sondern vielmehr nach Erasto's Beispiel alles Gute. Er war aus armen und kläglichen Umständen durch Filena zu Reichthum und Glück emporgestiegen.

---

## 68. Der Kaufmann aus Genua.

(Tag 6, Nov. 36.)

Wie ich schon öfter erzählen hörte, lebte in Genua ein sehr reicher junger Kaufmann, Namens Giannotto. Er war viele Jahre lang von seiner Vaterstadt entfernt gewesen, hatte verschiedene Theile der Welt in Handels-

geschäften durchzogen und wünschte nun, sich zur Ruhe zu begeben und irgendwo festzusetzen. Da kam er endlich nach Neapel, der edeln berühmten Stadt Italiens. Nachdem er einige Zeit dort verweilt hatte und noch immer dort verweilte, entweder weil ihm schien, seine Geschäfte gedeihen ihm daselbst besser, als anderswo, oder angezogen von der reizenden Lage der Stadt, begab es sich, daß sich ihm Gelegenheit zur Ehe bot mit einer Tochter eines neapolitanischen Edelmanns. Er überlegte, daß diese Sache ihm in manchen Rücksichten vortheilhaft werden könne, und ergriff die Gelegenheit, weil sie ihm ehrenvoll und zu seinem Vorhaben passend schien. Nach einer schönen prachtvollen Hochzeit führte er das Mädchen, welches Leonora hieß, als seine Braut heim. Er mochte sich hernach vielleicht ein Jahr in Neapel aufgehalten haben, da fiel es ihm ein, nachdem er so lange Zeit von seiner Heimat entfernt gewesen sei und durch seinem Handel und Fleiß sich einiges Vermögen erworben habe, mit seiner Gattin nach Genua zurückzukehren. Giannotto's Einfall reifte zum Entschluß. Er bestieg, als es ihm passende Zeit schien, mit seiner Frau ein Schiff, worauf er seine Güter hatte laden lassen, verließ mit seiner Gesellschaft den Hafen von Neapel und fuhr auf Genua zu. Wie nun das launenhafte Schicksal oft gern die Vorhaben der Menschen durchkreuzt, so wollte es, nachdem es Giannotto bisher in allen seinen Unternehmungen günstig gewesen war, daß die gegenwärtige einen ganz andern Ausgang nahm, als er dachte. Denn eines Morgens mit Aufgang der Morgenröthe überfiel die Schiffenden bei Piombino ein großer heftiger Wind, das Meer begann zu schwellen und wogte allmälig im wüthendsten Sturm empor, der das Fahrzeug nach kurzem Kampf wider die Corsica gegenüberliegende Insel Caprara warf, an dessen hüglichtem Strande es scheiterte und alle Mannschaft ertrank. Der unglückliche, von seinem Geschick in dieses äußerste Elend gebrachte Giannotto klammerte sich

an ein Brett, das ihm der Zufall entgegenstieß, und stürzte in das Meer. Von Wind und Wellen bald hierhin bald dahin geworfen, trieb er zuletzt auf der unfernen Insel Elba ans Land. Um nun auf Leonora zurückzukommen, die unglückliche junge Frau hatte mit einer ihrer Mägde aus Furcht vor dem Wasser das Schiff nicht verlassen, sondern erwartete auf dem Hintertheile desselben jeden Augenblick ihren Untergang. Die Folge davon war, daß durch diesen Umstand ihr Geschick ihr gerade zu Hilfe kam, und weder sie noch ihre Magd ertrank; denn das Schiff war auf eine Sandbank gerathen und ruhte daselbst fest. Die beiden Frauen verbrachten die fürchterliche Nacht in steter Todesangst. Doch legte sich endlich Sturm und Ungewitter und sie erblickten mit der Morgenröthe ein anderes Schiff, das von Corsica abgegangen war und auf sie zusegelte. Sobald es unfern von ihnen vorüberfuhr und Leonora es erblickte, gab sie alle möglichen Zeichen, und schrie und rief, je näher es kam, so lange mit ihrer Magd um Hilfe, bis die Seeleute aufmerksam wurden und erkannten was vorgegangen war. Sie zogen die Segel ein und steuerten auf das gescheiterte Fahrzeug los. Durch Leonora's Klagen und das Mitleid mit ihrer Gefahr gerührt nahmen sie beide Frauen zu sich an Bord und retteten dabei auch einige ihnen übriggebliebene Sachen von dem Verdeck des zertrümmerten Schiffes. Leonora hatte vorsichtiger Weise, da ihre sonstige Habe und die Waaren auf dem Schiffe fast alle ins Meer geschleudert waren, vorher aus einer kleinen Kiste eine gute Summe Geldes zu sich gesteckt, gab aber dessen ungeachtet gegen die Seeleute des andern Schiffes vor, von Allem entblößt zu sein. Als nun Leonora auf das andere Schiff gestiegen war, begab es sich, daß ihre Schönheit und ihre Reize in zweien Reisenden eine heftige Leidenschaft entzündeten. Ohne daß einer vom andern wußte, bestürmten sie sie während der Fahrt mehrmals um das Geschenk ihrer Liebe; Leonora

aber bei ihrer Ehrbarkeit hielt sich immer gegen diese Wünsche zurück und bezeugte ihre Abneigung dagegen. Doch dauerte es nicht lange, bis sie von dieser Versuchung befreit wurde; denn als das Schiff in Livorno landete, setzte der Schiffsherr jene beiden Reisenden mit ihrem Gepäck ans Land, Leonora aber, die sich vorgenommen hatte, nach Genua zu gehen und daselbst sich festzusetzen, wurde mit dem Schiffspatron über eine nicht unbedeutende Summe einig, die sie ihm versprach, durch ihre Verwandte in Genua auszahlen zu lassen, und bewog ihn dadurch, weiter zu fahren, wohin sie sich zu gehen vorgenommen hatte, in der Absicht daselbst ihren Gemahl zu erwarten, wenn vielleicht das Glück ihm das Leben gerettet habe. Giannotto aber, den die Meereswogen an eine sichere Küste getragen hatten, war wie gesagt auf der Insel Elba geborgen und entschloß sich nachher, nach Piombino zu gehen. All seiner Habe beraubt bis auf die Lappen, die er an sich hatte, und an nichts weniger denkend, als daß seine Frau am Leben sei, beschloß er sich nach Ancona zu wenden. Und als er nach vielen Tagereisen in sehr übelm Zustande und elend daselbst anlangte und sein Auskommen zu finden suchte, bot er sich in dieser Stadt als Diener an. Er ging bei einem Anconer Edelmann in Dienste und brachte sich, so gut er konnte, in dessen Hause durch. Leonora war indessen in Genua angelangt, sie fragte bei vielen Leuten der Stadt nach Giannotto, aber kein einziger konnte ihr über ihn Auskunft ertheilen, ja es fand sich niemand, dem er nur bekannt war, denn Giannotto war schon gar jung von seiner Vaterstadt geschieden und lange von Hause weg gewesen. Als daher Leonora nichts von ihrem Gemahl hörte, entschloß sie sich, in Genua zu bleiben und zu warten, ob er nicht vielleicht komme. Und wenn sie ihn auch nicht kommen sehe, sei es wegen seines Todes oder eines andern ihm zugestoßenen Unfalls, und keine Nachricht mehr von ihm erhalte, gedachte sie,

doch nicht wieder von hier weg zu gehen, ſondern als Wittwe den Reſt ihres Lebens hier zuzubringen. Und obwol ſie noch ſehr jung war (denn ſie hatte das zwanzigſte Jahr noch nicht erreicht), war doch die Liebe zu dem Gemahl in ihrem Herzen ſo ſtark, daß ſie ihn nicht, wie es viele Frauen machen, in der Entfernung vergaß, vielmehr ihm die Treue unverletzt bewahren wollte, wie es ihre Ehre ihr zu erfordern ſchien. Giannotto war nun vielleicht zehn Jahre in den Dienſten dieſes anconitaniſchen Edelmanns, aber in einem niedrigen armſeligen Zuſtande, jedoch wegen ſeiner guten und treuen Dienſte bei ſeinem Herrn ſehr beliebt. Da er nun ſeine Habe verloren hatte und feſt überzeugt war, ſeine Frau ſei mit den andern in den Wellen umgekommen, meinte er, in dieſer ſeiner Betrübniß und ärmlichen Lage bleibe ihm kein anderer Troſt mehr übrig, beſchloß daher, heimzukehren, um vor ſeinem Tode ſeine Vaterſtadt noch einmal zu ſehen, nachdem er jetzt fünfundzwanzig Jahre lang von dort war entfernt geweſen. Bei ſeiner Abreiſe hatte er ein Paar Brüder daſelbſt zurückgelaſſen, von denen er zu wiſſen wünſchte, was aus ihnen geworden ſei und ob einer von ihnen noch lebe. Giannotto nahm daher von ſeinem Herrn Urlaub, verließ Ancona, und als er nach vielen Tagereiſen endlich nach Genua kam, wurde er von niemand mehr erkannt; denn ſein Ausſehen hatte ſich gegen früher gar ſehr verändert, weil er bärtig und alt geworden war. So ging er nun auf das Haus ſeines Vaters zu. Dort fand er von allen ſeinen Brüdern, deren er vier gehabt hatte, nur noch einen einzigen am Leben und ohne Kinder, wohlbetagt und reich begütert. Als dieſer Giannotto ſah, ihn aber nicht von ſelbſt erkannte, gab ſich der Fremde endlich zu erkennen. Die Freude und den Jubel, den die Brüder empfanden, die ſeit vielen Jahren gar nichts von einander gehört hatten, mögt ihr ſelbſt beurtheilen. Die Umarmungen und Bewillkommnungen wollten gar nicht aufhören und Gian-

notto erzählte sodann dem Bruder nach der Reihe alle seine Verluste von Anfang bis zu Ende. Leonora, welche ihren Gatten so lange in Genua erwartet hatte, als dieser in Ancona als Diener lebte, war, als sie sah, daß er nicht kam, der Meinung, Giannotto sei bei jenem Schiffbruche umgekommen, und hatte nun keine Hoffnung mehr auf seine Rückkehr. Mit dem in dem Seesturme geretteten Gelde erhielt sie, da sie nur sehr geringe Ausgaben machte, ihr Leben. Da sie noch jung und sehr schön war, hatten einige Edelleute der Stadt sie mit Versuchungen verfolgt und die reichsten artigsten Jünglinge um ihre Liebe gebuhlt; aber sie wollte sich nie auf etwas einlassen, was den guten Sitten zuwider war. So hütete sie, so viel an ihr war, ihre Sittsamkeit und ließ sich lieber manche Unbehaglichkeit gefallen, als daß sie irgendwie ihre Ehre beeinträchtigt hätte. Da nun Giannotto in seinem Hause mit seinem Bruder auf ganz ehrenvolle Weise sein Auskommen fand, weil dieser kinderlos war und niemand hatte, der ihm näher stand, gab Giannotto jeden Gedanken auf, nach Ancona zurückzukehren. So war er vielleicht ein Jahr dort gewesen, ohne daß er von seiner Frau, noch sie von ihm etwas wußte, als das harte zürnende Schicksal, das Giannotto in vielen Dingen sich so feindselig gezeigt und so viele Klagen von seiner Seite sich zugezogen hatte, sein Benehmen gegen ihn veränderte und nach so vielen Stößen und Umwälzungen sich ihm heiter und freundlich zeigte. Eines Tages ging nämlich Giannotto ganz allein durch eine Straße, wo Leonora's Zimmer sich befand, da sah jene Magd, die mit ihr auf dem Schiffe gewesen war und sie nie verlassen hatte, ihn am Hause vorbeigehen. Sie faßte ihn scharf ins Auge, sie meinte ihn zu kennen, und begann sich des Giannotto zu erinnern, so sehr er sich auch gegen früher verändert hatte. Sie rief daher schnell ihre Gebieterin ans Fenster und zeigte ihr ihn. Auch Leonora erkannte den Gatten wieder, und von unschätzbarer

Freude erfüllt schickte sie sogleich die Magd hinunter, um ihn zu sich in das Haus zu bringen, und stieg selbst die Treppe hinab, um ihn im Flur zu erwarten. Wie nun Giannotto vor sie gekommen war, weinte Leonora vor großer Rührung und fing an, auf folgende Weise zu ihm zu reden: Mein Herr, ihr glaubt mir sicherlich, daß nur ein hochwichtiger Grund mich bewogen hat, euch meine Magd nachzuschicken, um euch zu mir zu bescheiden; ich glaube nämlich, ich wäre anders nicht wieder von euch erkannt worden. Aber sagt mir, ich bitte euch inständig, ob ihr jemals in einer Lebensgefahr gewesen seid, in welcher ihr etwas euch Theures verloren habt, obwol euch selbst das Geschick heil und unverletzt aus jener Gefahr errettet hat. Wenn euch irgend ein solcher Unfall ins Gedächtniß kommt, so bitte ich euch, denkt nach, welchen Gegenstand ihr von denen am schmerzlichsten vermisset, den ihr bei dieser Gelegenheit verloren habt, und gebt es mir an! So werde ich euch dann auch sogleich die Ursache sagen, weshalb ich euch so dringend habe zu mir einladen lassen.

Als Giannotto Leonora's Worte gehört hatte, antwortete er ihr also: Edle Frau, ich erlitt in meinem bedrängten Leben nicht wenige Unglücksfälle und einige Abschnitte desselben waren so reich an Gefahren, daß ich nicht hoffen konnte, ihnen mit dem Leben zu entgehen, obgleich mir des Allmächtigen Gnade es dennoch erhalten hat, er weiß, zu welchem Ende. Fragt ihr mich, ob ich etwas verloren habe, so weiß jeder, der hier in meiner Vaterstadt lebt und mich kennt, wie ich schon viele Jahre von hier abgereist und in welchem Zustande ich zurückgekehrt bin. Verlangt ihr von mir zu wissen, ob unter den mir geraubten Gegenständen (es waren sehr reiche Waaren, die ich im Schiffbruch einbüßte) ich auch etwas verloren habe, was mir besonders theuer war, so antworte ich: Ja. Denn ich verlor etwas, in dessen Vergleich mir jede andere schwere Herzenswunde leicht zu erdulden schien, meine Frau, die ich in eben dem Jahre

erſt in Neapel geheirathet hatte und die, wie meine Waaren im erzürnten Meere verſunken ſind, wie ich vermuthe, eine Beute der Fiſche geworden iſt.

Wie Giannotto den Verluſt ſeiner Gattin erwähnte, ſtürzten Leonora die Thränen in ſolchem Übermaße aus den Augen, daß ſie ihr jede Empfindungskraft benahmen und ſie bewußtlos zu ihres Mannes Füßen ſank. Als Giannotto dies merkte und vorher ſchon durch die Einladung der Frau etwas Verdacht geſchöpft hatte, wunderte er ſich ſehr über den Vorfall und fing an, ſie genauer ins Auge zu faſſen. Einige Geſichtszüge ſeiner Frau wachten wieder in ihm auf und er erkannte nun plötzlich, daß dies Leonora ſei. Ohne weitere Beweiſe zu erwarten, ſchlang er alsbald ſeine Arme um ihren Hals und ſagte: O mein geliebtes Weib, wie vermochte ich zu ahnen, daß bei einem ſo ſtürmiſchen Meere, wo die erfahrenſten muthigſten Seeleute ertrunken waren, du allein mit dem Leben davonkommen werdeſt? Und wenn du auch dort davongekommen wäreſt, mußte ich zweifeln, ob der bittere Schmerz über unſer großes Unglück dir das Leben gelaſſen habe.

Als Giannotto dies geſprochen hatte, erlaubte ihm die überſtrömende Freude nicht, Weiteres hervorzubringen. Vielmehr vergoß er heiße Thränen, er hielt Leonora feſt in ſeinem Arm und beide blieben ſo eine geraume Zeit vereinigt, ohne daß eins von beiden ſprach. Und als Leonora's ſchwache Lebensgeiſter allmälig wieder zur Thätigkeit zurückkamen und Giannotto's beklommenes Herz ſich erleichterte, bewillkommneten ſie ſich noch vielmals auf das Zärtlichſte und brachten dieſen wie viele folgende Tage mit Liebkoſungen und Mittheilungen ihrer beiderſeitigen ſchmerzlichen Erlebniſſe zu. Giannotto theilte ſodann ſeinem Bruder die Begebenheit mit und führte mit ſeiner Zuſtimmung ſein getreues Weib in ſein Haus. Nicht lange darauf ſtarb der alte lebensſatte Bruder ohne Kinder und hinterließ Giannotto mit ſeinem Sohn, den

ihm Leonora geschenkt hatte, als Erben all seines großen Vermögens. Sofort brachten sie froher und zufriedener als je den Rest ihres Lebens miteinander hin. Hieraus kann man sehen, wie wankelmüthig das Glück und das Leben der Menschen ist und wie leicht ein jeder im Laufe der Jahre von einem Äußersten zum andern übergehen kann. Man sieht aber auch, wie groß die Treue dieser Frau gegen ihren Mann, wie groß ihre Keuschheit war, da sie in solcher Jugend so sittsam die ganze Blütezeit ihrer Jahre verbracht hat, weshalb sich ihre Seelenstärke der Entsagung der Penelope des Alterthums gleichstellt.

# XXIII. Baldassare Castiglione.

1528.

## 69. Der blinde Spieler.

(Zirard. 1, 424.)

Als ich einst in Paglia übernachtete, traf es sich, daß in derselben Herberge, wo ich war, sich noch drei andere Reisende aufhielten, zwei von Pistoja, der dritte von Prato. Nach dem Nachtessen setzten sie sich, wie das so zu gehen pflegt, zum Spiele, und so dauerte es nicht lange, da hatte einer von den beiden Pistojern seine Baarschaft verloren und saß plutt und baar da ohne einen Heller im Beutel. Da fing er an in seiner Verzweiflung heftige Flüche und Verwünschungen auszustoßen, und mit diesem schlimmen Abendsegen legte er sich schlafen. Nachdem die andern zwei noch eine Weile fortgespielt hatten, beschlossen sie, dem, der ins Bett gegangen war, einen Spuk zu spielen. Sobald sie daher merkten, daß er schlief, löschten sie die Lichter aus und versteckten das Feuer; dann fingen sie an laut zu sprechen und einen Höllenlärm aufzuschlagen, als kämen sie über dem Spiele in Streit.

Du hast hinuntergesehen nach der Karte, rief der eine.

Nein, sprach der andere, du hast nicht Farbe bekannt. Das Spiel gilt nicht.

Dies und Ähnliches riefen sie mit so lauter Stimme, daß der Schlafende erwachte. Und als er hörte, daß sie spielten und sprachen, als sähen sie die Karten, machte er die Augen ein wenig auf, und da er kein Licht im Zimmer sah, sagte er: Was Teufels soll das heißen, daß ihr die ganze Nacht durch fortschreit.

Darauf drehte er ſich um, als wollte er gleich wieder weiter ſchlafen. Die zwei Geſellen aber gaben ihm weiter kein Gehör, ſondern fuhren in ihrem Treiben fort, ſodaß jener noch beſſer aufwachte und ſich zu wundern anfing. Denn da er kein Feuer noch ſonſt eine Helle ſah, und ſie doch ſpielen und ſtreiten hörte, ſagte er: Wie könnt ihr denn die Karten ſehen ohne Licht?

Darauf ſagte einer der beiden: Es ſcheint, du haſt zu deinem Geld hin auch deine Augen verloren. Siehſt du nicht, daß wir hier zwei Lichter haben?

Der, der im Bette war, richtete ſich nun auf, ſtemmte ſich auf den Arm und rief faſt zornig: Entweder bin ich betrunken oder blind, oder ihr macht Flauſen.

Die zwei andern ſtunden nun auf und gingen vorſichtig nach dem Bette zu, lachten und thaten, als glaubten ſie, jener wolle ſich über ſie luſtig machen.

Ich ſage, fuhr er fort, ich ſehe euch nicht.

Am Ende thaten die beiden, als kommen ſie in heftiges Erſtaunen, und einer ſprach zu dem andern: Ei weh, ich glaube faſt, es iſt ihm ernſt. Gib einmal das Licht her! Dann wollen wir ſehen, ob ihm wirklich ſein Geſicht getrübt iſt.

Darauf nahm denn der arme Schelm als gewiß an, daß er blind geworden ſei, weinte laut und ſprach: O liebe Brüder, ich bin blind.

Da fing er gleich an, unſere liebe Frau von Loreto anzurufen und ſie zu bitten, ihm die Läſterungen und Verwünſchungen zu verzeihen, die er über ſie ausgeſtoßen, weil er ſein Geld verloren hatte. Die zwei Geſellen tröſteten ihn jedoch und ſagten: Es iſt nicht möglich, du mußt uns ſehen. Das haſt du dir nur ſo in den Kopf geſetzt.

Nein, nein, entgegnete jener, ich habe mir es nicht nur ſo in den Kopf geſetzt. Ich ſehe euch ſo wenig, als wenn ich niemals Augen im Kopf gehabt hätte.

Dein Blick iſt ja doch ganz hell, antworteten die beiden.

Sieh nur, sprach einer zum andern, wie gut er die Augen aufmacht und wie schön sie sind. Wer sollte glauben, daß er nicht daraus sieht?

Der arme Tropf weinte immer heftiger und flehte Gott um Erbarmen an. Am Ende sagten die beiden zu ihm: Thue ein Gelübde zu unserer lieben Frauen in Loreto baarfuß und nackt eine Pilgerfahrt zu thun, denn das ist das beste Mittel, das es gibt. Unterdessen wollen wir nach Acquapendente und in die andern nahe gelegenen Ortschaften gehen und uns nach einem Arzte umsehen; wir wollen dir es an nichts fehlen lassen.

Darauf kniete der Unglückliche sogleich im Bette nieder und that unter unendlichen Thränen und in bitterer Reue über seine gotteslästerlichen Reden ein feierliches Gelübde, nackt zu der heiligen Jungfrau nach Loreto zu gehen und ihr ein Paar silberne Augen darzubringen, auch am Mittwoch kein Fleisch und am Freitag keine Eier zu essen und mit Wasser und Brot jeden Samstag zu Ehren der heiligen Jungfrau zu fasten, wenn sie ihm die Gnade erzeige, daß er sein Gesicht wiedererlange. Die beiden Gesellen gingen sodann in ein anderes Zimmer, zündeten ein Licht an und traten unter schallendem Gelächter wieder vor den armen Schelm, der, wiewol er sich frei fühlte von einer, wie sich denken läßt, nicht geringen Herzensangst, nicht nur nicht zu lachen, sondern nicht einmal zu sprechen vermochte, und die zwei Gesellen ließen ihn auch jetzt noch mit ihren Stichelreden nicht in Ruhe, sondern behaupteten, er müsse durchaus die Gelübde lösen, denn es sei ihm ja die erflehte Gnade zu Theil geworden.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

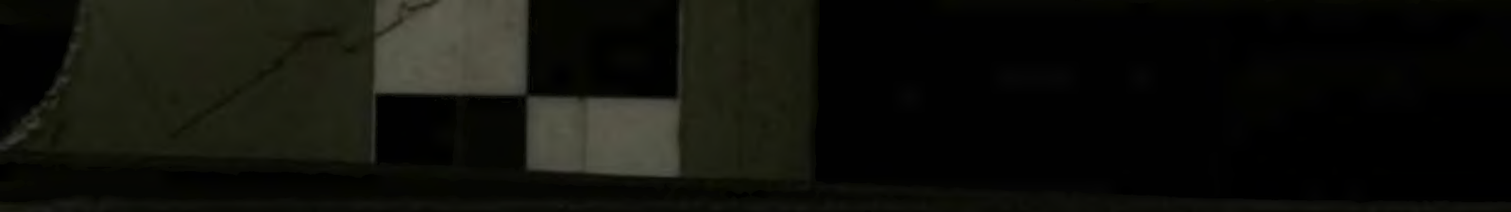
DUE AUG 27
DUE JAN 25 43

DUE SEP 22 3

AUG 21 1964 ILL

300-335

Digitized by Google



Digitized by Google